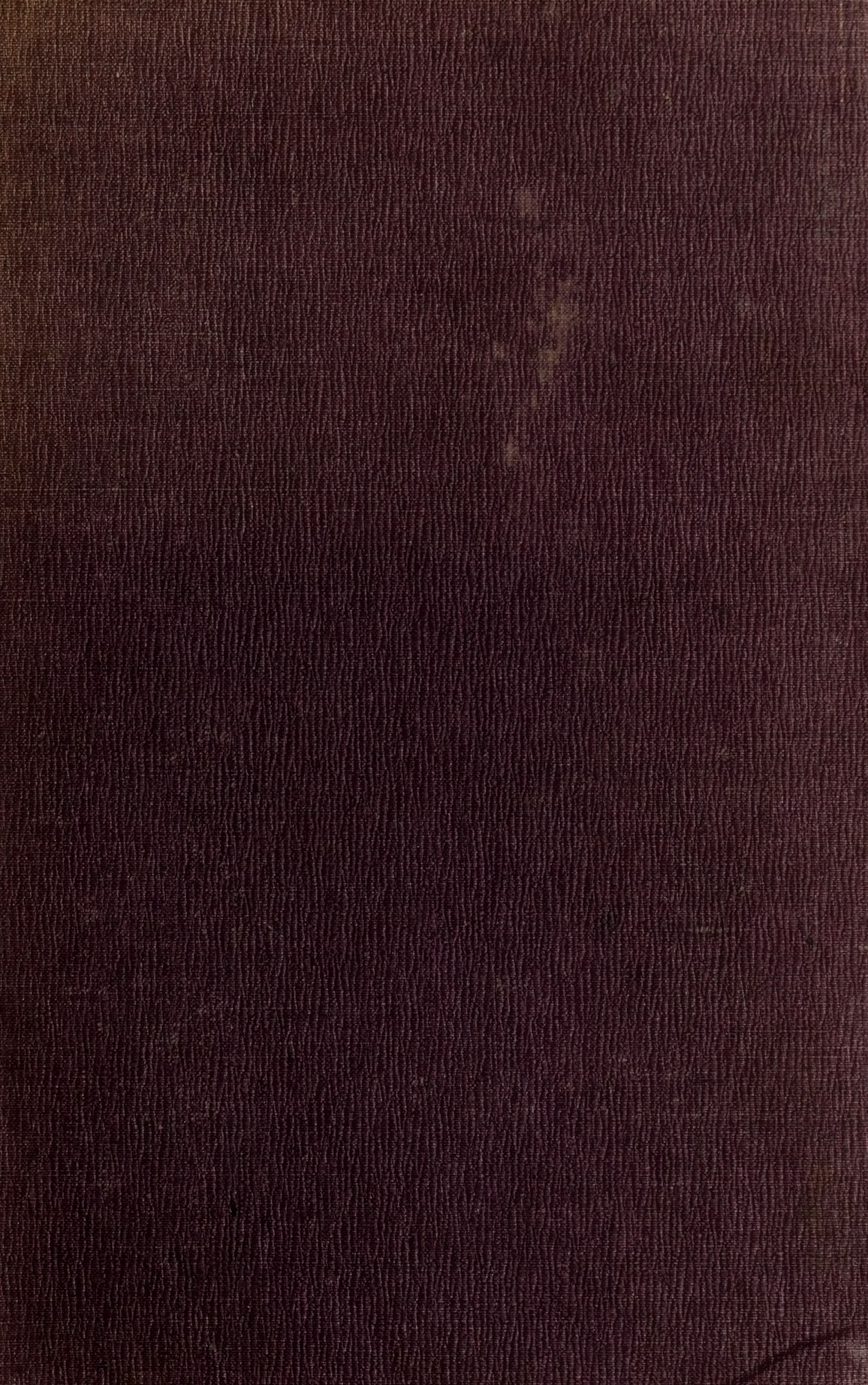
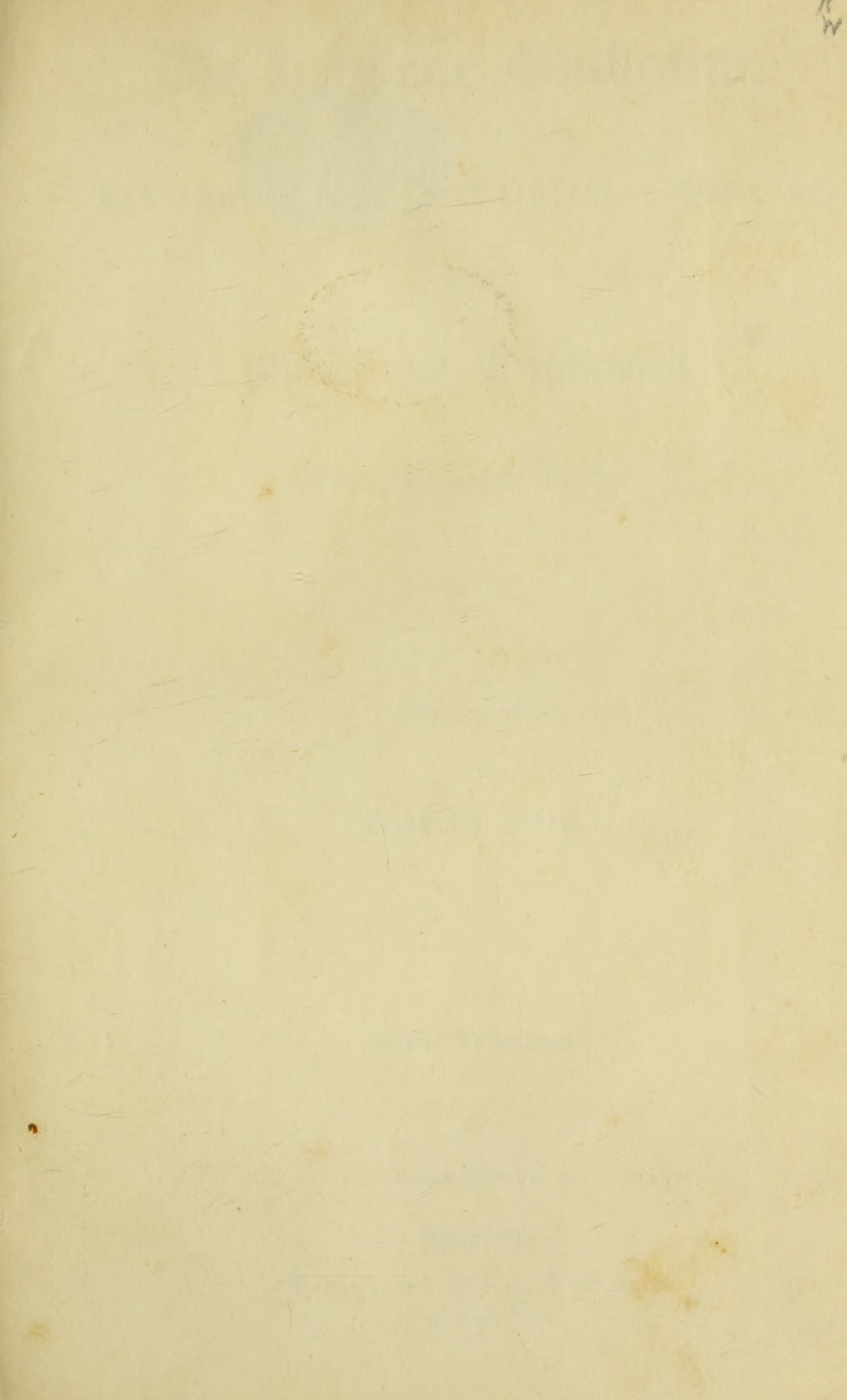





KARL TAFERNER
Hietzing N° 50

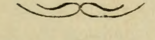
Die trockene Guillotine.

Neufranzösische Gerechtigkeit — Cayenne,

oder:

Phrase und Wirklichkeit.

Tagesgeschichtlicher Roman.

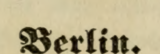


Herausgegeben

von

Friedrich Scherl.

Zweite Abtheilung.



Berlin.

Verlag von Möser & Scherl.

Ritter-Straße Nr. 71.

Zweite Abtheilung.

Cayenne oder die trockene Guillotine.

Erstes Kapitel.

Das Wiedersehen.

Einer jener herrlichen, milden und bezaubernden Herbstabende, wie sie nur dem südlichen Frankreich und Italien eigenthümlich sind, war angebrochen. Die Sonne neigte sich, von der Höhe des Zeniths herabsteigend, in strahlender Glorie dem Horizonte des Meeres zu, der sich durch eine helle, goldglänzende Linie von dem tiefen Blau des Aethers trennte. Die Lüfte vibrirten unter dem Einflusse der Sonnenstrahlen und der zurückgestrahlten Wärme des Bodens, welche doppelte Motoren die Luftschichten in verschiedenartige Strömungen brachten, so daß dadurch ein steter, leichter Luftzug entstand, der die Hitze des Tages bedeutend milderte. Dazu gesellte sich bald, von der Rhede herwehend, ein kühler, erfrischender Seewind, der um so kräftiger blies, je mehr die Sonne niedersank. —

Zwischen Cujes und den Orangengärten von Ollioules, welche den vom Norden kommenden Wanderer zum erstenmale mit dem Anblick eines durchaus südlichen Bildes, mit ihrem glänzenden Grün und ihren glühenden Früchten überraschen und erfreuen, zwischen diesen beiden prächtigen und vortrefflich angebauten Thälern liegt eine völlig kahle und öde Gegend mitten inne, welche nur spärliche Rosmarinsträuche, selten eine Pinus maritima hervorbringt.

Die Poststraße führt hier über hohe Kalkfelsen hinweg, um sich allmählich in ein düsteres, unheimliches Thal zu senken. Grotesk geformte

Felsen treten mehr und mehr gegen die Mitte desselben vor und verengen den Weg. Die Vegetation ist hier völlig erstorben; nur fahle Moose überdecken die dunklen, gigantischen Felstrümmer, welche, zackig und wunderlich gestaltet, den Weg umsäumen und in einzelnen, losgelösten Stücken die Straße bedecken. Dieser grauenvolle Hohlweg wird in der Umgegend Baux d'Ollioules genannt. Die ausgebrannten Vulkane, welche ihre düsteren Häupter gen Himmel recken, die schwarzen Basaltmassen, der schäumende, brausende Bergstrom, die grauenhafte Dunkelheit — all dies erinnert an den Eingang zur Unterwelt. —

Durch diesen Hohlweg rasselte um die fünfte Abendstunde an einem Oktobertage des Jahres 1853 ein schwerer, von Reitern umgebener Wagen. —

Diese Reiter, von welchen zwei vor und zwei hinter dem Wagen traben, sind Gensdarmen. —

Der mit vier Pferden bespannte Wagen ist ungemein fest und solide konstruirt, von dunkler Farbe und fest verschlossen. Der lange und schmale Kasten hat auf jeder Seite, statt der Fenster, nur zwei kleine, kaum handgroße, vergitterte Luftlöcher.

Es ist leicht zu ermessen, welche Leiden die jeweiligen Bewohner dieses Wagens durch die bei solcher Vorrichtung im Innern desselben herrschende Hitze, durch die ungenügende Circulation frischer Luft erdulden müssen.

Diese Leiden werden dadurch verdoppelt, daß die ganzen Wandungen dieses Wagenkastens inwendig mit dichten und starken Eisenplatten ausgelegt sind, welche durch die von oben und von seitwärts anprallenden Sonnenstrahlen erhitzt werden. —

Aber — wird man sagen — dieser Wagen ist unzweifelhaft für wilde und nicht leicht zu zähmende Thiere bestimmt. Er gehört ohne Zweifel einer wandernden Menagerie an, deren Besitzer sich durch solche Vorsichtsmaßregeln gegen das Unheil, das die wilden Bestien anrichten könnten, schützen will. — Dieses Verfahren ist zwar schlimm und gegen die Prinzipien, welche die Thierschutzvereine allüberall predigen, aber es läßt sich nun einmal nicht ändern — bei einer Menagerie. —

Eine Menagerie? — Mit nichten! — Ihr müßtet nur, wie es in gewissen Kreisen allerdings geschieht, jene Männer des Gedankens und der That, die — unzufrieden mit dem Bestehenden — es wagten, dieser Unzufriedenheit Ausdruck zu geben, unter die wilden und gefährlichen Thiere rechnen wollen.

In Frankreich zählen zu diesen Unzufriedenen nicht nur die Republi-

kaner, sondern auch vor Allem die treuen Anhänger des Königthums, die Legitimisten und Orleanisten. —

Und in der That! in diesem entsetzlichen Wagen, der sogar für wilde Bestien noch ein grauenhafter Aufenthalt wäre, befinden sich Männer, sowohl dieser als jener der genannten Parteien angehörend.

Es ist einer jener Zellenwagen, die zum Transporte von Gefangenen, sowohl von in Untersuchung befindlichen, als von verurtheilten, seit einigen Jahren in Frankreich üblich sind.

Wir wissen nicht genau, wem die Menschheit die Erfindung dieser philanthropischen Transportmittel zu verdanken hat. — So viel aber ist gewiß, daß die Zeit dieser Erfindung in die glorreiche Regierungsepoche Napoleon's III. fällt, ungefähr in denselben Zeitraum, in welchem man in einem benachbarten Lande, in Deutschland, jene Wagen erfand, die zum Transporte der Kälber und anderen Schlachtviehes bestimmt und zur Vermeidung unnöthiger Grausamkeit, zur Verminderung der Leiden jener Thiere, auf das Vortheilhafteste eingerichtet sind.

Diese deutsche Erfindung ist nachgerade — soviel wir wissen — auch nach Frankreich übergegangen und dort eingeführt worden. — Hoffen wir, daß es mit der gleichzeitigen französischen Erfindung, bezüglich Deutschlands, nicht eben so gehe! —

Werfen wir einen Blick in diesen Wagenkasten, den man mit vollem Rechte einen Käfig nennen kann.

Der lange und schmale Raum desselben ist durch eiserne Querwände in drei Abtheilungen gesondert. Diese Zellen sind beinahe völlig finster und mit schlechter, halb zersetzter und erstickender Luft angefüllt. Auf einer durchlöcherten, eisenbeschlagenen Bank sind in jeder derselben drei Gefangene angeschmiedet, die durch die Wände eng zusammengepreßt, sich kaum zu bewegen vermögen. Dies um so weniger, als die Beine derselben mit Ketten von dreißig Pfund im Gewichte, die Hände mit starken, drückenden und wundreibenden Handschellen belastet sind.

Man muß bei alledem noch füglich staunen, daß den Gefangenen die Halseisen erlassen sind.

Aber dieser milden Nachsicht ungeachtet ist die Lage der armen und bedauernswerthen Opfer neunapoleonischer Gerechtigkeit eine wahrhaft entsetzliche. — Während der ganzen Dauer der Reise kommen dieselben nicht aus diesem Käfige, in welchem sie weder etwas sehen, noch etwas Anderes hören, als das Geräusch des Wagens, das Knarren und Aechzen der Eisentheile, das Rollen der Räder. Sie sind nicht im Stande, irgend eine Bewegung zu machen. Zur Stunde der Fütterung — wir können hier, ob-

wohl innerlich widerstrebend, kaum einen andern Ausdruck gebrauchen — d. i. zweimal am Tage, hält der Wagen, und die Unglücklichen erhalten durch ihre Wärter schlechte und ungenügende Nahrungsmittel, welche sie, ohne ihren Platz zu verlassen, verzehren. Dies ist die einzige Abwechselung in ihren Leiden, dies sind die einzigen Zeitpunkte, nach welchen sie die Dauer ihrer Reise ermessen mögen. Denn Tag und Nacht, immer im gleichen Zustande, immer in gleicher Dunkelheit, wird die Fahrt fortgesetzt. — Diese Bewegungslosigkeit, das Gewicht und der Zwang der Fesseln, unter welchen die Glieder anschwellen, die Stille, der Mangel an Luft, die Härte des Sitzes und der mit Eisen belegten Wände — all dies verursacht unsägliche Schmerzen in den Lenden und den Gliedern, Beklemmungen, Klingen und Sausen im Kopfe, wovon sich, außer den Leidensopfern, kaum irgend Jemand einen Begriff zu bilden vermag.

Und diese Männer, welche so entsetzliche Leiden zu erdulden haben, sind keine Verbrecher im gewöhnlichen Sinne des Wortes. Es sind politisch Kompromittirte, zum Theil blos Verdächtige, welche entweder nach einer längeren Untersuchungshaft, oder auf Grund einer über sie seit den Dezembertagen verhängten Polizeiaufsicht, deren Banne sie sich vielleicht auf einige Stunden entzogen, mit einem Worte: in Folge des Sicherheitsgesetzes vom 8. Dezember 1851 nunmehr zu einer eben so heimtückischen, als gräßlichen Strafe verurtheilt wurden. —

Die neun derzeitigen Inwohner dieses Wagens sind zur Deportation nach Cayenne verurtheilt. Von Paris aus wurden sie, zum größeren Theil auf der Eisenbahn, aber immer in denselben Wagen eingeschlossen, ihrem einstweiligen Bestimmungsorte, das ist Toulon, zugeführt, um von dort nach Cayenne eingeschifft zu werden.

Man wird sehen, daß die Landreise, wie wir sie beschrieben, eine ganz passende Vorbereitung für die Seefahrt und den Aufenthalt in Cayenne bildet. — Man muß die Menschen langsam und gradweise an die Leiden gewöhnen. —

Der Wagen und seine Eskorte hatten — wie gesagt — das Baux d'Ollioules erreicht und bewegten sich, der vielen Unebenheiten des Bodens wegen, langsam in dem finsteren Hohlwege fort.

Die Armen werden doch, nur zu frühe noch, ihr Ziel erreichen.

Diese Ansicht schien indessen der die Eskorte befehligende Sergeant nicht zu theilen.

Er war vorausgeritten und sprengte nun, da er der langsamen Bewegung des Wagens ansichtig wurde, zu demselben zurück, um den Rosselenker zu vermehrter Eile anzutreiben.

Der Kutscher machte ihm bemerklich, daß es unmöglich sei, auf diesem schlechten, mit Felstrümmern übersäeten Straßendamme, vollends nun, da er wieder gegen Ollioules zu beträchtlich emporstieg, schneller zu fahren, ohne Gefahr zu laufen umzuwerfen und ohne durch das Stoßen und Schlottern die Leiden der im Wagen Befindlichen beträchtlich zu vermehren.

Bei dieser letzteren Bemerkung stieß der Unteroffizier, der ungeduldig nur und widerstrebend diesen Worten zugehört hatte, einen wilden Fluch aus, indem er mit drohender Bewegung an seinen Säbel schlug.

„Wie, Schurke, Du willst mir Belehrungen geben und an meinen Befehlen zu deuteln Dich unterstehen! Canaille, die Du bist, wie die anderen Canaillen dort im Wagen, gegen welche Du Schonung anwenden willst! Fort mit den Pferden im gestreckten Trabe, und nicht inne gehalten, wenn sich die Bursche da drinnen auch zehnmal die verdammten Schädel an den Wänden einstießen! Je eher solches geschähe, desto besser wär's für den Staat, der die Fütterungskosten für diese — — Bestien ersparte!" —

Der Wüthende sprengte nach diesen Worten wie rasend davon, ohne sich weiter nach dem Wagen umzuschauen, dessen Kutscher, erschreckt und eingeschüchtert, den Pferden die Peitsche gab und die Zügel schießen ließ, so daß der Wagen über Bodensenkungen und Steinblöcke hinweg im scharfen Trabe den Berg hinan fuhr. —

Jeder Mensch hat zu jeder Handlung eine Ursache. Sei diese auch noch so wenig übereinstimmend mit den Gesetzen der Vernunft und der Gerechtigkeit — diese bewegende Ursache ist doch vorhanden. — Unser Sergeant hatte statt einer zwei Ursachen, die sein bischen Verstand verwirrten und ihn veranlaßten, den Wagen — allen Vernunft- und Menschlichkeitsrücksichten entgegen — den Berghang hinaufzujagen.

Die erste dieser Ursachen ist, daß er auf der letzten Station über alle Maß und Gebühr der Weinflasche zugesprochen und dadurch seinen Geist in einen nichts weniger als freien und klaren Zustand versetzt hatte.

Die zweite Ursache liegt tiefer. Denn wenn die erste ihren Sitz in der Gurgel, so hat die zweite denselben eine Spanne tiefer — im Herzen. Der frühere Kriegsmann, der jetzige Diener der Gerechtigkeit, ist verliebt, und zwar in eine Schöne von Toulon, seiner Vaterstadt.

Man sollte einen Mann, der — wie wir gesehen — so sehr der Unmenschlichkeit und Grausamkeit das Wort redet, der Liebe nicht fähig halten. Indessen — die Natur gefällt sich manchmal in Widersprüchen. —

Der Drang, seine provençalische Schöne so bald als möglich an's Herz drücken zu können, trieb ihn an, seinen Transport möglichst schleunig nach Toulon zu führen und ihn dort den betreffenden Behörden zu übergeben. Dieser seiner Liebessehnsucht gesellte sich diesmal noch ein anderer Umstand bei. Heute war, wie er unterwegs erfahren, in Ollioules Weinlesefest. Die Mutter seiner Rousetto*) stammte aus diesem Orte, und Mutter wie Töchterlein versäumten kein Jahr, an diesem Feste ihre Verwandten in Ollioules zu besuchen und der Weinlese beizuwohnen. — Wie lustig drängten sich bei dieser Reflexion die Gedanken im Kopfe des Sergeanten Michel Malin; wie freute er sich der Ueberraschungsscene, wenn er seine nichtsahnende Braut während des Tanzes plötzlich umfassen und ihr einen herzhaften Kuß auf die rosigen Lippen drücken würde! —

Und diese seine Pläne sollten vereitelt werden, weil der Weg schlecht und die ihm anvertrauten Gefangenen gegen Stöße empfindlich wären? Mit nichten! — Sein Zorn vermehrte sich im Verhältniß, als die Sonne sank und er nicht mehr hoffen durfte, vor Einbruch der Dunkelheit Toulon zu erreichen. Sein Zorn vermehrte sich auch im Verhältniß zu den geleerten Weinflaschen, mit deren Inhalt er ihn hinunterspülen wollte. Und dieser Zorn war die Veranlassung zu jenem Wortwechsel, in Folge dessen Reiter und Wagen in unsinniger Eile den Weg hinaufjagten.

Aber der Zorn ist selten ein guter Rathgeber. Er läßt gar oft statt der zum Ziele führenden die entgegengesetzten Mittel ergreifen. — Dies bewährte sich abermals an dem Sergeanten Malin, der in diesem Augenblicke das provençalische Sprüchwort bewahrheitete, welches sagt: „A coulero tuarie un pan per un fournier."**)

Er hatte jenen Punkt des Hohlweges erreicht, wo die Felsen allmählich wieder zurücktreten und die Landschaft einen weniger öden und wilden Charakter annimmt. Je mehr sich das Thal erweitert, desto mehr bedecken sich die weniger steilen Felspartien mit Oliven und Pinastern; die vom Flusse sanft ansteigenden Anhöhen bilden blumige Auen voll blühender Mandelbäume. Noch wenige Schritte — und die Orangengärten von Ollioules, dessen Kirchthurm sich bereits über die Baumgipfel hebt, müssen sich vor ihm ausbreiten.

In diesem Augenblicke, ehe der Sergeant den langersehnten Anblick genießen konnte, macht ihn ein entsetzlicher Schrei, dem ein donnerndes Krachen, Poltern und Klirren folgt, seinem Rosse in die Zügel fallen und

*) Rousetto, Roso, Rousoun — provençalisch für: Rosa.

**) Im Zorn würde er das Brot statt des Bäckers todtschlagen.

seine Blicke nach der Seite wenden, von welcher er her kam und aus welcher das Geräusch ertönte.

Der Wagen, der — aller Anstrengung der Pferde unerachtet — mit dem heißblütigen Renner des Eskorteführers nicht Schritt halten konnte, war allmählich eine Strecke hinter diesem zurückgeblieben und befand sich noch in der Enge des Hohlweges zwischen den schwarzen Basaltmauern.

An einer Stelle desselben, wo der Schatten dichter, der Weg unebener, die diesen sperrenden Steintrümmer häufiger noch waren, als bis hierher, machte ein aus dem Strombette auftauchender und vor der Pferde Köpfen mit schwerem Flügelschlage vorbeistreichender Seeadler dieselben zurückschrecken. Scheu geworden, stampfend, bäumend und laut wiehernd drängten sie den Wagen gegen das abschüssige Felsufer hin. Die Bewegung war so schnell erfolgt, daß weder der Kutscher, noch die zur Seite reitenden Gensdarmen den Pferden noch zur rechten Zeit hätten in die Zügel fallen können. — Das eine hintere Wagenrad war auf ein schmales und hohes Felsstück hinaufgedrängt, das andere schwebte bereits über dem Abgrunde in der Luft — noch ein Moment — noch ein Ruck — und der Wagen mußte nothwendig in die Tiefe stürzen. —

Ein Schrei des Schreckens und Entsetzens entfuhr den Lippen des Kutschers und der Eskorte. Die Gefangenen selbst aber blieben still und schweigend. Vielleicht kannten sie die Gefahr nicht, in der sie schwebten. Vielleicht auch sahen sie ihr Schicksal vor sich, bebten aber nicht davor zurück, sondern segneten sogar noch den Tod, der ihre Leiden zu enden kam.

Ehe indessen das entsetzliche Ereigniß, der Sturz in die Tiefe, eintreten konnte, brach durch einen starken Anprall gegen den Felsen die vordere Radaxe. Der Wagen schwankte einige Augenblicke und fiel dann, durch das größere Gewicht dorthin gezogen, auf den Felsendamm zurück, im Fallen jenes weithin schallende Getöse verursachend, das den erschreckten Sergeanten auf schaumbedecktem Rosse zurückführte.

Seinen Augen bot sich ein grauenvoller Anblick. Der Wagen war, gegen Felstrümmer geschleudert, an vielen Stellen eingedrückt und gebrochen. Das eine der Pferde war durch den heftigen Schlag der Deichsel zu Boden geworfen worden, und sein Stöhnen sowie ein breiter Strom Blutes, der sich unter seinen Weichen hervorwand, kündeten an, daß es an den spitzen Felstrümmern sich arg verletzt habe. — Aber dies war nicht das einzige Blut, das sich zeigte. Edleres ward vergossen. Aus dem Innern des Wagens rieselte es an so manchen Stellen. Und zugleich tönte aus demselben ein markdurchschauerndes Aechzen, Stöhnen und Wimmern.

Der republikanische Stoicismus mag klaglos Leiden und Ungemach erdulden und den Tod ruhig erwarten. Aber es giebt eine Grenze, über welche hinaus die Menschenbrust, nicht ohne zu stöhnen, unerwartet hereingebrochenen körperlichen Schmerz ertragen kann.

Die eingeschlossenen, angeschmiedeten und bewegungslosen Gefangenen mußten, durch den Sturz des Wagens gegen die Eisenwandungen geschleudert, auf einander geworfen und gedrückt, der Luft und der Bewegung ermangelnd, in einer entsetzlichen Lage sich befinden.

Es war auch die erste Sorge der Gensdarmen, nachdem sie die Pferde zum Stehen gebracht und ausgespannt hatten, den Unglücklichen im Wagen zur Hülfe zu kommen.

Vielleicht geschah dies von Einigen weniger aus Menschlichkeit, als aus Furcht vor Strafe Seitens der Behörden und vor der Rache des Volkes, welchem man, wie nun einmal die Sachen standen, den Anblick der erbarmenswerthen Opfer der Grausamkeit und des Egoismus nicht entziehen konnte.

Vor Allem war der Sergeant gänzlich umgewandelt. Sein Wein- und Liebesrausch hatten sich augenblicklich verflüchtigt. Sein Zorn mit diesen. Zwar versuchte er noch einige Flüche herauszustottern, aber beim Anblicke des verstümmelten Pferdes und des zerbrochenen Wagens, welch' beides er — da das Unglück durch sein Verschulden erfolgte — ersetzen und bezahlen, anbei vielleicht auch noch eine Strafe erdulden mußte, brachte er nur halb gemurmelte und unzusammenhängende Worte über seine Lippen. Um die Gefangenen hätte er sich weiter nicht bekümmert; aber der Dienst verlangte, daß er die ihm Uebergebenen in eben dem Zustande, wie er sie übernommen, der betreffenden Behörde abzuliefern habe.

Man bemühte sich, die Wagenthür zu öffnen. Aber, nachdem dies geschehen, konnte man nicht zu den Schlössern gelangen, vermittelst welcher die Gefangenen an die Sitze gefesselt waren. Ebensowenig gelang es, den schweren Wagen wieder aufzurichten. — Um das Unheil zu vervollständigen, brach die Dunkelheit herein. — Es blieb somit nichts Anderes übrig, als nach Ollioules zu schicken und von dort Hülfe herbeizuholen.

Bis diese ankam, gelang es den vereinten Anstrengungen der Zurückgebliebenen zuerst die drei zu oberst Liegenden zu befreien und aus dem Innern des Wagens herauszuziehen. Dieses Resultat wurde durch gewaltsame und zeitraubende Sprengung der Ketten erreicht. Dadurch bekamen auch die anderen, noch Eingeschlossenen mehr Luft und eine etwas bequemere Lage. Aber man getraute sich nicht, auch diese auf dieselbe Weise frei zu machen. Denn, indem man ihre Ketten zersprengt hätte, wäre es in der Dunkelheit leicht möglich

gewesen, daß Einer oder der Andere der Wachsamkeit seiner Peiniger entflohen wäre.

Diejenigen, welche also argumentirten, dachten nicht daran, daß die Unglücklichen durch die Folgen der langen, entsetzlichen Fahrt gleichsam gerädert und zu jedem Fluchtversuche unfähig waren. —

Unter jenen Dreien, welche aus dem Wagen gehoben und — da sie sich fast nicht zu rühren vermochten — auf umliegende Felstrümmer gesetzt wurden, erblicken wir ein uns bekanntes Antlitz. Die Unbilden zweier Jahre, die über diese Person hinweggegangen, seit wir sie zuletzt erblickten, haben allerdings manche Aenderung in diesen Gesichtszügen hervorgebracht. Die einst — wenn auch nicht blühende — doch gesunde Farbe der Wangen hat einer fahlen und grauen Blässe, wie sie lange eingeathmete Kerkerluft erzeugt, Platz gemacht. Die einst klare und reine Stirn ist mit tiefen Gramesfalten durchfurcht; die Augen sind erloschen und tiefliegend, die Gesichtszüge mager und eingefallen, die männliche Gestalt gebeugt und gebrochen. — Mit einem Worte, wir sehen nur noch die Ruinen einer einst schönen und stolzen, lebenskräftigen Gestalt. Bei alledem aber, dennoch lebt diese Person, athmet und bewegt sich; und als wir sie zuletzt sahen — wurde sie für todt von der Barrikade getragen.

Der Gefangene, der zur Deportation nach Cayenne Bestimmte, von welchem wir sprechen, ist — Bernard. — Wie er wieder zum Leben erwachte, zu einem Leben, schrecklicher als der Tod; wie er in's Gefängniß und endlich hierher in das Vaux d'Ollioules gelangte, werden wir seiner Zeit erfahren. Für jetzt genügt es zu bemerken, daß er bei dem eben stattgehabten Unfall zwar keine äußerliche Verletzung erhalten habe, da er — auf der äußeren, sich in die Höhe richtenden Seite des Wagens sitzend — nicht gegen die Eisenwand, sondern auf die Körper seiner Gefährten geworfen worden; daß er aber von der starken Erschütterung sowohl, als von den Leiden und Anstrengungen der ganzen Reise, im höchsten Grade erschöpft und betäubt ist. —

Lassen wir ihn einstweilen im Dunkel der Nacht und im Schatten der Schlucht mit seinen Unglücksgenossen das harte Lager der Basaltfelsen theilen, und folgen wir dem Laufe unserer Erzählung, der uns später wieder zu ihm zurückführen wird.

Hinter dem Flecken Ollioules steigt die Straße, immer zwischen Orangen- und Weingärten, zwischen den zerstreuten und vorgeschobenen Häusern des

Dorfes und den Bastiden*) der Bewohner Toulons sich hinziehend, noch eine letzte Anhöhe des Bergzuges hinan, der das Thal, in welchem die Stadt Toulon liegt, von drei Seiten, von Nord, Ost und West umgiebt.

Auf dieser Anhöhe, von welcher aus sich eine der herrlichsten Ansichten der Welt bietet, befindet sich ein einzeln stehendes Wirthshaus, welches ebensowohl seiner guten Bewirthung wegen, als wegen der schönen Aussicht, von der Bevölkerung der Umgegend gern und häufig besucht wird.

Dieses Wirthshaus führt das Schild: „Zu den drei Palmbäumen.“ Von der Straße führt eine Oliven-Allee durch Weingärten hindurch zu dem freundlichen, mit Granatbäumen, Jasmin- und Lorbeerhecken umgebenen Gebäude.

Gegen den Bergesabhang zu öffnet sich der Gartenraum zu einer breiten, blumigen und auf drei Seiten mit Sebesten-Bäumen und Pistacien eingefaßten Terrasse, die gegen die vierte Seite, gegen Süden, nur von einer gemauerten Ballustrade umgeben, dem erstaunten Auge den Anblick der herrlichsten Landschaft offen darbietet.

Der mit Orangen, Citronen, Akazien und Feigenbäumen bepflanzte Abhang, von dem die erfrischende Seeluft balsamische Wohlgerüche heraufträgt, senkt sich vor den Füßen des Beschauers zu einem herrlichen Thale hernieder, das mit Wiesen und Feldern, Gärten und Landhäusern, Wein- und Oliven-Pflanzungen bedeckt und von unzähligen, von den Bergen heruntergeleiteten Bächen und kleinen Kanälen durchschnitten ist.

Dieses Thal, an dessen südlichstem Ende die Stadt Toulon ihre Kirchthürme und Kastelle zeigt, wird rings von Bergen eingeschlossen, die im Norden sich zu einer beträchtlichen Höhe erheben. Von diesem nördlichen Gebirge laufen gegen Osten und Westen zwei niedrigere Ketten bis an das Meer hinab, so daß die Berge fast in Hufeisenform das Thal umgeben. — Gegen Süden öffnet sich ein schöner Golf weit in das Land hinein.

In dem Wirthshause zu den drei Palmbäumen herrschte an dem Tage, an welchem im Vaux d'Ollioules obenerzähltes Ereigniß stattstand, ein mehr

*) Bastiden werden in der Umgegend von Marseille, Toulon ꝛc. die Sommerwohnungen der Städtebewohner genannt. Diese Landhäuser sind gewöhnlich sehr klein und fassen nur einen Salon mit einigen Nebenkabinets, höchstens noch ein Paar Oberstübchen in sich. Ein Viertelmorgen Landes, mit Gemüse- und Reben-Pflanzungen, Oliven-, Mandel- und Feigen-Bäumen bedeckt, macht den ganzen dazu gehörigen Gartenraum aus, dem meistens sowohl Quellen als Schatten, Vogelsang sowohl, als Lauben und Blumenbeete fehlen. Diese nicht eben sehr reizenden Villen können indessen füglich von keiner besseren Familie entbehrt werden, da der Besitz einer Bastide zum guten Tone gehört.

als gewöhnlich bewegtes Leben, ein lustiges Walten und Treiben, das sich schon auf fernehin durch lautes Singen und Lachen, durch Musik und Jubelrufe bemerklich machte. — Wie wir schon oben erwähnten, fand heute in Ollioules das Fest der Weinlese statt. Unter den vielen volksthümlichen provençalischen Festen nimmt das der Weinlese nicht den letzten Rang ein. Nicht nur die Bewohner der betreffenden Ortschaft nehmen ohne Unterschied daran Theil, auch aus den umliegenden Gemeinden kommen die Bauern mit Weibern und Töchtern, und selbst Toulon sendet seine Abgeordneten, in lustigen Bürgern und Handwerkern bestehend, zu dem Feste. Der immer heitere, immer lebensfrohe Provençale bleibt nicht gern von dort weg, wo es lustig hergeht, wo er Sang und Klang und Wein und frohen Tanz zu finden weiß.

Die Terrasse vor dem Wirthshause war der eigentliche Schauplatz der Lustbarkeiten. Auf diesem üppigen, baumlosen, aber mit Gebüschen von Rosmarin, Myrthen und Genistern gezierten, mit Tischen und Bänken versehenen Rasenplatze trieb sich eine aus Landleuten und Städtern, aus Männern, Weibern und Kindern gemischte Gesellschaft im frohen Wogen hin und her. — Wenn wir die Terrasse baumlos nannten, so müssen wir von dieser Bezeichnung den hintern Theil derselben ausnehmen, woselbst sich aus einem von Rosen- und Granat-Bäumen gebildeten Bosquet drei hohe, ätherische Dattelpalmen erheben. — Diese drei Palmen, welche Baumart sich im südlichen Frankreich eben noch nicht gar zu häufig vorfindet, gaben Anlaß zu der oben angeführten Bezeichnung des Wirthshauses.

Es ist ein eigenthümliches Gemisch von Menschen aus den verschiedensten Ständen, die sich hier auf Bänken und Stühlen, auf dem Rasenplatze und im Schatten der Bäume gelagert haben, während die Flasche mit dem süßen Muskatweine, die Becher mit dem frisch gepreßten Moste von Hand zu Hand gehen. — Hier sitzt an einem mit Fleisch, mit Früchten und Käse beladenen Tische, von seiner Familie umgeben, der behäbige Bauer aus der Umgegend, der auf seinem getreuen und geduldigen Esel, Weib und Tochter vor sich auf dem Sattel haltend, anlangte, während seine Buben neben her liefen. — Dort hat sich ein Häuflein friedlicher Handwerksleute aus Toulon ansässig gemacht, die im Stellwagen den ländlichen Freuden zugerasselt waren. — Hier hat sich eine Gruppe Fischer zusammengefunden, die auch einmal, das Meer und die Küsten verlassend, die frische Bergluft einathmen wollten, und die sich ebenso durch ihre alterthümliche Sprache und Sitten, als durch ihre originelle Tracht vor ihrer Umgebung auszeichnen. — Dicht daneben kauert im Schatten eines Myrthenstrauches eine jener armen Schnitterfamilien, die eigentlich keine Heimath haben, sondern ein wahres

Nomadenleben führend, während der schönen Jahreszeit in Karavanen von achtzig bis hundert Mann die Provence durchziehen, in deren verschiedenen Theilen die Ernte in drei verschiedene Monate fällt. Während dieser dreimonatlichen Ernte verdingen sich die Leute, von Ort zu Ort ziehend, als Schnitter an die dortigen Grundbesitzer, um sich dann später, im Herbst und Winter, in anderen Eigenschaften verwenden zu lassen. — Soldaten aus Toulon, Matrosen aus dem dortigen Hafen, Reisende aus aller Theilen der Erde vermischen sich mit diesen und mit den festlich geschmückten Bewohnern von Ollioules und geben dem Bilde einen originellen und heiteren Charakter, dessen eigentliches Wesen, wie überhaupt in der südlichen Provence, aus einer seltsamen Mischung von griechischen, italienischen, französischen und orientalischen Formen besteht. —

Unter diesen vielen und mannigfachen Gruppen der Gäste ziehen besonders zwei unsere Aufmerksamkeit auf sich.

Die eine derselben, nur aus zwei Personen bestehend, sitzt an einem kleinen Tischchen unter jenen drei Palmbäumen, von wo man den Eingang zum Wirthshaus und einen kleinen Theil der Landstraße zu überblicken vermag.

Auf besagtem Tischchen steht eine Flasche Muskatwein und zwei gefüllte Gläser. Daneben ein Teller mit Weintrauben und anderem Obste. Aber weder der einen noch der andern dieser köstlichen Naturgaben wurde die gebührende Ehre angethan. In stummem Ernste, ohne von dem Weine mehr als zu nippen, ohne das fröhliche Getümmel um sich herum eines Blickes zu würdigen; scheinbar sogar ohne die milde und laue Abendluft, den duftenden Blüthenhauch zu empfinden, ohne die großartige und erhabene Schönheit des Sonnenunterganges zu beachten: saßen diese zwei Personen lautlos, bewegungslos und in sich versunken in Mitte all der ausgelassenen Fröhlichkeit.

Wenn dieser trübselige Ernst schon nicht zu ihrer Umgebung paßt, so verträgt er sich ebensowenig oder in noch minderem Grade mit dem Stande, welchem sie anzugehören scheinen. Die Beiden sind Matrosen und zwar von der kaiserlichen Kriegsmarine, wie es auf dem breiten Bande um ihre glänzenden Hüte zu lesen ist.

Der Eine dieser Seeleute ist eine große, athletische Gestalt mit dunklem, wettergebräuntem Angesichte. Der lange und dichte Bart, der, nach Matrosenart, die Wangen, das Kinn und die Oberlippen freilassend, gleich einem wollichten Kranze das geschorne Antlitz umgab, sowie die kurzen und zurückgestrichenen Haare waren sehr stark mit Grau untermischt. Auf den harten und kalten Zügen ruhte ein Ausdruck von finsterem Schmerze,

von Verachtung und — wie man beim ersten Anblicke zu glauben geneigt ist — von Menschenhaß. Seine tiefliegenden Augen blitzen manchmal — bei gewissen Erinnerungen, die auf seinen Zügen ein Wetterleuchten hervorrufen — in entsetzlicher Wildheit auf. Dann kraust sich seine Stirn in noch dichtere Falten als gewöhnlich, und seine weißen und großen Zähne beißen sich knirschend auf einander.

Sein Kamerad, der ihm gegenüber sitzt, ist seiner äußeren Erscheinung nach das gerade Gegentheil von jenem. Die groben Matrosenkleider umhüllen eine feine und zarte Gestalt, welche eher für den Salon als für das Zwischendeck bestimmt zu sein scheint. Seine Kleinheit sowie der sanfte und milde Ausdruck seines Gesichtes lassen ihn noch als sehr jung, als kaum dem Kindesalter entwachsen erscheinen, während der schwermüthige Ernst, der Ausdruck von geprüftem, überlegenem Verstande, der auf seiner Stirn thront, ihn um Vieles älter machen. Indessen deutet auch seine Uniform, die ihn als Schiffsjungen kennzeichnet, auf eine große Jugend hin. Der dunkle, verbrannte, fast olivenfarbene Teint läßt eine südliche Abstammung, vielleicht aus den französischen Kolonien, vermuthen.

Wenn wir uns so lange bei diesen beiden Seeleuten, die ihrer festlichen und frohen Umgebung so wenig Ehre machen, aufhalten, so geschieht es deshalb, weil uns ein gewisses Etwas, ein unbestimmtes Gefühl von Theilnahme zu ihnen hinzieht, weil wir — obwohl wir uns dieser Personen nicht erinnern können — dennoch das Gefühl nicht unterdrücken können, schon einmal mit ihnen zusammengetroffen zu sein.

Soeben nähert sich ein dritter Seeman ihrem Tische. Es ist der zweite Steuermann von demselben Schiffe, zu dem die beiden Anderen gehören. Dieses Schiff ist Seiner Majestät Fregatte „Christophus Columbus," Kapitän S...

Der ziemlich dicke, im Gesichte kupferrothe Steuermann, den ebensowohl sein außerdienstliches Phlegma, wie seine im Dienste stets bewährte Gutmüthigkeit als einen Deutschen — er war aus dem Elsaß — kennzeichnete, trat lachend zu den Beiden heran, indem er ohne Umstände erst das eine, dann — da er seinen Durst noch nicht gelöscht fand — auch das andere der gefüllten Gläser nahm und austrank.

„Ihr seid mir doch verdammte Hasenherzen!" hub er an. „Sitzt da, wie der Fisch auf trockenem Sand und schnappt nach Luft, während vor Euch der vorzüglichste Wein ausraucht und rings um Euch herum die herzigsten Mädels vergeblich locken! Schiff ahoi! Zeigt Eure Flagge, Bursche — und die ist jene aller wackeren Seeleute: frisch und munter — oder ein Kernschuß soll Euch durch Rumpf und Takelwerk fahren und Euch

zu den Haifischen hinunter senken, zu denen Ihr — Eurer menschenfeindlichen Gesichter wegen — ohnehin gehört!"

Indem er so sprach und während er mit ungemeiner Geschicklichkeit sein Priemchen Kautaback von einer Seite seines breiten Mundes zur andern schnellte, hatte er die beiden Gläser wieder gefüllt, und die Flasche, in der sich noch ein ziemlicher Rest befand, in seine ungeschlachte Hand nehmend, nöthigte er die beiden Kameraden, mit ihm anzustoßen.

„Aus mit dem Naß! Kein Tropfen darf mehr drin bleiben! Hol' mich der Klabautermann, wenn ich so 'was von einer ehrlichen Theerjacke erleben müßte! — So ist's recht; nieder mit den Kloben — und nun frischen Proviant her! 'S ist nichts Dümmeres auf den grünen Wogen als Windstille und Wassermangel; und — wenn man schon einmal seine Stengen auf's Trockene setzt — verdammter Gedanke: trocken — und zwischen den Landratten hindurch seinen Cours steuern muß, so giebt's wieder nichts Dümmeres, als Weinmangel und Maulstille. — Eßt und trinkt, und singt und küßt, denn — soll mich dieser und jener — dazu habt Ihr doch einmal Euer Mühlwerk im Gesichte! —"

Auf diesen Wortschwall des guten Mannes konnten die beiden Matrosen nur wenig antworten; einmal, weil sie gar nicht in der Laune dazu waren, und dann, weil sie der Steuermann gar nicht zu Worte kommen ließ.

Er hatte sich — und wie es schien, waren die beiden Andern gar nicht entzückt darüber — an ihrem Tische niedergelassen und neuen Wein kommen lassen. Im Laufe des Gespräches, das der gemüthliche Elsaßer fast ganz allein führte, zeigte es sich, daß die beiden trübseligen Genossen erst seit kaum acht Tagen in seiner Majestät Dienste getreten waren, und zwar als Freiwillige; daß die Fregatte, zu welcher sie gehörten, vollkommen aufgetakelt und ausgerüstet, nur ihrer letzten Befehle und ihrer Fracht oder ihrer Passagiere — man konnte es nicht das Eine, noch das Andere nennen — noch harrte, um in See zu stechen; daß diese letzteren aus Galeerensträflingen und politischen Deportirten beständen, die nach Cayenne überschifft werden sollten, und daß endlich die Mannschaft — da an Bord Alles bereit und vorläufig nichts zu thun war — abwechslungsweise Erlaubniß erhielt, an's Land zu gehen.

Frankreichs Marine wird, wie seine Landarmee, mittels der Konskription bemannt und ergänzt. Dies hindert aber nicht, daß die Offiziere der Flotte trachten, tüchtige Männer, bewährte Matrosen, die bereits — sei es auf Handelsfahrzeugen, oder in erster Kapitulation des kaiserlichen Dienstes — Meerwasser gekostet haben, als Freiwillige anzuwerben und in die Rollen der Schiffsequipage zu verzeichnen.

Derselbe Fall tritt mit den Schiffsjungen ein, und man macht dabei um so weniger Umstände, als diese eben nur freiwillig zu erhalten sind und die Offiziere sich stets tüchtige Matrosen von Leuten versprechen, die nur die Lust und Liebe zum Seehandwerke in den Dienst getrieben.

Somit war es kein außerordentlicher oder seltener Vorfall, daß die beiden jetzigen Matrosen, als sie vor nicht viel mehr als acht Tagen zusammen aus Paris anlangten und sich beim Hafenadmiral von Toulon als Freiwillige meldeten, sogleich in den Dienst aufgenommen und sogar jenem Schiffe zugetheilt wurden, auf welches zu kommen sie gebeten hatten.

Der Aeltere, Pierre, hatte sich auf ein Zeugniß berufen, das seine früheren Dienste als Mate eines Kauffahrers bestätigte.

Der Jüngere, Jacques, bedurfte als Schiffsjunge keines Zeugnisses.

Ein etwas auffallender Umstand war, daß Beide — Pierre und Jacques — seit dem Tage ihres Dienstantrittes jede freie Stunde, die sie erübrigen konnten, dazu verwandten, Toulon zu verlassen und nach Ollioules hinaufzusteigen.

So kam es, daß sie in jenem Wirthshause zur Zeit der von uns erzählten Ereignisse schon ziemlich bekannt waren und die Schönen dieses Gehöftes sowohl wie jene des nahen Dorfes sich in Vermuthungen ergingen, wer wohl die Glückliche sein möge, welcher die so regelmäßigen Besuche der beiden Seebären galten.

An dem heutigen Abende endlich sollte die Neugierde der schönen Provençalinnen zum Theile befriedigt werden.

An einem Tische, nicht weit von demjenigen entfernt, an welchem die Drei von der Equipage des „Christophus Columbus" saßen und zechten, hatte sich eine größere Gesellschaft aus Toulon niedergelassen. Es waren ehrsame Bürgersleute mit ihren Frauen und Töchtern. Es versteht sich von selbst, daß auch diesen letzteren Liebhaber nicht fehlten. Denn, so sehr es bekannt ist, daß die schönen Provençalinnen, besonders die Städterinnen, ihre Liebhaber wie ihre Kleider wechseln, ebenso ist es eine ausgemachte Sache, daß die Mädchen, die einmal das sechszehnte Jahr überschritten haben, sich schämen würden, ohne Begleitung ihrer „verlobten Bräutigame," wie dort die Liebhaber genannt werden, an einem öffentlichen Orte, besonders bei einem Feste, wo getanzt wird, zu erscheinen.

Diese aus etwa zwanzig Personen bestehende Gesellschaft ist die zweite jener Gruppen, die unsere Aufmerksamkeit erregen.

Auch scheint eine gewisse Beziehung zwischen dieser und jenen beiden Seeleuten, Pierre und Jacques, zu bestehen.

Unter den hübschen Bürgerstöchtern dieser Gesellschaft ragt besonders

eine, wegen ihrer auffallenden und wirklich außerordentlichen Schönheit hervor. Wie viele ländliche und städtische Schönheiten auch heute Abend die Terrasse der drei Palmbäume vereinigt, der Preis der Schönheit und Liebenswürdigkeit gebührt jedenfalls dieser holden Blume aus Toulon.

Noch ein anderer Umstand trägt dazu bei, ihre Erscheinung zu einer außerordentlichen zu machen.

Sie allein unter allen versammelten Schönen ist ohne Begleitung eines „verlobten Bräutigams," einzig von einer alten Frau, ihrer Mutter geführt, erschienen.

Diese Mutter ist die Schwester des Wirthes „zu den drei Palmbäumen. Sie ist die Wittwe eines Gewürzkrämers in Toulon und schon seit einigen Tagen mit ihrem Töchterlein Roso auf Besuch bei ihrem Bruder angelangt.

Wir erkennen ohne Mühe in dieser Roso die Rousetto des Sergeanten Michel Malin.

Wir hätten somit vielleicht auch den Grund gefunden, der sie ohne Liebhaber zum Feste gehen ließ. — Aber auch nur vielleicht! — Denn der Schönen, besonders der sechszehnjährigen Provençalinnen Herz ist wankelmüthig, und nach der dortigen Sitte bedarf es nur einer Kleinigkeit, nur einer Vernachlässigung, eines unbedeutenden Widerspruches, um die Schöne zu bewegen, ihrem bisherigen Liebhaber den Stuhl vor die Thür zu setzen. *)

Seit drei Tagen also bereits ist Frau Maurice mit ihrer schönen Tochter im Wirthshause auf der Höhe des Dorfes Ollioules.

Rousetto, welche, die Landluft und die ländliche Freiheit zu genießen, fast unaufhörlich den herrlichen Garten, die Terrasse und die angrenzenden Weinpflanzungen durchstreifte, hatte an den drei auf einanderfolgenden Nachmittagen und Abenden, immer an dem nämlichen Tischchen unter den Dattelpalmen, immer im gleichen trüben Ernste und Schweigen, die Blicke

---

*) Um ihn dies sogleich wissen zu lassen, ist unter anderm in einigen Ortschaften zwischen Toulon und Marseille ein eigenthümlicher Gebrauch eingeführt. Sobald nämlich die Schöne ein großes Scheit Holz vor den Kamin hinstellt, bedarf es keiner Erklärung mehr. Der Liebhaber weiß sogleich, daß er ihr unerträglich geworden ist und daß er nie wieder zu ihr kommen darf. Was auch der Grund dieses Bruches sein mag, ob der Abgewiesene schuldig sei oder nicht — es bleibt ihm nichts übrig, als sich geduldig in sein Schicksal zu fügen. M'an drissat la Busquo — man hat mir das Scheit hingestellt — ist das Einzige, was er seinen Freunden zu sagen braucht, um sie mit seinem Unglück bekannt zu machen.

immer nach der gleichen Richtung gewendet, die beiden Matrosen Pierre und Jacques bemerkt und ihrer Beachtung werth gehalten.

Neugierig wie ihre Schwestern im Dorfe, hatte sie doch bald mit richtigem Blicke herausgefunden, daß diesem Besuche ein anderer Grund, als der eines gewöhnlichen, leichtfertigen Liebesabenteuers, unterliege.

Ihre einmal angeregte Neugierde ließ sie nicht rasten, noch ruhen. Dieser Neugierde gesellte sich bald ein gewisser sympathetischer Zug zu dem jungen, sonnverbraunten Burschen mit dem blauschwarzen Lockenhaare und den dunklen, feuchten Augen hinzu. Sein schwärmerischer zugleich und schmerzlicher Blick drang, so oft er ihn auf sie richtete, durch ihre innerste Seele. Mitleid und innige Zuneigung verdrängten gar bald die bloße, kalte Neugierde. Sie fühlte sich zu dem Knaben mit unerklärlicher Macht hingezogen, und doch war es ein so ganz anderes Gefühl, als sie bis jetzt je gegen einen Mann empfunden. Ein unerklärliches, geheimnißvolles Etwas bannte ihre Gedanken an den jungen Mann, wenn er ferne weilte, ihre Blicke an seine Gesichtszüge, wenn er unter den Palmen ruhte.

Im Laufe des gestrigen Tages hatte sie eine Gelegenheit ergriffen, mit Jacques zu sprechen. Sie hatte ihm den Wein kredenzt und verlegen und zaudernd — dennoch von einer drängenden Macht dazu getrieben — ein Gespräch mit ihm angeknüpft. Gar bald wurde dieses belebter. Die silberreine, weiche und klangvolle Stimme des jungen Mannes bezauberte das arme Mädchen vollends. Andererseits schien auch der junge Matrose Rousetto's Schönheit Gerechtigkeit widerfahren zu lassen und an ihrem naiven und kindlichen Wesen Gefallen zu finden.

Im Laufe des Gespräches fragte er sie schelmisch lächelnd — und das Lächeln kam nicht oft auf seine Lippen — ob die schöne Rousetto ihr jugendliches Herz schon vergeben habe.

Die Frage war so gut wie eine andere; ohne Vorbedacht und ohne größere Bedeutung gesprochen, sollte sie nur dazu dienen, das Gespräch nicht in's Stocken gerathen zu lassen.

Aber auf Rousetto brachte sie eine unerwartete und befremdliche Wirkung hervor.

Im ersten Moment schien sich alles Blut ihres Herzens nach den Wangen drängen zu wollen. Ebenso schnell aber erblaßte sie wieder, und zwei schwere Thränenperlen glänzten an den Wimpern ihrer Augen.

Wenn man die erste Regung der Freude zuschreiben mußte, so war die zweite offenbar diejenige des Schmerzes. — That es ihrem jungen Herzen wohl, diese Frage, welche gar leicht auf einem versteckten heißen Wunsch deuten konnte, von den Lippen desjenigen zu vernehmen, dem sie um Alles

in der Welt — sie fühlte es jetzt klar und deutlich — dieses Herz gar zu gern frei hingestellt hätte, um es ihm dann zur Verfügung zu geben, so schmerzte es sie um so tiefer, daß sie die Frage bejahen und damit seine und ihre eigenen, eben erst geborenen Hoffnungen begraben mußte.

Die beiden Freunde waren erschreckt über diese unbegreiflichen Wirkungen ihrer Worte. Jacques ergriff Rousetto's Hand, und sie herzlich drückend, suchte er sie mit sanften Worten zu beruhigen.

Bei dieser Berührung ergriff Rousetto ein krampfhaftes Zittern. Ihr voller, schneeiger Busen hob sich in ungestümen Wallungen, und ihre noch thränenfeuchten Augen richteten sich mit einem Ausdrucke voll Liebe und Hingebung auf Jacques.

Aber nur einen Augenblick dauerte diese Bewegung. Dann riß sie sich gewaltsam von ihm los, und — mit den Händen über Stirn und Augen fahrend — sagte sie mit leiser und bebender Stimme:

„Ja, Herr Matrose, dieses Herz ist nicht mehr frei. Es gehört — meinem Vetter — dem Sergeanten — Michel Malin."

Dann wandte sich Rousetto und lief eilends in's Haus, um dort ihre Thränen zu verbergen und Fassung zu gewinnen. Dies gelang ihr auch in nicht gar zu langer Zeit. Wer vermag der Weiber Herz zu ergründen! Als sie nach einer halben Stunde wieder unter den Palmbäumen erschien, waren ihre Augen trocken und glänzten und blitzten im heiteren Strahle des Glückes, und um ihre Lippen spielte ein seliges Lächeln der Zufriedenheit.

Diesen so schnellen Umschwung in ihren Gefühlen verdankte sie dem Nachdenken über zweierlei Umstände und diese Umstände, waren: einmal ihre charaktervolle Festigkeit, die sie mit den Meisten ihrer Landsmänninnen theilte und welche ihr nicht erlaubt hatte, ihrem Vetter und verlobten Bräutigam auch nur die kleinste Gunstbezeugung zu gewähren; und dann die allgemeine Sitte des Landes, welche das Wechseln der Liebhaber so sehr erleichtert.

Da nun weder die Landessitte, noch ihre Tugend und ihr Ehrgefühl, welchen sie stets die vollste Rechnung getragen, sich dagegen sträubten — wer hinderte sie, ihrem Sergeanten den Laufpaß zu geben und ihrem ebenso plötzlich erstandenen, als heftigen Gefühle für Jacques zu folgen!

Rousetto setzte sich also wieder zu den beiden Freunden und ließ sich in ein trauliches Gespräch mit diesen ein. Sie erwähnte noch einmal des Sergeanten, indem sie bemerkte, daß er bei der Gensdarmerie sei und täglich in Toulon eintreffen könne, wohin er einen Transport Gefangener zu bringen habe.

Diese Worte brachten nun auf Seite der Matrosen eine ähnliche Wirkung hervor, wie zuerst jene Jacques' auf Rousetto.

Sie errötheten und erbleichten abwechselnd, und ihre Stimme zitterte, als sie sich über die näheren Umstände erkundigten.

Ein Blick des Einverständnisses wurde zwischen den Beiden gewechselt, und dann entfernte sich der Aeltere, Rousetto und Jacques allein lassend.

Jacques hatte eine lange Unterredung mit Rousetto, die indessen nichts weniger als Herzensangelegenheiten betraf.

Allerdings wollte die liebende Rousetto das Gespräch zwanzigmal auf dieses Terrain hinüberziehen, und Anknüpfungspunkte fanden sich genug, aber Jacques war so sehr mit einem ihn beherrschenden anderen Gedanken beschäftigt, daß er Rousetto's Bemühungen nicht einmal merkte, vielweniger darauf einging.

Jacques befand sich in einer fieberhaften Aufregung, und doch bedurfte er seiner ganzen Ruhe und Klugheit, um Rousetto auf jenen Punkt hinzulenken, wo er sie haben wollte, und sie im Vorhinein zur Gewährung seiner Bitte geneigt zu machen, die er an sie stellen mußte.

„Mit einem Worte, meine theure Rousetto, es handelt sich bei dieser Sache sowohl um mein Lebensglück, als um dasjenige einer mir über Alles werthen Person."

„O, sprechen Sie! Was ich thun kann — doch — diese Ihnen so werthe Person — gewiß — oh, ich Unglückliche!"

Jacques war über diesen so plötzlichen Uebergang von liebender Bereitwilligkeit zu banger Niedergeschlagenheit im höchsten Grade erstaunt.

„Was ist Ihnen, Rousetto? Ich verstehe Sie nicht!"

„Oh, er spottet meiner noch! Doch — wie es auch sei — ich will Ihnen helfen! Bangen Sie nicht um ihre Delicado, um Ihre Bargiero!*) Ihre Ihnen über Alles werthe Geliebte — —"

Jacques konnte sich eines leisen Lächelns nicht enthalten.

„Beruhigen Sie sich, meine gute Roso! Es handelt sich nicht um ein Mädchen — mein Wort darauf! Für einen Mann, für meinen besten Freund rufe ich Ihre Hülfe an!"

Jacques entwickelte nun seiner aufmerksamen Zuhörerin die Art dieser Hülfe und wie sie zu leisten sei. Er machte ihr bemerklich, daß unter jenen Gefangenen, die ihr Vetter eskortire, sich sein intimster Freund befinde, der in Folge eines Mißverständnisses zur Transportation verurtheilt sei. Er,

---

*) Ma delicado — meine Zarte; ma bargiero — meine Schäferin: provençalische Umschreibungen für Geliebte.

Jacques, habe nothwendig vor dessen Ankunft in Toulon noch mit ihm zu sprechen. Dies könne unmöglich geschehen, wenn nicht ein Engel des Himmels ihm dazu behülflich sei. Diesen Engel sehe er nun vor sich, und er zweifle nicht, daß er das Liebeswerk ausführen wolle. Rousetto sollte ihren Vetter, dessen Weg am Wirthshause vorüberführe, aufzuhalten suchen. Sie solle ihn bewegen, einen Halt zu machen und einen Imbiß einzunehmen. Sie solle zugleich seine Begleiter beschäftigen und auf diese Art — das Nähere der Ausführung überlasse er ihrer weiblichen List und Klugheit — es ihm möglich machen, einige Worte mit seinem Freunde zu sprechen.

Rousetto, welche von dem ganzen Handel blutwenig zu verstehen schien, willigte dessenungeachtet, oder vielleicht gerade deshalb, ohne Bedenken und mit Freuden ein. Nur konnte sie ihr Bedenken nicht unterdrücken, daß es ihr — all ihrer Gewalt über Michel Malin ungeachtet — nicht so leicht gelingen möchte, ihn seiner Pflicht vergessen zu machen, und daß sie für den guten Erfolg durchaus nicht bürgen könne.

„Nun denn, mein Kind, thuen wir, was wir vermögen. Den Erfolg müssen wir, wie immer, Gott anheimstellen! Morgen oder übermorgen muß der Transport ankommen. Ich und mein Begleiter werden zugegen sein. Also auf Wiedersehen, meine schöne Rousetto! und vergessen Sie nicht, daß unsere Unterredung vor aller Welt ein Geheimniß bleiben muß!“

Damit trennte sich Jacques von der reizenden Provençalin, um mit seinem Freunde Pierre nach Toulon zurückzukehren.

Diese Unterredung hatte — wie wir schon bemerkten — am Tage vor dem Weinlesefest stattgefunden, zu welchem wir nun zurückkehren. —

Rousetto und ihre Mutter befanden sich im Kreise jener Toulonesr Bürgersleute, welche ihnen eng befreundet, zum Theile verwandt waren.

Es war der holden Rose bis zu diesem Augenblicke noch nicht möglich gewesen, sich aus dieser Gesellschaft zu entfernen, um — wie sie es doch so gern gemocht hätte — mit Jacques einige Worte zu sprechen. Gar zu viele Augen waren auf sie gerichtet; nicht nur diejenigen ihrer Verwandten, auch andere, unbernfene, verfolgten sie unablässig mit ihren Blicken. Und da diese unberufenen Blicke einem Kreise hübscher, junger Bursche angehörten, welche ihr aus respektvoller Entfernung damit ihre Bewunderung und Verehrung ausdrücken wollten, so mußte sich Rousetto dadurch sogar noch geschmeichelt fühlen.

Aber wenn sie schon nicht mit Jacques zu sprechen vermochte, so ruhten doch, beinahe unausgesetzt, ihre feurigen Blicke auf ihm, und so oft er dieselben erwiderte, belohnte ihn ein freundliches und zärtliches Lächeln.

Jeder Andere vielleicht, als Jacques, wäre dadurch beglückt gewesen.

Ihn aber schien diese Liebenswürdigkeit nicht aus dem Kreise von trüben und bangen Gefühlen reißen zu können, welche seine Stirn immer mehr verdüsterten.

Dafür aber bemerkte der joviale Steuermann, der noch immer seine und Pierre's Gesellschaft theilte, gar bald die feurigen Wurfgeschosse, die nach seinem Tische gerichtet waren, und war nicht übel gewillt, sie anfänglich auf sich zu beziehen. Da er aber seines Irrthumes gewahr ward, fiel er mit unbarmherzigem Spott, mit guten und schlechten Witzen über den armen Jacques her, den er einen „Duckmäuser" nannte, der mit seiner frommen und einfältigen Miene ihn nicht mehr zu täuschen vermöge.

In dem Augenblicke, als der Steuermann eine frische Flasche Wein bestellen wollte, ertönte ein wüster Lärm vom Haupteingange her, und ein Gedränge entstand um diesen Punkt, aus welchem sich bald ein Menschenknäuel loslöste und gegen die Terrasse heranwälzte.

Alles verließ seine Plätze, um sich dem zu erwartenden Schauspiele zu nähern.

„Der Zug — der Zug kommt! Der Weinkönig — Herr Bacchus hält seinen Einzug!"

Von allen Seiten ertönt dieser Ruf. Betäubende Musik erschallt. Die Menge bildet eine breite Straße, durch welche der Zug naht.

Voran schreitet eine Musikbande, aus Dorfmusikanten und städtischen Dilettanten zusammengesetzt, die, weinerregt wie sie waren, einen nicht gerade taktgerechten und fehlerlosen Marsch aufspielten.

Ihnen folgten, mit den Attributen des Weinbaues geschmückt, die Winzer und Winzerinnen des Dorfes in ihrem originellen und phantastischen Kostüme.

Nun kam ein mit zwei Eseln bespanntes Wagengestelle, auf welchem — in einem weiten und niederen Fasse sitzend — die Hauptperson des Festzuges einhergezogen wurde.

Auf einem der Esel ritt, halb entkleidet und mit Thierfellen umhüllt, eine alte, dicke und unförmliche Figur, welche ohne Zweifel den Silenus vorstellen sollte.

Die Person im Fasse aber war Bacchus. Das Faß und das Wagengestelle waren mit Reben, mit Weinlaub und Trauben umzogen, das Faß selbst zur Hälfte damit angefüllt und die groteske Figur darin, deren rothe Stirn mit einem Weinlaubkranze geschmückt war und deren Rechte ein Gefäß mit frischgepreßtem Moste hielt, gestikulirte und schrie unter die Menge hinein, indem er mit der Linken fortwährend Trauben spendete.

Auf dem Platze vor den Palmen hielt der Zug. Die Musik schwieg,

und Herr Bacchus erhob sich von seinem Throne, um eine beredte und eindringliche Rede zu halten, in welcher er den Weinseegen dieses Jahres pries und mit einem begeisterten Toast auf den Erfinder des Weinbaues schloß.

Die Rede war stark mit derben Witzen und Ausfällen auf anwesende und bekannte Persönlichkeiten untermischt, welche jedesmal ein nimmerendenwollendes Gelächter erregten und mit dem währenddeß in starken Zügen getrunkenen Moste dazu beitrugen, die allgemeine Lust und Aufregung auf den höchsten Gipfel zu treiben.

Kaum war der Schluß der Rede, kaum das Schreien und Jubeln verhallt, als sich die Jugend beiderlei Geschlechtes zum Tanze ordnete.

Der freie Rasen vor den Palmen war zum Tanzplatze erwählt.

Die Musik begann eine zuerst sanfte und ruhige Weise, die allmählich immer bewegter, immer schneller und heftiger ward und sich zuletzt zu einem wahren Wirrwarr von Tönen steigerte, aus welchem sich nur schwer noch die Grundmelodie erkennen ließ.

In demselben Grade, wie sich das Tempo der Musik steigerte, wurden auch die Bewegungen der Tanzenden feuriger und leidenschaftlicher. Die einzelnen Paare, schöngewachsene, kräftige Bursche, blühende, üppige Mädchen, hatten sich zuerst getrennt und schienen mehr durch ihre bald einladenden, bald abwehrenden Bewegungen und Gesten, durch den beredten Ausdruck ihrer Gesichter eine mimische Darstellung, als einen eigentlichen Tanz zu beabsichtigen. Bald aber schien sie das Feuer der Musik hinzureißen. Die Füße, die Knice und Hüften kamen nun ebenso in Bewegung, wie zuerst nur die Arme und der Oberleib. Der ganze Körper schien bald in krampfhafter Erregung zu sein. Sie tanzten und sprangen, sie suchten und flohen und erhaschten sich wieder, sie umfaßten sich und stoben wieder auseinander, Alles im Takte, in rhythmischer Bewegung, aber immer schneller, immer leidenschaftlicher, immer glühender, bis die Paare in einem Paroxysmus ihrer erregten Sinnlichkeit sich umfaßten, und eine Gruppe bildend, den Tanz beendeten.

Dieser Nationaltanz, die eigentliche Provençale, hat viele Aehnlichkeit mit dem spanischen Volero, sowohl in der Darstellung, als in dem derselben zum Grunde liegenden Gedanken, einer Verherrlichung der sinnlichen Liebe. Der spanische Tanz ist indessen noch etwas ästhetischer, als der provençalische, und wenn man bedenkt, daß dieser letztere fast durchaus nur von liebenden Paaren ausgeführt wird, wenn man die sprühenden Augen derselben, den wogenden Busen, die glühenden Wangen und den verlangenden und sinnlichen Gesichtsausdruck betrachtet, so gewinnt dieser Tanz eine ganz eigenthümliche Bedeutung. —

Während desselben und da sich fast die ganze Bevölkerung der Terrasse um den Tanzplatz gedrängt hatte, war es Rousetto, die allen an sie ergangenen Aufforderungen zum Trotze nicht tanzen zu wollen standhaft erklärte, gelungen, sich unbeachtet von den Ihrigen unter die Palmbäume zu den beiden Matrosen Pierre und Jacques zu stehlen. Deren Trinkgenosse, der Steuermann, hatte sich entfernt und zu den Zuschauern des Tanzes gesellt. —

Die Sonne war untergegangen. Die Röthe des Himmels erblich allmählich, und die Sterne begannen im südlichen Glanze zu funkeln und zu leuchten. Balsamische Wohlgerüche durchwehten die Atmosphäre, die ein frischer Seewind gekühlt hatte. Alles athmete Friede und Wonne und Liebe. — Nur die beiden, in ihrem Aeußern so ungleichen Freunde schienen die Mahnung der Natur, die Freudenrufe der sie umgebenden Menschen nicht zu verstehen, nicht zu hören. In kummervollem Schweigen lauschten sie nach der Seite der Landstraße hin, von welcher — wie es ihnen däuchte — jetzt fernes Pferdetraben hörbar wurde.

Sie hatten die Annäherung Rousetto's nicht bemerkt. Erst als diese, ganz dicht bei ihnen, ihre Hand auf Jacques' Schulter legte, fuhr dieser, wie aus tiefen Träumen emporgeschreckt, mit einem leisen Schreie auf.

Rousetto beugte sich lächelnd zu ihm nieder und flüsterte mit ihm. Er antwortete ihr ebenso. Um sie rauschten und wogten die Töne der Musik, das Lärmen der Menge. Plötzlich wurden sie durch rasch sich nähernde, sporenklirrende Schritte, durch das Rasseln eines Säbels emporgeschreckt.

Ehe noch Jacques seinen Arm von Rousetto's Taille, ehe diese ihre Hand von seiner Schulter weggezogen hatte, stand der Störer ihrer Unterhaltung bereits dicht vor ihnen.

Ein gräßlicher Fluch donnerte bei diesem Anblicke von seinen Lippen. Jenen Rousetto's entfuhr ein Schrei des Schreckens und der Angst.

„Mein Vetter — Michel!" waren die einzigen Worte, die sie hervorbrachte; dann bedeckte sie sich das Gesicht mit ihrer Schürze, indem sie sich zitternd hinter den Tisch zurückzuziehen suchte.

Der Sergeant Michel Malin aber war todtenbleich geworden. Mit einem wüthenden, vernichtenden Blicke schaute er bald auf Rousetto, bald auf den Matrosen. Seine Lippen zitterten, und nachdem sie den Fluch hervorgestoßen, bedurften sie einiger Zeit, ehe sie sich zu einem neuen Worte öffnen konnten.

Dieses Wort, ohne Zweifel eine Schmähung auf Rousetto, sollte ungesprochen bleiben.

Vom Hause her rief der Wirth, daß die Tragbahre bereit und der Schmied des Dorfes mit seinem Handwerkszeuge angelangt sei.

Dies erinnerte den Sergeanten an seine Pflicht und an den Zweck, der ihn eigentlich hergeführt hatte. Nachdem er dem Wirthe seine Aufträge gegeben, hatte er einen freien Augenblick benutzt, um seine Rousetto aufzusuchen, und hatte seine liebeglühenden Hoffnungen bitter getäuscht gesehen. Er konnte nicht umhin, im Stillen, vor Wuth bebend, das provençalische Sprüchwort zu wiederholen:

La fremo et la castagno,
De fouero bello, dentro es la magagno.*)

Er wäre auch gern in eine Fluth von Schimpfworten und Verwünschungen ausgebrochen und hätte es vor Allem gewünscht, sich in einen Streit, womöglich in einen Kampf mit dem Matrosen einzulassen. Aber das Bewußtsein seiner Dienstpflicht, die Verantwortung, die auf ihm lastete, ließen ihn für den Augenblick den Sieg über seine Rachegelüste davontragen, welchen Genugthuung zu verschaffen er für einen günstigern Augenblick aufschob.

„Ein andermal, meine Burschen — aufgeschoben ist nicht aufgehoben — verlaßt Euch darauf!“ Mit diesen Worten wendete sich der Mann zum Gehen, ohne Rousetto noch eines Blickes zu würdigen.

Während dieser Scene hatten die beiden Matrosen Pierre und Jacques mehr als unthätige Zuschauer, denn als Theilnehmende dagesessen.

Pierre verstand den Zusammenhang nicht vollständig; Jacques, der diesen wohl begriff, hatte dessenungeachtet seine Gedanken einer andern Ideenkombination zugewendet, die beim Erscheinen des Sergeanten, alles Andere verdrängend, beider Geist beherrschte.

Endlich war der langersehnte Augenblick gekommen, dem sie mit allen Fibern ihres Herzens entgegengezittert, den sie mit allen Kräften ihrer Seele herbeigesehnt hatten.

Der Wagen mit den Gefangenen mußte vor der Thür sein. Aber wie war es möglich, unbemerkt zu diesen zu gelangen!

Sie verwünschten den Zufall, der ihre Wünsche und Berechnungen zerstört und Rousetto in dem Momente zu ihnen geführt hatte, in welchem der Sergeant erschien.

Sie wußten nicht, wie diesem Uebelstande abzuhelfen sei, und Rousetto, welcher sie einen trostlosen fragenden Blick zuwarfen, konnte diesen nur eben so trostlos und hoffnungsleer beantworten.

---

*) Weiber und Kastanien, von außen schön, von innen faul.

Der Sergeant selbst war es, der ihnen zu Hülfe kam. Auf halbem Wege hielt er seine eiligen Schritte an und wendete sich mit einem höhnischen Lächeln auf den Lippen zu den Matrosen zurück.

„Holla, Ihr faulen Schlingel! Auf da, wenn Euch Eure ganzen Knochen etwas werth sind, und fort mit mir. Ich brauche helfende Arme — dazu seid Ihr gerade recht. Nur keine Umstände gemacht, sonst soll Euch der leibhaftige Satan einen Tanz aufspielen, an den Ihr Zeit Eures Lebens denken werdet!"

Diese vielen Worte waren unter den vorliegenden Umständen völlig unnöthig und überflüssig. Bei dem ersten Laute schon hatten sich die beiden Freunde eiligst erhoben. Unter andern Umständen würden sie ohne Zweifel gegen das eben so rohe, wie ungerechtfertigte Benehmen des Gensdarmen protestirt haben — Matrosen lassen sich gewöhnlich nicht allzuviel gefallen und sind händelsüchtig — aber diesmal gingen sie über die Art und Weise des Verlangens leicht hinweg, da ihnen das Verlangen selbst so äußerst erwünscht kam.

Ohne eine Silbe zu erwidern, folgten sie dem voranschreitenden Unteroffizier, nachdem Jacques noch eine Gelegenheit wahrgenommen, um Rousetto zärtlich die Hand zu drücken.

Dieser Auftritt war unbemerkt von der Gesellschaft der Terrasse, die sich noch immer um den Tanzplatz drängte, vor sich gegangen, woselbst nunmehr die Farandoulo, ein Tanz griechischen Ursprungs, und die Moreske die Tanzenden in Athem hielten.

Als die drei Männer die Ausgangspforte des Wirthshauses erreichten, warteten ihrer dort bereits vier Bauernbursche mit einer Tragbahre und der Dorfschmied. —

Einige Männer mit Fackeln leuchteten — da nun die Nacht völlig hereingebrochen war — dem Zuge voran, der sich mit eiligen Schritten in Bewegung setzte.

Nach einer Viertelstunde ungefähr hatten sie das Vaux d'Ollioules erreicht.

Ein entsetzenerregendes Wimmern und Stöhnen empfing sie.

Die Leiden der unglücklichen, noch im Wagen befindlichen Gefangenen hatten ihren Höhepunkt erreicht.

Die Männer gingen sogleich daran, den Wagen in die Höhe zu richten. Die beiden Matrosen mußten mit allen Kräften mitarbeiten, so sehr sie auch gewünscht hätten, einen freien Augenblick zu gewinnen, um einen Blick in den Wagen und auf jene Gefangenen zu werfen, welche im Schatten der Felsen, von Gensdarmen bewacht, der Weiterfahrt harrten.

Es wäre schwer zu entscheiden, wer mehr litt: die verwundeten, betäubten Gefangenen im Wagenkasten, oder die beiden helfenden Matrosen. Ihre Seelenleiden, die Folterqual, welche sie erdulden mußten, spiegelten sich auf ihren aschgrauen Gesichtszügen, in ihren erloschenen Augen wieder. Ihre Glieder bebten im Fieberfrost, und kalte Schweißtropfen bedeckten ihre Stirne. — Ein Glück, daß bei der mangelhaften Beleuchtung der Sergeant und seine Untergebenen diese Symptome einer verzehrenden Unruhe, einer entsetzlichen Angst nicht bemerken konnten. —

Nach längerer Arbeit war es gelungen, den Wagen wieder zu erheben und mit Holz und Felsentrümmern ihn vor neuem Umfallen zu bewahren.

Nun galt es, die Gefangenen ihrer Fesseln zu erledigen und aus dem Wagen zu entfernen.

Nicht ohne Mühe wurden die Schlösser geöffnet und die armen Opfer nach und nach herausgehoben.

Diejenigen, welche beim Sturze zu unterst gelegen, waren arg zugerichtet. Ihre Köpfe waren geschunden und mit Beulen bedeckt, ihre zusammengepreßte Brust hob sich schwerathmend in dumpfem Röcheln, ihre Gliedmaßen waren verrenkt, blutrünstig und mit Wunden bedeckt. Der Eine der Unglücklichen hatte eine klaffende Stirnwunde erhalten; einem Andern war der linke Arm oberhalb des Ellbogens gebrochen. — Alle litten entsetzliche Schmerzen. —

Diese Bedauernswerthen wurden nun aus dem Wagen gehoben und die zwei am schwersten verwundeten auf die Tragbahre gelegt. Die Andern mußten, so schwer es ihnen auch werden mochte, zu Fuße die Strecke bis zum Dorfe zurückzulegen suchen, woselbst sie die Sendung eines neuen Zellenwagens von Toulon abwarten sollten. — Denn der beschädigte war nach Aussage des Schmiedes vorderhand nicht zu gebrauchen und so schnell auch nicht wieder herzustellen.

Während dieser letzteren Arbeiten hatte sich der eine, der jüngere der Matrosen, Jacques, von den beschäftigten Personen fortzuschleichen gewußt.

Unter den aus dem Wagen Gehobenen hatte er vergeblich ein ihm bekanntes Antlitz zu erblicken gesucht, welches seinem Wissen nach und zufolge seiner Hoffnungen sich doch unter den Unglücklichen befinden sollte.

Vielleicht befand sich der Gesuchte unter jenen drei Männern, welche schon früher den Wagen verlassen hatten und nun abseits vom Wege von einem Gensdarmen bewacht wurden.

Die Dunkelheit war an dieser Stelle bedeutend und schien ein Er-

kennen der Gesichtszüge vollkommen unmöglich zu machen. Anderseits aber verbarg dieser Umstand auch den Heranschleichenden vor den Blicken der Sicherheitsperson, welche — da sie von der Unfähigkeit der ihr zur Bewachung übergebenen Gefangenen, einen Fluchtversuch zu wagen, vollkommen überzeugt war — sich, den Rücken diesen zuwendend, auf ein Basaltstück gesetzt hatte und von hier aus, halb in Träumereien versunken, dem Spiele des Fackelscheines auf den dunklen Felsmassen und den schäumenden Fluthen, den Bewegungen der dunklen, gespenstischen Gestalten um den Wagen zusah. —

Auf einem Umwege sich aus dem Lichtkreise entfernend und an demselben hinschleichend, hatte Jacques jene Stelle erreicht, deren wir eben erwähnten, und befand sich kaum zehn Schritte von den drei Gefangenen entfernt, welche in dumpfem Brüten, ohne ihrer Umgebung die geringste Aufmerksamkeit zu schenken, vor sich hinstarrten.

Bernard, der, wie wir wissen, sich unter diesen Unglücklichen befand, war mit seinen Gedanken weit von der Stelle, welche sein Körper in diesem Augenblicke einnahm, entfernt und ließ eine Zeit vor seinem inneren Blicke erstehen, in welcher er noch frei, glücklich und hoffnungsreich war.

Frei und glücklich! Entsetzliches Schicksal, welches ihm diese beiden Güter der Menschheit, auf welche Jeder Anspruch zu machen berechtigt ist, entrissen hatte! Und hoffnungsreich! Entsetzlicheres Unglück, welches ihm auch die Hoffnung genommen hatte, die Hoffnung, je wieder frei zu werden, die Hoffnung, je wieder seine Lieben, seine Freunde, seine — Adele zu sehen und an's Herz zu drücken! —

Horch, was ist das? —

Durch die tiefe Stille, welche in diesem Theile der Schlucht herrschte, tönte ein eigenthümlicher, langgezogener Ton, dem Rufe des Käuzchens ähnlich.

Wir haben diesen Eulenruf schon einmal vernommen, und zwar in der Nacht vom ersten auf den zweiten Dezember, als Bernard die Generale Cavaignac, Lamoricière und Changarnier zu warnen versuchte.

Dieser Ruf schlug, ohne sie aus ihrem Stumpfsinn aufzurütteln, an die Ohren der beiden Unglücksgenossen Bernard's und an das Gehör des sie bewachenden Gensdarmen, ohne diesen aus seiner Gedankenlosigkeit aufzuschrecken und ihm eine allenfalls drohende Gefahr zu zeigen.

Ein Eulenruf in einer wilden Bergschlucht bei dunkler Nacht hat eben auch nichts so Außerordentliches und Seltsames an sich, daß er die Aufmerksamkeit in besonderem Grade zu erregen vermöchte.

Aber Bernard war bei diesem ihm nur zu wohl bekannten Tone wie

von einer Natter gebissen emporgezuckt und starrte mit weit aufgerissenen Augen in die ihn umgebende Dunkelheit.

Alle Kräfte seiner Seele hatten sich in seinem Seh- und Hörorgane konzentrirt. Er zitterte vor innerer Erregung, denn dieser Ton — —

In diesem Momente glaubte er einen dunklen Schatten vor sich auftauchen zu sehen. — Bernard konnte sich kaum mehr aufrecht erhalten. Die Anspannung seiner Nerven drohte in ihrem Uebermaße ihn zu vernichten.

Der Schatten ward deutlicher. Eine zarte und kleine Gestalt in Männerkleidern stand dicht bei Bernard.

Das Blut drängte gewaltsam zu seinen Schläfen. Das Bild vor seinen Augen verschwand in einem rothen, flimmernden Scheine. Er vermochte nichts mehr zu unterscheiden und sank mit einem leisen Aechzen auf den harten Stein zurück.

Die Gestalt, welche sich bis zu ihm hingeschlichen, beugte sich über den Unglücklichen, und selbst vor innerer Erregung zitternd konnte sie kaum die Worte: „Schweige, um Gotteswillen, Vorsicht!" hervorbringen.

Aber diese Ermahnung war fruchtlos.

Bei der Berührung dieser Hand, welche ihn elektrisch durchzuckte, bei dem Tone dieser Stimme, welche durch die innerste Tiefe dieser Seele drang, vermochte der ohnedies im höchsten Grade Aufgeregte, dessen Körper in Folge der über ihn hereingebrochenen Ereignisse geschwächt und dessen Nervensystem zerrüttet war, seiner Sinne nicht Meister zu bleiben, und ein halb erstickter Ausruf der Freude tönte von seinen Lippen.

Wir sagen: „der Freude." Aber für das Gefühl der überschwänglichsten, reinsten Seligkeit, das urplötzlich, ohne Uebergang, der düsteren Hoffnungslosigkeit, den entsetzlichsten Leiden folgt, giebt es ebensowenig einen Ausdruck, als es eine Beschreibung zuläßt.

Bei diesem Schrei war der Gensdarm in die Höhe gefahren, und scharf nach dem Orte, woher er tönte, hinschauend, fragte er mit barscher Stimme, was vorgefallen sei.

Die Gestalt, deren Worte den Schrei verursacht hatten, hatte sich, augenblicklich die Gefahr einsehend, mit einer raschen Bewegung neben dem Steine niedergekauert, so daß es vollkommen unmöglich war, sie von einiger Entfernung aus zu erblicken.

Bernard war bei dem Zurufe seines Wächters so weit wieder zu sich gekommen und seiner Bewegung Herr geworden, daß er — freilich noch mit zitternder Stimme, der er aber den Ausdruck des Zornes zu geben suchte — sich laut über die Leiden beklagte, welche er mit seinen geschu-

denen und geschwollenen Gliedern, hungernd und dürstend und der kalten Nachtluft ausgesetzt, erdulden müsse, welche Leiden ihm endlich so unerträglich schienen, daß er seinen gerechten Zorn über diese unmenschliche Behandlung nicht länger unterdrücken, sondern in einem lauten Aufschrei sich hatte Luft machen müssen.

Diese Aussage, diese Erklärung des Schreies war — besonders zusammengestellt mit dem bisherigen, stoischen Benehmen Bernard's — so ungereimt und so wenig glaubwürdig als möglich. — Dann war der zitternden Stimme und der Art des Schreies selbst, für Einen, der derlei Dinge zu beachten versteht, viel zu sehr das Gepräge der Freude aufgedrückt, als daß man sich hätte täuschen lassen sollen. — Indessen ist nicht jeder Gensdarm ein Psychologe, ein Logiker oder ein guter Beobachter — und mit einem Worte, jenes Sicherheitsorgan, welches die Frage an Bernard gestellt hatte, schien sich mit der Antwort vollkommen zufrieden geben zu wollen und begann nur zur Unterhaltung sich in Schmähungen über die Gefangenen zu ergießen, für welche rothe Höllenbrut das Loos, welches ihnen beschieden, immer noch viel zu gut sei. —

Ungeachtet er demnach keine Besorgnisse über die wahre Ursache des Schreies zu hegen schien, wollte er sich doch erheben, um seine Schutzbefohlenen in der Nähe zu besichtigen, als sich ihm Pierre, der ältere Matrose, zugesellte und ihn in ein Gespräch zu verwickeln wußte, welches er durch Darreichung seiner wohlgefüllten Branntweinflasche für den Gensdarmen im höchsten Grade interessant machte.

Die Beiden setzten sich wieder auf das Felsstück nieder, und bei den lauten Reden, welche sie führten, war bald keine Gefahr mehr vorhanden, daß das leise Flüstern, welches sich zwischen Bernard und Jacques — denn dieser war es, der sich zu Bernard geschlichen — erhoben hatte, gehört werden konnte.

Jacques blieb neben dem Steine, worauf Bernard saß, niedergekauert und ergriff dessen abgemagerte Hände, sie an seine Lippen pressend und mit seinen Thränen überströmend.

„Horace! Armer, unglücklicher Horace!"

„Adele!"

Dies waren lange Zeit die einzigen Worte, welche gewechselt wurden; während sich die beiden Liebenden, die beiden vom Tode Erstandenen, die so lange und wie es schien auf Nimmerwiedersehen Getrennten, weinend vor Freude und Glück und unfähig, in diesem Momente eines kaum gehofften Wiedersehens einen andern Gedanken als den ihres jetzigen Glückes zu fassen, in die Arme sanken und Brust an Brust, Mund an Mund einen

Tropfen jener reinen Seligkeit genossen, die nur äußerst selten den armen Sterblichen vergönnt werden.

Wir sehen, daß Jacques — die verkleidete Adele ist. Wir können gleich hinzufügen, daß auch Pierre und Lepaile eine und dieselbe Person sind und daß sie mitsammen von Paris nach Toulon reisten, um dortselbst — wie wir gesehen — in Seiner Majestät Kriegsflotte, und zwar auf jener Fregatte einzutreten, welche bestimmt war, die Deportirten nach Cayenne zu bringen.

Die Beiden, Adele und ihr väterlicher Freund und Beschützer Lepaile, waren gut unterrichtet. Sie kannten nicht nur das Schiff, auf welchem ihr Freund seine Leidensfahrt antreten sollte; sie wußten auch die Zeit, zu welcher dieser mit andern Leidensgenossen Paris verlassen hatte, und den Weg, auf welchem der Transport Toulon erreichen sollte.

Adele und Lepaile hatten den heroischen Entschluß gefaßt, Horace nicht zu verlassen, sondern ihn auf das Meer, nach Cayenne, wenn es Gott so verlangte, in den grauenvollsten Tod zu begleiten. Zu diesem Zwecke wollten sie die Fahrt als Matrosen mitmachen. Einmal an dem Orte ihrer Bestimmung angelangt, würde sich wohl Gelegenheit finden, sich mit Bernard zu vereinigen.

Wir werden das Nähere über die Schicksale Bernard's und Adelens seit jener Nacht, da beide als todt hingestreckt waren, bald erfahren. Für jetzt genüge es, daß Bernard von Adelens und Lepaile's Beginnen durchaus nichts wußte. Diese letzteren aber erkannten es als dringend nothwendig, Bernard, ehe er auf's Schiff kam, von ihrem Vorhaben zu benachrichtigen, damit nicht später durch ein zufälliges Erkennen ihre Sicherheit und damit die Ausführung ihres Planes gefährdet würde. Ferner lag es Adelen sehr am Herzen, ihren Bräutigam — wenn auch blos einige Augenblicke — ungestört zu sprechen, vielleicht zum letztenmale liebend an's Herz zu drücken. Einmal eingeschifft, konnte sie auf ein solches Glück nicht mehr rechnen.

Dies waren die Gründe, welche Adelen bewogen, täglich nach Ollioules herauf zu wandern und dort der Ankunft des Wagens zu harren. Dies die Gründe, warum sie Rousetto's Freundschaft zu gewinnen suchte, deren Dienste zwar durch den Gang der Ereignisse unnöthig geworden waren, welche aber doch indirekt durch die in Michel Malin erregte Eifersucht die Veranlassung war, daß Pierre und Jacques zu der Unglücksstätte mitgenommen wurden.

All dies und noch viel mehr, was wir später erfahren werden, erzählte Adele jetzt mit geflügelten Worten ihrem theuren Horace, der in

Bewunderung über Adelens Muth und Seelengröße versunken, nur schwer Worte fand, ihr zu danken und sie bei ihrer Liebe zu ihm zu beschwören, ihren Vorsatz aufzugeben und sich nicht den Gefahren einer so weiten Seereise, den ungleich größeren Gefahren Cayenne's, vor Allem einer Entdeckung ihres wahren Geschlechtes und allen daraus hervorgehenden Leiden und Drangsalen seinetwegen auszusetzen.

Seine Worte blieben ohne Erfolg. Eine Fortsetzung ihres Gespräches aber wurde durch das Erscheinen des Sergeanten abgeschnitten, welcher den Wächter der drei Gefangenen aufforderte, mit diesen sich nunmehr dem Zuge der Uebrigen anzuschließen, welche wohl bewacht nach Ollioules geführt wurden.

Noch einen Kuß drückte Adele auf Bernard's Lippen, dann verschwand sie im Dunkel der Nacht.

Bernard und seine zwei Genossen wurden zu ihren Leidensgefährten geführt und beim Scheine der Fackeln, von Gensdarmen umringt, nach Ollioules gebracht, dessen Bevölkerung zum größten Theile bei dem Weinlesefest war und woselbst die Gefangenen, in einen elenden Behälter eingesperrt, der Ankunft anderer Zellenwagen harren mußten.

Dem traurigen Zuge folgten in einiger Entfernung Adele und Lepaile — nun wieder Jacques und Pierre, — welche es tief bedauerten, daß sie, auf einen solchen Fall nicht vorbereitet, keine Freunde und Genossen bei sich hatten, um einen Befreiungsversuch aus dem elenden Dorfgefängnisse unternehmen zu können.

Bernard ging ruhig und gefaßt, fast heiter seinem Schicksale entgegen. Was ihm auch noch vorbehalten ist, das höchste Glück des Lebens, eines der seltensten und kostbarsten Güter unseres Daseins: die treueste, hingebendste, opfermuthigste Liebe ist ihm gewiß; und der Engel, der ihm diese Liebe weiht, Adele, folgt ihm, um ihn nicht mehr zu verlassen. —

Zweites Kapitel.

Verurtheilung zur Transportation.

Ehe wir in unserer Erzählung fortfahren, ist es nothwendig, einen Blick auf jene Zeit zurückzuwerfen, welche zwischen den letzterzählten Ereig-

nissen der Dezembertage des Jahres 1851 und jener Stunde des Wiedersehens der beiden Hauptpersonen im Oktober 1853 mitten inneliegt, also auf einen Zeitraum, der beinahe zwei Jahre umfaßt.

Wir werden uns begnügen, die Begebnisse dieser Zwischenzeit in kurzen und scharfen Zügen mitzutheilen, ohne uns zu sehr mit deren Einzelheiten aufzuhalten. —

Wir hatten Adele und Bernard in den frühen Morgenstunden des fünften Dezember verlassen, als beide für todt von jenem wackeren Häuflein Barrikadenkämpfer die Rochechouartstraße hinab gegen die Barrière gleichen Namens zu getragen wurden.

Dort, wo die Straße de la Tour d'Auvergne sich mit der Rochechouartstraße kreuzt, hielt die kleine Schaar ihre eiligen Schritte an. Sie waren nun mitten im Lager der Aufständischen und hatten eine weitere Verfolgung von Seite der Soldaten, für diesen Augenblick wenigstens, kaum zu befürchten.

Der alte Soldat legte seine schöne, aber nunmehr so entsetzlich bleiche, so kalte und regungslose Bürde sanft auf eine Matratze nieder, welche zum Barrikadenbaue verwendet werden sollte. — Adele athmete nicht mehr, ihr edles Herz hatte aufgehört zu schlagen; das warme Blut, das ihrer Wunde entflossen, zeichnete den Weg, welchen sie zurückgelegt, und klebte an ihrer Kleidung. Nur langsam noch sickerte der rothe Lebenssaft durch das auf die Wunde sich heftende Leinen.

Neben Adele hatten die finstern und schweigenden Gestalten die Tragbahre mit den leblosen Körpern des Vaters Dussny und Bernard's gestellt.

Der rothe Fackelglanz und das bleiche Licht des Mondes übergossen mit ihrer sich gegenseitig bekämpfenden Helle diese drei leichenähnlichen Gestalten und die um dieselben stehenden Gruppen von Bürgern und Arbeitern. Von der Barrikade der Barrière Rochechouart her tönte Lärmen und Geschrei; aber in der Nähe der beiden nun vereinten Liebenden herrschte lautloses Schweigen, grauenhafte Grabesstille.

Jene riesenhafte Gestalt, welche seit einiger Zeit neben dem Zuge einhergeschritten war und sich dann eiligen Laufes gegen die Barrière zu entfernt hatte, kam nun eben so eilig und athemlos, begleitet von einem andern Manne, zu der Trauerstätte zurück und drängte sich durch die Umstehenden zu den drei Freundesleichen.

Wir erkennen in diesem Manne Lepaile und in seinem Begleiter jenen eleganten Mann mit der Jakobinermütze, welcher kurz vorher noch so entschieden Adele als einen Spion betrachtet wissen wollte.

Es ist Dr. L..., derselbe Freund Lepaile's, welcher dessen Gattin,

Helene, nach den Februartagen 1848 einbalsamirte und mit ihm in die Katakomben brachte.

Jetzt beugte sich dieser mit ernster und gespannter Miene zu Adelen nieder, deren Zustand, sowie deren Wunde er aufmerksam untersuchte, nachdem er die Leinenhüllen von dem durchbohrten und blutüberströmten Busen entfernt hatte.

Die Umstehenden, welche ihm mit Fackeln leuchteten, wagten kaum zu athmen und sahen in gespanntester Erwartung dem Resultate dieser Untersuchung entgegen.

Aber der Arzt blieb lange Zeit, in tiefes Schweigen versunken, vor der noch im Tode so schönen und reizenden Gestalt knieen, deren Mund, der sorgsamsten Beobachtung ungeachtet, kein Hauch zu entströmen schien, deren Puls und Herzschlag nicht wahrzunehmen war.

Als er sich wieder erhob und seine Blicke auf jene Lepaile's richtete, der sie unverwandt in tödtlicher Angst auf ihm ruhen ließ, zeigte der Ausdruck seines Gesichtes, daß er keine Hoffnungen mehr hegen könne.

Dann wandte sich der Arzt zu den beiden leblosen Gestalten Duffny's und Bernard's.

Duffny's Leiche ließ er nach einem raschen, prüfenden Blicke, den er auf sie geworfen, ohne nähere Untersuchung bei Seite legen; denn auf den ersten Blick schon mußte man jeden Gedanken auf Hoffnung als thöricht von sich weisen, da die Kugel das Herz durchbohrt hatte und der Tod fast augenblicklich eingetreten sein mußte.

Ganz etwas Anderes war es mit Bernard. Der erfahrene Arzt konnte auch hier auf den ersten Blick sein Urtheil fällen. Bernard war, seiner zahlreichen Verwundungen ungeachtet, in einem durchaus nicht gefährlichen Zustande, und nicht die Art der Wunden, nicht der starke Blutverlust hatten seine todesähnliche Betäubung hervorgerufen, sondern jener schwere, schmetternde Kolbenschlag, der seinen Kopf getroffen und ihn unter die Leichen geworfen hatte, welche sich über seinem Körper thürmten, seine Brust bedrückten und ihm den Athem raubten. Vielleicht mochte er nach jener ersten, von dem Schlage herrührenden Betäubung wieder zu sich gekommen, aber unter der drückenden Todtenlast, welche er mit seinem wunden und geschwächten Arme nicht beseitigen konnte, unter dem Blutandrang, der seinem tief liegenden Kopfe zuströmte, und unter den entsetzlichen Gedanken, welche sein Gehirn durchtobten, in einen neuen, länger anhaltenden, starrkrampfartigen Todesschlummer versunken sein, aus welchem er nun in der frischen Luft und befreit von dem Drucke, allmählich wieder erwachte.

Dies Alles erkannte — wie gesagt — der Arzt auf den ersten Blick.

Er sah, wie sich Bernard's Gesicht allmählich wieder röthete, wie sein Herz zu schlagen, sein Athem zu wehen begann, und konnte überzeugt sein, daß binnen wenigen Minuten seine Augen sich öffnen, seine Betäubung sich verlieren und seine Lebensgeister zurückkehren würden.

Er fand es indessen um so weniger rathsam, dieses Erwachen zu beschleunigen und zu unterstützen, als er aus dem kurzen Gespräch mit Lepaile die Art der Beziehungen zwischen Adele und Bernard entnommen hatte und es für den der Schonung bedürftigen Zustand Bernard's gefährlich hielt, diesen sogleich mit dem Anblicke der Leiche seiner Braut zu entsetzen.

Demnach mußte vor Allem diese bei Seite gebracht werden. Dr. L... trat noch einmal zu Adelens irdischen Ueberresten. Er beugte sich noch einmal zu ihr herab und preßte seine Hand auf die Wunde, um zu beobachten, ob dieser Druck noch einiges Blut hervorquellen mache. Und dabei kam es ihm vor, als verspüre er einen leichten, aussetzenden und kaum wahrnehmbaren Herzschlag unter dem schneeigen Busen. — Ein Hoffnungsstrahl leuchtete aus seinen Augen — er konzentrirte seine Aufmerksamkeit auf diesen Punkt — und in der That, er hatte sich nicht getäuscht — das Herz schlug noch, wenn auch kaum bemerkbar; das Leben war noch nicht gänzlich entflohen, wenn auch nur noch durch ein jeden Augenblick zerreißbares, fast schon gelöstes Band an die sterbliche Hülle gefesselt.

Fast drängte sich bei dieser Wahrnehmung ein Freudenruf von des Doktors Lippen. So lange noch Leben vorhanden, war auch noch Hoffnung da. Und bei seinen Kenntnissen, bei seinen Erfahrungen, bei der Sorgfalt, welche er für die Schutzbefohlene seines alten, treuen Freundes anwenden würde — konnte da nicht mit einigem Rechte noch auf einen günstigen Erfolg gehofft werden? —

Aber Eile that nun vor Allem noth. Der Arzt zog ein Etui aus seiner Tasche, in welchem sich verschiedene chirurgische Instrumente und Utensilien befanden. Er konnte hier, bei der mangelhaften Beleuchtung, in der kalten Winternacht, umgeben von unberufenen Zuschauern und der nöthigen Verbandstücke ermangelnd, unmöglich einen kunstgerechten Angriff gegen den lauernden Tod unternehmen, den Sitz der Kugel sondiren, dieselbe herausziehen, die Wunde reinigen und den Verband anlegen. Aber er wollte wenigstens etwas thun, um einen ferneren, bei der beabsichtigten Bewegung zu besorgenden Blutverlust zu verhindern und den Zutritt der Luft abzuhalten. Er befeuchtete etwas Charpie mit einigen Tropfen einer dunklen Flüssigkeit, welche er aus einem Krystallfläschchen darauf träufelte, legte diese Charpie auf die klaffende Wunde und befestigte sie mit seinem Taschentuche

und einigen Leinenstücken, welche Lepaile, als er seines Freundes Beginnen bemerkt hatte, aus einem nahe befindlichen Hause brachte.

Es bedurfte nicht vieler Worte, um Lepaile mit dem Grade von Hoffnung, welche der Arzt nunmehr hegte, bekannt zu machen und um Ersteren zu veranlassen, die nöthigen Vorkehrungen zu treffen, welche dieser für nothwendig erachtete.

Die Wohnung des Dr. L... war allerdings ziemlich weit von der Rue Rochechouart entfernt. Auch wäre es schwierig gewesen, die Verwundeten dorthin zu bringen, da der Doktor auf dem Boulevard Bonne Nouvelle wohnte, der aller Wahrscheinlichkeit nach von den Truppen des Siegers besetzt war. Und endlich war es mehr als wahrscheinlich, daß diese Wohnung in den nächsten Tagen einen nichts weniger als sicheren Aufenthalt bieten würde, da Dr. L..., in hohem Grade kompromittirt, auf einen Besuch von Seite der hohen Polizeibehörden sicher zu rechnen hatte.

Dessenungeachtet war es eine unbedingte Nothwendigkeit, die beiden Verwundeten, und zwar so bald als möglich, unter Dach und Fach zu bringen. Lepaile wußte dafür Rath.

Unter seinen Bekannten aus früherer Zeit, aus jenen Tagen, als er noch das Paris der Oberwelt bewohnte, befand sich auch eine Familie, mit welcher er auch später seinen Umgang nicht abgebrochen hatte — wie er es doch mit allen anderen seiner Freunde und Bekannten gethan, — sondern mit der er auch als Einsiedler noch in naher Verbindung geblieben war.

Diese Familie bestand aus einem etwa sechzigjährigen Manne, dessen Ehehälfte und Beider Sohne, welcher aber jetzt nicht in Paris lebte, da er als Werkführer in einer Lyoner Fabrik angestellt war.

Die guten alten Leute lebten nicht gerade in glänzenden Verhältnissen, aber sie hatten dessenungeachtet ihr Auskommen; und da sie Lepaile vielfach verpflichtet waren, er ihnen auch für die Pflege der Verwundeten eine Entschädigung zukommen lassen wollte, so war nicht einen Augenblick zu zweifeln, daß sie ohne Widerstreben die unvermuthete Einquartierung einer Sterbenden und eines Schwerverwundeten bei sich aufnehmen würden.

Vater Deroi — dies ist der Name des alten Freundes von Lepaile — wohnte in der Rue Neuve-Coquenard, welche mit der Rochechouartstraße parallel laufend, durch die Rue de la Tour d'Auvergne mit dieser verbunden ist.

Da die eben beschriebene Scene an der Kreuzung dieser beiden Straßen stattgefunden, so war demnach nur ein kurzer Weg bis zu Deroi's Wohnung zurückzulegen, welcher Umstand um so mehr berücksichtigt werden mußte

als ein längerer Transport die Möglichkeit, Adelens Leben zu erhalten, bedeutend verringert hätte.

Levaile theilte seinem Freunde, dem Dr. L..., das Nöthige mit und machte sich dann eilig auf den Weg, um die nichtsahnenden Deroi'schen Eheleute auf den Empfang der Verwundeten vorzubereiten.

Dies war um so nothwendiger, als Levaile dringend wünschte, daß die Nachbarschaft und die Einwohner des Hauses selbst, in welchem der alte Deroi das Erdgeschoß des Hintergebäudes bewohnte, von dem Ereignisse nichts erfahren sollten. Es mußte das größte Geheimniß beobachtet werden, sollte die Sicherheit der beiden Verwundeten, sowie derjenigen, welche diesen Asyl gewährten, nicht gefährdet werden. Die Polizei wird voraussichtlich besonders jenen Quartieren ihre Aufmerksamkeit zuwenden, in welchen die letzten Kämpfe stattfanden. Sie wird die Versprengten, die Verwundeten, die Flüchtenden verfolgen. Sie wird durch ihre Spione in Erfahrung bringen, welche Thür sich in jener Nacht öffnete, welches Haus ungewohnte Gäste beherberge. Sie wird endlich in diese verdächtigen Häuser dringen, und dann wehe jenen, welche als Kompromittirte, oder als deren Verheimlicher und Helfer in ihre Hände fallen werden!

Demnach war die äußerste Vorsicht dringend geboten, und Levaile hatte nicht die Absicht sie zu versäumen.

Die Straße Neuve-Coquenard hat mehre kleine und schmale Gasseneinmündungen gegen die Rue des Martyrs, wovon indessen die meisten, wie der Cour Saint-Guillaume und die Impasse de l'Ecole, bloße Sackgassen sind und nur eine einzige in die Rue Neuve-des-Martyrs mündet und durch diese mit dem großen Straßenzuge, der von der Kirche Notre-Dame de Lorette zur Barrière des Martyrs führt, zusammenhängt.

Indessen giebt es in diesem Labyrinthe von Gassen, Gäßchen und Höfen, in welchem sich nur ein Eingeweihter zurecht zu finden vermag, Thorwege und Gänge, welche mit diesen, sowie mit den größeren Straßen in Verbindung stehen und Durchhäuser bilden, mittels welcher man an mindestens fünf Stellen von der Coquenardstraße in die Märtyrerstraße gelangen kann.

Ein solches Durchhaus befindet sich in einer Einbuchtung der Rue Neuve des Martyrs und führt durch einen finstern Thorgang und zwei schmale Höfe in den Impasse de l'Ecole.

In den zweiten, inneren dieser Höfe mündet ein beinahe stets verschlossener, niederer und feuchter Flurgang, welcher seitwärts abbiegend und den Impasse de l'Ecole umgebend, in jenes Hintergebäude der Coquenardstraße führt, welches Deroi bewohnt.

Dieser Gang wurde wenig benutzt, ja war vielen Inwohnern dieses weitläufigen und umfangreichen Häuserkomplexes gar nicht bekannt. Ein Ueberbleibsel aus alter Zeit, wie die meisten der umliegenden Häuser, vor Allem das ruinenhafte, einstöckige Hintergebäude selbst, fiel Niemandem die alte, wurmstichige Thür dieses Ganges auf, welche man immer an dieser Stelle gesehen hatte, ohne sie jemals geöffnet zu finden, und nach deren Zweck und Bedeutung man nicht fragte.

Unter den Wenigen, welche einen Schlüssel zu dieser Thür besaßen, war Lepaile, der — aus Gründen, die wir später kennen lernen werden — auch einen solchen zu dem äußeren Thorweg der Rue Neuve des Martyrs hatte und somit dieses Durchhaus auch dann, wenn es, wie allabendlich, gesperrt war, noch benutzen konnte.

Lepaile richtete also seine Schritte nicht in die Straße Cocquenard, sondern durch die Straße de la Tour d'Auvergne in die Rue Neuve des Martyrs.

Er wählte nicht ohne Grund diesen Weg. Während in der ersteren der erwähnten Straßen, ihrer Nähe bei der im Bau begriffenen Barrikade wegen, reges Leben herrschte, war es in der Neuen Märtyrerstraße öde und ausgestorben, und deren Bewohner schienen in tiefen Schlaf versunken. —

Nach Verlauf von ungefähr zehn Minuten, welche den bei den Schwerverwundeten Wachenden langsam genug verstrichen, erschien Lepaile wieder an der Ecke der Neuen Märtyrerstraße und der Rue de la Tour d'Auvergne, an deren anderer Ecke mit der Straße Rochechouart die Verwundeten lagen.

Auf ein Zeichen Lepaile's, welches er zuerst mit dem Arzte vereinbart hatte, ließ dieser die beiden Tragbahren — man hatte währenddessen auch Adele auf eine solche gebracht, die Leiche Duffny's aber von der andern entfernen lassen — erheben und in die erwähnte Straße tragen.

Dr. L... hatte zu Trägern nur solche Männer erwählt, auf deren Treue und Verschwiegenheit er sich verlassen konnte. Ohne Fackeln und mit möglichst geräuschlosen Schritten legten sie den Weg bis zu jener Ecke zurück, an welcher Lepaile sie erwartete.

Lepaile voran, bogen sie nun in die Rue Neuve des Martyrs ein. Hinter sich ließen sie das Geräusch und den Lärm und das Licht. Stille und Dunkelheit umgab sie. Dort, wo sich die Straße in einem rechten Winkel gegen die Alte Märtyrerstraße zu biegt, hielten sie einen Augenblick an. Lepaile stieß einen der nur angelehnten Thorflügel des Durchhauses auf. Er war augenscheinlich genau mit diesem Wege bekannt und mußte ihn nicht zum erstenmale bei Nacht und in völliger Dunkelheit zurückgelegt

haben. Diese Dunkelheit war so groß, daß sich die fünf Männer mit ihrer kostbaren Bürde aneinander halten mußten, um nicht zu straucheln oder sich anzustoßen und dadurch Lärm zu erregen. Aber Lepaile führte sie sicher, indem er den Vordersten bei der Hand faßte, durch den Thorweg, durch die Höfe und den schmalen Gang. Nachdem sie eine Weile schon in diesem fortgeschritten, ließ Lepaile sie halten. Er eilte flüchtigen Schrittes zurück, um das Thor und die Thür wieder zu schließen. Dann erst, nachdem er auf diese Weise jedem Unberufenen ihr Thun und Treiben verborgen hatte und zu den seiner Harrenden zurückgekehrt war, zündete er eine Blendlaterne an, bei deren Scheine sie den noch übrigen Theil des Flurganges durchschritten.

Am Ende desselben, nachdem sie eine neue Thür passirt und einige Stufen hinabgestiegen waren, fanden sie sich von einem alten Manne erwartet, der sie nach wenigen Schritten in ein weites, gewölbtes Gemach führte, das nur spärlich durch ein von der Decke herabhängendes Oellämpchen erhellt wurde. Hinter den Eintretenden verschloß und verriegelte er die Thür.

Die beiden Verwundeten Adele und Bernard befanden sich endlich nach so langer Zeit wieder an einem sicheren und ruhigen Orte und unter der Obhut von Freunden. Sie waren in der Wohnung Deroi's angelangt.

Wir erwähnten schon, daß diese Wohnung sich in einem ruinenhaften Zustande befand. Einen solchen vermögen verschiedene Ursachen zu bewirken. Hier war das Alter des Gebäudes die Veranlassung seines Verfalles. In der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts erbaut, hatte es vielen Generationen zum Aufenthalte gedient und zeigte in seinem architektonischen Theile ebensowohl den Charakter jener Zeit seines Entstehens, den gothischen Styl, der sich — eine Seltenheit in Paris — klar und entschieden ausprägte, als es in seiner Möblirung ein buntes Gemisch von Renaissance-, Rokoko- und neugriechischem Style bot, ein Zeugniß von dem Geschmacke der jeweiligen Bewohner.

Das Gemach, welches — wie wir gesehen — Lepaile, seine Freunde und seine Schutzbefohlenen aufnahm, lag, wie die andern drei Zimmer von Deroi's Wohnung, im Erdgeschosse. Es bildete eine Art von Vorgemach, von welchem aus eine Thür zu den Wohnzimmern Deroi's, eine andere auf der entgegengesetzten Seite in jenes Gemach führte, welches — gewöhnlich unbewohnt, seit der jüngere Deroi Paris verlassen — nunmehr in aller Eile zur Aufnahme Bernard's bereitet worden.

Dorthinein wurde dieser alsbald getragen. Schon früher, als sie sich

noch im Freien befanden, war er aus seiner Betäubung erwacht, als Dr. L... sich mit seinen Wunden zu schaffen machte und einen Nothverband um dieselben legte. Er war aber alsbald wieder, ohne Adele erblickt zu haben, in einen fieberhaften, unruhigen Schlaf gesunken. Das Wundfieber hatte sich mit ungewöhnlicher Heftigkeit eingestellt.

Lepaile und der Herr des Hauses blieben bei Bernard in der düsteren Kammer mit dem gewaltigen Kamine, in welchem ein tüchtiges Feuer loderte. Sie entkleideten Bernard, brachten ihn zu Bett und wuschen den Staub und das Blut von seinen Wunden.

Währenddeß war Adele in das Schlafgemach der Frau des Hauses auf der entgegengesetzten Seite der Wohnung gebracht worden, woselbst die milde und liebevolle Greisin, Deroi's Ehefrau, und Dr. L... das Nöthige vornahmen, um Adelens Zustand zu verbessern. Es fand sich, daß die Kugel seitwärts vom Herzen zwischen den Rippen eingedrungen war, und ohne ein edles Organ zu verletzen, den Körper unter dem linken Schulterblatte wieder verlassen hatte. Die Wunde war im höchsten Grade gefährlich, besonders da die langandauernde Blutströmung den Körper auf das Aeußerste entkräftet und geschwächt hatte; aber sie war nicht unbedingt tödtlich, und Dr. L... gab die Hoffnung nicht auf. Er reinigte und verband die Wunde, ließ Adele zu Bette bringen und verließ sie hierauf, um seine Dienste Bernard zu widmen.

Nachdem sich die vier Träger einigermaßen durchwärmt und mit einem kleinen Imbiß gestärkt hatten, mußte sie Lepaile auf ihr ausdrückliches Verlangen wieder in die Rochechouart-Straße zu dem zu erwartenden Kampfe zurückgeleiten.

Bald herrschte ungestörte, tiefe Ruhe in der Wohnung Deroi's. Lepaile, Dr. L... und die beiden guten, alten Leute — Domestiken waren nicht vorhanden — theilten sich in die Pflege der beiden Unglücklichen.

Aber diese Ruhe sollte bald von Außen her unterbrochen und gestört werden. Kaum dämmerte der Morgen, als zahlreiche Kolonnen gegen die über Nacht erbaute Barrikade an der Barrière Rochechouart anstürmten und dieselbe nach einem letzten verzweifelten Kampfe, nach einem heldenmüthigen, aber vergeblichen Widerstande nahmen. Das Donnern der Kanonen, das Rollen des Kleingewehrfeuers schreckte die noch Ruhenden aus ihrem Schlafe empor und machte den phantasirenden Bernard in laute Raserei ausbrechen. — Indessen, bald verstummte das Kampfgetümmel. Die letzten Vertheidiger der Rechte und der Freiheit des Volkes waren besiegt, die elzten Helden gefallen, und die Ruhe des Grabes, das Schweigen des Todes

und der Vernichtung, die bange Lautlosigkeit des Sklaventhums breiteten sich, wie über das übrige Paris, auch über dieses Quartier. — Frankreich war dauernd beruhigt. —

Einen Monat ungefähr nach den eben erzählten Begebenheiten, an einem kalten, aber schönen und heiteren Januarmorgen des Jahres 1852 finden wir in jenem mittleren Gemache der Deroi'schen Wohnung, welches als Vorsaal diente, mehrere uns bekannte Personen versammelt.

Die Sonne wirft ihren schrägen, kalten Strahl durch das hohe vergitterte Fenster, welches, in mehr als Mannshöhe vom Boden entfernt, keinem Unberufenen gestattet, durch dasselbe zu schauen, in das alterthümliche Gemach, das durch ein wohlunterhaltenes Feuer im Kamine angenehm durchwärmt ist.

Vor einem Tische am Fenster sitzt Lepaile, in ein leise geführtes, aber angelegentliches Gespräch mit dem alten Deroi vertieft, während Bernard mit verschränkten Armen auf und nieder geht.

Seine blasse Gesichtsfarbe, sein noch etwas unsicherer Schritt deuten auf die kaum überstandene Krankheit. Aber seine Augen blitzen im Feuer der Jugend, und die Wunden, welche ihn darnieder gestreckt, sind geheilt und vernarbt. Dessenungeachtet ist noch, als Folge des starken Wundfiebers, eine andauernde Schwäche und Mattigkeit in ihm zurückgeblieben, welche, verbunden mit dem seine Seele belastenden Kummer, seinem ganzen Wesen etwas Unsicheres und Gedrücktes verleihen.

Dieser Kummer, der an ihm nagt, hat zwei tiefe Falten auf die einst so reine und klare Stirn gemeißelt und einen Ausdruck des Leidens über sein Antlitz gebreitet, der nicht mit der wiederkehrenden Gesundheit zu verschwinden verspricht.

Es ist heute das erste Mal, daß er das Zimmer, welches ihm bis jetzt zum Wohnorte gedient und in welchem sein Schmerzenslager stand, verlassen durfte, um sich in dem größeren Gemache einige Bewegung zu machen.

Dr. L..., der ihn als ein treuer Freund gepflegt, als ein geschickter Arzt behandelt hatte, war so eben — indem er ihm diese Erlaubniß gewährte — von ihm geschieden, hatte sich aber nicht durch den Ausgang entfernt, sondern durch die gegenüber befindliche Thür in Frau Deroi's Schlafgemach begeben.

Bernard war dies nicht aufgefallen. Er war zu sehr mit seinen düstern und traurigen Gedanken beschäftigt.

Als er aus der Bewußtlosigkeit und den Delirien des Wundfiebers erwacht und wieder Herr seiner Vernunft, Gebieter seiner Erinnerungen geworden war; als er diese letzteren gesammelt und daraus diejenigen, welche sich direkt auf die Zeit vor seiner Verwundung bezogen, hervorgesucht hatte, war seine erste Frage, was aus Adelen geworden, ob man nichts über deren Schicksal habe erfahren können.

Nach seinem väterlichen Freund zu fragen, hielt er für überflüssig. Er wußte nur zu gut, daß Duffuy todt sei. Er selbst hatte ihm ja die Augen zugedrückt.

Die Fragen nach Adelen wurden nur ausweichend beantwortet. Man sagte ihm, daß man über sie Erkundigungen eingezogen und vernommen habe, daß sie am Leben, daß sie frei und unter dem Schutze treuer und verläßlicher Freunde sei.

Dr. L . . . hatte auf das Strengste verboten, Bernard mit den auf Adele bezüglichen Vorfällen bekannt zu machen, da er von einer derartigen Aufregung, wie sie die Erzählung der Thatsachen hervorrufen mußte, verderbliche Folgen für Bernard's Gesundheit fürchtete. Dies um so mehr, da Bernard, wenn man ihm die Wahrheit gesagt hätte, auch hätte erfahren müssen, daß Adelens Zustand durchaus noch nicht über alle Gefahr hinweg und kein solcher geworden sei, der mit vollkommener Sicherheit eine baldige Genesung, ja nicht einmal eine ganz sichere Rettung des Lebens verspräche.

Und in der That, Adelens Zustand war damals noch immer ein äußerst bedenklicher gewesen, und es bedurfte der ganzen Kraft ihrer jugendlich frischen und unverdorbenen Natur, es bedurfte der ganzen Geschicklichkeit des Arztes, der aufopfernden Pflege der guten Frau Deroi, um Adele über die schwankende Brücke, die sie wieder zum Leben zurückbringen sollte, hinüberzugeleiten.

Aber endlich, einige Tage nach Bernard's Erwachen aus seinen Fieberträumen, war es jenen drei vereinten mächtigen Kräften: Natur, Wissenschaft und Aufopferung gelungen, dem lauernden Tode die schöne, ihm schon fast verfallene Beute abzujagen.

Die Wunde begann sich allmählich zu schließen. Das Blut begann sich zu erneuern und kehrte in kräftigeren Strömungen in die Adern zurück, die so lange kaum zu sehen, kaum zu fühlen gewesen waren. Mit ihm kehrte auch das Leben in den erst so regungslosen Körper zurück. Die fast erloschenen Augen zeigten das wiedererlangte Bewußtsein; der regungslose Mund versuchte sich zu öffnen und einige Worte hervorzustammeln.

Einmal auf diesem Punkte angelangt, konnte Adelens Leben als ge-

rettet betrachtet werden. Allerdings war noch nicht alle Gefahr verschwunden und die äußerste Aufmerksamkeit und Sorgfalt annoch von nöthen. Aber da bei dem so geschwächten Zustande Adelens nicht zu besorgen war, daß sich das Wundfieber einstelle, so konnte man mit einiger Bestimmtheit auf einen regelmäßigen und günstigen Verlauf des Heilungs- und Wiederersetzungs-Prozesses rechnen.

Bernard, den man — wie wir schon gesagt — mit so vagen und ausweichenden Antworten zu beruhigen suchte, wollte sich mit diesen nicht zufrieden geben. Was man ihm auch sagen mochte, er behauptete, daß — wenn Adele wirklich am Leben, wirklich frei wäre — sie nicht einen Augenblick zögern würde, zu ihm zu eilen und seine Pflege zu übernehmen. Man sagte ihm, daß sie leidend sei und daß man sie deshalb mit dem bedenklichen Zustande Bernard's nicht bekannt machen dürfe, ohne vielleicht schlimme Folgen herbeizuführen. Einige Tage lang ließ sich Bernard dadurch hinhalten. Dann aber setzte er auch in diese Aussage Mißtrauen, und es begann sich eine Idee bei ihm festzustellen, welche von Tag zu Tag mehr einwurzelte und ihm nur zwei Annahmen gestattete: entweder sei Adele todt oder verschollen, oder es seien während der Zeit ihres Verschwindens Umstände eingetreten, welche es auch der lebenden und freien Adele unmöglich machten, je wieder vor den Augen ihres Bräutigams zu erscheinen.

Man sieht wohl aus dieser letzteren Phantasie, daß Bernard's Geisteskräfte noch unter dem Drucke einer äußerlichen Einwirkung lagen, und weder stark noch ungetrübt wie sonst, einen so schnöden Gedanken schon in seinem Entstehen von sich zu weisen geeignet waren.

Seine krankhaft gereizte Einbildungskraft zeigte ihm schreckliche Bilder. Eine tiefe Schwermuth bemächtigte sich seiner. Der Kummer, die Unruhe, die Ungewißheit folterten ihn und nagten an seiner Seele. — Dies Alles beunruhigte und erschreckte seine Freunde im höchsten Grade. Sie warteten mit peinlicher Ungeduld dem Augenblicke entgegen, in welchem der Arzt Adelens Zustand für hinreichend gekräftigt halten würde, um Bernard empfangen zu können. Die Liebe Beider, ihre Sehnsucht sich zu sehen, war zu groß, als daß man ihnen die Wahrheit hätte gestehen dürfen, ohne ihnen zugleich die Möglichkeit zu bieten, sich durch ihre Sinne von der Wirklichkeit des Gesagten zu überzeugen.

Dieser Augenblick rückte endlich heran. Adelens Schwächezustand hatte allmählich der wiederkehrenden jugendlichen Kraft und Gesundheit weichen müssen. Die Wunde war — wenn auch noch nicht völlig geschlossen — doch in fortschreitender Heilung begriffen. Ihre eingefallenen Gesichtszüge, ihr abgemagerter Körper begannen ihre frühere Rundung und Fülle wieder

zu erhalten. Mit einem Worte: was den rein körperlichen Wiederherstellungs-Prozeß betraf, so ließ dieser — Dank der außerordentlichen Kunst und Geschicklichkeit des Arztes — bald nichts mehr zu wünschen übrig.

Etwas Anderes war es aber mit Adelens Geist. Dieser war in einem, demjenigen Bernard's ähnlichen Zustande. Wie diesen drückte auch sie ein tiefer Kummer. Aber es fand im Allgemeinen doch ein großer Unterschied zwischen diesen beiden Gefühlsrichtungen statt. Ihr Schmerz war rein und durch keine Nebengedanken gestört und abgeleitet. Für sie gab es keine Ungewißheit, mithin auch keine Unruhe. Sie hatte einen doppelten Verlust zu beklagen, den ihres Vaters und den ihres Bräutigams. Für sie waren plötzlich und mit einem Schlage alle Bande, welche sie an das Dasein fesselten, abgerissen. Ihre Trauer war eine unsägliche, tiefe und wahre. Aber so wahr ist es, daß die Gewißheit, wäre es auch die niederschmetterndste, dennoch Beruhigung gewährt: daß Adele mit Fassung und Ergebenheit in des Allmächtigen Willen ihren Schmerz zu tragen vermochte und ihre Blicke — da sie nun mit der Erde abgeschlossen zu haben wähnte — nach Oben richtete und nur von dort Trost und Hülfe erwartete. Sie beschloß im Stillen bei sich, nach ihrer Herstellung unverzüglich in ein Kloster zu treten und als graue Schwester ihr ferneres Leben dem Dienste Gottes und der leidenden Menschheit zu widmen.

Das weibliche Herz hat manchmal noch Hülfsquellen zu seiner Stärkung, wenn der Geist des Mannes — in gewohnter Zweifelsucht, im unlösbaren Kleben am Irdischen, alle Haltpunkte verlierend — verzagt und verkümmert.

Seit einigen Tagen jedoch hatten die Reden ihrer Freunde Adelens resignirte Ruhe gewaltig erschüttert. Der Arzt fand es für nöthig, sie allmählich auf die Nachricht vorzubereiten, daß Bernard noch am Leben und bald völlig wiederhergestellt sei, und daß sie ihn in kurzer Zeit wiedersehen werde. Mit aller Schonung ging man bei diesen Mittheilungen zu Werke, indem man das Gespräch unmerklich auf Bernard zu lenken suchte und dann Hoffnungen erweckte, welche Adele längst begraben hatte und welche nun, plötzlich wiedererstanden, sie beunruhigten und fast erschreckten. Sie konnte anfänglich diesen Mittheilungen keinen Glauben schenken, und erst als man ihr die ganze Wahrheit mitgetheilt hatte — was an diesem Morgen geschehen war — glaubte sie den Worten ihrer Freunde, konnte aber nun, von freudiger Sehnsucht gequält, den Augenblick fast nicht erwarten, ihren so lange für todt gehaltenen, geliebten Bernard wiederzusehen.

Bernard hatte in seinem Auf- und Abschreiten einen Augenblick inne-

gehalten und war vor Lepaile stehen geblieben, indem er seine Augen fest und durchdringend auf diesen richtete.

„Dank Deiner Hülfe, Lepaile, die ich gewiß nicht zu gering schätze" — begann er, — „bin ich nun so ziemlich wiederhergestellt und kann meinen Körper bewegen, meine Glieder gebrauchen. Ich erkenne dieses Glück vollkommen an, aber andererseits — ich muß es leider gestehen — hat das Leben nur einen geringen Werth für mich, das ich mit Verlust aller meiner Hoffnungen, all meines Glückes von dem grausamen Geschick erkaufen mußte. Du weißt, was ich damit sagen will, Lepaile. Du hast mich zwar — in falsch verstandener Freundschaft — über Adelens Schicksal täuschen wollen. Allein das Auge eines Liebenden sieht weiter. Ich weiß, daß ich nichts mehr zu hoffen habe; ich weiß, daß Adele entweder todt oder — —"

„Halt ein, Horace! Sprich das Wort nicht aus, das Dich gar bald gereuen würde! Was aber unsere Mittheilungen betrifft, so waren sie nicht bestimmt, Dich zu täuschen. Wir haben Dir die Wahrheit gesagt, wie Du Dich bald wirst überzeugen können."

„Ueberzeugen? Ich soll mich von der Wahrheit dessen, was Du sagtest, also von Adelens Leben und Freiheit überzeugen können? Oh, Lepaile, wenn Du jemals Freundschaft für mich fühltest, so spanne einen Unglücklichen nicht länger auf die Folter, der ohnedem nicht mehr weiß, was er thut und spricht!"

„Nun denn, so höre mich, Horace! — Der Augenblick ist gekommen, wo wir Dir die Wahrheit in ihrem ganzen Umfange mittheilen können, die Wahheit, von der wir einen Theil Dir bereits eröffneten."

In diesem Augenblicke offnete sich die Thür zu den inneren Gemächern, und Dr. L... erschien, ein zufriedenes Lächeln um die Lippen, auf deren Schwelle.

„Ah, sieh da, lieber Doktor! Aus Ihrem Aussehen schließe ich, daß ich nicht voreilig handelte, indem ich unserm Patienten versprach, ihm jene Mittheilungen zu machen, welche er so sehr ersehnt."

„So sprich, Lepaile, um Gotteswillen, sprich!" rief Bernard, dessen Aufregung ihn zwang, sich zu setzen.

„Wir haben Dir schon früher gesagt" — entgegnete Lepaile — „daß Adele nicht nur am Leben, sondern auch jener unseligen Haft entronnen, mithin frei und unter sorgfältigem Schutz und Pflege von Freunden sei."

Bernard machte eine ungeduldige Bewegung.

„Aber wo, wo ist sie? und warum kann ich sie nicht sehen, sie, nach der sich meine Seele so unnennbar sehnt?"

„Adele war leider sehr schwer krank. Es war unmöglich, daß Du sie hättest sehen oder sprechen können; aber nun —"

„Krank! Oh, entsetzlich!" —

„Aber nun ist ihre Besserung so weit fortgeschritten, daß wir uns kein Bedenken daraus machen, Dich zu ihr zu führen. Nimm Dich zusammen, Bernard, fasse Dich, wie es einem Manne geziemt. In wenigen Augenblicken wirst Du Deiner Adele gegenüberstehen!"

„Ich soll sie sehen! Und bald, in wenigen Augenblicken schon soll mir dieses Glück zu Theil werden! Oh, haltet mich nicht länger; laßt mich zu ihr eilen! Wo sie auch weile, diese Nachricht hat mich stark genug gemacht, auch den längsten Weg zurücklegen zu können, um sie zu umarmen!"

Mit diesen hastig hervorgestoßenen Worten eilte Bernard, seiner Schwäche und aller so dringenden Vorsicht vergessend, gegen die Thür.

Dr. L... folgte ihm eben so schnell und führte ihn, seine Hand ergreifend, wieder in das Zimmer und zu Lepaile zurück.

Nun begann dieser die Ereignisse, so weit er sie selbst erlebt und wie er sie von Adelen vernommen hatte, in ihrer Reihenfolge zu erzählen. Er erwähnte Adelens Gefangenschaft, ihrer Flucht, ihres heldenmüthigen Entschlusses, Bernard's für todt gehaltenen Körper aufzusuchen, und berichtete ausführlich, wie sie ihn gefunden, wie sie tödtlich verwundet worden und wie dann er, Lepaile, und seine Freunde die beiden für todt gehaltenen Liebenden hierher in Deroi's Wohnung gebracht, gewartet und gepflegt hätten.

Bernard hörte ihm, in einen Taumel von Hoffnung, Liebe und Seligkeit versunken, ohne ihn zu unterbrechen, zu. Der hohen Bewunderung, welche ihm Adelens Seelenstärke und aufopfernde Liebe erregte, gesellte sich indeß gar bald ein peinliches, ihn beschämendes und niederdrückendes Gefühl hinzu, als er bedachte, in welch schnödem Verdachte er Adele, wenn auch nur halb bewußt, eine kurze Zeit hatte halten können.

Bei diesem Gedanken entströmten die Thränen seinen Augen, und laut schluchzend verbarg er sein Antlitz in den Händen.

Die Umstehenden ließen diesen Paroxysmus seiner Gefühle austoben. Als er sich einigermaßen wieder gesammelt hatte, führten sie den Zitternden in das nächste Zimmer, wo Adele, das Lächeln der reinsten Seligkeit auf den blassen, verklärten Zügen, ihn erwartete.

Diese Scene des Wiedersehens zu beschreiben, reichen unsere Kräfte nicht hin.

Bernard vor Adelen auf den Knieen liegend, ihre feine, durchsichtig weiße Rechte an seine bebenden Lippen drückend und sie mit seinen heißen Thränen benetzend, während Adele, halb aufgerichtet, ihre linke Hand auf

seinen Scheitel legend, die überströmenden Augen zum Himmel gewendet, Gottes Segen zu erflehen scheint; die heilige Ruhe, welche um die hell vom Sonnenstrahle übergossene Gruppe herrscht, nur unterbrochen von stammelnden, unverständlichen Lauten übergroßer Seligkeit; dann das Aufbrausen der mächtigsten Leidenschaft; der Erguß der liebeglühendsten Gefühle; der lange, nimmer enden wollende Kuß, der die Liebenden vereinte: all dies kann nur angedeutet werden; und der Leser, welcher jemals glücklich war, wird sich die Scene selbst auszumalen vermögen; jenem hingegen, welcher nie solch hohes Glück genossen, würde man ebenso vergeblich davon sprechen, wie dem Blinden von der Sonne Licht und Glanz. —

Wieder sind einige Monate seit jenem Tage verstrichen. Ein milder Maiabend hat mit seiner lenzwarmen Luft, seinem heiteren Himmel und seinem Veilchen-Schmuck und Duft die Bevölkerung von ganz Paris auf die Straßen gelockt. Die Boulevards, die Elisäeischen Felder, die Quais wimmeln von einem bunten Gedränge von Menschen jedes Standes, Alters und Geschlechtes. Der Fabrikarbeiter, die kurze, weiße Pfeife im Munde, drängt sich an dem behäbigen, gemächlich dahin schlendernden Spießbürger vorbei, auf dessen anderer Seite der reiche Emporkömmling, der Börsenspieler und Pflastertreter wandeln. Grisetten und Bürgersfrauen, Loretten und Blumenverkäuferinnen, Kindermädchen und Soldaten, schellenklingende Coco-Verkäufer,*) Sergeants de Ville, Alles drängt und wirrt sich durcheinander, Alles redet und lacht, singt und schreit, Alles will den schönen Maiabend genießen.

Und dieser Lenzabend sendet seine erquickenden Lüfte auch in jene düsteren und unfreundlichen Winkel und Höhlen von Paris, deren stickende, mephytische Ausdünstung nur selten von einem frischen und reinen Lufthauch verdrängt wird, in jene schmalen Gassen, Höfe und Durchgänge, die sich in den alten Quartieren hinziehen. Wo sich ihnen ein geöffnetes Fenster bietet, dort dringen sie ein und erfreuen und erquicken auch jene Unglücklichen, welchen es — sei es daß sie Krankheit, Arbeit oder ein anderer Grund zurückhält — nicht vergönnt ist, den Mai im Freien, in den grünenden Gärten des Palais-Royal, Luxembourg oder der Elyseeischen Felder aufzusuchen.

---

*) Coco — ein Getränk aus Süßholzwasser und Citronensäure — wird auf allen Straßen an die niederen Volksklassen sehr häufig verkauft.

Ein solches geöffnetes Fenster findet sich in jenem Hintergebäude der neuen Coquenard-Straße, das die Eheleute Deroi bewohnen. Und eine solche Unglückliche, welche auf den Umkreis ihres Zimmers beschränkt ist, sitzt unter diesem Fenster und sieht träumend, das schöne Köpfchen auf die Hand gestützt, in das dämmernde Halbdunkel des Gemaches.

Es ist Adele Duchatelet, die nun völlig wiederhergestellt, schöner und blühender als je, nur Eines entbehrt, um glücklich zu sein — das ist die Freiheit.

Denn sie ist eine Gefangene. Allerdings keine Gefangene im gewöhnlichen Sinne, keine aus irgend einem Grunde hinter Kerkermauern Verwahrte; aber nichts destoweniger gefangen, da es ihre Klugheit, der Rath ihrer Freunde und die Vorsicht ihr verbietet, dieses Haus, ja nur diese Wohnung zu verlassen.

Nach der gänzlichen Genesung Adelens und Bernard's waren diese und ihre Freunde in Berathung getreten, was nun weiter zu beginnen sei. Es war nicht daran zu denken, ins öffentliche Leben zurückzukehren. — Der Staatsstreich war allerdings beendet, aber dessen Folgen blieben. Ganz Frankreich, vor Allem Paris, war eine einzige, verdächtige und unter Polizei-Aufsicht gestellte Gemeinde. Jeder Tag lieferte noch seine Anzahl Kompromittirter für Algier und Cayenne. Die Spürnase der napoleonischen Polizei war nie thätiger, als eben jetzt. Der Augiasstall mußte früher noch vollständig gereinigt werden, ehe darin der kaiserliche Thron errichtet werden konnte. Die Herren, welche jetzt die Gewalt in Händen hatten, und deren Diener hatten ein gutes Gedächtniß; der Verrath und die Gewinnsucht unterstützten dasselbe, wo es Noth that, und so wurden nach und nach alle jene, welche auf dem napoleonischen Kerbholz gestanden, in aller Stille unschädlich gemacht.

Bernard hatte sich viel zu sehr bei den letzten Ereignissen betheiligt und war viel zu bekannt, als daß er hätte hoffen dürfen, der Aufmerksamkeit der hohen Polizei, falls er sich öffentlich hätte blicken lassen, zu entgehen.

Andrerseits hatte Adele, wie nicht zu zweifeln war, viel zu hohe und mächtige Gönner und Freunde, als daß es diesen nicht möglich gewesen wäre, sich ihrer Person, falls sie nur wußten, wo dieselbe zu finden sei, wieder zu bemächtigen.

Ihre Flucht in jener Nacht, ihr völliges Verschwinden, hatte eben so sehr den Grafen M... als Napoleon erzürnt und zugleich unruhig gemacht. Adele hatte einen Blick in Geheimnisse geworfen, welche veröffentlicht zu sehen, diesen Herren nicht angenehm sein konnte. — Es war aller-

dings die Möglichkeit vorhanden, und — als, aller Nachforschungen ungeachtet, keine Spur von Adelen entdeckt werden konnte — für die betreffenden Herren sogar die Wahrscheinlichkeit, daß die Verfolgte entweder ihrem Leben freiwillig in den Fluthen der Seine ein Ende gemacht, oder die vielen unschuldigen Opfer der Dezember-Metzeleien um eines vermehrt habe. Man fand zwar ihren schönen Körper weder in den finsteren Hallen der „Morgue," noch unter den Leichenhaufen der Dezember-Gefallenen; aber dies war kein Beweis, daß sie dennoch nicht todt und — vielleicht von ihren Freunden — bei Seite geschafft sei.

Wie dem auch sein mochte, die Sicherheitsbehörden hatten noch immer den Auftrag, nach der lebenden oder todten Adele, das heißt in diesem letzteren Falle, nach einem Beweise ihres Todes zu fahnden; und da man ihr Verhältniß zu dem ehemaligen Lieutenant Bernard kannte, so wurde auch dieser in den Bereich der besonderen Sorgfalt der Polizei gezogen.

Unter solchen Verhältnissen war es unmöglich, in Paris, ebenso unmöglich, in Frankreich zu bleiben. Bisher war es gelungen, die Anwesenheit der beiden Verfolgten in Deroi's Wohnung vor aller Welt zu verbergen. Die Hausgenossen selbst hatten keine Ahnung davon. In jener Nacht, als sie hierher gebracht wurden, war Alles still und geräuschlos vor sich gegangen und seitdem auch Alles, was die Aufmerksamkeit nach dieser Seite hätte lenken können, so sorgsam vermieden worden, daß bis jetzt beider Sicherheit vollkommen gewahrt geblieben war. Aber auf die Länge der Zeit konnte dieser Zustand nicht fortbestehen. Es mußte an ein Auskunftsmittel gedacht werden.

Nach vielfältigen Vorschlägen, nach langen Berathungen war man endlich darüber einig geworden, daß das einzige Mittel der Rettung vor Schmach und Gefangenschaft in einer Flucht aus Frankreich bestehe. Man hatte Amerika als das Land erwählt, wohin Bernard, Adele und Dr. L..., der ebenfalls, aus den gleichen Gründen wie Bernard, Frankreich zu verlassen gezwungen war, ihre Flucht wenden sollten und woselbst sie hofften, noch glückliche und sorgenfreie Tage zu verleben. —

Das Geschick hatte beschlossen, daß diese drei Leidensgenossen den ersten Theil ihres Planes allerdings erfüllt sehen sollten. Sie sollten Amerika erreichen. Aber, gleich so vielen anderen Märtyrern neufranzösischer Gerechtigkeit, nicht jenes nördliche Amerika der Freiheit, welches Abkömmlinge germanischer Völker bewohnen; sondern jenen kleinen Theil der südlichen Hälfte, welcher — wenigstens an den Küsten — unter Frankreichs Botmäßigkeit steht, mit einem Worte: den französischen Theil von Guyana, die Kolonie Cayenne.

Wie sich der zweite Theil ihres Planes, die glücklichen und sorgenfreien Tage, gestalten wird, werden wir bald erfahren. —

Was das Reisegeld und die für den dortigen Unterhalt nöthige Summe betrifft, so war dafür hinreichend gesorgt. Das Testament ihres Vaters hatte Adele auf ihrer Flucht mit sich genommen. Damit wäre nun allerdings nichts gedient gewesen, da Duffny's Vermögen von der Regierung eingezogen wurde. Aber einen Theil dieses Vermögens, von welchem weder sein Sohn, noch die mit Aufnahme des Nachlasses beschäftigten Beamten etwas wußten, hatte Duffny in dem Geschäfte eines ihm eng befreundeten Mannes stecken; und auch diesen Theil von ungefähr sechzigtausend Francs hatte er mittelst eigener Schenkungsakte an Adele übertragen. Dieser Freund ihres Vaters war ein Ehrenmann, und Adele hatte sich nicht zu scheuen, ihm ihre Lage anzuvertrauen. Der alte Deroi, der allein von ihren Freunden die Freiheit genoß, nach Belieben ausgehen zu können, hatte es übernommen, mit diesem Manne zu sprechen; und nachdem derselbe, um sich von der Wahrheit dieser Mittheilung zu überzeugen, einen Besuch bei Adelen und Bernard, welchen er als einen Freund Duffny's kannte, gemacht hatte, ließ er ohne Verzögerung Adelen obige Summe aushändigen. —

Somit war nur noch eine, freilich die bei weitem größere Schwierigkeit zu beseitigen. Es handelte sich darum, auf welche Weise Paris und Frankreich zu verlassen wäre, ohne daß man Gefahr laufe, in die Hände der lauernden Feinde zu gerathen.

Um aus Paris zu kommen, war nichts weiter nöthig, als sich Lepaile's Führung zu überlassen. Er kannte, wie wir wissen, auf das Genaueste das unterirdische Paris, das nicht nur, unter dem Namen der Katakomben, sich unter den Vorstädten St. Jacques und St. Germain hinzieht; sondern auch, zum großen Theile in noch unbekannten und undurchforschten Gängen, unter den Stadttheilen am rechten Ufer der Bievre und der Seine, noch in dem alten Zustande der eigentlichen Steinbrüche, sich erstreckt.

Auch jenes alte Gebäude, welches Deroi bewohnte, stand durch einen halb verfallenen Stollen mit den Steinbrüchen des rechten Ufers in Verbindung.

Es war für Lepaile eine ziemlich leichte Aufgabe, seine Freunde, waren sie nur einmal zur Abreise gerüstet, durch die nur Wenigen bekannten Gänge, Schachte und Stollen bis weit vor die Barrièren und die Octroi-Befestigungen von Paris hinauszubringen, woselbst in den Bezirken von Vaugirard, Montrouge und Gentilly sich mehr als ein Ausgangspunkt derselben befindet.

Um aber auch den weitern Weg bis zur Grenze Frankreichs sicher und

unangefochten zurücklegen zu können, war es nothwendig, sich falscher Päſſe und Verkleidungen zu bedienen.

Für die Päſſe hatte jener alte Freund von Adelens Vater zu sorgen versprochen, deſſen wir oben erwähnten. Herr Vaubon hatte ausgebreitete Bekanntſchaften und ſchätzbare Verbindungen. So war es ihm möglich geworden, für die drei Flüchtlinge ſich preußiſche Päſſe zu verſchaffen, in welchen die Drei — Adele mußte ſich als Mann verkleiden — als junge Kaufleute aus Cöln bezeichnet waren. Dieſe Täuſchung wäre um ſo leichter durchzuführen geweſen, als alle Drei der deutſchen Sprache hinlänglich mächtig waren, um franzöſiſche Ohren zu täuſchen.

In Havre hatte Herr Vaubon einen Bruder, der Schiffsrheder war und deſſen Fahrzeuge hauptſächlich die Route nach New-Orleans befuhren. Dieſen hatte er von der drei Unglücklichen Schickſale unterrichtet und gebeten, deren Ueberfahrt auf dem nächſtabſegelnden ſeiner Schiffe zu vermitteln, bis zu deſſen Abfahrt aber die ihm Empfohlenen in ſeinem Hauſe verborgen zu halten.

Da nun — laut Nachrichten aus Havre — das nächſtabgehende Schiff in ungefähr drei bis vier Tagen unter Segel ging, ſo war die Ausführung des Fluchtverſuches auf den Abend des nächſtfolgenden Tages feſtgeſetzt worden.

Der Plan zu dieſer Unternehmung war folgender: Einer der Ausgänge der Steinbrüche, deren ſich mehrere auf dem Gebiete der Gemeinden Vaugirard, Montrouge und Gentilly befinden, mündete außerhalb der Befeſtigungsmauern in der Nähe von Meudon auf freiem Felde. Dieſer Ausgang war nur Lepaile bekannt. Indem ſie dieſen unterirdiſchen Weg benützten, gelangten die Flüchtlinge ungeſehen und unaufgehalten außerhalb Paris. Von dieſem Ausgangsorte der Steinbrüche bis zur Station Meudon an der linken Seine-Ufer-Verſailler Eiſenbahn waren nur noch wenige hundert Schritte zurückzulegen. Von dort ſollten die Flüchtlinge die genannte Eiſenbahn bis Verſailles benützen, dieſe Stadt jedoch ohne Aufenthalt mit dem nächſten Zuge der zweiten Verſailler Eiſenbahn, jener des rechten Ufers wieder verlaſſen. Dieſe Bahn zweigt zwiſchen Clichy und Aenières in die Hauptbahn, welche nach Rouen und Havre führt, ein. Indem ſie dieſen Weg einſchlugen, konnten ſie in ungefähr fünf Stunden Havre erreichen, woſelbſt ſie unter dem Schutze von Vaubon's Bruder geborgen waren.

Dieſer Plan, ſo gut er ausgedacht und vorbereitet war, ſollte dennoch unausgeführt bleiben.

An jenem Abende, der dem zur Flucht auserkorenen voranging, wartete Adele, wie wir geſehen haben, am offenen Fenſter ſitzend und in trübe

Gedanken versunken, der Rückkehr Bernard's und des Doktors, die heute zum erstenmale, nothwendige Vorkehrungen zur Reise besorgend, es gewagt hatten, die Wohnung Deroi's zu verlassen.

Nur höchst ungern hatte Adele dies zugegeben. Lepaile war den ganzen Tag abwesend gewesen, um jene unterirdischen Wege zu untersuchen, welche sie den nächsten Tag zurücklegen sollten. Wäre er zugegen gewesen, so hätte er sich dem gewagten Beginnen der beiden Freunde energisch widersetzt. Die Einwürfe Adelens konnten sie nicht zurückhalten. Auch war der Zweck von Bernard's Ausflug kein solcher, dem Adele ihre Billigung vollständig hätte versagen können. Er wollte das Grab seiner Eltern noch einmal besuchen und — vielleicht für immer — von der Ruhestätte der theuren Verblichenen Abschied nehmen.

Je mehr der Abend vorrückte, desto unruhiger wurde Adele. Vater Deroi und dessen Frau konnten nur schlechte Trostgründe zur Beschwichtigung ihrer Sorgen vorbringen. Eine namenlose Angst bemächtigte sich der Armen. Sie machte sich die heftigsten Vorwürfe, Bernard nicht mit aller Gewalt zurückgehalten zu haben. Eine unabweisbare Ahnung sagte ihr, daß das Unheil auf's Neue über sie hereinbreche.

Es war schon nahe an zehn Uhr, als schnelle Schritte im Flure Adelen aus ihrem bangen und ängstlichen Hinbrüten aufstörten.

Sie sprang freudig auf und eilte dem Nahenden entgegen. Aber es war nicht Bernard, der auf der Schwelle erschien. — Lepaile war es, der aus der Unterwelt zurückkehrte.

Er war erstaunt, Bernard und den Doktor nicht zu finden. Als man ihn von dem Vorgefallenen unterrichtet hatte, konnte auch er eine gewisse ängstliche Unruhe nicht bemeistern. Die beiden Freunde hätten nun längst schon zurück sein können. Doch Minute auf Minute verrann, und die so schmerzlich Vermißten kehrten nicht wieder.

Von dem nahen Kirchthurme Notre-Dame de Lorette war eben der letzte Glockenschlag der elften Stunde verhallt, als drei gewaltige Schläge an die äußere Thür von Deroi's Wohnung dröhnten.

Ein panischer Schrecken bemächtigte sich der Inwohner derselben. Unfähig eines Lautes oder einer Bewegung starrten sie in namenloser Angst gegen die Thür.

Das waren nicht die erwarteten Freunde. Diese hätten fürwahr keinen Grund gehabt, sich so lärmend anzukündigen. Das waren Feinde. Es war unzweifelhaft die Polizei, welche Einlaß begehrte. — Den Vogel erkennt man ebensowohl am Gesange, als an den Federn; und Polizeibeamte nicht nur an der Kleidung, sondern auch an ihrem Benehmen.

Lepaile faßte sich zuerst wieder. Er sprang gegen den Tisch und löschte die dort stehende Lampe aus.

Die Schläge wiederholten sich stärker und ungestümer.

Lepaile raunte leise dem bestürzten und zitternden Deroi einige Worte zu, ergriff die bebende und keines Wortes mächtige Adele, und sie mit seinen gewaltigen Armen umfassend und gleich einem Kinde tragend, eilte er mit flüchtigen, unhörbaren Schritten aus dem Zimmer und durch den Flur.

„Oeffnet, im Namen des Prinz-Präsidenten! Oeffnet, oder wir brauchen Gewalt!"

Mit diesen Worten wurde auf's Neue an die Thür gedonnert, welche in ihren Angeln zu weichen begann.

Deroi ging, indem er die Zimmerthür mit Geräusch öffnete und laut scheltend über die späte und rohe Störung sich beklagte, die einem ruhigen Bürger den ersten und besten Schlaf raube, schlürfenden Schrittes auf die Hausthür zu, um sie zu öffnen. —

Zwischen der Thür jenes Vorsaales, in welchem eben noch Adele mit ihren Freunden geweilt, und der äußeren Thür zur Wohnung befand sich ein mit Ziegeln gepflasterter Raum, der, eine Einbiegung des Flurganges bildend, zur Küche benutzt wurde. Von dieser Küche führte eine schmale, niedere Thür zur Kellerstiege. Der feuchte, dumpfige Kellerraum, dessen gewölbte Decke gewaltige Pfeiler stützten, diente zur Aufbewahrung der Gemüse und des kleinen Weinvorrathes Deroi's.

In dem finstersten und entlegensten Winkel desselben befand sich eine Art von Brunnen oder Cisterne, welche aber augenscheinlich nie benutzt wurde und zum Theil mit Mauertrümmern eines daneben gestandenen, seit langer Zeit halb eingefallenen Pfeilers gefüllt war. Morsche und verschimmelte Bretter deckten diese Brunnenöffnung.

Lepaile hatte eiligen Schrittes die Küche erreicht, die Kellerthür aufgestoßen, und dieselbe hinter sich wieder zudrückend, begann er die feuchten, glitschrigen Steinstufen hinabzuspringen.

Er mußte augenscheinlich in diesen Räumlichkeiten sehr bekannt sein, denn ohne einen Augenblick zu zögern oder innezuhalten, ohne an eine der vorspringenden Ecken anzustoßen, legte er in vollkommener, dichter Finsterniß den gefährlichen Weg zurück.

Eben so gut wußte er sich im Keller zu orientiren. Mit leiser Stimme bat er Adelen, die zitternd in seinen Armen lag, ohne zu wissen, was mit ihr geschehe und wohin Lepaile sie tragen werde, sich fest an ihn zu halten, und was auch geschehen möge, so lieb ihr das Leben sei, keinen Laut von sich zu geben.

Er hatte eben jene Brunnenöffnung erreicht, als er aus dem Lärm der Schritte und der rauhen Stimmen über sich entnahm, daß Deroi geöffnet habe und die Häscher Napoleon's in die Wohnung eingedrungen seien.

Einen Augenblick ließ er Adelen auf den moderigen Lehmboden gleiten und begann die Bretter von der Brunnenöffnung hinwegzuschieben.

Vorsichtig ließ er sich, indem er sich mit den Händen an dem Brunnenrande festhielt, in die gähnende Oeffnung hinab.

Bald hatte er festen Fuß gefaßt. Er stand auf der obersten Stufe einer zerfallenen, schlüpfrigen und engen Wendeltreppe, welche erst in einiger Entfernung von der oberen Oeffnung des Brunnens begann und, von allen Seiten von Schutt und Trümmern umgeben, dem Uneingeweihten nicht leicht bemerklich war.

Als er bis zu den Schultern in diesem Schlunde verschwunden war, langte er mit den Armen nach Adelen, die dicht am Rande der Oeffnung niedergesunken war, und hob sie zu sich in das Innere des Schachtes. Dann suchte er mit der einen Hand, während er mit der andern Adele festhielt, die Bretter wieder über den Eingang zu schieben. Dies gelang ihm auch bald, und nun begann er mit seiner kostbaren Bürde in die Unterwelt hinabzusteigen, nach einigen Schritten wieder anhaltend, um abermals einige mit Schutt bedeckte Bretter an jener Stelle vorzuschieben, an welcher die Stufen der Wendeltreppe begannen. —

Während dessen hatte Deroi geöffnet und ein Polizeibeamter nebst einem halben Dutzend ihm folgender Sergeants de Ville waren in die Wohnung eingedrungen.

Der alte Mann wußte die Rolle des aus dem Schlafe gestörten, erstaunten und gekränkten Spießbürgers vortrefflich zu spielen. Eben so gut benahm sich seine Frau, die während der kurzen Zeit es möglich gemacht hatte, sich, so viel nöthig, zu entkleiden und in's Bett zu legen. Kreischend und scheltend empfing sie die Eindringenden und drohte diesen mit einer Klage bei ihrem Seelenfreunde, beim Pfarrer des Kirchspiels.

Die Polizisten durchsuchten jedes Gemach und jeden Winkel. Es war ein großes Glück für Adelen und die beiden Alten, daß alle Gepäckstücke, welche sie zur Reise für sich und Bernard bereit gemacht hatten, von Lepaile bereits im Laufe dieses Tages in die Steinbrüche geschafft worden waren.

Die Eindringlinge fanden auch nicht die geringste Spur von Bernard's und Adelens Aufenthalt. Je kleinmüthiger nun diese wurden, da sie sich getäuscht sahen, desto ungehaltener und gröber wurde Deroi. Er drang

darauf, ihm den Grund eines so ungewöhnlichen und empörenden Verfahrens mitzutheilen.

Aber erst, nachdem die Polizisten auch Küche und Keller durchsucht, die Bretter des Brunnens weggerissen und in die Tiefe, woselbst sie nur Schutt und Moder erblickten, hinabgeleuchtet hatten; erst nachdem sie noch einmal Alles durchstöbert und sich überzeugt hatten, daß ihr Suchen ein vergebliches gewesen: ließen sie sich herbei, den Grund ihres Erscheinens einigermaßen anzudeuten.

Ihrer Aussage nach wäre ein gewisser ehemaliger Lieutenant Bernard, in Begleitung eines andern verdächtigen Individuums, diesen Abend von einem nicht genannt sein wollenden Organe der Sicherheits-Behörden auf den Boulevards erblickt und — da auf diesen Uebelthäter Bernard schon lange, leider stets vergeblich, gefahndet worden — derselbe von dem redlichen Finder in Begleitung einiger Gleichgesinnten verfolgt worden. Man hatte die beiden dem Gesetze Verfallenen indessen nicht sogleich arretirt, sondern war ihnen nur in der Hoffnung, ihren bisherigen Schlupfwinkel zu entdecken, von ferne gefolgt. Hier nun vor diesem Hause seien sie stehen geblieben, und gerade da sie hineingehen wollten, habe man sie verhaftet. Da in diesem Hintergebäude aber Niemand sonst wohne, als Herr Deroi, so habe man diesen im Verdachte gehabt, eine gewisse Person, welche, wie man vermuthe, mit Bernard lebe, zu beherbergen.

Diese aufrichtige Aussage könnte, aus dem Munde von Angehörigen der Polizei kommend, einigermaßen Erstaunen erregen; und ist auch nur dadurch zu erklären, daß diese Herren, froh der schon ausgeführten Heldenthat, in einer mehr als gewöhnlich guten Laune sich befanden.

Nach einigen noch nothwendig erschienenen Förmlichkeiten und nachdem sie Deroi aufgefordert hatten, morgen unfehlbar auf der Polizei-Präfektur sich einzustellen, entfernten sich die ungebetenen Störer. —

Es war in der That so, wie die Herren von der Polizei es zu erzählen beliebt hatten. Die beiden unvorsichtigen Freunde, Bernard und Dr. L..., waren verhaftet worden, gerade in dem Augenblicke, da sie ihr bisheriges Asyl wieder betreten wollten, in der Absicht, es morgigen Tages für immer gegen jene andere Freistatt der Verfolgten, gegen die vereinigten Staaten von Nordamerika, zu vertauschen.

Man brachte die beiden Gefangenen zu dem nächsten Fiacre und in diesem nach der la Cité genannten Seine-Insel, und zwar in die alte Hofburg früherer französischer Könige, in die Polizei-Präfektur.

Es war bereits finstere Nacht, als sie dort ankamen; und nachdem sie dem Bureau der Präfektur vorgestellt worden, nachdem dortselbst ihre Namen und Signalements eingetragen waren, brachte man sie über eine steinerne Teppe und durch einen langen Corridor in das Gefängniß der Präfektur.

Es ist unmöglich, den Seelenzustand Bernard's zu beschreiben. So hatte ihn doch endlich sein Geschick erreicht, das ihn für das Gefängniß bestimmt zu haben schien, welchem er einige Male schon auf so wunderbare Weise entronnen. Nicht sein Schicksal allein aber war es, das ihm den größten Schmerz und die herbsten Leiden verursachte. Er dachte an Adele, welche nun durch seine Schuld neuerdings in so schreckliche Gefahren gestürzt werden sollte. Denn er konnte nicht daran zweifeln, daß seine Verhaftung, direkt an der Thür seiner Wohnung, nicht eine zufällige gewesen, und daß dadurch auch Adelens Aufenhalt entdeckt worden sei. Alle seine Hoffnungen waren nun mit einem Male wieder vernichtet, und das Glück seiner und Adelens Zukunft für immer zerstört. Ohne auf die Trostesworte des Dr. L... zu hören, überließ er sich seinem entsetzlichen Schmerze und versank in jenes grauenvolle Hinbrüten, welches die Verzweiflung erzeugt.

Dieses Polizei-Gefängniß, gewöhnlich von Uebelthätern aus den untersten Schichten der Gesellschaft bevölkert, war seit den Dezembertagen dem Anscheine nach in eine höhere Rangstufe getreten, da es seit dieser Zeit zum großen Theile Männern aus den besseren Klassen zum Aufenthaltsorte diente. Freilich blos zu einem momentanen Aufenthalte, da nach Verlauf einer kurzen Zeit die daselbst Verhafteten ihrer weiteren Bestimmung zugeführt wurden.

Nach einer Nacht voll geistiger Leiden und körperlicher Pein, zugebracht auf schmutzigen Strohsäcken in einer mephytischen Atmosphäre; nach einem Tage voll Angst und Unruhe, wurden gegen Abend dieses ersten Tages ihrer Gefangenschaft die Namen der beiden Freunde in den Saal hinein gerufen. Die also Aufgeforderten folgten dem Gefangenwärter in der Hoffnung, dem Untersuchungsrichter vorgestellt zu werden. Aber dem war nicht so. Man brachte sie in den ältesten Theil jener Gebäudemasse, welche den Justiz-Palast, die Conciergerie und die Polizei-Präfektur umfaßt, in jenen Theil, dessen finstere Mauern und alte Thürme sich an der Nordseite in der Seine spiegeln und dessen Kerker den noch in Untersuchungshaft Befindlichen zum Aufenthalte angewiesen sind.

Durch lange Corridore, durch mit schweren Eisengittern verschlossene, hallende Gänge führte man sie in die Conciergerie, dieses berüchtigtste aller

Gefängnisse der Welt, in dessen Mauern eine schöne und gütige Königin, deren Gemahl auf dem Konkordien-Platze unter dem Beile der Guillotine verblutet, deren Kinder ihr entrissen und in die niedrigste Sklaverei geschleppt worden, sechsundsiebenzig Tage des Elendes und der Erniedrigung, aber auch der Seelengröße und des Muthes verlebte, bis auch ihr Haupt am 16. October 1793 der entfesselten Volkswuth zum Opfer fiel.

Bernard durchrieselte ein tiefer Schauder, als er diese blutbefleckten und thränenbenetzten Hallen betrat, in welchen nacheinander die „veuve Capet" Maria Antoinette und deren Henker, Charlotte Corday und Danton, Ludwig's XVI. Schwester Elisabeth und Camille Desmoulins, Louis Philipp Egalité, des nachmaligen Bürgerkönigs Vater, Robespierre, Dumas und St. Just, geathmet hatten, um von hier aus ihren letzten Weg zur Guillotine anzutreten.

Er erinnerte sich all der Scenen empörendster Grausamkeit und erhebenden Heldenmuthes, welche diese Mauern erblickten, aus welchen über zweitausend Personen, hervorragend durch ihren Adel, ihre Tugend und ihren Geist, schließlich aber auch eine Anzahl der Henker selbst, hervorragend durch ihren Blutdurst und ihre Niederträchtigkeit, zum Blutgerüste schritten; und bei dem Angedenken an all diesen unsäglichen Jammer, der aber nachgerade die Seelen selbst der Weiber und Mädchen, die ihn erdulden mußten, groß und stark fand, bei diesem Angedenken begann auch seine Seele ruhiger zu werden, und sein Schmerz sich zu legen.

Es giebt Menschen, welche im Unglücke allein stehen wollen und ihr Haupt um so muthiger erheben, je mehr Unheil sich auf sie häuft; ja sie suchen noch die Blitze von den Häuptern der ihnen Nächststehenden abzuwenden und auf sich zu lenken, und so als alleiniges Sühnopfer für Hunderte und Tausende das Geschick zu versöhnen.

Die Mehrzahl der Menschen aber fühlen die Leiden doppelt, die sie allein tragen müssen, und können hinwiederum selbst schweres Geschick ruhig erdulden, wenn Hunderte dasselbe mit ihnen theilen. Das Beispiel gleichen Ungemaches, das sie vor Augen haben, und das Bewußtsein, nicht mehr als Andere vom Schicksale verfolgt zu sein, gewährt ihnen Trost und Beruhigung.

Bernard gehörte zu dieser letzteren und bei weitem zahlreichsten Klasse. Er fand einigen Trost im Hinblicke auf die Leiden der Vergangenheit, über welche er seine eigenen der Gegenwart fast vergaß, und beruhigte sich bei dem Anblicke so vieler Menschen, die mit ihm das gleiche Schicksal zu theilen schienen.

Denn der Saal der Conciergerie, dem Anscheine nach vielleicht das

Schiff einer alten, nicht mehr benutzten Kirche, war bis zum Uebermaße mit Gefangenen angefüllt. Männer jedes Standes und Alters fanden sich hier zu gleichem Schicksale vereint; zu einem Schicksale, das sie freilich noch nicht kannten. Bis auf Weiteres bestand es indessen darin — warten zu müssen.

Auf feuchtem Stroh gedrängt neben einander liegend, wurde die Nacht unter Aechzen und Stöhnen zugebracht, der Tag unter wüstem Geschrei und Lärmen. Zur Mahlzeit erhielten die Gefangenen Brot und Kohlsuppe. Allerdings konnten sie sich für ihr Geld durch den Thürhüter auch noch andere Lebensmittel verschaffen lassen. In den Mittagsstunden wurden die Thüren geöffnet, und die Gefangenen konnten sich einige Zeit in jenem blutgedüngten Hofe der Conciergerie ergehen, in welchen in den Junitagen 1848 eine Anzahl Gefangener aus den Kerkern getrieben und grausam hingemordet wurden. Man hatte damals den Hofraum mit Stroh belegt, einige Hundert Gefangener in verschiedenen Zwischenräumen nach und nach in den Hof getrieben, die Thüren hinter ihnen verschlossen und von den Gallerien herab die Unglücklichen, welchen zwischen den vier hohen Mauern keine Rettung blieb, gleich wilden Bestien erschossen.

Unwillkürlich sahen sich die den Hof Betretenden schaudernd um, ob nicht vielleicht auch jetzt wieder Munizipalgarden auf den Gallerien erscheinen und ihre Musketen auf sie abfeuern würden.

Zehn Tage ungefähr blieben Bernard und Dr. L... in den Kerkern der Conciergerie.

Nach und nach wechselte die Einwohnerschaft dieses Gefängnisses. Abendlich wurde eine gewisse Anzahl derselben fortgebracht — wohin, wußte Niemand, — und am nächsten Morgen sahen die Zurückgebliebenen ihre Anzahl durch Neuhinzugekommene wieder ergänzt.

Endlich an einem schönen Maiabende wurde auch Bernard's Namen aufgerufen. Er hoffte umsonst auch denjenigen seines Freundes zu vernehmen. Sie mußten sich trennen, vielleicht auf Nimmerwiedersehen.

Im äußeren Hofe der Conciergerie wartete seiner der Zellenwagen. Er konnte nicht umhin, sich dabei jenes Karrens zu erinnern, auf welchem einst aus demselben Gebäude die unglücklichen Opfer eines rasenden Volkes zur Guillotine geführt wurden. Wartete auch seiner die Guillotine? Allerdings! Aber es war eine unblutige Guillotine, für welche das Schicksal ihn aufbewahrt hatte. —

Der Wagen brachte ihn in das Gefängniß Nouvelle-Force, welches gewöhnlich nach seinem Erbauer Mazas benannt wird und seine Hauptfronte gegen den gleichnamigen Boulevard wendet.

Dieses, in seiner Art ausgezeichnetste Gefängniß ist auf das Vollkommenste nach pensylvanischem Systeme erbaut und eingerichtet; und so rücksichtsvoll man darin mit den Gefangenen verfährt, so ist es denselben dennoch auf das Strengste verwehrt und unmöglich gemacht, einen andern Menschen, als ihren Wärter, zu sehen oder zu sprechen.

Das aus hartem Steine aufgemauerte, kolossale Gebäude bildet ein Sechseck, dessen breiteste Seite, auf welcher sich auch die Wohnungen der Beamten befinden, gegen den Boulevard gekehrt ist. Im Innern laufen aus jedem Winkel dieses Sechsecks, strahlenförmig, sechs Flügel gegen eine Rotunde zusammen, welche mit Glas gedeckt ist und die Kirche dieser ruhigen Genossenschaft bildet. Jeden Sonn- und Feiertag, wenn darin Gottesdienst gehalten wird, werden die Thüren der einzelnen Zellen, welche in den drei Stockwerken dieser sechs Flügel zu beiden Seiten eines breiten und luftigen Corridors sich befinden, der sich hinwieder gegen die Glasrotunde öffnet, ein wenig aufgemacht, und alle Gefangenen können somit, ohne ihre Zelle zu verlassen, der Messe beiwohnen, während der Weihrauch das weite Gebäude durchzieht und das Glöcklein durch alle Räume tönt.

Jede der 1260 Zellen ist etwa zehn Fuß lang und sechs Fuß breit. Der festen Thür gegenüber befindet sich ein großes Fenster, dessen Scheiben aber von gepreßtem Glase sind und von der Außenwelt nichts erkennen lassen. Ein Holztisch, ein Stuhl, eine sehr gute, unter Tages zusammengerollte Matratze, welche Abends 7 Uhr gleich einer Hängematte aufgehängt wird, bilden das Ameublement dieser Zelle, die Abends durch Gas erleuchtet wird.

Die Nahrung ist gut und hinreichend; für Geld kann man sich außerdem alle möglichen Bedürfnisse durch den Wärter verschaffen. Die Regel des Hauses muß strenge befolgt und pünktlich eingehalten werden. Um 6 Uhr Morgens müssen die Betten verlassen werden. Um 7 Uhr müssen die Zellen gereinigt und die Betten zusammengerollt sein. Um 8 Uhr wird das Frühstück gebracht; um 3 Uhr das Mittagessen; und Abends 7 Uhr müssen die Betten wieder zum Schlafengehen bereitet werden.

Täglich ist jedem Gefangenen eine Stunde Promenade gestattet. Aber auch während dieser erblickt er keinen seiner Mitgefangenen. Ein kleiner, durch hohe Mauern von den anderen abgesonderter Garten ist auf diese Stunde für ihn allein bestimmt. Nachdem der eine Gefangene zurückgekehrt, betritt ein anderer diesen Raum, um sich eine Stunde lang an Gottes freier Luft, an den Rasenplätzen und den Blumenbeeten zu erfreuen. Jeder der Höfe hat vierundzwanzig solcher Gärten, und so ist es möglich gemacht,

daß auch während der Zeit der Promenade kein Gefangener den andern zu sehen vermag. —

Sobald Bernard den äußeren Hofraum dieser großartigen Einsiedelei betreten hatte, wurde er von dem Hausinspektor empfangen, der seinen Namen notirte und ihm dafür eine Nummer gab, welche von jetzt an allein noch seine Person bezeichnete. Sein Name existirte für Niemanden mehr in diesen Räumlichkeiten. Dann wurde er in die Badezelle geleitet und von dort in jene Zelle, welche er von nun an bewohnen sollte.

Länger als ein Jahr, vom Mai 1852 bis zum September 1853, saß Bernard in dieser Zelle gefangen. Ueber seine einförmige Lebensweise, die wir im Allgemeinen schon angedeutet haben, läßt sich nichts Weiteres berichten. Tag für Tag, Woche um Woche und Monat nach Monat entschwand in der gleichen, dumpfen, entsetzlichen Einsamkeit und Ruhe. —

Im Anfange hatte Bernard allerdings häufige Besuche erhalten, welche, da sie durchaus gegen die Regel des Hauses waren, von einer sehr hochgestellten Person veranlaßt sein mußten. Diese Besuche hatten alle den einen Zweck, Bernard durch Versprechungen und Drohungen zu bewegen, in Betreff Adelens, ob sie noch am Leben sei, und wo sie sich verborgen halte, Mittheilungen zu machen. Es versteht sich von selbst, daß diese Anfragen in geschickter und feiner Weise vorgebracht wurden und daß man nicht mit der Thür in's Haus fiel. — Eben so selbstverständlich aber ist auch, daß Bernard diese Fragen mit kalter Verachtung beantwortete und daß die Abgesandten unverrichteter Dinge, ohne die geringste Andeutung erhalten zu haben, wieder abziehen mußten.

Aber Bernard hatte durch diese Besuche mehr als bloße Andeutungen erhalten. Er wußte nun mit größter Bestimmtheit, daß Adele nicht wieder in die Hände ihrer Feinde gefallen sei; und er schloß ganz richtig, daß Lepaile, der Retter par excellence, diesmal jene Verspätung, die Adele das erstemal in die Gewalt ihrer Feinde gebracht, wettgemacht habe. — Was auch mit ihm geschehen mochte, er wartete nun ruhiger dem Kommenden entgegen, wußte er doch, daß Adele frei, daß sie unter dem Schutze von Freunden sei.

Nachdem man durch direkte Forschungen nichts ausgerichtet, wollte man versuchen, ob die Macht der Einsamkeit nicht Bernard's Festigkeit etwas wankend mache, und ließ ihn deshalb viele Monate, ohne ihn vor ein Kriegsgericht oder den Untersuchungsrichter zu stellen, die Qualen der vollkommenen Abgeschiedenheit von der Welt empfinden. Als aber auch nach Verlauf dieser Frist erneuerte Versuche dieselben unbefriedigenden Resultate boten, gab man alle weiteren Bemühungen auf und überließ den

Verstockten seinem Schicksale, das ihn vor den Untersuchungsrichter und vor das Tribunal des Kriegsgerichtes führte.

Es war ein Glück für Bernard, daß die Untersuchung seiner Vergehen so weit hinausgeschoben worden. In der ersten Zeit nach dem Staatsstreiche wäre er jedenfalls ohne viel Federlesens erschossen worden. Aber währenddessen hatte sich Manches geändert in Frankreich. Der Präsident der Republik hatte sich zum volkserwählten Kaiser entpuppt, und an dem Jahrestage jenes Staatsstreiches, der alles Ungemach über Bernard und die Seinen gebracht, am zweiten Dezember 1852, hatten die Mitglieder des gesetzgebenden Körpers das Resultat ihrer Stimmenzählung, mit 7,811,321 Stimmen für den Kaiser, nach St. Cloud gebracht und die erste Huldigung vor den Stufen des Kaiserthrones Napoleon's III. niedergelegt.

Da sich die Umstände geändert hatten, so konnte auch der Urtheilsspruch ein anderer sein, als er es damals gewesen wäre. Es war nicht nothwendig, in der Zeit der Feste und Feierlichkeiten des neuen Kaiserreichs, durch den Lärm der Exekutionen, die Erinnerung an die Präsidentschafts-Periode gar zu sehr wachzurufen. Man konnte sich begnügen, Mißliebige einfach nach Cayenne zu schicken, was schließlich doch denselben Zweck erfüllte. —

Nach einem längeren Prozesse wurde Bernard von dem Kriegsgerichte zur Deportation nach Cayenne, und zwar auf die Dauer von zehn Jahren verurtheilt.

In den letzten Tagen des September verließ er, in einen wohlverschlossenen Zellenwagen mit andern Leidensgenossen eingepfercht, Paris, seine Braut, seine Freunde; um der Zwangsarbeit, dem heißen Klima der Tropenländer und dem gelben Fieber entgegenzugehen.

Es erübrigt uns noch, der Schicksale Adelens, seit jenem Abende von Bernard's Gefangennahme, bis zur Zeit ihrer Abreise nach Toulon, zu erwähnen.

Wir können dies mit wenigen Worten thun, da ihr Leben fast eben so einsiedlerisch, eben so gleichförmig verfloß, wie dasjenige ihres Bräutigams. Nur entbehrte sie sogar der Luft der Oberwelt und des Sonnenlichtes, da sie die ganze Zeit über in den Steinbrüchen von Paris lebte.

Wir haben schon öfters erwähnt, daß jene großen unterirdischen Höhlungen unterhalb des immensen Häusermeeres der französischen Hauptstadt, welche theils Katakomben, theils Steinbrüche genannt werden, nur zum ge-

ringen Theile dem Publikum sowohl als den Behörden bekannt sind, und daß es noch eine Masse von Gängen, Stollen und Höhlen geben mag, welche vielleicht Niemand kennt, eine Anzahl anderer, von welchen nur Wenige wissen.

Jener Theil, welcher dem Pariser Publikum bekannt ist, begreift die eigentlichen Katakomben, die Beingrube in sich, die im Jahre 1786 entstand. Diese Katakomben erstrecken sich von der Barrière d'Enfer bis weit hinaus unter der Ebene von Montsouris und sind durch gewaltige Steinmauern von den übrigen Theilen der Steinbrüche abgesondert.

Diese Steinbrüche, so weit sie allgemein bekannt sind, nehmen auf dem rechten Seineufer eine Ausdehnung von 422,000, auf dem linken Ufer der Seine bis zur Bievre unter der Vorstadt St. Marceau von 590,000, und unter den Vorstädten St. Jacques und St. Germain am linken Ufer der Bievre von 2,395,000 Quadratmetern ein. Somit beträgt ungefähr deren Gesammtausdehnung den zehnten Theil der Ausdehnung von Paris.

Seit einiger Zeit verwendet die Verwaltung bedeutende Summen zur Instandsetzung und Ausbesserung der schadhaften Stellen in diesen Gängen. Da ganz Paris auf unterhöhltem Boden steht, so ist auch in der That die größte Vorsicht vonnöthen, um Unglücksfälle durch Einsenkungen des Bodens u. s. w. zu verhüten.

Aber außer diesen bekannten Theilen giebt es noch solche, vielleicht unendlich größere Strecken, von welchen nur Wenige wissen.

Lepaile hatte in Folge von Ereignissen, welche wir bereits kennen, seinen Aufenthalt in einem Theile der Steinbrüche genommen, der gänzlich unbekannt war und wohin außer ihm und seinen Vertrauten nie ein menschliches Wesen kam. Er hatte in dem langen Zeitraum seines unterirdischen Einsiedlerlebens seine Zeit dazu verwendet, die sich vielfach nach allen Richtungen durchkreuzenden Stollen zu verfolgen und kennen zu lernen. In diesen seinen Bemühungen wurde er durch einen alten Mann unterstützt, der seit länger als zwanzig Jahren hier unten lebte, und mit dem er eines Tages zu seinem Erstaunen in einem finstern Gange zusammengetroffen war. Dieser alte Mann ist derselbe, den wir als Fährmann auf den unterirdischen Wassern kennen gelernt haben.

So war es Lepaile allmählich gelungen, Gänge nach allen Richtungen hin und unter allen Stadttheilen zu entdecken; ebenso hatte er eine Menge Ausgangspunkte zur Oberwelt gefunden.

Jene Wendeltreppe in dem alten Brunnenschachte des Deroi'schen Hauses, auf welcher er mit Adelen in die Unterwelt verschwunden, führte in einen sich vielfach verzweigenden Gang der Steinbrüche, in welchem — in einem

etwas höher gelegenen und somit vor den Seine-Ueberschwemmungen, welche die niederen Gänge häufig heimsuchen, geschützten Stollen — Lepaile neben der schon beschriebenen eine zweite Wohnung besaß.

Hierher führte er Adele, die sich von ihrem Schrecken und von der Angst um Bernard kaum erholen konnte.

Unter der Obhut des alten Fährmannes sie zurücklassend, stieg Lepaile den nächsten Tag zur Oberwelt empor, um über Bernard's Schicksal Erkundigung einzuziehen. Nach einiger Zeit gelang es ihm zu erfahren, was aus Bernard und Dr. L... geworden. Im höchsten Grade betrübt durch diese Nachricht, kehrte er zu Adelen zurück, welcher er schonend das Vorgefallene mittheilte.

Adele konnte sich über diesen neuen Schlag des Geschickes kaum trösten. Sie fiel in ein hitziges Fieber, in welchem Lepaile gleich einem Bruder sie pflegte. Als sie wieder hergestellt war, hatte Bernard längst die Conciergerie mit Mazas vertauscht. Diese Uebersiedelung ließ auf eine längere Dauer der Gefangenschaft schließen. Adele wurde dadurch mit Hoffnungen erfüllt. Freilich, wenn Bernard auch mit dem Leben davonkäme, konnte sie allerdings nicht hoffen, daß er auch seine Freiheit wieder erlangen würde; aber sie war fest entschlossen, ihn — wenn er deportirt werden sollte — nicht zu verlassen, sondern ihm überall hin zu folgen.

Lepaile suchte ihr Anfangs diesen Entschluß auszureden. Da ihm dies nicht gelang, wollte er sie wenigstens nicht allein den Gefahren dieses Unternehmens preisgeben. Er entschloß sich, sie zu begleiten.

Da Adele als Weib keinesfalls ihr Unternehmen ausführen konnte, so war es nothwendig, jene Vorkehrungen zu treffen, welche ihre Verkleidung als Mann unterstützen konnten. Zu diesem Zwecke schnitt sie ihre schönen und langen Haare kurz ab, färbte sich mittelst fortgesetzter Waschung mit einer von Lepaile bereiteten Tinktur Gesicht und Hände; bemühte sich, Gang und Bewegungen der Männer sich anzueignen und ihrer Stimme einen rauheren Ton zu geben. —

Als Lepaile, der täglich auf Kundschaft in die Oberwelt stieg, durch seine gut berichteten Freunde von Bernard's Verurtheilung zur Transportation unterrichtet worden, traf er noch seine letzten Anordnungen und reiste zwei Tage früher als Bernard mit der verkleideten Adele nach Toulon ab.

Vorher noch hatte er mittels schon seit lange bereiteter Minen, die er nur zu entzünden gebraucht hatte, jene Stollen verschüttet, die zu seiner Wohnung und zu der Grabstätte seines todten Weibes führten. —

Drittes Kapitel.

Gefangene auf den blauen Wogen.

Toulon, das alte Telo-Martius oder Telonis Portus, hat eine der angenehmsten und vortheilhaftesten Lagen, die man sich denken kann. Sanft gegen den Mont Pharon ansteigend, heben sich seine kühlen und reinlichen, zum großen Theile von kleinen Bächen durchflutheten Straßen amphitheatralisch von der Rhede zu dem höchsten Punkte der Stadt, der Porte de France, empor. Da die Stadt durch hohe Berge vor dem kalten Nord- und Ostwinde geschützt ist, so ist der Winter hier um 4—6 Grad milder, als er in Marseille zu sein pflegt; die Hitze des Sommers aber weniger ermattend und drückend, da in Toulon nichts den erfrischenden Seewind abhält, seine wohlthätige und erquickende Kühle über die Stadt zu strömen. In Folge dieses warmen und milden Klimas pflegt daher in der Umgegend der Stadt Alles um drei bis vier Wochen früher zu reifen, als im übrigen südlichen Frankreich; und eine Anzahl tropischer Gewächse, zum Beispiel Dattelbäume, überwintern hier in freier Luft.

In der ehemaligen Provence, im jetzigen französischen Departement Var liegend, und Hauptort eines Arrondissements und einer Seepräfektur, zählt Toulon 46,000 Einwohner, die Garnison und Flottenmannschaft hinzugerechnet aber ungefähr 70,000. —

Sein berühmter Kriegshafen, einer der geräumigsten und sichersten von ganz Europa, besteht aus zwei Theilen, aus dem alten und neuen, die beide durch einen Kanal mit einander verbunden sind. Er ist mit einem schönen Quai und zwei Dämmen oder Molo's eingefaßt, dient — die Darse-Vieille den Handelsfahrzeugen, die Darse-Neuve der kaiserlichen Kriegsmarine — zu einem vollkommen gesicherten Aufenthalte und wird durch die umliegenden Forts, sowie durch die stark befestigte Stadt so geschützt, daß er, namentlich von der Südseite her, unangreifbar ist.

Wir wollen uns nicht mit der Beschreibung der Stadt, welche aus dem alten und neuen Quartiere besteht und schöne, sehenswerthe Gebäude besitzt, aufhalten; noch mit jener des berühmten See-Arsenals, dessen Umfang 354,141 Quadratmeter mißt und das bei viertausend Arbeiter beschäftigt.

Eben so wenig können wir unsere Aufmerksamkeit der reichen, geschichtlichen Vergangenheit Toulons zuwenden, und wollen nur jener beiden Belagerungen gedenken, deren eine, unter dem Herzog von Savoyen 1707 stattfindend, diesem in 26 Tagen ungefähr 14,000 Mann kostete, ohne daß

er die Stadt schließlich doch hätte einnehmen können; und bei deren anderer, durch die republikanischen Armeen im Jahre 1793, Bonaparte seine ersten Lorbeern verdiente. 1798 schiffte sich in demselben Hafen der nachmalige Kaiser zu seinem Eroberungszuge nach Egypten ein. —

Der Kriegshafen Toulons, dessen wir oben erwähnten, wird bei seiner Vereinigung mit der Rhede durch zwei starke mit Werken umgebene Thürme, la grosse Tour auf der einen, la Tour de Balagnier auf der andern Seite, vertheidigt, welche wieder durch fortlaufende Küstenbatterien mit den schützenden Forts in Verbindung stehen.

Diese Forts, de l'Eguillette, de St. Catherine und de St. Antoine, ziehen sich an geeigneten Punkten der Küste hin und sind von Ludwig XIV. erbaut, während die früher erwähnten Thürme sowie die Umfassungsmauer von Franz I. und Heinrich IV. herstammen.

Die Rhede von Toulon wird durch zwei nicht gleich weit in die See sich erstreckende Landzungen gebildet. Die eben genannten Forts befinden sich auf der längeren, auf jener der rechten Seite. Auf der entgegengesetzten Seite der Rhede erhebt sich das größte aller Befestigungswerke von Toulon, das Fort von La Malgue, auf dessen Wällen und in dessen nächster Umgebung der vortreffliche Malguewein wächst.

In diesem Fort befindet sich das Militärgefängniß, in welchem die nicht zum Bagno verurtheilten Sträflinge untergebracht werden. Hierher wurde denn auch jener Transport Gefangener gebracht, unter welchen sich der unglückliche Horace Bernard befand. — In den späten Nachtstunden, welche jenem unter so entsetzlichen Umständen stattgefundenen Wiedersehen folgten, wurden die neun Unglücksgefährten aus ihrem schrecklichen Käfige, dem Zellenwagen, befreit und in die Zellen und Gelasse des Militärgefängnisses gebracht, um hier die Zeit ihrer Abreise nach dem eigentlichen Bestimmungsorte abzuwarten.

Dieser Zeitpunkt sollte erst dann eintreten, wenn die Zahl der Opfer, welche der Christophus Columbus nach Cayenne transportiren sollte, vollzählig zusammengetrieben wäre.

Bernard und seine Gefährten trafen in diesem Gefängnisse bereits mehr als hundert Leidensbrüder, welche alle auf demselben Schiffe mit ihnen die Ueberfahrt machen sollten.

Aber mit dieser Anzahl war das Gouvernement noch nicht zufrieden. Die Kosten der Ueberfahrt hätten sich, auf den Einzelnen repartirt, zu theuer gestellt. Es mußten daher noch Mehre dieselben theilen. Man bedient sich hierbei ungefähr derselben Rechnungsformel, welche die Seelenverkäufer gebrauchen, wenn sie an den Küsten des Konglandes und Guineas

ihre schwarze Waare für Westindien verpacken. Und wie in der Berechnung zeigt sich auch in der praktischen Verwirklichung dieser Rechenexempel eine bemerkenswerthe Uebereinstimmung, was wenigstens die Behandlung der an Bord gebrachten schwarzen und weißen Sklaven betrifft, zwischen den kaiserlichen Transportschiffen, welche stolz, unaufgehalten und undurchsucht unter dem Schutze der an der Gaffel wehenden französischen Flagge die Meere durchfurchen; und jenen anderen Sklavenschiffen, die mit „Ebenholz" beladen, scheu und furchtsam, die unbesuchtesten Meerpfade aufsuchend, von Englands Kriegsdampfern gejagt, ihre verbotene Fracht in Sicherheit zu bringen suchen.

Und doch ist das Schicksal der schwarzen Sklaven unter der Peitsche der Louisiana-Pflanzer ein beneidenswerthes gegen jenes der nach Cayenne Deportirten! —

Auf einer sanft ansteigenden Anhöhe jener Erdzunge liegend, bietet die kleine Festung La Malgue von ihren Wällen und hochgelegenen Gemächern aus einen reizenden Anblick über die schmale, rebenbewachsene Landzunge hin, auf die Rhede mit ihrem bewimpelten Mastenwalde und auf das gegenüberliegende Toulon.

Die Gefangenen freilich genießen wenig genug von dieser herrlichen Aussicht. Indessen ist ihre Behandlung im Militärgefängnisse nicht ganz so grausam wie in den Civilgefängnissen, und mindestens erträglich im Vergleiche mit den bereits überstandenen und noch zu erwartenden Leiden.

Die Nahrungsmittel, die den zur Deportation Verurtheilten in genügender Menge gereicht wurden, waren auch in Hinsicht der Qualität gut und befriedigend. Sie bestanden aus Kohlsuppe, Fleisch und Hülsenfrüchten, welchen eine hinreichende Quantität Brod und Wein beigegeben war. Wir verweilen deshalb länger bei diesen vielleicht unbedeutend erscheinenden Umständen, weil die armen Deportirten — wie wir es leider später zur Genüge sehen werden — in diesem Gefängnisse zum letztenmale auf lange, lange Zeit sich an gesunden und nicht schon durch den bloßen Anblick Ekel erregenden Speisen satt essen, ja überhaupt nur zur Genüge sich sättigen konnten.

Und in der That — der Aufenthalt im Fort La Malgue war für Bernard und seine Gefährten eine Zeit der Erholung von ausgestandenen Leiden; eine Zeit, in welcher sie neue Kräfte sammeln konnten, um der zu erwartenden Folter standhaft entgegenzugehen.

Dieser Zustand war indessen nicht von langer Dauer. — —

Während die Deportirten im Gefängnisse ihres weiteren Schicksales harrten, lag die Fregatte Christophus Columbus vor ihrem Anker und wartete der lebenden Fracht, die sie einnehmen sollte.

Die Mannschaft derselben fing nachgerade an sich zu langweilen. Der

Matrose mag zwar allerdings nach langer Seereise gern einmal den Fuß wieder auf festes Land setzen. Aber nicht aus besonderer Hinneigung zu diesem Boden, den er im Gegentheile gründlich zu verachten pflegt; sondern nur um die sich dort ihm bietenden massenhaften Gelegenheiten zu benutzen, die schwer verdiente Löhnung auf eine möglichst schnelle und leichtsinnige Art wieder los zu werden. So lange daher noch das klingende Metall in seinen Taschen klimpert, so lange sucht er die räucherigen und schmutzigen Spelunken und Herbergen des Strandes auf, in welchen die Habsucht und das Laster wohnen, stets bereit, den leichtsinnigen Burschen Gold und Gesundheit zu rauben. — Ist aber einmal diese Löhnung verthan und der Zustand trostloser Ebbe in seiner Cassa eingetreten, so bietet dem Matrosen das Land keine Reize mehr, und er sehnt sich mit verdoppelter Stärke hinaus auf sein eigentliches Element, die See. —

Unter all den Matrosen war aber gewiß keiner, der mit größerer Sehnsucht dem Lichten der Anker entgegensah, als es Pierre und Jacques thaten. Hätten sie allerdings hoffen dürfen, ihren Freund und Geliebten aus der Gewalt seiner und ihrer Feinde befreien zu können, wie es Adele in ihrem fieberhaft erregten Zustande hundertmal vorgeschlagen und zu welchem Behufe sie die verschiedensten, leider stets unausführbaren Pläne entworfen hatte, welche Vorschläge aber stets an dem auf Vernunftgründen basirten Widerstande Lepaile's scheiterten; hätten sie Bernard auch nur Trost und Hülfe in seinem Seelen- und Körperleiden gewähren können: sie würden mit Freuden, und hätten sie auch die größten Widerwärtigkeiten zu ertragen gehabt, in Toulon geblieben sein und sich sicherlich nicht gesehnt haben, die Fahrt nach Cayenne anzutreten.

Aber solche Hoffnungen zu hegen, wäre thöricht gewesen; die Verwirklichung derselben unmöglich.

Was ihnen den Aufenthalt im Hafen aber so peinlich, ja, mit der Zeit geradezu unerträglich machte, war vor Allem der Umstand, daß Adele und Lepaile, ohne Verdacht zu erregen, sich von den rohen und ausschweifenden Vergnügungen ihrer Kameraden nicht vollkommen ausschließen konnten, und so sehr sie sich auch zurückzuziehen suchten, dennoch einigemale genöthigt waren, mit diesen jene schon vorerwähnten Wirthshäuser und Spelunken, jene Höhlen des Lasters zu besuchen, deren Anblick allein schon hinreichte, Adele mit Schauder zu erfüllen.

Es war unter allen Opfern, welche sie Bernard brachte, gewiß das größte und schwerste, hier ihre zartfühlende, rein weibliche Natur zu verläugnen; und es bedurfte ihrer ganzen Willenskraft und ihres vollen Muthes, um, ohne sich zu verrathen, Gespräche anzuhören und Scenen zu sehen, wie

sie eben am Lande kreuzende Seeleute in Uebung haben, welche aber ihr, der keuschen Jungfrau, die Schaamröthe in hellen Flammen in die Wangen jagten und ihre Entrüstung und ihren Abscheu im höchsten Grade hervorriefen. —

So viel als möglich hielt sich deshalb Adele an Bord auf. Aber auch dort blieb sie nicht verschont mit Anhörung jener rohen und trivialen Späße, wie sie eben von Soldaten und Seeleuten täglich und stündlich vorgebracht werden. Die ungewohnte Arbeit, das Klettern und Herumsteigen im Tauwerke, an welches sie sich allmählich, während das Schiff noch im Hafen lag, zu gewöhnen suchte, um dann beim Antritt der Fahrt leichter den Anforderungen ihres Dienstes entsprechen zu können, brachten ihr auch manche Unannehmlichkeiten, welche ihr immer mehr klar machten, in welche schwierige und gefährliche Lage sie sich freiwillig versetzt habe.

Aber selbst, wenn sie jetzt noch hätte zurücktreten wollen von dem einmal begonnenen Werke; wenn sie feige der Gefahr hätte entfliehen und Bernard seinem Schicksale, an dem sie ja doch nichts ändern konnte, hätte überlassen wollen: so wäre es nicht mehr möglich gewesen, ohne sich neuen, vielleicht eben so großen Fährlichkeiten auszusetzen, da sie, einmal in Frankreichs Kriegsdienste getreten, nur durch Desertion sich diesem Dienste hätte entziehen können.

Neben all diesen Unannehmlichkeiten gab es noch eine, und zwar nicht die geringste, welche Adelen Leid verursachte.

Rousetto, die schöne Provençalin, hatte in Folge jener Ereignisse vor und bei dem Weinlesefest in Ollioules einen heftigen Auftritt mit ihrem Verlobten, dem Sergeanten Michel Malin, gehabt, der durchaus hinter ihrem freundlichen und traulichen Gespräche mit dem jungen Seemanne eine tiefere und ihm nichts weniger als angenehme Veranlassung suchte. Dies um so mehr, da er durch seine Freunde von Rousetto's ganzem Benehmen an jenem Nachmittage, von ihrem fortwährenden und auffallenden Kokettiren mit dem „bartlosen Jungen," wie er Jacques zu nennen beliebte, unterrichtet und gegen das arme Mädchen aufgehetzt worden war.

Diese ihrerseits hatte, wie wir schon gesagt, in der That eine tiefe, zärtliche Zuneigung zu dem jungen Manne gefaßt, und es war ihr mehr erwünscht als unangenehm, daß ihr Michel's Eifersucht einen Vorwand zum förmlichen Bruche mit ihm zu bieten versprach.

Da weder Lepaile noch Adele nach der Weinlese mehr Ollioules besuchten, eben so wenig aber in der Stadtwohnung der armen Kleinen sich sehen ließen, so konnte diese endlich ihre liebende Unruhe nicht länger bemeistern. Eines Nachmittags hielt ein kleiner Fischernachen an der Fall-

reepstreppe der Fregatte, und mit leichten Schritten hüpfte ein junges, zierlich geputztes Mädchen an Bord und verlangte von dem erstaunten wachthabenden Unteroffiziere den Schiffsjungen Jacques sprechen zu dürfen.

Adele erschien. Dieser Zwischenfall war ihr im höchsten Grade unangenehm. Sie sah nun ein, wie unrecht sie gethan habe, das arglose Mädchen in einem Glauben zu belassen, welcher dieser nunmehr so schwere Leiden zu bereiten drohte. Denn — wie die erschreckte Adele aus Rousetto's Gespräch, das beide leise und heimlich in der Nähe des großen Gangspilles führten, wo sie ungestört zu bleiben hofften, entnahm — war Rousetto entschlossen, dem Sergeanten den Abschied zu geben, und entdeckte weiters erröthend und stammelnd dem hübschen Jacques ihre Liebe.

Jacques hätte sich das wohl gefallen lassen können. Adele aber war darüber höchlichst bestürzt. Was sollte sie dem armen Kinde sagen? Konnte sie noch länger ein so grausames Spiel mit der leidenschaftlichen, liebeglühenden Südländerin treiben? Konnte sie zugeben, daß diese eine für sie vielleicht ganz passende Partie ausschlug, um einer Täuschung, eines Phantomes willen? —

Und andrerseits konnte sie Rousetto ihr wahres Geschlecht entdecken, ohne zugleich auch den Grund ihrer Verkleidung anzugeben? Mußte sie nicht fürchten, Alles zu verrathen und zu verderben? Konnte die getäuschte und betrogene Schöne in ihrer ersten Heftigkeit nicht auf Rache sinnen? —

Indessen, es blieb Adelen keine lange Zeit zum Ueberlegen. Es blieb ihr auch eigentlich keine Wahl. Sie konnte und wollte nicht ein armes Geschöpf durch einen absichtlich weiter gespielten Betrug unglücklich machen. Ihr Entschluß stand bald fest. Sie mußte sich dem Mädchen entdecken. Dabei rechnete sie auf das Mitleid und die Theilnahme ihrer Mitschwester. —

Nach Verlauf einer Stunde fast kehrten Jacques und Rousetto vom Hinterdecke gegen die Fallreepstreppe zurück.

Ihr gutes Einvernehmen schien durch nichts gestört, ja sogar — wenigstens von Seite Adelens — ein noch herzlicheres, innigeres geworden zu sein. Aber wenn man Rousetto genauer betrachtete, konnte man nicht verkennen, daß sie geweint habe; und noch jetzt lag ein Ausdruck von Schmerz und Trauer auf ihren schönen Zügen, der aber eben so wohl vom Mitgefühle für die Leiden ihrer neuen Freundin, als von dem Schmerz der nothgedrungenen Entsagung ihres verlorenen Freundes herrühren mochte; was übrigens Alles nicht hinderte, daß von Zeit zu Zeit ein schalkhaftes Lächeln, gleich einem Sonnenstrahle durch düstere Wolken, über ihre gramerfüllten Züge glitt.

Die Unterredung zwischen Adelen und Rousetto, welcher Art sie auch gewesen sei, hatte das Resultat, daß letztere — von Adelen in ihre Geheimnisse, so weit es nothwendig gewesen, eingeweiht — durch einen heiligen Schwur sich verpflichtete, Adelens Mittheilungen für immer und unter allen Umständen streng geheim zu halten; daß Rousetto, um eine Erfahrung reicher, ihre junge Liebe zu Jacques in eine innige Freundschaft für Adele verwandelte; und daß sie endlich mit dem Vorsatze wieder dem Lande zusteuerte, ihrem eifersüchtigen Verlobten, statt ihm den Laufpaß zu geben, eine Brücke zu bauen, auf welcher er reuig in ihre Arme zurückkehren könne. —

Nach und nach fanden sich die Offiziere an Bord ein. Einige Tage vor der endlich festgesetzten Abfahrt erschien auch Kapitän S.. auf seinem Schiffe. Nunmehr gestaltete sich ein neues, reges Leben an Bord. Die Wasserfässer, welche noch auf Deck standen, wurden gefüllt, der Proviant und die übrige Fracht weggestaut, die Decke gereinigt und für die Unterbringung der Gefangenen hergerichtet, die Stengen der Maste aufgesetzt, die Raaen, welche getoppt waren, wieder gelöst, die Segel mittelst der Falle emporgebracht, und überhaupt die letzte Hand angelegt, das Schiff seetüchtig zu machen. — — —

Es war am zwanzigsten Tage nach Bernard's Ankunft in Toulon, als ihm und seinen Genossen, welche sich während der Zeit durch stets erneute Zufuhr mittels Zellenwagen auf 146 vermehrt hatten, gegen Abend angekündigt wurde, daß sie den nächsten Morgen ihren bisherigen Aufenthaltsort verlassen und in das Bagno übersiedeln müßten.

Diese Ankündigung wirkte, obwohl sie einerseits des eintönigen Lebens ihrer Gefangenschaft ziemlich überdrüssig waren und sich nach Abwechselung sehnten, dennoch im Allgemeinen ziemlich niederschlagend auf die unglücklichen Gefangenen, da ihnen diese Aenderung ja doch keine Besserung ihrer Lage, keine Erlösung von ihren Leiden versprach. Im Gegentheile sagte ihnen Allen ein ganz bestimmtes Gefühl, daß nun ihre Leiden erst recht beginnen würden.

Es war am frühen Morgen eines neblichten und trüben Novembertages, als die zur Deportation Verurtheilten nach der Nummer, welche sie im Militärgefängnisse erhalten hatten, aufgerufen und zwischen zwei Reihen von Soldaten in den Hof geführt wurden.

Der Tag begann eben zu grauen, als Bernard im Hofraume anlangte. Bleigraue, dichte Nebelschwaden verhüllten Meer und Land mit ihrem düsteren Schleier. Aber allmählich trieb der mit dem wachsenden Lichte stets stärker wehende Seewind die Nebel landeinwärts, wo sie sich an die Seiten der Gebirge

hefteten, während das Meer und die Rhede, offen und klar, in Millionen sich leise kräuselnder Wellen den dunklen Himmelsdom mit seinen erbleichenden Sternen und den stärker und röther leuchtenden und immer mehr sich ausbreitenden Tagesschein im Osten wiederspiegelten.

Endlich waren alle Gefangenen im Hofraume versammelt und noch einmal abgezählt. Die Thore der Festung öffneten sich, die Zugbrücken rasselten nieder, und von dichten Soldatenreihen eskortirt, verließen Bernard und seine Gefährten das Fort La Malgue.

In dem Momente, als die Gefangenen das östliche Thor der Festung verließen und ihren Blick in's Freie richteten, stieg aus den leuchtenden, glitzernden, funkensprühenden Wogen des Golfes die glänzende und strahlende Sonnenscheibe empor und übergoß mit ihrem jungen Lichte Meer und Land, Berg und Ebene und die ganze sichtbare herrliche Schöpfung, alle Kreaturen zu neuem Leben, zu neuer Lust und Freude erweckend.

Und wie die ersten Sonnenstrahlen über die Erde drangen, so erweckten sie tausendstimmigen Jubel und Gesang, und aus jedem Baum, aus jedem Strauch, von Flur und Wald hallte es wieder, das Auferstehungslied der Natur.

Erstaunt, gerührt, überwältigt von dem großartigen und unendlich erhabenen Anblicke hielten die das Fort Verlassenden ihre Schritte an. Unwillkürlich und zu gleicher Zeit von einem gemeinsamen Aufschwung der Seele erfaßt, zitterten ihre Lippen und bebten unter den ersten Tönen eines Liedes, das sich ihrer Brust entrang und das bald, ihnen fast unbewußt, anschwoll zum mächtigen Hymnus der Revolution:

„Allons! enfans de la patrie!“

In diesem Augenblicke kam eine Anzahl Ouvriers, die in den Werften arbeiteten, an ihnen vorbei, um ihrem Arbeitsplatze zuzueilen und ihr Tagewerk zu beginnen.

Diese vernahmen nicht so bald die ihnen so wohlbekannten, so theuren Töne, als auch sie mit einstimmten:

„Le jour de gloire est arrivé.“

Und als der Gesang immer voller, immer mächtiger, immer begeisterter die reinen, klaren Morgenlüfte durchtönte, da konnten auch die Soldaten, welche den Gefangenenzug geleiteten, sich nicht mehr zurückhalten, und stimmten aus vollen Kehlen ein in den Refrain:

„Aux armes citoyens!“

so daß der Sang brausend und gewaltig über die Landenge und das Meer hinzog und in tausendfachem Echo von den Gebäudemassen der Stadt und Festung wiederhallte.

Allein das dadurch gegebene Aergerniß war ungeheuer; der Zorn der aus der Festung eilenden Offiziere kannte keine Grenzen mehr. Fluchend und scheltend und mit der blanken Waffe drohend, liefen sie durch die Reihen der Soldaten, welche bei diesem Anblicke aus Furcht verstummten und die Gefangenen zu eiligerem Marsche antrieben.

Aber diese ließen sich durch die Anwesenheit ihrer Peiniger nicht abhalten, noch einmal zum Abschiede von der theuren Erde des Vaterlandes, welche die Meisten nicht wieder betreten sollten, in den betäubenden Ruf auszubrechen:

„Es lebe die Republik!"

Eine Menge von Männern und Frauen schloß sich alsbald dem traurigen und nun doch so energisch gegen die vollbrachten Thatsachen protestirenden Zuge an und folgte demselben mit tausendstimmigem Lebewohl und aufmunternden, hoffnungerweckenden Zurufen.

Da der Landweg zu zeitraubend gewesen wäre und man der sich immer vermehrenden Menge die Leute, welchen deren Huldigungen galten, baldmöglichst entziehen wollte, so wurden die Gefangenen in Boote gebracht, um sie über die Rhede nach dem Bagno zu bringen.

Kaum hatten die Deportirten in den Booten Platz genommen, als man auf dieselben von allen Seiten Pakete mit Tabak und Cigarren regnen ließ. Das aufgeregte Volk umdrängte diese Opfer der Willkür und der Tyrannei und rief denselben Worte des Muthes, der Freundschaft und der Vaterlandsliebe zu, bis die Boote abstießen und die Gefangenen allmählich den Blicken der Nachschauenden entschwanden.

Diese Arbeiter von Toulon erkannten, daß die unglücklichen Gefangenen für sie dem Tode entgegengingen. Diese Männer vertraten in diesem Augenblicke der Deportirten Väter und Brüder, deren Freunde und die niedergeworfene Republik. Die Frauen riefen ihnen Muth zu als Mütter, als Gattinnen, als Schwestern.

Und die Unglücklichen, aus ihrem Vaterlande Verbannten erfaßten die heiligen und erhabenen Gefühle dieses Augenblickes in ihrem vollen Umfange. Sie fühlten ihre Herzen gerührt und ihre Seele erhaben in dem Bewußtsein, daß sie nicht unbeachtet, nicht unbeweint und unbeklagt den theuren Boden des Heimathlandes verlassen mußten; daß ihnen ein ganzes Volk sein Mitgefühl weihe und daß sie ihre dornenvolle Laufbahn antraten als Märtyrer für die Wohlfahrt eben dieses Volkes, das ihnen den Tribut der Achtung und Liebe zollte.

Und in der That, ihr Märtyrerthum begann wieder in dem Momente, als sie ihren Fuß vom Boote auf den Boden des mit hohen Mauern um-

gebenen Bagnohofes setzten. Man war dort von den eben stattgefundenen Begebenheiten, von dem so offen und frei gezeigten Mitgefühle der Arbeiter-Bevölkerung unterrichtet, und man wollte die Gefangenen dafür büßen lassen, daß ihr Schicksal Mitleid erregt hatte.

Man begann damit, sie inmitten des Bagnohofes in einen Kreis zusammenzutreiben und sie mit Wächtern und Soldaten zu umstellen. Dann wurde jeder Einzelne auf das Genaueste durchsucht und ihnen Alles genommen, was ihnen das Mitleid der Arbeiter an Tabak, Cigarren und Lebensmitteln hatte zukommen lassen. Diese Durchsuchung wurde mit der rohesten und empörendsten Brutalität vollführt und mit den schändlichsten Witzen begleitet, die jedesmal das wiehernde Gelächter der ehrenwerthen Wächter- und Schergen-Gesellschaft erregten.

Als den Gefangenen Alles genommen war, was nicht zur nothwendigsten Bekleidung gehörte, trat der Director des Bagno aus den Reihen seiner Untergebenen vor, verlas die Namen der Gefangenen, zugleich mit der ihnen zugemessenen Strafzeit, und ließ die fünf zu der längsten Deportation und zu den schwersten Strafen verurtheilten Unglücklichen, unter welchen sich auch Bernard befand, aus den Reihen reißen, indem er sie den Soldaten mit den Worten übergab:

„Führt sie in die Zellen, und wenn sie sich rühren, laßt sie die Flintenkolben fühlen, wie Hunde; sie sind nicht mehr werth!" —

Bernard und seine vier Leidensgenossen wurden nun in die Zellen gebracht, finstere und feuchte Verließe, in welchen sie weder Luft, noch Sonne, noch Raum zur Bewegung fanden. Die übrigen Deportirten trieb man in einen Saal, der kaum groß genug war, sie alle zu fassen, und der es ihnen nur erlaubte, sich abwechslungsweise auf die wenigen Strohsäcke, die man dort ausgebreitet hatte, zur Ruhe niederzulegen.

Die Nahrungsmittel, welche sie im Bagno erhielten, bestanden aus Wasser und Brod, und nicht einmal dies in hinreichender Menge.

Indessen sollten die Gefangenen bald erfahren, daß ihr Aufenthalt im Bagno verhältnißmäßig noch ein beneidenswerther und glücklicher genannt werden konnte. Sie sollten noch weit Aergeres erdulden.

Ihr Bleiben im Bagno dauerte nicht lange. Am folgenden Tage schon, Nachmittags, wurde den Gefangenen befohlen, ihre bisherige Kleidung abzulegen und sich in die Uniform der Sträflinge: eine Hose von grauem Zeuge, graue Blouse, leinene Mütze, Hemd von Hanfleinwand, zu kleiden.

Gegen dieses Verfahren protestirten die Gefangenen wie Ein Mann. Sie waren keine Galeerensträflinge, und doch stellte man die wegen politischer Vergehen zur Deportation Verurtheilten durch diese Sträflingskleidung

in gleiche Reihe mit den gemeinen Verbrechern, mit den Auswürflingen der Menschheit, die das Bagno von Toulon mit der Zwangsarbeit in Guyana vertauschen sollten.

Allein dieses Protestiren half den Deportirten zu nichts. Man zwang sie, den Befehlen Folge zu leisten.

Gegend Abend endlich brachten sie die Boote des „Christophus Columbus" in kleinen Abtheilungen, nach und nach an Bord der Fregatte. Viele der Unglücklichen kletterten die Fallreepstreppe mit der frohen Hoffnung empor, daß sie nun den schlimmeren und schwereren Theil ihrer Leiden überstanden hätten und nunmehr einem verhältnißmäßig günstigen Schicksale, als Kolonisten des jungfräulichen Bodens von Guyana, entgegen gingen.

Die Leute, welche also dachten, waren friedfertiger und leichtgläubiger Natur und mit jenem sanguinischen Temperamente behaftet, welches die Phantasie zwingt, stets das mit allen Farben der Wahrscheinlichkeit auszumalen und als vollkommen wahr hinzustellen, was sie eben zu glauben wünschen.

Ihrem Geiste schwebte bei dem Gedanken an Cayenne stets jener Moniteur-Bericht des jetzigen Regime's vor, der die in neuerer Zeit so häufig sich erhebenden Klagen über die Behandlungsweise in Cayenne widerlegen soll und unter Anderem folgende Stellen enthält:

„Eine wahrhaft menschenfreundliche Idee hat, wie man „weiß, die Abschaffung der Bagno's und die Errichtung der Straf„anstalt in Cayenne geleitet. Man hat mit Recht gedacht, daß die „Sträflinge der Bagno's, welche in Frankreich in dunklen und engen Räu„men zusammengedrängt sind, in einer Kolonie weit besser behandelt, ge„bessert und brauchbar gemacht werden könnten." —

Wer zweifelt daran, daß hierin nicht einige Wahrheit liege und daß die Sträflinge nicht wirklich besser behandelt werden könnten, als dies in Frankreich geschieht! Ob aber diese bessere Behandlung mit der Versetzung der Galeerensträflinge von den Bagno's Frankreichs nach den Inseln von Guyana wirklich stattfinde, davon ist im Moniteur nichts gesagt; und ob die wahrhaft menschenfreundliche Idee wirklich der leitende Gedanke bei diesen Maßregeln war, daran gegründete Zweifel zu hegen, ist mindestens erlaubt. —

Aber es handelt sich ja eigentlich nicht um die Sträflinge, um die zum Bagno verurtheilten gemeinen Verbrecher, sondern um diejenigen Menschen, welche andere Meinungen und Ansichten haben, als sie in den maßgebenden Kreisen beliebt werden, und welche man politische Verbrecher zu nennen pflegt. Ueber diese sagt der Moniteur ferner:

„In diese Klasse (der Bagno-Sträflinge) hat man kraft des Dekretes „vom 8. Dezember 1851 Männer gebracht, welche an geheimen Gesellschaften „Theil genommen hatten, und von denen die Meisten von der Gerechtig- „keit bereits verurtheilt waren.“ —

Nun denn, wenn die Meisten, was in der Redeweise des Moniteur sagen will „Einige,“ von der Gerechtigkeit verurtheilt wurden, so verurtheilte die Anderen, und zwar die Mehrzahl, selbstredend die Ungerechtigkeit.

Des Weiteren läßt sich der Moniteur vernehmen:

„Während des Aufenthaltes dieser Individuen in Guyana hat die Ver- „waltung der Kolonie, weit entfernt bezüglich ihrer Behandlung den gering- „sten Vorwurf zu verdienen, ihre Sorge, ihre Nachsicht und die Langmuth „im Gegentheile so weit als möglich getrieben. Dies wird durch viele „Briefe der Betheiligten selbst bezeugt. Nie ist diese Klasse von Trans- „portirten in den Strafanstalten mit den Anderen verwechselt worden, weder „auf der Insel La Mère, noch auf der Insel St. Joseph; man hat ihnen „stets besondere Anstalten angewiesen. Während langer Zeit hat man sie „ernährt, ohne irgend welche regelmäßige Arbeit von ihnen zu verlangen. „Diese Duldsamkeit mußte ihr Ende haben.“ —

Die Widerlegung dieser sich selbst gespendeten Lobeserhebungen wird sich im ferneren Verlaufe der Erzählung von selbst bieten. Indessen, warum die Duldsamkeit ihr Ende haben mußte, wird allerdings im Moniteur nicht gesagt; daß sie aber wirklich bald ein Ende hatte, wenn sie je bestanden, ist erwiesen. —

Es ist nicht unsere Aufgabe, hier eine Polemik gegen den Moniteur zu eröffnen. Wir wollten mit dem Gesagten nur die Gründe angeben, warum viele der Deportirten sich von Cayenne ganz Anderes versprachen, als sie dort zu finden bestimmt waren. Diese Selbsttäuschung der Unglücklichen wurde noch unterstützt durch einen Moniteur-Artikel vom Jahre VII. (1798), welchen die Meisten kannten, und der ihnen nicht nur für die damalige Zeit als vollkommen wahr galt, sondern dessen Beschreibung der Behandlung sie auch als Norm der jetzt dort stattfindenden annahmen. Dieser Artikel lautete in seinem Beginne:

Nr. 84. des Moniteur, 24. Frimaire*) im Jahre VII.

„Gemäß Befehlen des Agenten des Exekutiv-Direktoriums hat der mit „ihrem (der Deportirten) Empfange beauftragte Kommissär ihnen die Er- „laubniß gegeben, zusammen zu gehen, beisammen zu wohnen und zu die- „sem Behufe eigene Häuser zu miethen. Er hat ihnen zu Spaziergängen

*) 14. Dezember.

„eine Strecke von ungefähr zwanzig Stunden gestattet. Er hat ihnen als „Grundbesitz den zur Gründung von Haushaltungen geeignetsten Boden „angewiesen und ihnen Lebensmittel, Wäsche, Kleidungsstücke von allen „Gattungen geliefert. — Jagd und Fischfang haben Einigen unter ihnen „nützliche Zerstreuungsmittel geschienen, und alsobald wurden ihnen Flinten, „Blei, Pulver und andere erforderliche Werkzeuge verschafft, und zu diesem „und jenem vier Indianer, mit Rationen, zur Verfügung gestellt.“ —

Man sieht aus dieser romanhaften Beschreibung, daß der Moniteur von seiner Gründung bis jetzt seiner eigentlichen Tendenz nie untreu geworden ist. Denn es bedarf kaum der Erwähnung, daß diese Angaben ebensowohl damals unrichtig gewesen sind, wie sie es jetzt wären.

Aber ein Theil der Deportirten glaubte — wie wir schon gesagt — dennoch daran und stellte sich das ihrer harrende Schicksal bei weitem günstiger vor, als sie es später wirklich fanden. Sie glaubten, daß die Deportation als solche an und für sich schon Strafe genug sei, und daß das ihrer harrende Loos, fern von ihren Freunden und Verwandten, fern von allem, was ihr häusliches Glück ausgemacht hatte, zu leben, hart genug sei, um es auch noch durch barbarische und entwürdigende Strafen, durch Hunger und Folterqualen verstärken zu müssen. — — —

Endlich waren die hundert sechsundvierzig zur Deportation Verurtheilten glücklich an Bord gebracht und bis auf Weiteres in den Räumlichkeiten der Batterie und des Zwischendeckes untergebracht worden.

Dort fanden sie schon eine Anzahl Galeerensträflinge, welche ebenfalls nach Cayenne gebracht werden sollten. Es war für Bernard und seine Gefährten eine entsetzliche Qual, mit diesem Abschaume der Gesellschaft, mit diesen Mördern und Dieben, Brandlegern und Betrügern in Einem Raume und unter unmöglich zu vermeidender nächster Berührung eingeschlossen zu sein. Dabei war ihnen der Platz so spärlich zugemessen, daß sie sich kaum zu bewegen vermochten und sie beim nun beginnenden Schwanken und Schüttern des Schiffes gegen einander gepreßt und geworfen wurden.

Lepaile und Adele befanden sich an Deck, als Bernard, der bleiche und schwankende, in die Sträflingsjacke gehüllte Unglückliche, die Fallreepstreppe empor klomm. Lepaile richtete nur einen kurzen Blick auf die gebeugte Gestalt seines Freundes, um ihn dann fest und starr auf Adele zu heften, sie durch den warnenden und bittenden Ausdruck desselben zu bewegen, standhaft zu bleiben und sich durch ihre so natürliche Bewegung nicht zu einer, sie alle verderbenden That oder Aeußerung hinreißen zu lassen.

Adele fühlte diesen Freundesblick auf sich haften; sie wußte, wie sehr es gerade jetzt nothwendig sei, sich zu beherrschen; sie hatte auch in dieser

Hinsicht die besten und festesten Vorsätze gefaßt und sich mit dem nun eintretenden Augenblicke lange im Voraus vertraut gemacht: und doch — als nun Bernard's Kopf über der Schanzkleidung sichtbar wurde, als sie diese leidenden, gramgebleichten Züge zum erstenmale wieder seit so langer Zeit im vollen Tageslichte sah, als sie der gebrochenen und in sich gesunkenen Gestalt in der grauen Uniform der Sträflinge ansichtig wurde — da war es vorbei mit ihrer Fassung und Standhaftigkeit, und einen lauten Schrei ausstoßend, sank sie ohnmächtig zusammen.

Lepaile, der sie nicht aus den Augen gelassen und jede Bewegung ihrer Seele auf ihrem Gesichte gelesen hatte, sah den Augenblick kommen, wo sie sich durch ihre Aufregung würde hinreißen lassen, sich zu verrathen. Er wollte zu ihr hineilen, um sie womöglich noch einmal zu warnen, aber ehe er aus den Wanttauen des großen Mastes, in welchen er hing, auf das Verdeck herabspringen konnte, wäre sein Einschreiten schon zu spät gekommen. Der Schrei von Adelens Lippen hatte bereits die Aufmerksamkeit einiger der Nächststehenden, worunter sich auch der erste Lieutenant befand, erregt, und die Blicke derselben richteten sich auf den zu Boden gesunkenen Schiffsjungen.

Es war ein Glück, daß das Getöse des sich lösenden Tauwerkes und der gereeften Segel, welche der nun scharf einsetzende Landwind gegen die Masten schlug, das Lärmen der sich um das Gangspill und in die Wanten drängenden Matrosen, welche das Schiff zum Auslaufen bereit machten, sowie das Donnern der Batterien der Forts und der im Hafen liegenden Kriegsschiffe, die ein eben einlaufendes Fahrzeug begrüßten, den Schrei Adelens übertönten und ihn nur den Nahestehenden vernehmlich werden ließen.

Dessenungeachtet war dies genügend, um Adele sowohl wie Lepaile zu verderben. Denn schon wendete sich der erste Lieutenant mit dem Ausdrucke des Staunens auf seinen harten Zügen zum Unteroffizier der Wache, um diesen zu beauftragen, den sonderbaren Vorfall zu untersuchen.

Die Wangen Lepaile's erbleichten bei diesem Anblicke. — Ihr Geheimniß mußte im nächsten Augenblicke entdeckt werden. —

Dies Alles, was wir hier erzählten, Adelens Schrei, der Befehl des ersten Lieutenants und die Bewegung des Unteroffiziers, diesem nachzukommen, geschah fast zu gleicher Zeit. In demselben Momente ereignete sich aber auch noch etwas Anderes.

Beinahe dicht hinter Adelen, etwas mehr gegen die zum Hinterdecke empor führende Treppe zu und fast verborgen von einem Berge dort liegenden Tauwerkes, war der Hochbootsmann gestanden, jener selbe Unteroffizier,

welchen wir schon in der Gesellschaft Lepaile's und Adelens bei jenem Weinlesefeste in Ollioules kennen gelernt haben.

In dem Augenblicke, als Adele den Schrei ausgestoßen hatte, sprang er — nachdem er sie während der letzten Momente scharf beobachtet, und ihren Blicken folgend, auch seine Augen auf Bernard gerichtet hatte, wobei über seine gutmüthigen breiten Züge ein halb mitleidiger, halb zufriedener Ausdruck flog — einen lauten Fluch ausstoßend mit einem einzigen Satze zu dem Schiffsjungen hin, über dessen schmalen Rücken er sausend ein kurzes Tauende gleiten ließ, das er in der Hand gehalten.

Adelens Körper wand sich unter diesem Streiche, und — halb zur Besinnung kommend — stieß sie einen zweiten Schrei des Schmerzes aus.

„Verdammter Junge, daß Dich der Henker hole, zehnmal in einer Wache! Warte, verwetterter Schalksnarr, ich will Dich lehren, anderer Leute, vor Allem gar Deiner Vorgesetzten Thiere in Ruhe zu lassen!"

Mit diesen schnell und polternd ausgestoßenen Worten hatte er Adelen beim Kragen ihrer blauen Matrosenjacke gepackt und emporgerissen, so daß sie jetzt, vollkommen wieder zu sich gekommen, zitternd, keines Lautes fähig und nicht wissend, was mit ihr vorging, vor dem erzürnten Manne stand.

Währenddessen war der von dem Lieutenant beauftragte Unteroffizier, sowie dieser selbst zu dem Hochbootsmann getreten, der eben wieder zu einem neuen Schlage ausholen wollte, indem er Adelen nach der Luke zu ziehen suchte.

„Aber beim Teufel! Was habt Ihr denn, Hochbootsmann; was hat Euch denn der Junge gethan, das Euch so in Zorn setzt?"

Mit dieser Frage wandte sich der erste Lieutenant an den Elsaßer, auf dessen Zügen neben dem Ausdrucke des Zornes auch ein solcher höhnischen Frohlockens sichtbar ward.

Die nächststehenden Matrosen hatten neugierig einen Kreis um die seltsame Gruppe gebildet. Sie waren bei ihrem Vorgesetzten einen solchen Ausbruch des Zornes nicht gewohnt.

Lepaile hatte sich unter die Umstehenden gemengt. Sein Gesicht deckte Zornesröthe, seine Fäuste waren geballt, und sein ganzes Aeußere verrieth den Sturm, der in seinem Innern tobte. Die empörende Mißhandlung Adelens, deren Grund er gar nicht errathen konnte, hatte ihn mit Ingrimm erfüllt, und er war Willens, sich auf den rohen Burschen zu werfen, um Adele zu rächen, als ersterer die schon erhobene Faust sinken ließ und sich salutirend an den Lieutenant wandte, dessen Frage zu beantworten.

„Oh, Monsieur, oh nichts! Verdammt wenig hat der Teufelsjunge

gethan, wenn Ihr's so wollt! Denn, meinem Bill den Schweif zu stutzen, daß das arme Beest nun wie toll und besessen in meiner Koje herumspringt und — —"

Der Hochbootsmann vermochte nicht weiter zu sprechen. Ein brüllendes Gelächter der ihn umringenden Matrosen übertäubte seine Rede. So respektwidrig dieses Benehmen auch sein mochte, so versuchte doch keiner der Unteroffiziere, dem Lachen Einhalt zu thun. Vermochte doch selbst der erste Lieutenant nicht ernsthaft zu bleiben und mußte sich abwenden, um sein Lächeln zu verbergen.

Bill war der Name eines kleinen rothen Affen, welchen der Hochbootsmann vor längerer Zeit auf einer der Capverdischen Inseln gekauft und seitdem stets mit sich geführt hatte. Der sonst tüchtige Unteroffizier hatte eine solche Zuneigung zu dem kleinen boshaften Thiere gefaßt, daß er sich nicht von ihm trennen mochte; und die Offiziere, welche Ursache hatten, mit dem Manne zufrieden zu sein, gewährten ihm seine Bitte, das Thier an Bord zu behalten. — Indessen hatte der schadenfrohe Bill keine Gelegenheit vorübergehen lassen, die Matrosen zu necken und ihnen boshafte Streiche zu spielen; und nur die Furcht, ihren Vorgesetzten zu erzürnen und sich Strafe zuzuziehen, hatte die Theerjacken bis jetzt abgehalten, an der kleinen Bestie wohlverdiente Rache zu üben.

Es ist daher begreiflich, welchen Jubel unter den Matrosen die Mittheilung von des Schiffsjungen sie Alle rächender That erregte.

Nun vermochten diese sich auch den Zorn des sonst so ruhigen Hochbootsmannes zu erklären.

Der erste Lieutenant wandte sich jetzt wieder mit mühsam errungenem Ernste an seinen Untergebenen.

„Schickt den Burschen einmal in den Mars (Mastkorb) des Besan-Mastes hinauf, wenn's beliebt. Dort mag der Bengel bis morgen früh Zeit haben, über seine dummen Witze nachzudenken. Denk', er wird's dann in Zukunft bleiben lassen, so arme Bestien zu beleidigen!"

Bei den letzten Worten spielte abermals ein fatales Lächeln um die Lippen des Offiziers, und unter einem allgemeinen Gekicher verließ er die Gruppe, um zum Hinterdecke hinaufzusteigen.

Der Hochbootsmann aber stieß den armen Schiffsjungen vor sich her dem Besanmaste zu, woselbst er ihm befahl, in den Wanten desselben zu seinem Bestimmungsorte empor zu klimmen.

Dann, als er ihm einen Blick nachgeworfen und gesehen hatte, daß er wohlbehalten im Marse angelangt war, wandte er sich und eilte schnellen Schrittes seiner Koje zu.

Lepaile war während der letzten Scene verblüfft und ohne sich deren Zusammenhang erklären zu können, lautlos stehen geblieben.

Noch einmal ließ er das eben Erlebte vor seinem Geiste vorüberziehen. Adelens unvorsichtiger Schrei; die nahe, dringende Gefahr, welche sie dadurch heraufbeschworen, dann die plötzliche Einmischung des Hochbootsmannes, seine rohe Behandlung Adelens und endlich diese Anklage der letzteren, welche, wie Lepaile gewiß wußte, nicht begründet sein konnte; all dies in seiner Aufeinanderfolge war ihm unklar und unbegreiflich: aber Eines wußte er, und dies erfüllte ihn mit unsäglicher Freude — daß nämlich Adele wohl gerade durch des Hochbootsmannes Einschreiten gerettet sei.

Diese ganze Scene war schneller vorübergegangen, als wir sie hier wiederzugeben vermochten. Ehe noch der letzte der Deportirten an Bord gestiegen war, saß Adele bereits im Marse des Besanmastes, umtobt von dem stärker und stärker wehenden Landwinde, woselbst sie Ruhe fand, über die eben stattgefundenen Ereignisse nachzudenken; während Lepaile bereits mit einer Anzahl anderer Matrosen am Gangspille stand, die schwere Handspeiche in der Faust, bereit sie auf das erste Kommandowort einzustecken, um mittelst deren Hülfe den Anker emporzuwinden.

In seiner Koje aber stand mit gekreuzten Armen und finsteren Blickes vor sich hinstarrend der Hochbootsmann. Er hatte die Thür hinter sich verschlossen und war allein in dem kleinen, niederen Gemache.

Doch nein. Nicht allein. Vor ihm auf der Kiste, welche seine Kleidungsstücke und anderen Habseligkeiten enthielt, saß Bill, der kleine, rothbraune Affe von den Grünen-Vorgebirgs-Inseln. Er hatte schmeichelnd seinen kleinen Kopf auf die rauhe, schwielige Hand des Seemannes gelegt und schaute mit fragendem, bittendem Blicke zu demselben empor, der augenscheinlich diesem Blicke auszuweichen suchte.

Der Ausdruck im Gesichte des alten Seebären war ein eigenthümlich schmerzlicher und wehmüthiger.

Endlich stampfte er mit dem Fuße auf den Boden, schüttelte sich, wie um seine trüben Gedanken zu verscheuchen, und horchte dann gegen die Batterie hinaus, zu deren Seiten sich die Kojen der Unteroffiziere befanden.

„Hm, habe keine Zeit zu verlieren! Einer oder der andere der naseweisen Schlingel kann jeden Augenblick hier sein. Auch wird man mich bald droben auf Deck vermissen, wenn man d'ran geht, die Anker zu lichten. — Verdammte Geschichte! Warum muß ich auch meine Nase in Dinge stecken die mich nichts kümmern. Und kommt nicht immer ein dummes Ende dabei heraus, wenn man sich auch nur im Allergeringsten mit Landratten ab-

giebt? Denn dieser verdammte Jacques — aber dieses holde, arme Mädchen. — Hol' mich der Teufel! 'S bleibt nichts übrig, als meinem lieben Bill jetzt selber den Schweif abzustutzen, wenn nicht in einer Stunde die ganze Sache verrathen und sie — und ich selber dazu bis über die Ohren in der Patsche sitzen wollen!"

Bei diesen Worten hatte er zornig sein Priemchen Kautaback weit von sich gespuckt und dann, wie mit einem plötzlichen Entschluß und um alle weiteren Bedenklichkeiten abzuschneiden, sein breites, scharfes Messer gezogen. Aber seine Entschlossenheit schien auch augenblicklich wieder verflogen zu sein. Er ließ die Klinge nachdenklich durch die Finger gleiten und wischte dieselbe dann wohl einige zwanzig Male an dem Aermel seiner Jacke sorgfältig ab.

Der kleine Bill aber schaute nun seinen Herrn wehmüthig und — wie es diesem vorkam — vorwurfsvoll an. Mochte er ahnen, welches Loos ihm beschieden sei und welch Leid sein Herr, sein guter, milder Herr selber ihm bereiten wolle? Oder war es nur die Affennatur, welche Alles und überall nachahmend, auch diesmal ihn trieb, die Gesichtszüge seines Herrn zu kopiren?

Sei dem, wie ihm wolle, so viel ist gewiß, daß der Hochbootsmann von diesem Blicke in der tiefsten Seele gerührt wurde. Er warf das Messer weit weg, umfaßte seinen Liebling, und ihn fest an sich drückend, bedeckte er dessen haarloses Gesicht mit unzähligen Küssen. —

Lachen wir nicht über diese scheinbare — Lächerlichkeit, über welche Philosophen und Witzbolde lange und umfangreiche, freilich sehr verschiedenartige Episteln schreiben könnten. — Erwähnen wir einfach der Thatsache, und fügen wir dieser bei, daß ganz gut und vernünftig geartete Naturen manchmal durch Schicksale und Lebensverhältnisse dahin gebracht werden, den in jedes Menschen Brust lebenden Drang nach Liebe ganz unwürdigen Objekten zu weihen, seien es nun Affen, oder — höher stehende Wesen, die diese Liebe manchmal ebenso wenig verdienen. —

Plötzlich wurden Schritte und Stimmen in dem schmalen Gange, der die gegenüberliegenden Kojen trennte, vernehmlich.

Der Hochbootsmann fuhr erschreckt empor. Zwar verstummte der Lärm wieder; aber er hatte ihn aufgestört aus seinen Träumen und ihm die Gefahr, die längeres Zögern für ihn und seine Schützlinge nach sich ziehen mußte, deutlich gemacht.

Er war aufgestanden. Er hatte das Messer wieder erfaßt. Aber wieder warf er es mit Abscheu von sich. Doch diesmal nicht, um den Affen zu herzen, sondern um nachdenklich vor demselben stehen zu bleiben.

„Es giebt keine andere Wahl," sagte er leise vor sich hin. „Ihn ver-

stümmeln und so dem Thiere unsägliche Schmerzen bereiten — nein, das vermag ich nicht. Das soll auch nicht geschehen. — Lieber will ich ihn mit meinen eigenen Händen tödten. Armer Bill! Wer hätte je gedacht, daß ich einen solchen Entschluß würde fassen müssen! — Aber Du oder ich, und vielleicht noch kostbarere Leben. Wohlan, es sei! Ein Menschenleben scheint mir nicht zu theuer bezahlt mit dem eines Affen — wenn dieser Affe auch mein Freund war, vielleicht der einzige treue Freund meines Daseins!"

Mit diesen Worten hatte er ein Stück Blei aus der Kiste zu seinen Füßen hervorgeholt und dieses mittels einer Schnur um des Affen Beine befestigt. Dann drückte er noch einen Kuß auf dessen Stirn und mit abgewandtem Gesichte, um den bangen und ängstlichen Blick des kleinen Thieres nicht zu sehen, nahm er ihn in seine Arme und verließ seine Koje. —

Eilig schritt er mit seiner Bürde die Treppe hinan auf's Deck. Dort war schon Alles in voller Arbeit, unter Segel zu gehen. Nur Wenige achteten seiner, als er nun an die Schanzkleidung der Backbordseite trat und dort das Thier vor sich auf die Planken setzte.

Jetzt schien der Affe sein Schicksal zu ahnen. Einen heiseren Schrei ausstoßend, faßte er mit den kleinen, menschlich geformten Händen nach dem Halse seines Herrn, und der Blick, den er auf ihn richtete, schien Seelenqual, Vorwurf und die Bitte auszudrücken, ihm, seinem treuen Gefährten, das Leben zu schenken.

Dieser Blick ging dem rauhen Seemanne wirklich nahe. Er glaubte sogar eine Thräne zu bemerken, die in des kleinen Bill Auge schimmerte. Oder kam dies blos daher, weil seine eigenen Augen von Zähren feucht und getrübt waren? Seine Arme zitterten, als er sie nun ausstrecken wollte, das Thier damit hinabzustoßen in die blaue Fluth. — Aber er warf einen schnellen Blick hinauf zu dem Mastkorb, in welchem er Adele erblicken konnte, schloß dann die Augen und — mit einem gewaltsamen Ruck schleuderte er den kleinen Bill weit hinaus in die See, die schäumend aufzischte und ihr Opfer verschlang.

Ein lauter, durchbohrender Schrei, fast wie der eines kleinen Kindes, ein dumpfes Plätschern — dann Ruhe und Stille; die blauen Wogen kräuselten friedlich über der Stelle, in welcher sein kleiner Freund versunken.

In der Nähe dieser Stelle aber zeigte sich auf dem Wasser ein eigenthümlicher hervorragender Gegenstand. Es war die große Rückenflosse eines Hai, dessen Körper man in unbestimmten Umrissen unter der Fluth bemerken konnte. Jetzt drehte sich dieser Körper einige Male schnell im Kreise — dann tauchte er mit Blitzesschnelle unter, der Stelle zu, an welcher der kleine

Affe untergesunken war. — Der Hai wollte sich diesen willkommenen Fraß nicht entgehen lassen. —

Noch immer über die Brüstung der Schanzkleidung gelehnt, schaute der Hochbootsmann wie träumend vor sich in's Meer. Dann wandte er sich mit einem tiefen Seufzer ab, der Rücken seiner Hand fuhr einige Male über die feuchten Augen — noch einen Blick warf er zum Mars hinauf und schritt jetzt langsam dem Hinterdecke zu.

Die Matrosen, die in den Wanten und Tauen hängend, stumme Beobachter dieser Scene gewesen waren, schüttelten bedeutsam mit dem Kopfe und meinten, leise zu einander flüsternd, diese Freundschaft zwischen ihrem Vorgesetzten und dem kleinen Beeste sei doch etwas Eigenthümliches und Unerhörtes, da er dieses lieber eigenhändig den Wellen übergebe, als daß er es lange leiden lasse. Vielleicht stecke da auch etwas Unheimliches und Spukhaftes dahinter. — Aber es fiel keinem ein, darüber zu lachen. — — —

Währenddessen waren alle Hände thätig an Bord. Die Fallreepstreppe wurde eingenommen, das Boot aufgehißt und vom Kapitän die Weisung an den Lieutenant, von diesem die Ordre an den Bootsmann der Wache und von diesem wieder mittels der silbernen Pfeife der Befehl an die Mannschaft gegeben, den Anker einzuholen.

Eins — zwei — drei — wie mit Einer Bewegung wurden die Handspeichen oder Hebebäume in die Löcher des Gangspilles gesteckt, mit einer zweiten gleichen Bewegung unter einem eintönigen Gesange die Winde in Bewegung gesetzt — und nun klapperte und klirrte die schwere Ankerkette, die eingewunden ward und deren Widerstand und endliches Losreißen das Schiff bis in seine innersten Rippen erzittern machte.

Jetzt schwebte der ungeheure Anker aus der Tiefe herauf. Das Schiff war frei und triftete langsam mit der Ebbe gegen die Rhede ab.

Aber nur einen Moment blieb das Schiff sich selbst überlassen. Der Mann am Steuerrad gab dem Steuer die nöthige Richtung; der am Hinterdecke neben dem Kapitän stehende Lootse schrie der Mannschaft seine Befehle zu — und im nächsten Augenblicke kletterten die Matrosen an den Wanten empor und liefen auf den dünnen Paarden hin; die gelösten Hauptsegel flatterten im Hauche der frischen Brise, die an Deck befindlichen Hände griffen zu den Schoten und zogen sie an — und schon begann der Kiel die Fluth zu theilen, so daß sich vorn am Buge die kleinen Wellen lustig kräuselten.

Abermals tönte die Stimme des Lootsen: „Marssegel los!" Höher hinauf an den oberen Wanten klommen die Jungens, die Marssegel lösten sich, schlugen und peitschten einen Moment gegen die Stengen, waren aber

im nächsten Augenblicke schon fest angezogen und gebraßt. — „Bramsegel bei!" Dasselbe Manöver wiederholte sich. Mehr und mehr begann das Schiff sich auf die Seite zu legen, mehr und mehr neigte sich der kolossale Bau von Masten, Segeln und Tauen vor dem frischen Winde, dessen Hauch jetzt die ganze Leinwandfläche faßte, und schnell und tanzend durchschnitt der scharfe Bug die sprühenden Wellen.

Die Sonne war eben im Untergehen, als die Fregatte Christophus Columbus über die leicht gekräuselte Oberfläche der See dahin zu gleiten begann. Wie mit einem rosigen Scheine übergossen und vergoldet von den letzten Strahlen der niedersinkenden Sonne boten sich üppig und glühend, und wie zum letzten Abschiede von seinen Söhnen alle Reize entfaltend, die grünenden Küsten des schönen Frankreich dar. Und wie das Schiff weiter und weiter sich vom Strande entfernte, so leuchtete das Meer in tausendfältiger Strahlenbrechung auf unter dem rothen Gluthenlichte der schon halb entschwundenen Sonne, und wie mit Millionen von Diamanten und Rubinen übersäet, funkelten und glänzten und sprühten die lichten, tanzenden Wogen. Und allüberall, so weit das Auge blickte, begegnete es unzähligen Fahrzeugen, vom stolzen Dreimaster bis zum kleinen Fischernachen herab, die mit leuchtenden Segeln gleich Seemöven dahinschossen, hinaus in die Meeresfluth dem fernen Ziele zu, oder heimkehrend zum häuslichen Herde.

Nun noch eine letzte Strahlenzuckung — und die Sonne war entschwunden, und das Meer nahm eine tiefere Farbe an. Die sonnigen Ufer erbleichten, der purpurne Abendschein wich einem matten, durchsichtigen Grau. Endlich verschwamm auch dieses mehr und mehr in düsterer Färbung.

Da plötzlich erdröhnte die Erde und erbebte die See von einem weithin schallenden Kanonenschusse. Und ehe die Lüfte aufgehört hatten, die Schwingungen weiter zu tragen, folgte diesem ein zweiter und dritter. Es war der Abschiedsgruß der letzten Batterie an der Südspitze der Rhede.

Die Fregatte beantwortete diesen Gruß in gleicher Weise. Und zwischen den einzelnen Schüssen tönten vom Ufer her die Glocken der Kirchen, welche weit über Land und Meer hin den Abendsegen verkündeten.

Aus der Tiefe des Zwischendeckes aber drang in dumpfen Tönen das Abschiedslied der ihrem theuren Vaterlande entrissenen Söhne Frankreichs:

„Aux armes citoyens!"

Und düster und schwer senkte sich die Nacht hernieder über das schöne Land und über das endlose Meer.

Die Umrisse des Landes verschwanden und flossen zusammen mit den auf dem Horizonte lagernden Dunstschichten. Still und geräuschlos glitt das Schiff durch die leise sich kräuselnden Fluthen dem fernen Lande der Verbannung entgegen.

Hoch oben aber aus den Masten schaute ein von Thränen überströmendes Auge zurück nach dem schönen Heimathlande, und ein brechendes Herz flehte des Himmels Segen herab für sich und die Seinen, auf daß er sie einst möge wiederkehren lassen in das Land ihrer Geburt, auf die Erde, die die Gräber ihrer Dahingeschiedenen birgt. —

Die Deportirten waren, wie wir gesehen, in das Innere des Schiffes gebracht worden, über ihnen wurden die Luken geschlossen und an diese dann Marinesoldaten mit der Weisung gestellt, jeden, der versuchen würde das Deck zu betreten, niederzuschießen.

Der Kapitän wollte die günstige Brise nicht versäumen und konnte sich und seinen Offizieren während der ersten Arbeiten, die das Lichten der Anker und die Abfahrt überhaupt verursachten, keine Zeit gönnen, den Gefangenen seine Aufmerksamkeit zu widmen.

Aber nun, da das Nöthigste geschehen, da sich das Schiff bereits auf den höheren Wellen des Golfes schaukelte und das Land weit hinter sich gelassen hatte, ging man daran, die Deportirten in den ihnen angewiesenen Aufenthaltsorten unterzubringen.

Auf der Fregatte befanden sich außer den Seeleuten und den Marinesoldaten hundertsechsundvierzig politische Gefangene und ungefähr achtzig Bagno-Sträflinge, das heißt solche, die wegen gemeiner Verbrechen zum Bagno und später zur Transportation verurtheilt waren.

Diese beiden Kategorien von Sträflingen, welche man während der letzten Stunden in Einen Raum zusammengesperrt hatte, trennte man nun, indem man jeder ihren eigenen Theil des Raumes anwies.

Dieser Schiffsraum, das heißt die Batterie und das Zwischendeck, waren durch feste und starke Holzverschläge sowohl von dem Geschützraume und den Schlafstellen der Mannschaft vollkommen abgesondert, als auch unter sich durch eben solche feste und sichere Wände in zwei beinahe gleich große Abtheilungen gesondert, deren eine den Verbrechern — welche wir fortan, um sie von den politischen Verurtheilten zu unterscheiden, einfach Sträflinge nennen wollen, — deren andere den politischen Deportirten zum Aufenthalte angewiesen wurde.

Die Sträflinge, achtzig an der Zahl, hatten somit denselben Raum, wie die hundertsechsundvierzig Deportirten.

Aber mehr noch; diese Sträflinge erhielten jeder seine Hängematte für sich allein, während die Deportirten solche kaum für die Hälfte ihrer Zahl erhielten, so daß nur immer zwei abwechselnd eine benutzen konnten. Außerdem befanden sich bei einer Höhe des Raumes von 5¼ Fuß zwei Lagerstätten übereinander, die eine hängend, die andere auf dem Boden liegend, was, besonders bei heftigerem Schwanken des Schiffes, entsetzliche Unannehmlichkeiten mit sich brachte. —

Als die Sträflinge in ihren Raum abgeführt worden waren und man nun auch den Deportirten ihren Platz anwies, glaubten diese kaum ihren Sinnen trauen zu dürfen.

Um ihr Staunen des Entsetzens und des Schreckens zu begreifen, ist es nothwendig, daß man sich deren Lage lebhaft vorstelle. Man denke sich einen Raum mit nicht ganz ebenem, sondern gebogenem Boden und Decke, dessen Höhe so ziemlich gleichmäßig überall 5¼ Fuß, dessen Breite 11 und dessen Länge 53 Fuß beträgt. In diesen finsteren, stinkenden und feuchten Raum werden 146 Menschen zusammengepreßt, so daß auf jeden derselben nicht mehr als 4 Quadratfuß kommen. Nun sind in diesem entsetzlichen Kerker noch 70 Hängematten unterzubringen, immer zwei übereinander, da sonst der Raum nicht ausreichen würde; die Höhe von einer Lagerstätte zur andern und von dieser wieder zur Decke beträgt demnach nicht mehr als 2½ Fuß. Bei dem Allen kann nur immer die Hälfte der Unglücklichen diese grausigen Schlafhöhlen benutzen, während die andere Hälfte stehend ihre Reihe abwarten muß.

Dazu kommt noch, daß die Luft während einer langen Reihe von Tagen nicht gereinigt und erneuert werden konnte, da die Luken stürmischen Wetters halber geschlossen werden mußten. Zwei kleine Luftröhren, welche auf das obere Deck führten, brachten nur eben die allernothwendigste Luft, um die Gefangenen vor dem Erstickungstode zu bewahren.

Von Licht und Bewegung konnte ohnehin keine Rede sein; nur bei schönem Wetter war es den Gefangenen gestattet, in kleinen Abtheilungen unter strenger Aufsicht der Marinesoldaten, welche mit aufgepflanztem Bajonnette Wache hielten, täglich zwei Stunden lang auf dem Verdecke frische Luft zu schöpfen.

Wenn man zu dem Allen noch die an Quantität und Qualität unzureichenden, schlechten und verdorbenen Nahrungsmittel rechnet und erfährt, daß der Boden dieses Zwischendeckes, aus was immer für einer Ursache, stets mit Wasser und Schmutz bedeckt und oft tagelang so mit Wasser erfüllt war,

daß dasselbe den Unglücklichen bis an die Kniee reichte; wenn man hört, daß auch die Kranken diesem höllischen Aufenthaltsorte nicht entzogen wurden, sondern — wenn man sich überhaupt herbeiließ, von deren Zustande Notiz zu nehmen — in demselben Raume mit den Gesunden behandelt wurden; wenn man alles dies weiß: so glauben wir nicht nöthig zu haben, hier als Parallele eine Beschreibung der Negersklavenschiffe zu geben, um einleuchtend zu machen, daß — wenn überhaupt ein Unterschied vorhanden ist — die Wageschale sich nicht zu Gunsten der französischen Weißensklavenschiffe neigen wird.

Wir haben schon erwähnt, daß unter den Deportirten fünf waren, welche zu längerer und schwererer Strafe als die Uebrigen verurtheilt waren. Unter diesen schwer Verurtheilten war auch Bernard. Diese fünf nun kamen nicht mit ihren Gefährten in den gemeinschaftlichen Gefängnißraum. Für sie waren eigene Zellen bestimmt, welche sich an der einen Seite des Zwischendeckes befanden, während die entgegengesetzte ebenfalls durch einen ähnlichen Verschlag abgeschlossen war.

Diese Zellen, in welche Bernard und seine Gefährten eingeschlossen, gefesselt und an schwere Eisen gelegt wurden, waren so eng und schmal, daß die Unglücklichen nicht Platz genug hatten, um ausgestreckt auf den darin befindlichen Hängematten liegen zu können; sie waren so niedrig, daß sie in diesen, in halber Höhe angebrachten Schlafstellen nicht sitzen und wenn sie diese verließen, nur gebückt stehen konnten. Die Luft konnte in diese Särge der Lebenden nur durch einundachtzig kleine Löcher eindringen, welche mit dem Zapfenbohrer in der gegen die Batterie gewendeten Seite des Holzverschlages angebracht worden waren. —

Wir sagten, daß diesen Zellen gegenüber, auf der entgegengesetzten Seite des Zwischendeckes, ein diesen ähnlicher Verschlag angebracht war.

Die Thür dieses stets verschlossenen Gemaches war auf der Seite der zum Hinterdecke emporführenden Treppe. Ungefähr vier Fuß von der innern Wand des Verschlages entfernt, war quer über die Breite des Zwischendeckes eine starke, eiserne Kette gespannt, so daß zwischen dieser und dem verschlossenen Gemache ein freier Raum blieb, der von keinem der Gefangenen betreten werden durfte und in welchem nur von Zeit zu Zeit der Kapitän erschien, um mit gekreuzten Armen darin auf und ab zu gehen, höhnische und verächtliche Blicke auf die Gefangenen zu werfen und dieselben durch Spottreden und Beschimpfungen unaufhörlich zu reizen.

Es ist schwer glaublich, daß ein höherer Offizier, ein Mann von Kenntnissen und Bildung, so sehr alle Gefühle der Humanität und eigener Würde abgelegt habe, um Lust und Vergnügen an dieser schändlichen Ver-

höhnung des Unglücks und der Leiden seiner Mitmenschen zu finden. — Freilich werden zu Kommandanten der Verbrecherschiffe nicht besonders zartfühlende Männer auserwählt.

Andrerseits ist es auch nicht wahrscheinlich, daß der Kapitän für seine niederträchtige Handlungsweise geheime Instruktionen mitbekommen habe, welche ihm diese etwa zur Pflicht machten.

Indessen sei dem wie ihm wolle, so viel ist gewiß, daß die Deportirten, welche weder zu errathen vermochten, was sich in diesem geheimen und verschlossenen Gemache befinde, noch sich die Unmenschlichkeit und Grausamkeit des Kapitäns zu erklären im Stande waren, nach Beendigung ihrer Reise von diesem selbst ganz eigenthümliche Aufschlüsse darüber erhielten.

„Ihr habt wohl daran gethan, daß Ihr Euch nicht rührtet, denn dort hinter jenen Brettern hatte ich ein trefflich mit Kartätschen geladenes Stück, und ich wäre damit gegen Euch bald fertig geworden." —

Diese Worte des Kapitäns sagten Alles. — Sie bewiesen, daß man bereit gewesen wäre, die Gefangenen schonungslos niederzumetzeln, sobald diese den geringsten Versuch zur Insubordination, zur Empörung oder zur Flucht gemacht hätten. Indessen wie die Sachen nun einmal standen, mochten diese blutdürstigen und schrecklichen Vorkehrungen vielleicht zu den nothwendigen Vorsichtsmaßregeln gehören, um eine solche Menge von Gefangenen im Zaume zu halten und die Sicherheit des Schiffes und seiner Mannschaft zu verbürgen. Sind doch auch auf den englischen Verbrecherschiffen ähnliche Vorkehrungen getroffen. — Aber diese Worte bewiesen auch, daß der Kapitän die Deportirten absichtlich zur Insubordination und Empörung gereizt hatte, um so vielleicht Gelegenheit zu finden, mit Hülfe seiner Schergen und seiner Mordwerkzeuge blutig unter denselben aufzuräumen, um — sei es nun seiner eigenen Grausamkeit, oder den ihm gewordenen geheimen Befehlen — auf diese Art Genüge zu leisten. — —

Bernard war in eine der beschriebenen kleinen Zellen eingesperrt und darin angekettet worden. Dann wurde hinter ihm die Thür geschlossen, und er befand sich, beinahe unfähig eine Bewegung zu machen, allein, abgeschlossen von der übrigen Welt, in seinem dunklen, schwankenden Kerker.

Um ihn rauschten die Wogen, heulte der Wind. Sein Vaterland, seine theure Heimath, lag bereits weit hinter ihm — und er durfte keine Hoffnung hegen, es jemals wieder zu sehen, je wieder seinen Fuß auf den geheiligten Boden zu setzen, der seine Wiege trug, der die Gebeine seiner Eltern barg. —

Heiße Thränen rieselten über seine Wangen, als er sich diesen düstern und entsetzlichen Betrachtungen überließ. Der Mann, der nie die Thränen

gekannt, der ohne zu beben auf den Schlachtfeldern Algeriens dem vielgestaltigen Tode fest in's Auge geschaut, und ohne sich seinem Schmerze zu überlassen, all die Gefahren und Leiden ertragen hatte, welche ihn nun seit Jahren verfolgten, derselbe Mann konnte nunmehr nicht seiner Heimath, von der er ausgestoßen war und verbannt, gedenken, ohne zu weinen, ohne sein Herz in unsäglicher Pein brechen zu fühlen.

Aber dieser Ausbruch seines Schmerzes dauerte nicht lange. Die Wehmuth schwand aus seiner Brust, um dem Zorne und den Rachegedanken Platz zu machen. Und bald wichen auch diese Gedanken vor dem Bilde Adelens, welche er auf demselben Fahrzeuge mit sich wußte, auf denselben schwankenden Brettern über den unergründlichen und unermeßlichen Wassern des Meeres dahingleitend.

Es war ein Glück für seinen Seelenzustand, daß er bei seinem Betreten des Bordes den Schrei Adelens und die diesem folgenden Scenen nicht gehört, nicht bemerkt hatte. Er wußte nur, daß sie ihm nahe sei, und dieser Gedanke rief lichte, gaukelnde Bilder seiner Phantasie hervor, welche ihn sachte in's Zauberland des Traumes hinübergeleiteten. — —

Es war in der Hundewache — den Stunden von Mitternacht bis vier Uhr Morgens — am ersten Tage der Ausfahrt des Christophus Columbus, als der die Wache haltende Hochbootsmann, in tiefe Gedanken versunken, auf dem Gangwege zwischen dem Steuerrade und dem großen Maste auf der Backbordseite des Schiffes auf und nieder wandelte. Von Zeit zu Zeit hob er den Kopf und schaute hinauf in das Takelwerk des Schiffes, das von einem günstigen Winde getrieben, mit geblähten Segeln rasch seine Bahn verfolgte. Dann wieder warf er einen Blick auf die ruhige, dunkle Fluth zu seinen Füßen, auf das glitzernde Sternenzelt über seinem Haupte — und hüllte sich fester in seine dichte Wollenjacke, mit eiligen Schritten seine Wandelbahn wieder und wieder zurücklegend. Dazu trieb ihn die empfindliche Kälte, welche ein scharfer Nordwind noch vermehrte und welche seine Glieder durchschauerte.

Die Matrosen der Wache lagen zum größten Theile, das auf Deck liegende Tau- und Segelwerk zu ihrem Lager benutzend, in der Nähe der Kambüse, welche einige Wärme um sich verbreitete. Die rauhen Söhne des Oceans schliefen, unbekümmert um Kälte und drohende Gefahr. Nur der Mann am Steuer wachte und warf von Zeit zu Zeit einen Blick auf den Kompaß, dessen Licht dann jedesmal die harten, wettergebräunten Züge des alten Seemannes gespenstisch mit rother Gluth übergoß.

Nachdem der Hochbootsmann ungefähr eine halbe Stunde seine einförmige Wanderung verfolgt hatte und sich nun überzeugt halten konnte,

daß Alles schliefe, verließ er die Backbordseite und ging zwischen dem großen und dem Fock-Mast quer über die Breite des Verdeckes auf die Steuerbordseite des Schiffes, dem Vorderkastelle zu.

Dort hing in den Wanten des letzteren Mastes, in deren Wewelings stehend und sich mit dem Rücken an die starken Taue lehnend, eine große, dunkle Gestalt starr und bewegungslos und den Blick stier der Himmelsgegend zuwendend, in welcher zuletzt noch die Küsten Frankreichs sichtbar gewesen waren.

Der Mann schien so in seine Gedanken versunken, daß er des Hochbootsmannes Annäherung gar nicht bemerkt hatte und nun, als ihn dieser mit gedämpfter Stimme anredete, erschreckt emporfuhr. Im nächsten Augenblicke glitt er an den Wanten hinunter auf das Deck und stand nun, dessen Befehle erwartend, vor seinem Vorgesetzten.

„Hört einmal, Pierre, hätt' ein Wort mit Euch zu reden; möcht's aber gern unbehorcht und unbeachtet thun! — Kommt mit vor zum Bugspriet, Junge, dort finden wir ein stilles Plätzchen."

Mit diesen Worten schritt der Hochbootsmann zum Vorderkastell, und an den Laufstagen sich haltend, einige Schritte am Bugspriet hinaus. Lepaile folgte ihm stumm und schweigend.

Die Beiden hatten dort, zwischen Luft und Wasser hängend, eine lange, ernste und folgenschwere Unterredung. Sie führten dieselbe so leise, daß Niemand, selbst wenn er bis zum Vorderkastell geschlichen wäre, dieselbe hätte behorchen können.

Es ist nicht nothwendig, die genauen Details dieser Unterredung wiederzugeben. Einige Andeutungen werden genügen.

Vor Allem theilte der Hochbootsmann dem erstaunten Lepaile mit, daß er recht gut wisse, wie Jacques, der Schiffsjunge, ein verkleidetes Mädchen sei. Ferner wisse er auch, daß sie aus Liebe zu einem Deportirten, bei dessen Anblicke sie heute Nachmittag sich eben fast verrathen hätte, dieses gefährliche Abenteuer, sich verkleidet unter die rohe Schiffsbemannung zu mengen und die Reise nach Cayenne zu unternehmen, gewagt habe. Dies Alles habe er fast gegen seinen Willen erfahren, als Jacques vor einiger Zeit mit der schönen Rousetto ein vertrauliches Gespräch in der Nähe des Gangspilles hatte, hinter welchem er, der Hochbootsmann, leicht schlummernd gelegen und von den nahen Stimmen erweckt, die ganze Unterredung habe mit anhören müssen. Der Hochbootsmann habe, wie Lepaile ja wisse, auch vordem schon eine große Zuneigung zu Jacques gefühlt, und diese sei in Folge des Gehörten nicht geringer geworden. Er sei ein Seemann, eine ehrliche Theerjacke, aber kein Polizeiagent oder Spion, und darum kümmere

es ihn auch nicht, ob das arme Mädchen mit ihrer Verkleidung und ihrer Anwesenheit auf dem Verbrecherschiffe ein Unrecht begehe oder nicht. Er würde sie auch nie verrathen. Im Gegentheile. Als diesen Nachmittag die Deportirten an Bord gebracht wurden, hatte er Gelegenheit gehabt, Adele zu beobachten, und dicht hinter ihr stehend, war es ihm demnach möglich gewesen, zur rechten Zeit vorzuspringen, um durch eine gut gespielte Scene die Andern zu täuschen und diese glauben zu machen, er habe wie den späteren Schrei so auch den ersten durch einen Schlag hervorgerufen. Dies sei ihm glücklicherweise auch gelungen. — Aber leid sei es ihm, daß er nothgedrungener Weise Adele so roh behandeln mußte und daß sie, ebenfalls in Folge dieses Vorfalls, in den Mars hinaufgeschickt wurde, wo sie während der kalten Nacht sich gar leicht eine Krankheit hätte zuziehen können. Als er übrigens die Wache übernommen, habe er Adele sogleich auf eigene Verantwortung den Mast verlassen und zu Koje gehen lassen. — Jetzt endlich habe er auch noch für nothwendig gefunden, Lepaile, den er als Adelens vertrauten Freund kenne und dessen Angst und Befürchtungen er bemerkt habe, zu beruhigen und ihm zu sagen, daß er sowohl wie seine junge Freundin unter allen Verhältnissen auf seine, des Hochbootsmannes, Hülfe zählen könnten.

Lepaile hörte dem wackeren Manne mit Staunen, Bewunderung und Freude zu. — Allerdings war ihm, nachdem er in ruhigerer Stimmung die stattgehabten Ereignisse dieses Tages noch einmal überlegt hatte, ohnedies eine Ahnung von dem wahren Sachverhalte aufgestiegen. Aber wenn er auch noch so gern an des Hochbootsmannes gute Absichten hatte glauben wollen, so war es ihm doch unerklärlich gewesen, warum dieser Adelen zu Hülfe geeilt und welche Begebenheiten dieser rettenden That vorausgegangen waren. — Nur durch die Aufklärungen des braven Alten erfuhr er den Zusammenhang des Geschehenen, und so sehr er sich dieser Rettung freute, ebenso lieb war ihm der Gedanke, daß die armen, vom Schicksale so arg Verfolgten nun so plötzlich und unerwartet einen Freund gefunden hatten, dessen Mithülfe ihnen auch für die Folge von unendlicher Wichtigkeit werden konnte. —

Schon näherte sich die Hundewache ihrem Ende, und noch immer standen die beiden Männer in ernste Gespräche vertieft am Vorderkastell, wohin sie sich vom Bugspriet, wo der Nordwind doch gar zu arg blies, zurückgezogen hatten. — Nach und nach aber ließ der Wind in seiner Heftigkeit nach, und in dem Verhältnisse, wie er sich minderte, verdichteten sich die Dunstschichten, welche schon lange den Horizont bedeckten, zu immer dichteren und näher rückenden Nebelmassen, die sich auf die nunmehr leise plätschern-

den Wogen legten und gar bald das Schiff mit einer wallenden, grauen Nebelwand umzogen.

Der Hochbootsmann bemerkte jetzt diese Veränderung in der Atmosphäre, und plötzlich, das eben gesprochene Wort unvollendet lassend, sprang er mit einer heftigen Bewegung vor gegen den großen Mast.

Lepaile folgte ihm, erstaunt über dieses sonderbare Benehmen.

„Holla, Ihr da vorn!" rief der Hochbootsmann mit donnernder Stimme den noch immer schlafenden Matrosen zu, welche nun erschreckt emporsprangen.

„Ay, ay, Herr!" tönte deren Antwort, indem sie an ihre Posten eilten.

„Bramsegel nieder! Klüver ein!" lautete der Befehl.

Im Nu war diesem Folge geleistet und die genannten Segel eingenommen.

Aber noch immer schien dem Hochbootsmanne der Lauf des Schiffes ein zu schneller. Der Nebel wurde immer dichter und dadurch die Gefahr, mit einem anderen Fahrzeuge zusammenzustoßen, besonders hier in der Nähe der Küste, wo deren Hunderte nach allen Richtungen die Fluth durchschneiden, um so größer.

Er ließ deshalb auch die Marssegel beschlagen und sogar die beiden Hauptsegel halb aufgeien, so daß die Fregatte nur in hinlänglicher Bewegung blieb, um gesteuert werden zu können.

Dann beorderte er einen Mann zum Gangspill, um fortwährend an die über der Ankerwinde angebrachte große Glocke zu schlagen und entgegenkommende Schiffe so zu warnen.

Diese Vorsicht zeigte sich bald als gerechtfertigt. Denn nicht lange nachdem diese Befehle ausgeführt worden, ertönte an der Larbordseite, in nächster Nähe, ein ähnliches Warnungssignal, und bald ließen sich in den weißen Dunstmassen die dunklen, unbestimmten Umrisse eines entgegenkommenden Fahrzeuges erkennen.

Im nächsten Augenblicke war dieses, ohne Gefahr gebracht zu haben, wieder verschwunden, und der Christophus Columbus setzte langsam mit dichtgerefften Segeln seine Fahrt durch Nacht und Nebel fort. —

Es war am zweiten Tage, nachdem das Schiff unter Segel gegangen. Es hatte bereits, von einem günstigen Winde getrieben, die Höhe von Minorca erreicht. Das Wetter war schön und für diese Jahreszeit warm, die See still und ruhig wie ein Spiegel.

Das Leben an Deck ging jenen einförmigen und regelmäßigen Gang, wie es auf Kriegsschiffen einmal üblich ist. Lepaile verrichtete mit den Uebrigen seine Arbeit, obwohl es bald klar wurde, daß er mit dem Seehandwerke nicht allzu vertraut sei. Allein sein guter Wille und der Eifer, mit dem er sich allen Anforderungen des Dienstes unterzog, ließen ihn alle Schwierigkeiten überwinden, und wo er wegen Mangel an Uebung und Kenntnissen in Verlegenheit kam, da halfen ihm seine Kameraden, welche er durch leutseliges Benehmen bald gewonnen, bereitwillig mit Rath und That. Dabei konnte es allerdings nicht fehlen, daß er hier und da einen derben Verweis von den Offizieren erhielt. Aber er bewältigte sein stolzes und zorniges Naturell und nahm solche, manchmal nicht sehr höfliche Andeutungen ruhig hin. Von der Seekrankheit, die unter den Neulingen auf der See so regelmäßig ihre Opfer sucht, blieb er glücklicherweise verschont.

Nicht dasselbe Glück widerfuhr Adelen. Ihre durch Kummer und Leid ohnehin angegriffene Gesundheit erlag gleich am ersten Tage dieser fatalen Krankheit. Das Stampfen und Schwanken des Schiffes, verbunden mit den Folgen ihres unfreiwilligen Aufenthaltes im Besanmarse, machten es ihr schon am ersten Tage der Fahrt unmöglich, ihre Hängematte zu verlassen. Sie wurde in den Krankenraum gebracht. Der Hochbootsmann, der überhaupt auf jede mögliche Art suchte, ihr und Lepaile's Loos, soviel in seinen Kräften stand, erträglich zu machen, ohne dadurch die Aufmerksamkeit seiner Vorgesetzten oder der Mannschaft zu erregen, sorgte für die kranke Adele so gut es eben möglich war. Seinen Anordnungen hatte sie wenigstens das Eine zu danken, daß es ihr während der ganzen Fahrt möglich wurde, ihr Geschlecht zu verbergen.

Während Adele an der Seekrankheit litt, duldete Bernard, nur wenige Schritte von ihr entfernt, noch entsetzlichere Leiden.

Es war, neben all den anderen Qualen, die seine schon beschriebene Lage mit sich bringen mußte, auch noch der nagende Hunger, der peinigende Durst, die seine und seiner Mitgefangenen Leiden vermehrten.

Schon am ersten Tage der Fahrt war es ihnen Allen aufgefallen, daß man sich um sie gar nicht zu kümmern schien. Niemand erschien in ihrem Raume, dessen Ausgänge und Luken fest verschlossen waren und es ihnen nicht gestatteten, Jemand herbeizurufen. Und doch wäre dies so nothwendig gewesen, da die Unglücklichen, in ihrem unzureichenden Raume der frischen Luft und der Bewegung ermangelnd, von den Stößen und Schwankungen des Schiffes hin und her geworfen, gar bald die Folgen dieses Zustandes fühlten. Der größere Theil der Armen wurde von der Seekrankheit befallen.

Aber ohne Hülfe mußten sie liegen bleiben, die Kranken unter den noch Gesunden, die aber in Folge der Unreinlichkeit und der sich immer mehr verpestenden Luft ebenfalls gar bald die Zahl der Ersteren vermehrten.

Jene aber, welche — wie Bernard — sei es in Folge ihrer kräftigen Natur, oder weil sie durch frühere Seereisen gegen die Anfälle dieser Krankheit gestählt waren, ihre Gesundheit bewahrten, litten — wie schon gesagt — unter den Qualen des Hungers und Durstes.

So war die zweite Nacht ihrer Fahrt gekommen, und der zweite Morgen brach an, ohne daß er ihnen Linderung oder Besserung ihrer Leiden versprach.

Allmählich begann sich, selbst bei den Muthigsten, der Gedanke festzusetzen, man wolle durch das Uebermaß der Leiden, durch den Mangel an Luft und Nahrung sich der lästigen Fracht so bald als möglich entledigen.

Auf den englischen Verbrecherschiffen wird dem Kapitän und dem Wundarzte des Schiffes für jeden gesund an seinen Bestimmungsort Ueberlieferten eine bestimmte Prämie zuerkannt, was zur Folge hat, daß es sich diese Herren angelegen sein lassen, ihre Fracht in einem leidlich guten Zustande zu erhalten.

Auf den französischen Schiffen war das, wie es die Deportirten recht gut wußten, nicht der Fall. Konnte nicht vielleicht sogar eine geheime Instruktion dasein, welche es den Offizieren anempfahl, einen Theil der Deportirten schon unterweges dem Tode zu überliefern, der ihnen ja doch in Cayenne gewiß war? —

Diese Gedanken, welche immer mehr an Gewißheit gewannen, je weiter der Tag vorrückte, ohne daß man ihnen Nahrungsmittel brachte, hatten endlich eine solche Muthlosigkeit und Niedergeschlagenheit unter den Unglücklichen hervorgerufen, daß sie verzweifelnd sich auf den Tod vorbereiteten.

Bernard, der gleich seinen Gefährten sich solch düsteren Gedanken überließ, hörte endlich am zweiten Tage, gegen Nachmittag, Schritte in der Batterie, welche sich an der Hinterwand seiner Zelle hinzog. Der Hunger und das Mitleid mit seinen Kameraden besiegten seinen Stolz, der sich lange Zeit dagegen sträubte, die Menschlichkeit seiner Peiniger anzurufen.

Er klopfte mit der Faust gegen die Wand, und seinen Mund an eine der kleinen Oeffnungen legend, welche — wie wir schon erwähnt — in das Holz gebohrt waren, rief er dem Vorübergehenden zu, daß man die Gefangenen ohne Speise lasse.

Dieser Vorübergehende war ein Offizier. Er hielt seine Schritte an

und antwortete Bernard, daß man wahrscheinlich auf sie vergessen habe, daß er aber den Gefangenen Lebensmittel wolle senden lassen.

Allein wieder verfloß eine Stunde nach der andern, ohne daß es den Anschein gewann, als ob des Offiziers Versprechen erfüllt würde.

Dumpfe Verzweiflung bemächtigte sich der Eingeschlossenen.

Endlich hörte man abermals Schritte.

Nun hämmerten Alle mit den Fäusten gegen die Wände und erhoben ein betäubendes Geschrei.

Bernard rief mit aller Macht seiner Stimme, ob man sie denn des Hungertodes wolle sterben lassen.

Die Schritte entfernten sich wieder. Es war der Hochbootsmann gewesen, der durch die Batterie gegangen war, um nach den Stückpforten zu sehen.

Auf seine Vermittelung hin erhielten endlich die Hungernden Nahrung. Was der Grund dieser unmenschlichen und barbarischen Handlungsweise gewesen sein konnte, der den Kapitän bestimmte, so sehr alle Gefühle der Billigkeit und Menschlichkeit zu verleugnen, erfuhr der Hochbootsmann nie; eben so wenig die Deportirten.

Die Nahrung, welche man ihnen endlich brachte, bestand in Brod und Wasser.

Die dieselbe vertheilenden Kerkermeister sagten den Unglücklichen lachend, daß es bloße Rücksicht auf deren Gesundheit und Wohlergehen gewesen sei, die sie veranlaßte, ihnen keine Nahrung zu bringen. — Denn Hunger sei das beste Mittel gegen die Seekrankheit.

Diesen Spott gaben sie als Würze zu der frugalen Mahlzeit.

Mehrere Tage lang blieben die Gefangenen auf Brod und Wasser gesetzt. Und als man ihnen endlich andere Nahrungsmittel brachte, waren diese so verdorbener und schlechter Qualität, daß die Armen nur widerstrebend und nur von dem peinigendsten Hunger getrieben die ekelerregenden Speisen genießen konnten. —

Am sechsten Tage ihrer Fahrt hatte die Fregatte die Meerenge von Gibraltar passirt. Bis jetzt hatte sie immer schönes Wetter und günstigen Wind gehabt. Die Kranken an Bord hatten sich allmählich wieder erholt. Auch Adele hatte ihre Hängematte verlassen und mußte nun ihren Dienst verrichten gleich den Uebrigen. Allerdings ließ ihr der Hochbootsmann die

möglichste Schonung angedeihen; aber da von den übrigen Offizieren nicht das Gleiche geschah, so hatte das zarte, an keine strenge Arbeit gewöhnte Mädchen eine schwere Zeit. — Unter allen Beschäftigungen des Mannes giebt es wohl keine, die für ein Weib ungeigneter und schwerer zu verrichten wäre, als das Handwerk des Seemannes. — Auch fürchteten Lepaile und der Hochbootsmann stets, daß Adele diese Anstrengungen und Entbehrungen nicht ertragen, oder eines Tages durch einen Zufall ihr Geschlecht verrathen würde.

Es wäre nun allerdings kein Verbrechen gewesen, wenn ein Mädchen in Mannskleidern sich dem Matrosenstande gewidmet hätte. Haben doch schon viele Mädchen ein Aehnliches gethan und als Soldaten schwere Kriege mitgemacht. Die Geschichte Frankreichs kennt viele derartige Beispiele; und es ist sogar erwiesen, daß sich solche Mädchen durch ihren Muth und ihre Geistesgegenwart im Kriegsdienste vortheilhaft auszeichneten.

Aber es war vorauszusehen, daß der Entdeckung ihres Geschlechtes diejenige ihres Standes und ihrer Absichten auf dem Schiffe alsbald folgen würde. Und in diesem Falle wären Adele und Lepaile verloren gewesen.

Allein glücklicher Weise wußte Adele ihr Geheimniß zu wahren.

Es war gegen Abend und die Sonne eben im Untergehen, als die Fregatte die Küste Spaniens aus den Augen verlor und nun hinaussteuerte in die blaue Oede, mit ihrem Buge die Wogen des ungeheuren atlantischen Oceans durchschneidend, der, den Strand dreier Welttheile bespühlend, an den beiden Polen des Erdballes zu Eis erstarrt, während er gleichzeitig unter der glühenden Hitze des Aequators seine gährenden Fluthen verdunsten läßt.

Aber ihr Eintritt in den Ocean schien eine Aenderung des Wetters mit sich zu führen.

Der Wind hatte gegen Abend fast ganz nachgelassen. Bald schlugen die nicht mehr vom Luftstrome gefüllten Segel schlaff und matt gegen die Masten. Noch einige schwache Windstöße machten sie auf Augenblicke anschwellen, um sie sogleich wieder zusammenfallen zu lassen. Das Schiff aber wurde von der Meeresströmung getrieben, die hier mächtig die Fluthen des atlantischen Oceans gegen das mittelländische Meer wälzt.

So langsam das Schiff auch rückwärts getrieben wurde, so war dies doch eine Unannehmlichkeit, welche den Kapitän und die Offiziere in die schlechteste Laune zu versetzen drohte.

Aber die erfahrenen Seeleute wußten, daß in diesen Gewässern eine Windstille nicht zu befürchten stünde und daß diese augenblickliche Ruhe in

der Luft vielmehr als Vorbote einer um so heftiger einsetzenden Bö zu betrachten sei.

Mit aufmerksamen Blicken musterten sie den Horizont, der vollkommen rein und wolkenlos um sie lag. Nur im Nordosten schwammen einige kleine, von der untergehenden Sonne mit goldigen Rändern umzogenen Wölkchen im blauen Aether. Das Meer war ruhig und spiegelglatt und glühte unter der Sonne Scheidestrahlen.

Der erste Lieutenant hatte indessen nicht so bald diese kleinen Wolken, die jetzt schnell und sich immer mehr ausbreitend am Himmel heraufzogen, bemerkt, als er mit Einem Satze die Treppe hinan auf's Hinterdeck sprang und den Hochbootsmann zu sich winkte.

Dieser setzte die silberne Pfeife an die Lippen, deren schriller Ton nun weit über die See hinaus schwirrte.

„All' Hände auf Deck!"

Im nächsten Augenblicke stürzte aus allen Luken die Mannschaft herauf.

„Bramsegel ein! Flink meine Burschen!"

„Marssegel nieder!"

Diese beiden Befehle, fast im nämlichen Augenblicke gegeben, trieben die Mannschaft mit erstaunlicher Schnelle in die Wanten hinauf und in den Parden hin. Ehe diese Befehle aber noch ausgeführt waren, ertönte schon ein neuer:

„Toppenants los!"

Im nächsten Momente klirrten auch schon die Ketten der großen und Fock-Raaen, und beide stürzten sausend nieder. —

Noch lag eine unheimliche, leichenähnliche Ruhe über den Wassern. Aber eben diese Ruhe war entsetzenerregend. Kein Lüftchen regte sich, und selbst die Wimpel hingen unbeweglich hernieder. Die kleinen Wölkchen im Nordosten aber waren zu einer, mit reißender Schnelle sich ausbreitenden, dunklen Wolkenwand angewachsen. Ein eigenthümliches, dumpfes Rauschen und Brausen schien, wie der Athem einer mächtigen Gottheit, in den Lüften zu ziehen und erfüllte die Herzen der Hörer mit bangem Grauen.

Noch waren alle Hände beschäftigt, die gegebenen Befehle schleunigst auszuführen, als die bis jetzt so ruhige See leise zu kochen und zu gähren anfing. Zischend und schäumend brachen sich einzelne, wie aus des Oceans unterster Tiefe herausgestoßene Wellen an den Wänden des Schiffes. Hie und da zeigte sich schon der Kamm einer höheren, langgezogenen Woge.

Da mit einem Male heulte es in entsetzlichen, unheilverkündenden Tönen über die Wasser her. Wie von einem ungeheuren Gewichte niedergedrückt,

schwankte das Schiff und tauchte tief in die bleiern schweren Wogen. Aber im nächsten Augenblicke wurde es emporgerissen, und die ganze furchtbare Gewalt des erwachten Orkanes legte sich in die jetzt zum Zerplatzen angespannten Untersegel. Hochauf spritzten die Wogen, die der Sturm jetzt aus ihrer tückischen Ruhe emporschleuderte, und wie von innerer Gewalt getrieben bäumten sie sich haushoch empor und stürzten dann, weißen Gischt und sprühenden Schaum auf dem Rücken, in die grünschwarzen Wogenthäler. Auf den Fittichen des Sturmes dahingeführt sprang das mächtige Schiff, wie ein Spielball in der Hand des Orkanes, über die höher und höher steigenden Wellen, bald hinauf auf den Gipfel der schaumgekrönten Wogen, bald hinunter in die grausige Tiefe zwischen den Wasserbergen, die sich über ihm zu schließen drohten.

Die Sonne war in blutrothem Glanze untergegangen. Im nächsten Augenblicke deckte finstere Nacht die wild gährende See. Die vom Sturme getriebenen Wolken hatten im Nu das ganze Himmelszelt überzogen. Hie und da zerriß ein rothflammender Blitz das schwarze Gewölke und beleuchtete mit seinem unheimlichen Scheine das entsetzliche Schauspiel der empörten Elemente.

Der Sturm schien an Macht immer noch zuzunehmen. Mit rasender Schnelle trieb er das schöne Schiff vor sich hin über die wüthenden Wogen, die das Fahrzeug brausend verfolgten, und gewaltiger und immer gewaltiger sich aufthürmend, in wildem Anlaufe gegen die Hintergallerien des dahin fliegenden Schiffes, das ganze schwankende und zitternde Gebäude zu zerschmettern und mit sich hinabzureißen drohten in die schäumende, gährende Tiefe.

Der Orkan heulte mit entsetzlichem Tosen und fegte über das Deck, Alles mit sich reißend, was nicht befestigt und angebunden war. Dazu folgten sich jetzt die Blitze schneller und schneller, der dumpfdröhnende Donner wurde lauter und heftiger, und der Regen stürzte in Strömen aus den berstenden Wolkenmassen hernieder. —

Was gethan werden konnte, um das Schiff zu sichern, war geschehen. Die Segel waren fast alle eingenommen, die Luken und Stückpforten wohl verschlossen — und unter Sturm= und halbaufgegeitem Hauptsegel flog das Schiff dahin, seinem Schicksale entgegen.

Die befehlenden Offiziere und die Mannschaft hatten sich mit starken Tauen an die Masten und Wanten gebunden, um nicht von dem Orkane fortgerissen oder von der manchmal über das Schiff schlagenden Sturzsee hinweggespült zu werden. Dessenungeachtet hatte man beim ersten Anprallen des Sturmes zwei Mann verloren, welche mit dem Einreefen der

Segel beschäftigt, von einem losgerissenen und vom Sturme gepeitschten Taue getroffen, ihren Haltepunkt verloren hatten, und in die unersättliche Tiefe des Oceans hinabgeschleudert worden waren. Der heulende Sturm verschlang den Schrei der Unglücklichen; aber auch wenn man ihn gehört hätte, wäre es selbstverständlich unmöglich gewesen, ihnen Hilfe zu leisten, da in dem nächsten Augenblicke nach ihrem Sturze, das Schiff schon weit, weit weggeschleudert war von der Stelle ihres feuchten Grabes.

Das vor dem Winde lenzende Schiff mußte der Gewalt des Sturmes und der tückischen Wellen überlassen werden. Keine Menschenhand konnte mehr etwas unternehmen, um das Schiff vor einer möglichen Gefahr zu schirmen. — Diese war übrigens nicht so bedeutend. Der von Nordost kommende Sturm trieb das Schiff weit von den Küsten weg in die offene See hinaus, so daß ein Stranden nicht leicht zu besorgen stand. Da man das Vorsegel eingenommen hatte, so war auch nicht zu befürchten, daß eine hohe Woge diesem den Wind entziehen würde und das Schiff dann, nicht in gleicher Schnelle mit den Wellen fortgetrieben, von diesen überschüttet werden könnte. Die größte Gefahr wäre noch gewesen, wenn eine Sturzsee von hinten eingebrochen wäre und das Hintertheil des Schiffes mit ihrer entsetzlichen Gewalt eingeschlagen hätte. Da aber das Schiff so furchtbar schnell vom Sturme getrieben wurde, so war dieser Fall nicht sehr wahrscheinlich. Freilich konnte bei so rasendem Fluge das Fahrzeug auch um so schwerer gesteuert werden. —

Adele war beim Hereinbrechen des Sturmes von einer fieberhaften Angst befallen worden. Das so muthige Mädchen konnte einer ihr sonst fremden Furcht und Beklommenheit nicht widerstehen. Es ist dies wohl erklärlich, da nicht leicht ein an das Seeleben nicht Gewöhnter, wenn er zum ersten Male, nur ein schwaches Brettergerüste unter sich, hineingeschleudert wird mitten in den Aufruhr der empörten Elemente, seine volle, ihm vielleicht sonst eigene Ruhe bewahren kann. Wenn dies schon einem selbst muthigen Manne in den ersten Augenblicken des Sturmes nicht gelingt, so ist es noch weit weniger von einem Mädchen zu erwarten. Besonders, wenn der Sturm ein so heftiger und alle Schrecken entfesselnder ist wie derjenige, der Adelen bedrohte.

Indessen, hat man nur einmal die Gefahr, deren Herannahen mit Schrecken erfüllt, fest in's Auge gefaßt und mit derselben sich einigermaßen vertraut gemacht, so verliert dieselbe viel von dem Entsetzlichen, das im ersten Augenblicke die Sinne lähmte und die Gedanken verwirrte. — Adele machte diese Erfahrung an sich selbst. Nachdem einmal der Sturm, dessen Nahen sie so ängstigte, völlig hereingebrochen war und alle Schrecken seiner

furchtbaren Gewalt um sie entfaltete; fühlte sie sich nach und nach ruhiger und gefaßter und kam später sogar dahin, das Majestätische und Erhabene in diesem gewaltigen Drama der Natur mit ganzer Seele zu erfassen.

Es war unter all den sie umgebenden Schrecken ein eigenthümliches, reizendes Bild, das Adele bot, als sie in den Wanten des Fock-Mastes stehend, an welche sie Lepaile mit einer abgerissenen Bulie festgebunden hatte; sich mit der einen Hand fest an das schwankende Tauwerk klammernd, den anderen Arm um den neben ihr stehenden Lepaile geschlungen; festen Blickes hinausschaute in das Toben der Elemente: während der Sturm in ihren schwarzen Locken wühlte und die vom Regen durchnäßten Kleider gegen ihren Körper preßte, daß die reizenden Formen desselben schwellend und plastisch hervortraten.

Ein Glück war es, daß Offiziere und Mannschaft viel zu sehr mit sich selber beschäftigt waren, um einen Blick für Adele erübrigen zu können. Denn schwerlich wäre sie sonst der Entdeckung ihres Geschlechtes diesmal entgangen. —

Lepaile aber, der diese neue Gefahr, welche Adelen drohte, ohne daß sie darum das Geringste zu wissen schien, erkannte; hatte Geistesgegenwart genug, schnell seine warme und wasserdichte Lootsenjacke auszuziehen und sie Adelen aufzudrängen, zum Schutze wider die rauhe Witterung, wie er ihr, zartfühlend den wahren Grund verbergend, sagte. — — —

Währenddessen war das Zwischendeck der Schauplatz einer entsetzlichen Verwirrung geworden. Die Unglücklichen, die dort in tiefster Finsterniß eingesperrt waren und über sich das Heulen des Sturmes, das Stöhnen der Masten und Planken, das Rasseln und Schlagen der Ketten, des Tauwerkes und der Segel hörten; welche fühlten, wie die Wogen donnernd gegen die Schiffswandungen schlugen und peitschten; und die — unfähig den Stößen auszuweichen — von dem heftig schwankenden und stampfenden Schiffe, gleich Spielballen, nach allen Seiten ihres kleinen Raumes geschleudert und geworfen wurden: diese Unglücklichen waren durch all' diese auf sie einstürmenden Schrecken, deren Ursache sie nicht kannten, wenn sie dieselbe auch errathen konnten, zuerst in einen Zustand der Betäubung gestürzt worden, der bald dem Entsetzen und der Verzweiflung wich.

Es ist schwer, sich einen Begriff von der Lage dieser Armen zu machen. Nachdem sie durch Noth und Elend jeder Art, durch Hunger und Krankheit ihrer Kräfte dermaßen beraubt waren, daß sie sich kaum aufrecht zu halten vermochten, und sie sich demnach den Schwankungen und Stößen, welche den Boden ihres Gefängnisses bald nach dieser, bald nach jener Seite senkrecht in die Höhe hoben, nicht entgegenstemmen konnten; machten

die heftigen Bewegungen des Fahrzeuges, daß sie, unfähig einen Halt zu gewinnen, zwischen den Hängematten und anderen Geräthen gleich leblosen Gegenständen herumgeschleudert wurden und, bald übereinander geschichtet auf der jetzt zum Boden gewordenen Seitenwand lagen, bald wieder gegen den wirklichen Boden zurück geworfen wurden. Dabei war der Raum durch hereingedrungene Fluthen der über das Deck waschenden Sturzseeen kniehoch mit Wasser gefüllt; so daß wirklich Einige, welche in diese schmutzige Fluth geworfen, durch auf sie gefallene Körper ihrer Gefährten am Aufstehen verhindert waren, nahe daran gewesen zu ertrinken.

Nach und nach freilich war es ihnen gelungen, einigermaßen sichernde Haltpunkte zu gewinnen und sich wenigstens vor den weniger starken Schwankungen zu sichern. Aber jetzt, da sie die eingedrungenen und noch immer sich mehrenden Fluthen erblickten, kam ihnen die schreckensvolle Ueberzeugung, daß das Schiff ein Leck habe und sie unrettbar verloren seien. Bei diesem Gedanken, der ihnen die Haare zu Berge trieb, konnten sich die Meisten nicht enthalten, einen gellenden Schrei der Verzweiflung auszustoßen, der selbst durch das Tosen des Sturmes auf's Verdeck drang, und die Herzen der Hörer mit Entsetzen erfüllte.

Aber Niemand war da, der ihnen zu Hülfe geeilt wäre; Niemand auch hätte dies thun können, ohne sich der fast unausweichlichen Gefahr auszusetzen, von Wind und Wellen über Bord geschleudert oder gespühlt zu werden, sobald er seinen Anhaltspunkt verließe.

Im Zwischendeck aber hatte die Verzweiflung den höchsten Grad erreicht. Eine neue Welle, die über das Deck geschlagen, hatte die Fluth bis fast zur Höhe der Hüften anschwellen machen. Nun glaubten sie den sichern Tod vor Augen zu sehen. Sie eilten zu den Luken, um diese mit der Gewalt ihrer vereinten Anstrengungen zu öffnen. Aber die Lukendeckel waren zu fest und schwer und zu gut verschlossen, als daß es den Bemühungen der schwachen und entkräfteten Gefangenen, deren nur immer Wenige zu gleicher Zeit sich gegen den Verschluß stemmen konnten, hätte gelingen mögen, sich zu befreien.

Im stumpfen Schweigen der Verzweiflung ließen sie, als sie all ihre Bemühungen fruchtlos sahen, endlich nach, ihre letzten Kräfte im vergeblichen Kampfe gegen das Unvermeidliche zu vergeuden.

Sich mit dem ihnen gewiß scheinenden Tode vertraut machend, suchten sie kein weiteres Mittel mehr zur Rettung, sondern beschlossen, wie Republikaner zu sterben — das Lied der Freiheit auf den Lippen.

Und so tönte mitten durch das Heulen des Sturmes, durch das Brüllen der Wogen, durch die Donner des Himmels das Lied der Revolution und

des Blutes, dessen Ertönen so oft das Dasein des Bürgerkrieges und des Brudermordes anzeigte — die Marseillaise. —

Bernard aber kauerte auf seiner Hängematte und betete.

Im Angesichte des Todes und der Vernichtung wendet sich die Seele des Bedrängten — da er keine Hülfe mehr sieht auf Erden, und keine Hoffnung mehr hat, der Erde Angehöriger zu bleiben — zu Dem, der Millionen solcher Erdbälle in Händen hält und dessen Verheißung nach dem Tode des Menschen seinem besseren Theile, der Seele, ein Weiterleben verspricht. —

Und während Bernard, in dessen Zelle eben so wohl wie im übrigen Raume das Wasser fortwährend stieg, seine Seele zum Tode vorbereitete; glaubte er plötzlich dicht neben sich, an der äußeren Wand des Verschlages, durch das Tosen des Sturmes ein leises Klopfen zu vernehmen.

Er hatte sich nicht getäuscht, das Geräusch wiederholte sich.

Bernard neigte seinen Kopf gegen diese Seite, um besser hören zu können, und erwiderte dieses Klopfen.

Nun hörte er eine Stimme:

„Bernard, bist Du in dieser Zelle, so gieb mir Antwort!"

Ein Schauer der Freude und der Hoffnung durchrieselte Bernard's Körper.

„Lepaile, mein Freund, mein Retter! Du bist mir nahe, um meinen Tod zu versüßen!"

„Wer spricht hier von Tod! Ich bin hier, um Dir, um Euch Allen das Leben wieder zu geben!"

Und mit diesen Worten hörte Bernard gewaltige Axtschläge gegen die Wand seines Kerkers.

In athemloser Spannung harrte Bernard der Dinge, die da kommen sollten.

Bald wich eines der Bretter aus seinen Fugen; noch ein gewaltiger Ruck — und es bildete sich eine Oeffnung, groß genug, um eines Menschen Arm hindurchzulassen.

In dieser Oeffnung erschien Lepaile's mit dem Beile bewehrte Faust.

„Nimm hier die Axt, Bernard. Schlage damit, wie ich es hier gethan, eine Oeffnung in die Innenseite Deines Verschlages; aber so nah wie möglich am Boden. Sie soll dazu dienen, den Wassern, welche sich im Raume der Gefangenen befinden, Abfluß zu verschaffen. Indem diese den ganzen übrigen Raum des Zwischendeckes und der Batterie erfüllen können, werden sie, im gleichen Verhältnisse wie sie sich in der Breite ausdehnen, in der Höhe abnehmen. Und damit sie nicht durch neue Sturzseen

vermehrt werden und dadurch nicht nur Euer Leben, sondern das ganze Schiff dem sicheren Untergange weihen, so sage den Männern da innen im Raume, daß sie mit Allem, was ihnen zu dem Zwecke dienlich erscheint, jene Luftröhren verschließen sollen, welche auf das Deck führen und die im Drange der Gefahr aus Uebersehen zu schließen vergessen worden sind. Und nun, mein Freund, lebe wohl, bis auf Wiedersehen! Für den Augenblick kann ich allerdings nicht mehr für Dich thun; aber ich hoffe, Du sollst bald wieder von mir hören!"

„Und Adele?"

„Adele befindet sich wohl und sicher. Und nun lebe wohl!"

„Leb' wohl, mein Retter!"

Lepaile entfernte sich wieder, um seinen früheren Platz neben Adelen einzunehmen, den er — sein Leben für seine Freunde in die Schanze schlagend — verlassen hatte, um, vorsichtig am Verdecke hinkriechend und sich vor der Gewalt des Sturmes an allen ihm zur Hand reichenden Gegenständen festhaltend, die zur Batterie führende Treppe zu erreichen.

Bernard aber warf einen Blick des Dankes zum Himmel und machte sich dann an die Arbeit, Lepaile's Rath zu befolgen und seine Rettungsvorschläge auszuführen.

Die Eingeschlossenen im Zwischendecke waren im höchsten Grade erstaunt, als sie plötzlich an der Zellenwand die Schläge der Axt vernahmen und bald eine sich bildende Oeffnung bemerkten, durch welche die Wasser sich brausend einen Ausweg suchten.

Ihr Gesang verstummte, und sie sahen staunend und fragend nach der Seite, von welcher ihnen Rettung kam.

Bernard rief ihnen zu, was sie zur Abhaltung neu einbrechender Fluthen unternehmen sollten.

Im Augenblicke ward dem Rathe, so gut es eben bei dem noch immer gleich heftigen Schwanken des Fahrzeuges geschehen konnte, Folge geleistet.

Mit ihren Kleidungsstücken und anderen zu dem Zwecke dienlichen Gegenständen verstopften sie die weiten Oeffnungen der Luftröhren. Es gelang ihnen so gut, daß bei einer neu erfolgenden Sturzsee zwar einzelne Tropfen durchsickerten, aber die Masse des Wassers abgehalten ward, in den Raum zu dringen.

Sie waren gerettet. Wenigstens vor dieser Gefahr. — Aber lohnte es sich auch der Mühe, ein Leben zu erhalten, dem noch solche Qualen und Leiden aufgespart waren? Wäre es nicht vielleicht besser gewesen, hier auf der endlosen See, ein Opfer dem rasenden Sturme, zu fallen, als später

unter der sengenden Tropensonne, unter der Folter ihrer Peiniger und den Umarmungen des gelben Fiebers zu erliegen? — —

Diese ganze Nacht und den folgenden Tag dauerte der Sturm mit beinahe ungeminderter Heftigkeit fort. Endlich ließ er zwar nach. Aber noch zwei Tage lang ging die See hohl und schwer, ras'te der Wind durch die segellosen Masten und verbargen die dräuenden Wolken den Anblick der Sonne, die sich lange vergeblich bemühte, mit ihren Strahlen deren dichte Schichten zu durchbrechen. — — —

Der Sturm, dessen wir eben erwähnten, hatte, wie schon gesagt, die Fregatte bei ihrer Einfahrt in den atlantischen Ocean, als sie eben erst die Meerenge von Gibraltar passirt hatte, überrascht. Durch die Heftigkeit desselben und sein langes Andauern war das schöne Schiff weit aus seiner Bahn verschlagen worden und verfolgte, vor Top und Takel *treibend*, einen Cours, der durchaus von jenem verschieden war, welchen es bei günstigem Wetter *gesegelt* wäre. Da nun ferner die Offiziere während dieser vier Schreckenstage keine Beobachtungen hatten anstellen können und man weder im Stande gewesen, bei dem rasenden Lauf des Schiffes und der hohl gehenden See zu loggen, noch bei dem mit Wolken völlig überzogenen Himmel die Höhe zu nehmen; so wußte man, als endlich der Sturm sich legte und die Wellen sich beruhigten, durchaus nicht genau anzugeben, wo man sich eigentlich befände. —

Ein solcher Fall ist allerdings äußerst unangenehm. Indessen, derlei Vorkommnisse ereignen sich täglich auf der See; und der Seemann muß noch anderen und schlimmeren Gefahren Trotz zu bieten und sie zu besiegen vermögen.

Diesem Zustande der Ungewißheit über des Schiffes Stellung wäre nun auch, nachdem die Sonne wieder freundlich herniederschien und den umfassendsten Beobachtungen kein Hinderniß weiter im Wege stand, leicht abzuhelfen gewesen. Aber man mußte dann einen tüchtigen und geschickten Mann mit diesen Beobachtungen betrauen. Leider aber war der Offizier, der die Messungen zu nehmen hatte, weder das Eine noch das Andere. Und in unverzeihlichem Leichtsinne sich dennoch auf die Richtigkeit seiner Angaben fest verlassend, wähnte man in der Nähe der Azoren zu sein, während man sich in Wirklichkeit fast fünfzehn Grade westlicher, gegen die Bermudas-Inseln zu, befand.

Dieser unverzeihliche Irrthum in der Berechnung veranlaßte den Kapitän, seinen Cours gegen Süden zu nehmen, in der Meinung, auf diese Art direkt gegen die Capverdischen Inseln zu steuern, von wo er dann, unter dem Wendekreis des Krebses angekommen, West-Süd-West gegen Guyana halten wollte.

Hätte man die Stelle, wo man sich befand, wirklich gewußt, so wäre es, um die Capverdischen Inseln zu erreichen, ein Leichtes gewesen ostwärts zu halten; und selbst für den Fall einer eintretenden Windstille, welche in diesen Gewässern nicht eben zu den Seltenheiten gehört, hätte man sich nur einfach der rückkehrenden Golfströmung zu überlassen brauchen, um sicher die benannten Inseln zu erreichen und so den von Anfang vorgeschriebenen Cours steuern zu können. —

Nach Süden haltend, verfolgte also das Schiff tagelang seinen einsamen Pfad auf der unermeßlichen Fläche des Oceans.

Die Tage wurden heißer, die Luft drückender, die Sonnenstrahlen glühender und der Wind, der anfänglich günstig gewesen, nach und nach immer lässiger, immer schwächer.

Am dreiundzwanzigsten Tage, nachdem die Fregatte Toulon verlassen hatte, erstarb der Wind gänzlich, und nur von einer schwachen Strömung noch getrieben, bewegte sich das Schiff langsam, fast unmerklich vorwärts.

Aber auch diese Strömung wurde nach und nach schwächer; die langen Wogenfurchen, welche bisher das Schiff getrieben, brachen sich an entgegengesetzten Wasserfluthen. Sie verliefen sich allmählich, die Rollwellen verschwanden, nicht die kleinste Kräuselwelle zeigte sich mehr in der entsetzlich spiegelglatten See — und, unfähig sich zu bewegen, lag das Schiff wie festgebannt an seiner Stelle. —

Die bisher in ihrer Verblendung so unvorsichtigen Offiziere erschraken. Jetzt, nachdem es zu spät war, gingen sie mit der äußersten Genauigkeit zu Werke, um die Mittagshöhe zu nehmen und den Punkt auszurechnen, auf welchem sie sich befanden.

Unseliger Leichtsinn, der sie bis jetzt abgehalten hatte, ihre Schuldigkeit zu thun! Zu ihrem Entsetzen fanden sie, daß sie zwischen dem zwanzigsten und dreißigsten Grade nördlicher Breite, in jenem gefürchteten Raume vor den Bermudas-Inseln sich befänden, der unter dem ominösen Namen „die Windstillensee" bei den Seefahrern berüchtigt ist.

Dem Offiziere, welcher jene erste, sie in's Verderben führende Messung genommen hatte, wurde jetzt der Degen abgefordert, und er selbst in Arrest geschickt.

Damit aber wurde an dem so traurigen Stande der Dinge nichts geändert. Die Luft blieb ruhig und regungslos; die Segel, die Wimpel selbst, hingen schlaff und träge hernieder. Das Meer glich, im vollen Sinne des Wortes, einem Spiegel, der die glühenden Strahlen der Sonne glühender noch zurückstrahlte.

Der Tag wandelte sich zur Nacht; die Nacht wich dem neuen Morgen — die Lage des Schiffes blieb unverändert.

Tag um Tag entschwand — und die Lage des Schiffes blieb unverändert. —

Unverändert und immer gleich — entsetzenvolle Einförmigkeit! —

Aber nein — eine Veränderung geht vor — das Seewasser unter dem Bug der Fregatte zersetzt sich. Aus dem heißen, stagnirenden Brei — denn das Meer gleicht nun einer zähen, gallertartigen Masse, die ihre Flüssigkeit verloren zu haben scheint — erheben sich faulige Dünste, welche die Lüfte füllen und verpesten. Der Hai, der bis jetzt raubgierig das Schiff umschwärmte, kann es in dieser widerwärtig heißen, verwesenden Masse nicht mehr aushalten und flieht das dem Verderben geweihte Schiff. Einen Tag später ist das Element, welches das Schiff umgiebt, ausgestorben. Alle Fische sind daraus verschwunden. Nur am faulenden Tang und Seegras hängen Myriaden gallertartiger Thiere und kleiner Schnecken. — Kein Laut, keine Bewegung in der sterbenden Natur. Die Ruhe des Todes allüberall — in der glühenden Luft, im verwesenden Wasser.

Und selbst in dem der Vernichtung geweihten Schiffe herrscht Ruhe. Die Klagen, die Ausbrüche der Verzweiflung, welche im Anfange die Räume durchhallten, sind verstummt. Die Mannschaft gleich den Offizieren, die Gefangenen gleich den Freien — Alle überlassen sich dem gleichen, dumpfen Brüten des stummen Entsetzens — Alle sind ja Gefangene — Gefangene des Oceans — Allen droht jetzt das gleiche, schreckliche Loos. — — —

Viertes Kapitel.

Cayenne.

Der Ocean lag — ein schlummernder Riese — in bleierner, träger Ruhe da und umgab mit seiner dicken, heißen und brodelnden Masse den Rumpf der schönen Fregatte Christophus Columbus. — —

Der, dessen Namen sie trug, der Entdecker Amerika's, war zu gleicher Zeit auch der Entdecker und erste Beobachter jener constanten und stets in

einer Richtung wehenden Luftströmungen gewesen, welche man später mit dem Namen Passatwinde belegt hat.

Diese Passatwinde, der Segen der Schiffer, wehen zu beiden Seiten des Aequators in einem breiten Gürtel zwischen diesem und den Wendekreisen, einige Grade vielleicht noch über letztere hinaus, ungefähr bis zu dem 28—29. Grad nördlicher und südlicher Breite.

Nördlich vom Aequator nun kommen diese stetigen Winde von Nordosten, südlich dagegen von Südosten, so daß sie von den Polarkreisen aus gegen ein und denselben Punkt am Aequator zu wehen scheinen. Aber diesen Vereinigungspunkt finden sie nie. Zwischen den beiden Luftströmungen, der nordöstlichen und südöstlichen, befindet sich ein breiter, sie trennender Raum — die Region der Windstillen.

Ungefähr mit dem Aequator laufend, doch diesen, bald gegen Nord, bald gegen Süden überschreitend und verlassend, so daß — wenn der Aequator eine gerade Linie bildet — der zwischen den Passatwinden liegende Raum sie schlangenförmig umwindet, indem er aber, je nach den Jahreszeiten seinen Platz zu ändern scheint, zieht sich die Windstillen-Region in einer Breite von 4—5 Graden, manchmal auch beträchtlich breiter oder schmäler werdend, fast um den ganzen Erdkreis.

Die Passatwinde rühren wahrscheinlich — unähnlich den meisten anderen Winden, welche ihre Entstehungsursache in der ungleichartigen Temperatur der Erdoberfläche, in der unter verschiedenen Zonen und in unterschiedlichen Höhen sehr verschiedenartigen Wärmerückstrahlung und in dem überall sich zeigenden Ausgleichungsbestreben der Natur finden — von der Bewegung der Erde um sich selbst her.

Da der Aequator der größte um die Erdkugel gelegte Kreis ist, dieser größte Kreis aber bei der Axendrehung der Erde auch die schnellste Bewegung haben muß, während diese gegen die Pole hin abnimmt, so erklärt sich leicht, daß die über dem Aequator ruhenden Luftschichten auch am schnellsten mit fortgerissen werden durch den Raum, in diesem ihrem Fluge aber auch Theile der zunächst an sie grenzenden, weniger schnell bewegten Atmosphäre mit sich nehmen. Da somit über dem Aequator eine Anhäufung von Luftmassen entstehen würde, welche die stets ausgleichende Natur nicht duldet, so hat sie es so eingerichtet, daß, nachdem immer die neuankommenden, kälteren Luftschichten zu Boden sinken und die wärmeren in die Höhe steigen, diese letzteren die Richtung der Axendrehung verlassen und nach Süd und Nord den Polen zufließen. Nachdem sie dort abgekühlt ist, drängt die jetzt wieder schwerere Luft ihrem früheren Ausgangspunkte wieder zu und kehrt, als Passatwind, gegen den Aequator zurück.

Dadurch erklärt sich auch die Thatsache eines dem Passatwinde entgegengesetzten Luftstromes in bedeutender Höhe über diesem; welche Luftströmung auch immer wärmer ist, als der von den Polen wehende Passatwind.

Der windstille Raum zwischen den Passatwinden aber rührt daher, daß der Ausgleichungsprozeß in demselben Maße sich seinem Ende nähert, als die Passatwinde näher zum Aequator wehen; ist aber erst, in einer gewissen Entfernung von diesem, das Gleichgewicht wieder hergestellt, so schläft der Passatwind nach und nach ganz ein, und lange andauernde Windstillen herrschen in dieser gefürchteten Region.

Einen großen Theil des Jahres hindurch herrscht in dieser See eine dichte, neblichte Atmosphäre vor, die gar oft auch durch plötzliche Regengüsse und Gewitter unterbrochen wird. In dieser Jahreszeit stellen sich dann ebenfalls starke Böen und heftige Stürme ein, welche es den unglücklichen Schiffen, die in diese Region verschlagen werden, möglich machen, ihre Fahrt fortzusetzen und diese entsetzlichen Gegenden zu verlassen.

Während eines anderen Theiles des Jahres aber ruht ewiger Sonnenschein über der trägen Fluth. Keine Wolke verspricht Regen; kein Gewitter Wind. Dieses ist die furchtbare Zeit, in welcher einem in diese Region gerathenen Segelschiffe fast keine Hülfe mehr erscheint. Und in dieser Jahreszeit war es, gegen das Ende derselben, daß der Christophus Columbus die Region der Windstillen erreichte. —

Es war am Abend des neunten Tages, seit der letzte Lufthauch erstorben war und die Fregatte, wie vom Anker gehalten, ruhig und bewegungslos, ein großer Sarg, auf der endlos weiten Grabesfläche des in Verwesung übergehenden Oceans ruhte.

Die Hitze ist zum Ersticken. Faulige Dünste erheben sich aus dem stagnirenden Seewasser und verursachen in und um das Schiff einen entsetzlichen, unerträglichen Geruch. Der durch die Hitze flüssig gewordene Theer beginnt von den Tauen und dem Rundholz des Schiffes herabzutropfen. Die Decke, die Wände, die Schanzkleidung bersten, alles Holzwerk kracht und spaltet, und zwischen den Fugen desselben, soweit es nicht im Wasser liegt, rinnt der Theer hervor, fällt das Werg heraus, so daß weite Risse allüberall klaffen.

Man hatte, um die Hitze einigermaßen abzuhalten, die Segel in Form von Sonnenzelten über das Deck gespannt. Aber der dadurch verursachte Schatten konnte wenig helfen, da die Luft, heiß und glühend überall, unter diesem Dache noch dumpfer, noch verpesteter, noch unerträglicher war. Im Anfange hatte man versucht, die Hitze durch oft wiederholtes Begießen des

Verdeckes und der Segel mit Seewasser in Etwas zu mildern. Aber man mußte dies gar bald unterlassen, da das faulende, stinkende, in Brei verwandelte Wasser den verlangten Zweck nicht mehr erfüllen konnte.

Der an strenge Ordnung und Disziplin gewöhnten Mannschaft begann sich allmählich stumpfe Verzweiflung zu bemächtigen. Die Offiziere bemühten sich vergebens, die Stimmung ihrer Untergebenen zu verbessern, deren Muth aufrecht zu erhalten. Man suchte ihre Gedanken durch Arbeit von dem steten Gegenstand derselben, von dem entsetzlichen Zielpunkte, dem sie zustrebten, abzuhalten. Aber welche Arbeiten wären zu ersinnen gewesen, die man in dieser glühenden und qualmenden Atmosphäre hätte ausführen können? — Man suchte sie zu Spiel und Tanz anzuregen, oder ließ die Mannschaft exerzieren und Schießübungen anstellen. Aber wenn ersteres an der Frivolitat des dasselbe gebärenden Gedankens alsbald dahinsiechte, konnte letzteres nur auf ganz kurze Zeiträume durchgeführt werden und starb sowohl an der Lässigkeit der Mannschaft, als an der sich bald einstellenden Unlust der Offiziere.

Man mußte es bald aufgeben, der Mannschaft die Regelung ihrer Gedanken, ihrer Hoffnungen, die sich immer verringerten, ihrer Befürchtungen, die immer riesiger anwuchsen, vorschreiben und aufnöthigen zu wollen. Man mußte dieselbe sich selbst überlassen. Außer der Abhaltung der Wache, welche nichts zu thun hatte, als vergeblich und immer vergeblich den Eintritt eines Witterungswechsels abzuwarten, welche trostlosen Blickes in die trostleere Oede schaute, wurde kein Dienst mehr befohlen, keine Schiffsarbeit mehr vorgenommen.

Die Offiziere und die Mannschaft hielten sich bald unter Deck verborgen vor den sengenden Sonnenstrahlen. Aber mit ihnen war das Elend, die Krankheit und der Jammer hinabgestiegen in den Raum. Das fürchterliche Uebel der Seefahrer, der Scharbock war unter den Unglücklichen ausgebrochen. Was half es, daß man Citronen und Wein in genügender Menge an Bord hatte, da diese beiden Lebensmittel, so gut wie alle anderen, verdorben und in fast ungenießbarem Zustande waren!

Wen dieses schreckliche Uebel verschonte, den erfaßte das Fieber, und in kurzer Zeit waren zwei Drittel der Mannschaft dienstunfähig, die Uebrigen entkräftet, elend und verzweifelnd.

Ist dieser Zustand nicht natürlich in einer Lage, wie sie das unglückliche Schiff betroffen? Auf einer faulenden See, in einer verpesteten Luft, unter dem sengenden Strahle einer glühenden Sonne, ohne Bewegung, ohne Linderung der Qualen, ohne Hoffnung auf Aenderung! Und dazu die verdorbenen, kaum mehr zu genießenden Lebensmittel!

Das Trinkwasser, diese erste und nothwendigste Lebensbedingung nächst der Luft, war längst von seinem, wenn auch nicht frischen, doch reinen und klaren Zustande, in einen solchen der Fäulniß übergegangen. Dicke, fingerlange Würmer hatten sich darin gebildet, und beutehaschend schossen sie in dem trüben Naß herum, nach noch ekelhafteren Thieren fangend. Es war fast unmöglich, diese mit Millionen lebenden Wesen angefüllte, schlammige und übelriechende Flüssigkeit zu trinken. Man suchte sie zwar zu filtriren, aber durch diesen Prozeß wurde nur das größere, grauenhafte Gewürm zurückgehalten, die ekelhafte, fast gallertartige Masse blieb, und nur durch starke Mischung mit Branntwein konnte dieses Trinkwasser einigermaßen genießbar gemacht werden.

Das Fleisch begann zu faulen und bald wimmelte es von Maden; der Zwieback von Käfern, Ohrwürmern und anderen zahllosen Insekten, welche bei der geringsten Berührung, bei jedem Schritte massenhaft herausliefen und sprangen. Die anderen Lebensmittel erreichten bald denselben Zustand der Fäulniß, der Verwesung und der Ungenießbarkeit. Der noch vorhandene Wein und Essig, von welchem bereits ein großer Theil, da durch die immer mehr überhand nehmende Hitze die Reifen an den Fässern zu springen und sich zu lösen begannen, verloren gegangen war, mußte für die Kranken aufbewahrt werden. Der Branntwein allein ermöglichte es — wie schon gesagt — der Mannschaft noch, ihre spärlichen Rationen derjenigen Lebensmittel, welche noch am wenigsten gelitten hatten, genießbar zu machen, und doch durfte man gerade von diesem den rauhen Männern nicht viel zukommen lassen, wollte man nicht mit Gewalt die ohnedies schon drohende Gefahr heraufbeschwören, durch die Wirkung eines übermäßigen Branntweingenusses die schon merklich gelockerte Mannszucht völlig zu lösen und die murrenden und verzweifelnden Matrosen, welche — nicht ohne Grund — ihren Offizieren die Schuld ihrer entsetzlichen Lage beimaßen, zu offenem Aufruhr zu treiben.

Dies war der Zustand des Schiffes und seiner Mannschaft. Er war grauenvoll, entsetzlich. Aber noch entsetzlicher, noch grauenvoller war die Lage der Deportirten im Zwischendecke. Die Leiden, welche Alle tragen mußten, trafen auch sie. Aber diese Unglücklichen mußten auch noch jene Qualen dulden, welche durch ihre besondere, von Anfang an entsetzliche Stellung an Bord hervorgerufen wurden. — Waren die Hitze und der üble Geruch für die sich frei bewegen könnende Mannschaft fast unerträglich; so waren sie es noch im verdoppelten Grade für die im engen, ungenügenden, beinahe nie gelüfteten Raum des Zwischendeckes Eingekerkerten. Waren die Nahrungsmittel, selbst der Offiziere, schlecht und verdorben, so erhielten die armen Gefangenen noch die schlechtesten und ungenießbarsten. Wüthete da-

her der Scorbut und das Fieber unter der Mannschaft, so läßt sich denken, daß diese Krankheiten im Zwischendecke noch mehr Opfer suchten. Und in der That, gar bald waren die Meisten der Unglücklichen nicht mehr im Stande, die wenige Bewegung, welche ihnen der beengte Raum erlaubte, zu machen. Hätten Alle Hängematten gehabt, so hätten sie dieselben nicht mehr verlassen. So aber waren sie, die Kranken und Verschmachtenden, gezwungen, in der Benutzung dieser armseligen Betten zu wechseln; und während die eine Hälfte die matten und kaum mehr zu bewegenden Gliedmaßen auf den Hängematten ausstreckte, kauerten die Anderen in diesem oder jenem Winkel oder lehnten sich gegen die niederen Wände, während Seufzen, Jammern und Wehklagen den zur Hölle gewordenen Schiffsraum durchtönten.

Im Anfange hatte man — wie wir schon gesagt — den Deportirten gestattet, jeden Tag während einer kurzen Zeit auf dem Decke etwas frische Luft zu schöpfen. Aber bald wurde ihnen auch diese von der Menschlichkeit gebotene Erleichterung ihrer Lage versagt. Die Offiziere, welche den unter der Mannschaft um sich greifenden bösen Geist der Unzufriedenheit wohl bemerkten, getrauten sich nicht mehr, die Gefangenen in zu häufige und nahe Berührung mit dieser zu bringen; und fürchteten, wenn sie die Deportirten frei auf's Deck kommen ließen, sich auf die Wachsamkeit und Treue der Soldaten und Matrosen nicht mehr verlassen zu dürfen.

Diese entsetzliche Vorsicht bannte also die Unglücklichen Tag und Nacht, ohne Unterbrechung, ohne die geringste Erleichterung ihres Zustandes, in ihren gräßlichen Kerker, in welchem die Krankheiten, die immer bösartiger werdenden Fieber, immer mehr um sich griffen. Schon hatten diese einzelne Opfer hinweggerafft. Man brachte deren Leichen an Deck, nähte sie in ein Stück altes Segeltuch, hing ein schweres Gewicht zu Füßen dieser Säcke — und ohne weitere Ceremonien warf man die irdischen Reste der aus ihrem Vaterlande Vertriebenen in den gährenden Ocean.

Dies war auch wieder mit zwei an nervösem Fieber Gestorbenen an dem Tage geschehen, der dem Abende, von welchem wir sprechen wollen, voranging.

Es war — wie gesagt — der neunte Abend, seit Windstille die Fregatte an ihre Stelle bannte.

Die Sonne war mit blutrothem Scheine untergegangen. Kaum daß die letzten Strahlen derselben verschwunden waren, deckte finstere Nacht die öde Fläche. In diesen Breiten ist die Dämmerung fast nicht bemerkbar. Dem glühenden Tage folgt die dunstig heiße Nacht fast ohne Unterbrechung.

Der tiefblaue Himmel spannte sich, besäet mit Myriaden von hellstrahlenden Sternen über die spiegelglatte, leuchtende See. Es war indessen

nicht jenes Leuchten des Meeres, wie es Seefahrer so häufig beobachten und bewundern, wenn der kräftige Kiel ihres Schiffes das Fahrwasser durchschneidet und die tanzenden Wellen lustig leuchten und flimmern, und die krystallene Tiefe wie von Millionen Feuerschlangen und glühenden Kugeln belebt, einen feenhaften Anblick bietet.

Es war ein unheimlicher Phosphorschein, der sich über die dicke, träge, unbewegte Fläche gelagert hatte, und hier und dort heller aufflammend ein Zeugniß der Verwesung und der Fäulniß gab, die im Innern der tückisch-schlummernden Fluth vor sich ging. —

Die Mannschaft und die Offiziere hatten sich zum Theil in ihren Schlafraum und in ihre Kojen zurückgezogen, während ein anderer Theil das Verdeck erwählt hatte, dort die Nacht zuzubringen. Bald herrschte tiefe Ruhe im Raume und auf dem Decke. Selbst der Mann am Steuer schlief. Es schien auch vollkommen unnöthig, das bewegungslose Fahrzeug zu bewachen.

Es war gegen das Ende der ersten Wache — ungefähr um 11 Uhr Nachts, — als zwei Gestalten langsam und leise über das Deck hinschlichen und an den Wanttauen des großen Mastes vorsichtig in die Höhe klommen.

Zu gleicher Zeit näherte sich von der entgegengesetzten Seite, ebenso leise und vorsichtig an der Backbordseite hinschleichend, wie es die Andern am Steuerbord gethan, eine dritte Gestalt demselben Maste, und begann an den Pardunen der großen Stenge emporzuklettern.

Als diese Gestalt den Top der Stenge erreicht hatte, ließ sie sich an den oberen Wanten wieder bis zu dem Marse heruntergleiten, welchen in diesem Augenblicke auch die andern beiden Gestalten, von unten kommend, erklommen hatten.

Es war kaum wahrscheinlich, daß diese schweigenden und dunklen Gestalten von der auf Deck liegenden Mannschaft bemerkt worden seien, da das fast über das ganze Deck gespannte Sonnendach, welches auch bei Nacht nicht eingenommen wurde, sie nothwendig den Blicken der darunter Ruhenden verbergen mußte. Außerhalb dieser Segeldachung aber befand sich Niemand, da Jeder dem in diesen Zonen gefährlichen Einflusse des Mondes sich zu entziehen suchte.

Dessenungeachtet suchten die drei von verschiedenen Seiten Angekommenen sich möglichst hinter der Einfassung des Mastkorbes zu verbergen, und erst, nachdem ihnen dies so ziemlich gelungen war und sie sich überzeugt hatten, daß sie nicht beobachtet noch belauscht würden, begannen sie ein leise geführtes Gespräch miteinander.

Das volle Licht des Mondes fiel, durch die Masten, Stengen, Raaen

und Spieren, durch das Segel- und Tauwerk des schlummernden Kolosses sich hindurchdrängend, in scharfen Streiflichtern auf die Gruppe der drei zum Stelldichein auf dem Ocean sich Zusammengefundenen, und beleuchtete die wettergebräunten, breiten Züge des Hochbootsmanns, die scharfgeschnittenen drohenden Gesichtslinien Lepaile's und die schmerzerfüllten Mienen Adelens.

Diese drei Personen hatten in der letzten Zeit schon öfter derartige heimliche Besprechungen gehabt. Es war augenscheinlich, daß sie ein wichtiges Unternehmen in's Werk zu setzen beabsichtigen; und wenn Adele und Lepaile, besonders während der letztvergangenen Tage, schärfer beobachtet worden wären, als es in der That geschehen, so hätte man eine gewisse, sie beherrschende und innerlich verzehrende Unruhe, eine immer mehr überhand nehmende Beklommenheit an ihnen entdecken müssen. — Aber Niemandem fiel es ein, solche Beobachtung an seinen Gefährten oder Untergebenen anzustellen. Jeder beschäftigte sich nur mit sich und mit dem sie Alle bedrohenden Schicksale.

Die Angst, das Mitleid, den Kummer und die Verzweiflung zu schildern, welche Adelens Herz, besonders in den ersten Tagen des über das Schiff hereinbrechenden Verderbens, erfüllten, wäre unmöglich. Neben all der Noth und den Entbehrungen, welche ihre grausame Lage mit sich brachte, neben der Angst und Sorge um die Erhaltung des eigenen Lebens, erfüllte sie noch ein gewaltigerer, alle andern überragender Gedanke mit Weh und Schmerz: der Gedanke an den Freund ihrer Seele, an ihren Geliebten, an Bernard. Ihre Phantasie malte sich die Leiden und Qualen, welche er zu erdulden hatte, mit lebhaften Farben aus. Sie mußte befürchten, ihn unter den Kranken und Sterbenden zu finden oder — entsetzlicher Gedanke! — eines Tages seine Leiche auf Deck schaffen zu sehen, um sie dem unersättlichen Meere zu überliefern. — Und dabei war ihr keine Möglichkeit geboten, ihn zu sehen oder zu sprechen, sich wenigstens Nachrichten über seinen Zustand zu verschaffen und ihm Mittheilungen über ihre Lage zu geben. Obwohl in einem so kleinen Raume nahe bei einander, waren die beiden Liebenden doch durch mächtige, unübersteigbare Schranken getrennt. —

Die Angst Adelens um ihren Geliebten drohte sie zu verrathen, und alle Tröstungen Lepaile's, der selbst des Vertrauens und der Hoffnung zu ermangeln begann, waren nicht im Stande, sie zu beruhigen. Da nahm eines Abends der Hochbootsmann Adelen und Lepaile bei Seite und eröffnete ihnen, daß er — einen unbewachten Augenblick benutzend — Bernard gesprochen habe, indem er sich, um die Unterredung zu ermöglichen, der in die Wand der Batterie gebohrten Luftlöcher bediente. — So viel er nun von diesem vernommen, sei derselbe — wenn auch schwach und leidend — doch

von den Fiebern und dem Scorbut bis jetzt verschont geblieben und befinde sich sogar verhältnißmäßig wohler, als man unter solchen Umständen habe hoffen dürfen.

Diese Mittheilung erfüllte Adelens und Lepaile's Herzen mit Freude und neuer Hoffnung. Mit verdoppeltem Muthe und bewundernswerther Standhaftigkeit trugen sie nunmehr die von ihrer Lage unzertrennlichen Leiden. Adele besonders, das zarte Mädchen, schien ihre Natur verändert zu haben und mit den Kräften eines Riesen die Qualen des Hungers und des Durstes, der Hitze und der verpesteten Luft zu ertragen und alle Mühseligkeiten eines unter solchen Verhältnissen doppelt schweren Dienstes spielend zu überwinden.

Ihre Kräfte erhielten aber, wenn sie schon zu sinken und sie zu verlassen anfingen, allabendlich neue Stärkung in den Unterredungen mit Lepaile und dem Hochbootsmanne, welch letzterer es nunmehr fast täglich ermöglichte, Bernard zu sprechen und zwischen den beiden Liebenden Grüße und Mittheilungen zu vermitteln.

Bei alledem zeigte sich nunmehr, wie wir schon erwähnt, sonderbarerweise eine täglich wachsende Unruhe und Beklommenheit, eine fieberhafte Ungeduld in Adelens Wesen. Den Grund derselben werden wir bald erfahren.

„Wie gesagt" — fuhr der Hochbootsmann in seiner heimlichen und leise geführten Unterredung mit Lepaile und Adele, im Marse des Hauptmastes, fort — „wie gesagt, war es ein unverzeihlicher Fehler von Seite der Offiziere, das schöne Schiff in diese entsetzliche Lage zu bringen. Mit einiger Vorsicht und Aufmerksamkeit hätte dies nie geschehen können. So oft ich bis jetzt auch diese Reise gemacht habe, stets sind wir von den Canariden nach der Nordküste Südamerikas, fast ohne die einmal gesetzten Segel zu berühren, von dem stets gleich bleibenden Passatwinde eilig und sicher geführt worden. Gaben doch schon die Spanier, um die Leichtigkeit und Sicherheit des Segelns in dieser von den Passaten beherrschten See zu bezeichnen, dieser letzteren den Namen: el Colpo de las Damas, die Damensee, da selbst eine Dame im Stande sein würde, unter so günstigen Verhältnissen, wie sie diese Region bietet, ein Schiff zu lenken."

Lepaile und Adele hörten mit einiger Ungeduld dem, wo möglich stets einen langen Faden spinnenden Hochbootsmanne zu, ohne ihn zu unterbrechen; da sie aus Erfahrung wußten, daß er nach einigen Abweichungen doch sicher wieder auf sein eigentliches Thema zurückkommen würde. Dieser fuhr, nachdem er ein Priemchen Kautaback abgebissen und in seinen Mund gebracht hatte, mit leiser Stimme fort:

„Für unser gutes Schiff, das nun einmal durch einen Irrthum in der Berechnung in die Region der Windstillen gebracht worden, handelt es sich jetzt nur darum, diese traurige und entsetzliche See wieder zu verlassen und die vielleicht gar nicht weit entfernte Region der Passatwinde zu erreichen."

„Und warum bemüht man sich nicht, dies zu thun?" sagte Adele, welche, mit ihren Gedanken einige Klafter unter ihrem gegenwärtigen Standpunkte, im Raume des Mitteldeckes weilend, nur mit halber Aufmerksamkeit des Hochbootsmannes Reden zugehört hatte.

„Ei, meine junge Freundin, glauben Sie mir, wenn eine Möglichkeit vorhanden gewesen wäre, mit menschlichen Kräften diesen unheilvollen Platz zu verlassen, es wäre längst geschehen. Die Offiziere hegen ebensowenig eine besondere Vorliebe für den Tod des Verschmachtens und des Verdorrens, wie die übrige Mannschaft. — Aber, wie gesagt, Menschenkräfte allein sind nicht im Stande, das Schiff von seiner Stelle zu bewegen. Ja, wäre es ein Dampfschiff, dann wäre es ein Leichtes, und wir könnten jeder Windstille spotten; so aber vermögen wir ohne Wind nichts zu unternehmen."

„Und die Boote? Könnte man nicht diese in See lassen und die Fregatte durch die Kraft der Ruder weiter bugsiren, bis sie aus der gefährlichen Region entkommen wäre?" fragte Lepaile, indem er näher zu dem Hochbootsmanne rückte.

„Den Versuch könnte man allerdings machen," entgegnete dieser, „wenn es immerhin auch sehr zweifelhaft wäre, ob er gelingen würde; denn es ist gewiß keine Kleinigkeit, mittels ein paar armseliger Boote einen Koloß, wie unsere Fregatte, Hunderte von Meilen fortzuziehen. Vor Allem unter einem Himmelsstriche, wie dieser, wo die unerträgliche Hitze die Mannschaft bald erschlaffen und unfähig machen würde, weiter zu rudern. Aber auch diesen Versuch mußten wir unterlassen, da uns — wie Ihr wißt — während des letzten Sturmes, der uns eben in diese verdammte Patsche brachte, die Wellen alle Boote, bis auf des Kapitän's kleine Jolle, zertrümmerten, welch letztere allein durch einen Zufall vor gleichem Schicksale bewahrt wurde. — Indessen, was Ihr sagtet, Lepaile, das hat allerdings seine Richtigkeit. Ein Boot kann durch Rudern mit einigem Glücke diese Windstillen-See verlassen und die Passatwinde zu erreichen suchen, woselbst es mit gestellten Segeln seine Fahrt fortzusetzen vermag. Aber das kann nur ein Boot, das nicht zwei Dritttheile seiner Kraft, statt zum eigenen Fortbewegen, zum Bugsiren eines Schiffes verwenden müßte; mit einem Worte ein Boot, welches das Schiff seinem Schicksale überließe und auf eigene Faust seine Rettung versuchte."

Bei diesen Worten drängte es sich wie ein leiser Schrei über Adelens Lippen. Ein Schwindel drohte sie zu erfassen. In diesen Worten, welche der Hochbootsmann mit besonderem Nachdrucke gesprochen hatte, indem er dabei seine Augen fest auf die beiden Freunde heftete, schien ihr ein Hoffnungsstrahl zu dämmern, den sie indessen zu verfolgen sich nicht getraute, aus Furcht, ihn augenblicklich wieder in Nichts zerfließen zu sehen.

Auch auf Lepaile schienen diese Worte einen besonderen Eindruck zu machen, und mit verdoppelter Aufmerksamkeit lauschte er den weiteren Worten des Hochbootsmannes, der ruhig fortfuhr:

„Wie ich eben schon sagte, ist von allen Booten des Schiffes nur noch die kleine Jolle übrig und — wie ich mich heute Nachmittag überzeugte — in einem völlig seetüchtigen Zustande. Aus Langeweile und um den Matrosen doch wieder einmal einige Beschäftigung zu geben, ließ ich das kleine Boot reinigen. Dann brachte ich, so im Vorübergehen, ohne bemerkt zu werden, einen Kompaß, einen Sextanden und Quadranten, eine Seekarte und mehre andere zu einer Seefahrt auf eigene Faust nothwendige Geräthschaften und Instrumente in den kleinen Kasten am Bug des Bootes; und eben jetzt, ehe ich da herauf stieg, gelang es mir, ein kleines Tönnchen Rum und einen Sack mit Zwieback, der freilich nicht besonders appetitlich ist, hineinzuschaffen. Da die Ruder und ein kleiner Mast mit dem nothwendigen Segel ebenfalls schon im Boote bereit liegen, so kann es jeden Augenblick benutzt werden."

„Und wer — wer soll dieses Boot benutzen?" fragte Lepaile mit gepreßter und unsicherer Stimme.

„Lepaile, mein Junge, ich habe durchaus nicht gesagt, daß es überhaupt benutzt werden soll; ich sprach blos davon, daß es benutzt werden kann. Indessen, wenn Ihr mich noch einen Augenblick anhören wollt, so werden sich wohl ganz von selbst diejenigen finden, welche es auch wirklich benutzen werden!"

„Und — wie viele Menschen finden in dem Boote Raum?" fragte Lepaile abermals mit erregter Stimme.

„Ei nun! Mehr freilich nicht, als drei bis vier, wenn die Nußschaale nicht überfüllt und dadurch am Weiterkommen gehindert sein soll!"

„Nun denn, mein braver Freund, ich erkenne Ihre Absicht, ich weiß, für wen Sie die Jolle in Bereitschaft setzten und errathe Ihren ferneren Plan, welcher drei Menschen, die sich innig zugethan sind, nach so langer und qualvoller Trennung endlich wieder vereinen und — befreien soll von der Sklaverei der Menschen, wie aus den Banden des fast ebenso grausamen Oceans. — Ich danke Ihnen, auch im Namen Adelens, unsere

unglücklichen Freundin, herzlich für Ihre gutgemeinte Hülfe — aber, ich kann diese nicht annehmen, unter solchen Verhältnissen wenigstens nicht annehmen!"

Lepaile hielt, von der Aufregung, in welche er schließlich gerathen, erschöpft inne. Der Hochbootsmann aber schaute ihn mit fragendem und erstaunten Blicke lange Zeit sprachlos an; während Adele, die Lepaile's Beweggründe zu der so sonderbar scheinenden Abweisung der freundlichen Hülfeleistung zu begreifen und zu theilen schien, diesem mit einem zustimmenden Blicke die rauhe Hand drückte.

„Was, in's drei T... Namen, ficht Euch denn an, tollköpfige Kinder, die Ihr seid, daß Ihr so mir nichts, Dir nichts, Eure Aussicht auf Rettung, wie lästigen Ballast über Bord werft! — Hab' ich jemals etwas Derartiges vernommen! — Nein, ich begreife wahrhaftig nicht, auf welchem Strich Ihr nun wieder segelt!" —

Mit diesen Worten brach sich des wackeren Hochbootsmannes Erstaunen endlich Bahn. Lepaile aber erwiderte ihm, indem er seine Hand ergriff:

„Mein ehrlicher Freund, verkennen Sie die Gefühle nicht, die mich zu meiner Handlungsweise bewegen! — In jeder anderen Lage, als die jetzige, würde ich Ihre Hülfe, meinen armen Freund Bernard zu befreien, dankbar angenommen haben. Hatte ich doch, seitdem ich an Bord dieses Henkerfahrzeuges einen so wackeren Mann, wie Sie sind, kennen gelernt, die Hoffnung mehr und mehr in mir aufblühen lassen, eben Ihre Hülfe zu dem Werke, das mich und Adele beschäftigt, in Anspruch nehmen zu können. Unsere Absicht war — ich gestehe es — alles Mögliche aufzubieten, Bernard zu befreien und mit ihm zu entfliehen; oder, wenn dies während der Reise nicht gelänge, mit ihm vereint die Leiden der Gefangenschaft und der Deportation zu ertragen, bis sich später vielleicht dennoch Gelegenheit böte, unsere Flucht gemeinsam zu bewerkstelligen!"

„Und nun, wo sich diese Gelegenheit bietet — — —?"

„Nun erlaubt uns das Gefühl der Ehre nicht, sie zu benutzen! Hören Sie mich an! — Zu der Zeit, da wir mit allen Kräften darnach trachteten, zu entfliehen; da bestand des Schiffes Mannschaft aus glücklichen, freien Menschen, die sich freiwillig zu Kerkermeistern einer Anzahl Unglücklicher hergegeben, deren Einen wir — da wir unmöglich Alle retten konnten — befreien wollten. — Heute aber, heute sind Alle auf diesem, dem Tode geweihten Fahrzeuge Gefangene — Gefangene des Oceans; heute theilen wir Alle, Offiziere, Mannschaft und Deportirte, das gleiche Schicksal — und es wäre eine erbärmliche Feigheit, wollten wir, die wir doch wenigstens noch gesund sind, das letzte, einzige Rettungsmittel, das sich vielleicht noch bieten

dürfte, für uns allein in Anspruch nehmen und mit dessen Hülfe der Freiheit und dem Leben zusteuern; während wir durch diese That des Egoismus Hunderte von Kranken, Elenden, Verzweifelnden dem sicheren, durch nichts mehr abzuwehrenden Tode überlieferten. — Nein, nein! Ich wiederhole, es wäre eine Feigheit, der ich mich nicht schuldig machen will! Ist es Gottes Wille, so kann er uns Alle retten; aber in gemeinsamer Gefahr hat ein Einzelner nicht das Recht, sich des letzten Rettungswerkzeuges zu bedienen, das vielleicht Allen noch zu Gute kommen dürfte!" —

„Ah bah, mein Junge, das sind verdammt zartfühlerische Hirngespinnste! Wir ändern doch in der That dadurch an der Lage des Schiffes und seiner Bewohner nicht das Mindeste. Ob wir die Jolle da lassen oder nicht — das bleibt sich am Ende gleich. Höchstens werden später Andere auf dieselbe Idee kommen, und — weniger zartfühlend — sie auch ausführen. Was dabei mich betrifft, so hatte ich allerdings gar nicht im Sinne, mit Euch das Schiff zu verlassen. Denn ich bin durch den Dienst, durch die Pflicht, durch meinen Eid an diese Planken gebunden; und meine Flucht, als Offizier, würde ein Beispiel gegeben haben, das gar bald alle Bande der Disziplin und Subordination gesprengt hätte. Euch aber fesselte keine derartige Pflicht, Ihr konntet gehen, ohne den Zurückgebliebenen Schaden zu verursachen. Allein Ihr wollt nicht; Ihr bringt da einen Grund vor, den ich allerdings nicht recht verstehe, weil für einen alten Seehund, der ich bin, zu viel des verdammten geschniegelten, städtischen Wesens — — —"

„Mein wackerer Freund! Bedenken Sie selbst die Verhältnisse, und Sie werden uns zustimmen, daß — — —"

„Laßt's gut sein, Jungens! Ich habe schon bedacht, und — sei die Sache wie sie wolle — einige Wahrheit mag bei alledem in dem Grunde Eurer Weigerung stecken, welche an und für sich edelmüthig genug ist. Aber — — seht einmal da hinaus, Lepaile, da hinüber nach Nordost — nun, was seht Ihr dort?" —

Mit diesen Worten deutete der Hochbootsmann nach der angegebenen Richtung, nach welcher er schon seit Beginn ihrer Unterredung mit prüfendem Auge von Zeit zu Zeit seine Blicke gerichtet hatte.

Lepaile und Adele folgten der Aufforderung und schauten — erstaunt über diese plötzliche, und wie es ihnen schien, mit dem Vorhergehenden unzusammenhängende Aeußerung — nach der angedeuteten Himmelsgegend.

Aber ihr Erstaunen wuchs, als sie dort, wo sie irgend etwas Besonderes, Auffallendes, was ihres Gefährten Zuruf rechtfertigen konnte, erwartet hatten, durchaus nichts zu bemerken glaubten, was dieser Erwartung entsprochen hätte.

Der Hochbootsmann lächelte still vor sich hin.

„Nun, Lepaile, was sagt Ihr dazu?"

„Zu was, Mann, um's Himmelswillen? Ich weiß in der That nicht, was Ihr meint!"

„So? Wißt's nicht? Holla, mein Junge! wo habt Ihr Eure Augen! Laßt Euch was sagen; glaubt Ihr, daß die guten Sterne, die uns schon so manche Nacht — in Süd und Nord, in Ost und West, über uns und allüberall an diesem verdammt reinen Himmel in wunderbarem Glanze strahlend — friedlich herniederleuchteten, ohne ihre Stelle zu verlassen oder sich sonst wie unanständig aufzuführen, das viele Schneuzen vielleicht ausgenommen; glaubt Ihr, daß diese Sterne nun plötzlich die Lust angewandelt habe, so zum bloßen Zeitvertreib, aus purer Langerweile mit uns Versteckens zu spielen?"

„Wie so! — — Ha, in der That — dort sind die Sterne verschwunden! —"

Mit diesem Ausrufe der höchsten Ueberraschung streckte Lepaile seine Hand gegen die vorhin schon vom Hochbootsmanne angegebene Himmelsgegend, während seine Augen unverwandt in dieselbe Richtung starrten.

Adele folgte seinem Beispiele und bemerkte nun, gleich den Uebrigen, daß im Nordost, bis zu einer ziemlichen Höhe des Himmelsgewölbes ansteigend, ein leichter, dünner, kaum von der tiefblauen Farbe des Firmamentes zu unterscheidender Nebelflor am Himmelsbogen heraufgezogen war, welchen man vielleicht bei seinem langsamen, kaum merklichen Fortschreiten und bei seiner gleichmäßigen Färbung nicht so bald bemerkt hätte, wären nicht durch ihn die Sterne allmählich verdüstert, verhüllt und unsichtbar gemacht worden.

Der Hochbootsmann weidete sich einen Augenblick an dem Erstaunen seiner beiden Freunde; dann wandte er sich wieder an Lepaile.

„Nun, mein Junge, was sagt Ihr jetzt zu der Sache? Ist das nicht ein veritabler Nebelstreif, der da heraufsteigt, um uns das Erlösungswort zu verkünden? Fassen Sie ihn nur einmal scharf in's Auge — he! sehen Sie, wie er allmählich und langsam gegen uns heraufrückt, wie er zuerst mit einem leichten Flor immer mehr die Sterne umschleiert, so daß sie trüber und trüber leuchten, bis sie unter dem nachrückenden, düsteren Schwaden völlig erblinden! — Beim fliegenden Holländer! ehe zwölf Stunden vergehen, wird er uns mehr als eine Mütze voll Wind gebracht haben! —"

„Wie! Sie glauben, daß dieser Nebel eine Aenderung im Wetter anzeigt?"

„Glauben, Mann, glauben? — Hol' mich Dieser und Jener, wenn ich's nicht gewiß weiß. Da hört sich das bloße Glauben auf. Verlaßt Euch auf mich, Jungens; ehe die Hundewache, der ich heute angehören werde, ihr Ende erreicht, ist von all dem Sterngewimmel da oben so wenig eine Spur mehr zu sehen, als ob Herr Boreas mit einer tüchtigen Wichsbürste sie alle schwarz überschmiert hätte; und damit auch die schnell darüber hinfegende Glanzbürste nicht ausbleibe, so werden wir, ehe die Vormittagswache mit der Mittagswache wechselt, eine so tüchtige Brise haben, wie je Mutter Carrei's Hühnchen sie einer ordentlichen Theerjacke anzuzeigen beliebten!" —

„Gott sei gedankt!" riefen Lepaile und Adele fast zu gleicher Zeit.

„Ja, dem Himmel sei Dank, der uns endlich aus der entsetzlichen Lage befreien will. Dauert der Wind auch nur einen halben Tag, so wird er unser gutes Schiff, das vor dem Winde vortrefflich segelt, aus der Region der Windstillen in jene der Passatwinde tragen. Und vor dem Winde werden wir segeln können, denn er kommt sicher aus Nordost, wie Ihr aus dem aufsteigenden Nebel sehen könnt. Haben wir dann nur einmal den Passat erreicht — und ich glaube immer, daß es der Passat selber ist, der, wie es manchmal aus bis jetzt noch nicht erklärten Ursachen vorkömmt, einen Strich weiter nördlich hält, und gerade mit vollen Backen mitten in den windstillen Raum hineinblasen wird — so hält nichts mehr unsere Fahrt auf, und in vierzehn Tagen landen wir in Cayenne!" —

Der Hochbootsmann hatte, während er sprach, kaum auf Adelen und Lepaile Acht gegeben, deren freudige Bewegung, im ersten Augenblicke durch die Aussicht auf Rettung vor dem Tode des Verschmachtens hervorgerufen, gar bald wieder einer düsteren und trüberen Stimmung zu weichen schien.

Bei dem letzten Worte des Hochbootsmannes aber überlief die beiden Unglücklichen ein fröstelnder Schauder, und ihre erbleichenden Lippen wiederholten stammelnd und traurigen Tones:

„Cayenne!"

„Nun, da haben wir's;" — rief der Hochbootsmann in einer durch nichts zu störenden guten Laune — „erst jammern die Unzufriedenen über die sie auf Eine Stelle bannende Windstille, und nun, wo ein tüchtiger Wind zu hoffen steht, der uns erlösen und unserem Ziele zuführen soll, ist ihnen dies auch wieder nicht recht! Ihr seid wirklich komische Leutchen — aber, Spaß bei Seite, sagt einmal, Lepaile, habt Ihr nun immer noch die alten Bedenken gegen meinen gutgemeinten Vorschlag, des Kapitän's Jolle zu Eurer und Eures Freundes Befreiung zu benutzen?"

Lepaile und Adele schauten überrascht empor, und ein Strahl der Hoffnung flog über ihre gramerfüllten Züge. Sie hatten während der letzten Augenblicke, allem Anscheine nach, des proponirten Fluchtversuches gänzlich vergessen; und nun wurde ihnen mit der Erinnerung an ihn auch dessen Zusammenhang mit der sich ankündenden Witterungsveränderung klar.

Der Hochbootsmann hatte ein neues Stückchen Kautaback genommen, und die Ueberbleibsel des alten in einem weiten Bogen über Bord geschleudert. Nachdem er mit dieser wichtigen Arbeit zu Ende gekommen, wendete er sich wieder augenblinzend und ein freundliches Lächeln auf den wettergebräunten Zügen an Lepaile, dessen Hand er ergriff und herzlich drückte.

„Lepaile, Sie und Ihr Freund, oder vielmehr ihre kleine Freundin hier, haben mir, vom ersten Augenblicke unserer Bekanntschaft an, ein großes, wahres Interesse eingeflößt, und ich habe mir nun einmal vorgenommen, Alles zu thun, was in meiner Lage möglich ist, um Sie und Ihren Freund da unten im Gefangenraum zu retten. Als uns die Windstille überfiel, tauchte ein Rettungsplan in meinem Geiste auf, und ich traf seit langer Zeit Vorkehrungen, um ihn — wenn der Augenblick zu seiner Ausführung gekommen — ungehindert verwirklichen zu können. So lange nun die Windstille andauerte, war es für Leute, die nicht gewöhnt sind, mit Rudern umzugehen, eine völlige Unmöglichkeit, den schrecklichen Bann der Windstillen-See zu verlassen. Ihr, meine Freunde, seid in der That — selbst wenn Ihr, was doch leider nicht der Fall ist, im Besitze Eurer vollen Kräfte wäret — zu wenig Seeleute, um Tage lang fort und fort rudern zu können. Ihr hattet nur Aussicht zu entkommen, wenn Euch ein freundlicher Wind ermöglichte, ein leichtes Segel zu stellen. — Ich mußte also mit der Ausführung meines Planes warten, bis sich das Wetter zu ändern versprach; und dies geschah, ohne daß ich von Eurer aus etwas überspannten Gründen herrührenden Weigerung wußte. — Aber nun zeigt sich endlich der langersehnte Wind. Nun ist es möglich, meinen Plan auszuführen, und auch Ihr werdet nichts mehr dagegen einzuwenden haben, ein Schiff zu verlassen, das Euch der Sklaverei entgegenführt, dessen Bewohner Ihr aber nun durch Wegführung der Jolle in keinerlei Gefahr bringet, da auch das Schiff — wie ich Euch schon sagte — in wenigen Stunden seine Fesseln brechen und mit vollen Segeln seinem Ziele zusteuern wird. — Der Augenblick zur Befreiung ist gekommen; wollt Ihr ihn benutzen?"

Lepaile und Adele riefen wie aus einem Munde ein zustimmendes „Wir wollen!"

„Nun denn, an's Werk also! Aber ehe Ihr das Wagestück beginnt, ist es meine Pflicht, Euch auf die Gefahren aufmerksam zu machen, die Euch

dabei bedrohen. Nur die Ueberzeugung, daß es keine andere Hülfe giebt, ließen mich die Flucht Euch anrathen. Ich will Euch nicht täuschen; Ihr geht allerdings der Freiheit — aber möglicherweise auch dem Tode in seiner schrecklichsten Gestalt entgegen. Euch droht — allein auf der öden Fläche der See und eingehüllt von mephytischen, dem Meere entsteigenden Dünsten, eingeschlossen von dessen träger Fluth, die auf's Neue mittels der Ruder zu bewältigen Euch gar bald die Kräfte ermangeln werden — eine abermalige Windstille, und mit ihr der Tod des Verschmachtens. Euch droht aber auch der Wind, der möglicherweise zum Sturme anwachsend, Eure schwache Nußschaale mitten hinein in die tobenden Fluthen treiben würde, die, gar bald über dem niederen Bord zusammenschlagend, Euch und Euer Boot verschlingen würden und begraben in der Tiefe des Oceans. Aber auch selbst, wenn Euch der Wind günstig bliebe, wenn Euch keine Windstille aufhielte, kein Sturm vernichtete, wenn Ihr glücklich die Region der steten Passate erreichen würdet; so bedenkt, daß Ihr dann immer noch einen Weg von vielen hundert Meilen zurückzulegen habt, bis Ihr die nächste Insel erreicht; bedenkt, daß Ihr, der nautischen Wissenschaften nicht kundig, gar leicht Euren Weg verfehlen und in endloser Oede trostlos und verzweifelnd, ein Spiel der Wogen und des Windes, herumtreiben würdet, bis Euer geringer Mundvorrath verzehrt, Eure Kräfte erschöpft wären, und Ihr rettungslos dem in tausend Gestalten lauernden Tode zum Opfer fielet! — Oh, bedenkt das Alles, ehe Ihr das Wagniß besteht! Erwäget wohl, ob es nicht dennoch besser wäre, in Cayenne eine Aenderung Eures Schicksals zu erwarten, als so schrecklichen Gefahren entgegenzugehen!"

„Und was wäre das Schlimmste, das uns auf unserer Flucht begegnen könnte?" fragte Lepaile mit ruhiger Stimme.

„Der Tod!" war des Hochbootsmannes Antwort.

„Aber der Tod erwartet uns ebenfalls in Cayenne. Und dort würde er uns in Sklavenketten finden, während er hier freie Männer träfe. Wie kann da von Bedenken die Rede sein, wo es für einen wahren Mann gar keine Wahl giebt. „Die Freiheit oder den Tod!" haben wir so oftſ chon zu unserem Wahlspruche erhoben, daß wir ihm getrost auch jetzt folgen werden! — Also die Freiheit oder den Tod!"

Und Adele wiederholte, Fieberröthe auf den Wangen und mit vor Aufregung bebender Stimme:

„Die Freiheit oder den Tod!"

Der Hochbootsmann drückte ernst und feierlich beider Verbündeten Hände.

„Gott gebe Eurem Entschlusse seinen Segen! Was Menschen thun

können, um ihn glücklich ausführen zu helfen, soll geschehen. — Von dem Orte aus, an dem wir uns gegenwärtig befinden, dürfte das nächste, mittels des zu erwartenden Nordostwindes erreichbare Land, eine der virginischen Inseln sein. Wenn Euch der Wind einigermaßen günstig bleibt und Ihr den rechten Cours steuert, könnt Ihr in längstens zehn Tagen dort anlangen. Man wird Eurer Landung kein Hinderniß entgegenstellen; im Gegentheile werden die dortigen Einwohner sich bemühen, Eure Ueberfahrt von Westindien nach Nordamerika zu ermöglichen. Von unserer Fregatte werdet Ihr auch nicht viel zu fürchten haben. In dem Zustande, in dem sich unser Schiff und die Mannschaft befinden, wird es dem Kapitän, dem daran liegen muß, sein Ziel zu erreichen, nicht im Entferntesten in den Sinn kommen, eine lange Jagd auf Euch zu machen, um so weniger, da er nicht wissen wird, nach welcher Seite Ihr Euch gewandt. — Lebensmittel, wenn auch freilich blos Zwieback, da der allein noch zu genießen ist, werdet Ihr, für zehn bis zwölf Tage ausreichend, im Boote finden. Was das Wasser betrifft, so ist es — wie Ihr leider wisset — kaum mehr trinkbar; indessen ist es noch immer besser, als Seewasser, und ich habe Euch ein kleines Tönnchen voll in's Boot geschafft. — Ihr seht daher — — aber die Zeit verrinnt — da schlägt's eben Mitternacht! Meine Wache beginnt — bleibt Ihr einstweilen hier oben, in einer halben Stunde ungefähr, wenn meine Leute sich zur Ruhe gelegt haben werden, bin ich wieder bei Euch, um das Rettungswerk zu beginnen!" —

Nach diesen Worten ließ sich der Hochbootsmann eiligst an den Wanten hinabgleiten. Als er auf Deck anlangte, hatte eben die große Schiffsglocke den letzten Schlag der zwölften Stunde verhallt. Die erste Wache war zu Ende, und deren Angehörige taumelten schlaftrunken in den Raum hinab und ihren Schlafstellen zu, während die Mannschaft der Hundewache aus den Luken heraufstieg. Nach einigen Worten mit dem bis jetzt befehligenden Offiziere, nach einem Blicke zu den Segeln hinauf, die schwer, wie aus Blei gegossen, herabhingen und einem solchen nach dem Manne am Steuer hinüber, der träumend in die glänzende Fluth schaute, übernahm der Hochbootsmann die Wache und schritt bald, in tiefe Gedanken versunken, auf dem Hinterdecke auf und ab. Die Matrosen legten sich gar bald unter das Segelzelt und setzten ihre unterbrochenen Träume fort; tiefe Ruhe lagerte über dem Schiffe, einzig unterbrochen von den Schritten des wachenden Hochbootsmannes. —

Eine Stunde mochte ungefähr seit der eben beschriebenen Scene verflossen sein. Auf Deck und im Raume des Christophus Columbus schien Alles in tiefem Schlafe zu ruhen. Kein Zeichen des Lebens ward an Bord laut; noch ein solches in den Wassern des Oceans, oder in den regungslosen Lüften. Tiefe Finsterniß, Ruhe und Schweigen ringsum. —

Auch in jener Zelle des Zwischendeckes, welche Bernard bewohnte, herrschte lautlose Stille.

Der Arme, Unglückliche, von körperlichen und Seelen-Leiden Erschöpfte hatte endlich gegen Mitternacht, nachdem er sich lange ruhelos, gepeinigt von der dicken, ungesunden Luft, von der unerträglichen Hitze, dem nagenden Hunger und den Bissen und Stichen einer Insektenheerde, welche allgemach die Räume des Schiffes eroberte und erfüllte, hin und her gewälzt hatte, den so lang ersehnten Schlaf und mit ihm auf Augenblicke von der Erdenqual erlösende Träume gefunden.

Er lag halb entkleidet in der schmutzigen Hängematte des kleinen, dumpfigen Gelasses. Sein abgemagerter Körper zeugte von den Leiden, welche er nun schon so lange Zeit erdulden mußte. Aber ein Lächeln spielte um die blassen Lippen — er träumte von der theuren Heimath und von Adelen. —

Die Schiffsglocke hatte eben die erste Stunde des neuen Tages in lauten, weit über die See hin schallenden Tönen verkündet.

Durch den Gang der Batterie auf der Starbordseite schwirrte ein leiser, eigenthümlicher Ton.

Dieser Ton verstummte, um einem andern noch leiseren, noch unerklärlicheren Geräusch zu weichen.

Es war wie ein Schaben und Kratzen, das sich an der inneren Seite der Batterie, gegen jene die Zellen absondernden Verschläge zu, vernehmlich machte. —

Bernard wälzte sich unruhig auf seinem Lager. Jene Töne, so leise, so unhörbar fast sie immerhin sein mochten, waren doch genügend, um seinen Schlaf zu stören und ihm das Gefühl von etwas Ungewöhnlichem und Außerordentlichem in seine Träume hinüberzutragen. Denn dieses vorsichtig unterdrückte Geräusch tönte in unmittelbarer Nähe seines Kopfes an der gegen die Batterie stoßenden Zellenwand.

Noch halb im Schlafe wendete er sich gegen diese Wand, und mit der Hand gegen die Stelle pochend, wo das Geräusch am deutlichsten vernehmbar war, fragte er mit jenen stammelnden und undeutlichen Lauten der Schlaftrunkenheit, wer ihn störe und ob Jemand etwas von ihm wolle.

Das Geräusch verstummte augenblicklich. Aber indem es verstummte, zeigte sich noch eine andere Veränderung. Eines der Bretter in der schmäleren Wand der Zelle, in jener eben, welche an die Batterie stieß, begann sich zu bewegen und verschwand bald gänzlich von seiner bisherigen Stelle, einen Raum offen lassend, groß genug, um einen Mann, wenn sich dieser von der Seite und gebeugt hindurchdrängte, passiren zu lassen.

Dieses Brett war mittels einer feinen Stahlsäge, in der Höhe von ungefähr 5 Fuß vom Boden des Deckes an, durchsägt worden; und zwar an einer Stelle, an welcher, von jener gewaltsamen Sprengung dieser Wand während des beschriebenen Sturmes her, noch eine schlecht verwahrte Oeffnung geblieben war, welche es leicht gestattete, die Säge einzusetzen. Nachdem das Brett auf diese Art in zwei Theile getrennt worden, war es ein Leichtes, den unteren Theil aus seinen Fugen zu lösen und zu entfernen.

Diese Arbeit war so leise und mit solcher Geschicklichkeit verrichtet worden, daß außer den schon erwähnten, beinahe unvernehmlichen Tönen, welche nicht über die allernächste Umgebung der Zelle hinausdrangen, nichts die Ruhe und das Schweigen der Nacht unterbrach.

Durch die also entstandene Oeffnung strömte ein etwas kühlerer und frischerer Luftzug in die mit brodelndem Dunste erfüllte Zelle und weckte, über Bernard's Antlitz streifend, diesen vollständig aus seinem Halbschlummer.

Mit einem leisen Schreie der Ueberraschung fuhr er in die Höhe und starrte durch die vom Glanze des Mondenlichtes erfüllte Oeffnung, in die mit dessen milchweißem Scheine übergossene Batterie und auf eine gerade gegenüber befindliche Stückpforte, von welcher die Kanone etwas zurückgeschoben war, so daß durch dieselbe ein Theil des glänzenden Meeresspiegels sichtbar wurde.

Dieser lichtstrahlende Anblick übte auf den so lange Zeit von Nacht und Dunkel umhüllten Unglücklichen einen zauberhaften, aber blendenden Einfluß aus. In der That vermochten seine, von dem ungewohnten Lichte schmerzlich berührten Augen im ersten Augenblicke die Einzelnheiten seiner Umgebung nicht zu unterscheiden.

Ehe er noch im Stande war, sich zu fassen und diese ihm unerklärliche Erscheinung zu begreifen, tönte neben ihm, so nahe seinem Ohre, daß der warme Hauch des Sprechenden seine Wangen berührte, eine Bernard bekannt scheinende leise Stimme.

„Keinen Laut, Mann, wenn Euch Euer Leben lieb ist! — Verhaltet Euch so ruhig als möglich! — Es sind Eure Freunde, die Euch zu be-

freien kommen. — Thut schnell, was ich Euch sage, denn die Zeit drängt!" —

Bernard ward durch diese Worte in neues Staunen versetzt. — Befreiung? — Ihm, der auf solches Glück nicht mehr zu hoffen wagte, sollte Befreiung werden? — Das schien ihm beinahe unglaublich; und noch unter dem Einflusse der Ueberraschung und des ihm Unbegreiflichen stehend, bemächtigten sich bange Zweifel seiner Seele und machten ihn geneigt, in dieser Begebenheit eine ihm gestellte Falle zu vermuthen und an tückischen Verrath zu glauben.

Solche Gedanken ließen sich allerdings durch nichts rechtfertigen; aber die lange Zeit vom Schicksale Verfolgten, die mit Leiden über ihre Kräfte Beladenen, gelangen nach und nach stets in einen Zustand der Zweifelsucht und des Mißtrauens. Auch der natürlichsten Begebenheit suchen sie Gründe zu unterschieben, wie sie mit ihrem Seelenzustande harmoniren.

So auch Bernard. Mit zwar leiser, aber rauher und gepreßter Stimme entgegnete er:

„Freunde? — Ich habe keine Freunde; und ich kenne Euch nicht, der Ihr mich mit lügenhaften Vorspiegelungen bethören wollt!"

„Hab' ich's nicht gesagt, daß der Junge Umstände machen wird! Aber beim Teufel, wenn Ihr Euch nicht sputet, so verlieren wir die schöne, kostbare Zeit! Jeden Augenblick kann ein Zufall eintreten, der Euch und mit Euch — Lepaile und Adele in's Verderben reißt!" —

„Lepaile — Adele! — Sie schicken Euch, Mann? Sie — gebt mir ein Zeichen, daß Ihr die Wahrheit sprecht!"

„Glücklicher Weise haben wir uns für diesen Fall vorgesehen. — Hier nehmt! 'S ist ein Ring, den Euch Adele sendet. — Glaub, sollt ihn kennen, he?"

Mit diesen Worten überreichte der Hochbootsmann — denn dieser war es, der mit Bernard sprach — Letzterem einen kleinen, mit einem einzigen, hellfunkelnden Steine gezierten Goldreif.

Bernard drückte diesen, kaum daß er ihn empfangen und einen Augenblick gegen das Mondlicht gehalten hatte, mit Inbrunst an die Lippen. Der Mond spiegelte sich aber nicht allein in diesem Diamanten, er strahlte auch aus einer schweren Thränenperle wieder, die sich aus Bernard's Wimpern stahl.

„Nun denn — ich folge Euch! — Sagt, was ich beginnen soll. Ihr werdet nie einen folgsameren Vollstrecker Eures Willens gefunden haben!" —

„Na, endlich! Dacht' mir's wohl, daß Ihr nicht ewig gegen den

Wind halten werdet! Bleibt jetzt vor Allem ganz still und erspart Euch die Fragen, die Ihr allenfalls thun möchtet, auf später. Hätt' jetzt keine Zeit, sie zu beantworten. — Thut Eure rechte Hinterflosse da herauf, Mann, damit ich Euch den Eisenschmuck durchfeilen kann, der Euch an diesen angenehmen Aufenthalt fesselt!" —

Bernard gehorchte, ohne eine Silbe zu erwidern. So sehr es ihn auch drängte, etwas Näheres über die Vorkommnisse zu erfahren, welche seine Befreiung erwirken sollten, und über Adele, die ohne Zweifel jetzt ebenfalls für ihn thätig war; so billigte er doch nun vollkommen des Hochbootsmannes Gründe, welche ihm Eile und Schweigen auferlegten.

Sein Befreier hatte eine kleine, scharfe Feile aus der Tasche gezogen und begann geschickt, die Kette am Fußgelenke Bernard's zu zertheilen. Die Fessel selbst zu durchfeilen und abzunehmen, hätte zu viel Zeit erfordert. Das konnte später, war der Gefangene nur erst wirklich in Freiheit, mit leichter Mühe geschehen.

Nach kaum zehn Minuten war Bernard's Fuß von der ihn hemmenden Kette befreit. Nicht längerer Zeit bedurfte es, um auch seine Hände der Fesseln zu entledigen. Bernard war frei — er konnte sich wieder, ungehindert von der schweren Last, bewegen; er konnte wieder seine Arme gebrauchen; und er benutzte diese Freiheit, um seinem Retter in einer Regung der überwallenden Dankbarkeit an den Hals zu sinken und ihn fest an die von Wonne erfüllte Brust zu drücken.

„Ah, laßt das, Mann, laßt das! Dazu haben wir jetzt keine Zeit; 's ist noch mehr zu thun!"

Mit diesen Worten befreite sich der wackere Hochbootsmann aus der Umarmung Bernard's und schritt diesem voran aus der Zelle in den Batterieraum hinaus, indem er Bernard bedeutete, ihm zu folgen.

Wir haben schon gesagt, daß von der, Bernard's Zelle gegenüberliegenden Stückpforte das Geschütz etwas zurückgezogen war, so daß zwischen dessen Mündung und der Oeffnung in der Schiffswand ein genügend breiter Raum frei blieb, um einen Mann hindurchschlüpfen zu lassen.

Dorthin wandte sich der Hochbootsmann, und seinen Oberleib so weit als möglich aus der Stückpforte hinauslegend, schien er einen unter ihm, außerhalb des Schiffes, befindlichen Gegenstand scharf zu betrachten und nach kurzer Weile dort hinab ein leises, eigenthümliches Zeichen, fast dem Schreie einer Seemöwe ähnlich, zu geben.

Dann zog er sich wieder aus der Oeffnung zurück und wandte sich an Bernard.

„Dort unten, mein Freund, auf der spiegelglatten See, wartet Euer

ein kleines, leichtes Boot, das Euch der Freiheit zuführen soll. In demselben werdet Ihr Eure Freunde, Lepaile und Adele, finden. — Geht nun mit Gott! Nichts steht Eurer Flucht mehr entgegen. — Aber vorher nehmt noch diese zwei Pistolen und dieses Beil. Wer weiß, zu was sie Euch dienlich sein können. Auf einer so abenteuerlichen Fahrt, wie Ihr sie beginnt, ist es immer gut, bewaffnet zu sein. Munition hat Euer Freund Lepaile zur Genüge. — Und nun lebt wohl und seht zu, daß Ihr so schnell als möglich aus dem Gesichtskreise unsers Schiffes kommt!

Der wackere Mann drückte zum Abschiede Bernard's Hand. Dieser aber blieb, statt der Aufforderung desselben Folge zu leisten, etwas betreten auf seinem bisherigen Platze stehen und schaute fragend nach allen Seiten umher.

„Nun, was habt Ihr noch, Mann? Könnt Ihr Euch von Eurem Gefängnisse nicht trennen?" —

„Mein wackerer Befreier, nichts wäre mir erwünschter als dies. Allein, ich muß in der That gestehen, daß ich nicht einsehe, auf welche Weise ich es bewerkstelligen soll, aus diesem festen Käfige herauszukommen." —

„Ah so! Nun, hätt's beinahe vergessen, Euch zu sagen. Kommt einmal bei! — Hier, seht Ihr die Stückpforte da vor Euch?"

„Allerdings, allein — —"

„Nun, durch diese müßt Ihr eben kriechen. Sie ist geräumig genug, um Euch durchzulassen. Außerhalb derselben werdet Ihr ein dort befestigtes Tau finden, an welchem Ihr Euch in das gerade unter dieser Stückpforte haltende Boot hinablassen müßt. Seid Ihr einmal dort, so kappt schnell das Tau, welches Euch an die Seite des Schiffes befestigt, und legt Euch mit allen Kräften in die Ruder, welche ich zur Vorsicht und um so wenig Lärm als möglich damit verursachen zu lassen, umwickelt habe. — Nun, Gott befohlen — und auf Wiedersehen unter glücklicheren Verhältnissen!" —

Der brave Mann entfernte sich nach diesen Worten eilig von Bernard, um sich dessen Dankesergießungen zu entziehen.

Einen Augenblick noch blieb dieser stehen, in der ersten Regung seiner Gefühle unschlüssig, ob er ihm nicht nacheilen sollte, seiner Dankbarkeit Ausdruck zu geben. Aber im nächsten Momente sah er ein, daß er dadurch leicht Alles verderben könnte, und — die Belohnung des edlen Mannes Gott empfehlend — eilte er zur Stückpforte, um, durch diese sich hindurchwindend, das Tau zu erreichen, an dem er sich vom Bord des Schiffes hinablassen konnte. —

Seine Gestalt war bald durch diese Oeffnung verschwunden. Einige Augenblicke noch konnte man ein leichtes Geräusch vernehmen, das allmählich leiser werdend, bald gänzlich verstummte.

Tiefe Ruhe lagerte wieder über dem Schiffe und über der leise, wie im Bewußtsein des herannahenden Windes, erbebenden See.

Im Osten begann sich der mit einem grauen Nebelschleier überzogene Himmel allmählich zu lichten. Ein röthlicher Schein dämmerte dort auf — der Verkündiger des nahenden Tages. —

Eine kurze Weile, nachdem Bernard verschwunden, näherte sich eine dunkle Gestalt durch die Batterie der verlassenen Zelle.

Es war der Hochbootsmann. Er warf — vor jener Stückpforte angekommen — einen raschen Blick durch dieselbe auf die See hinaus. In der Ferne zeigte sich ihm ein dunkler, auf dem Wasser treibender Gegenstand. Es war das Boot, das drei so lange Getrennte, so lange von dem Schicksale Verfolgte der Freiheit entgegenführte.

Der Hochbootsmann schickte diesen einen heißen Segenswunsch nach. Dann wandte er sich gegen den Raum zurück. Mit Anwendung seiner vollen, riesigen Kraft brachte er das zurückgeschobene Geschütz wieder an seine frühere Stelle hin, nachdem er zuerst noch das aus der Stückpforte herabhängende Tauende an sich gezogen, von seinem Haltepunkt gelöst und in den Raum zurückgeworfen hatte.

Als er solchergestalt hier die Spuren der Flucht verwischt hatte, ging er daran, das Gleiche mit der Zellenwand zu thun, in welche er das ausgebrochene Brett wieder einfügte und die annoch bleibenden Spalten möglichst unkenntlich zu machen suchte.

Da ihm dies gelungen, eilte er auf das Deck zurück, woselbst er noch die ganze Mannschaft in Schlaf versunken antraf, und setzte seinen, auf kaum eine halbe Stunde unterbrochenen Spaziergang auf der Starbordseite des Schiffes fort. —

Nach einer Stunde etwa rief er plötzlich mit lauter Stimme die Schläfer wach. Die Matrosen eilten, von diesem seit so langer Zeit entwöhnten Rufe erschreckt, unter dem Segelzelte hervor an die ihnen angewiesenen Plätze.

Im Nordosten hatte das Meer eine dunklere Farbe angenommen. Diese rührte von den sich unter dem erwachenden Winde kräuselnden Wellen her.

Mit der Hand nach dieser Richtung deutend, zeigte der Hochbootsmann seiner ihn fragend umstehenden Mannschaft dieses erfreuliche Zeichen, indem er sie zugleich auf die Nebelwand, welche nun beinahe den ganzen Himmel umzogen hatte, aufmerksam machte.

Ein lauter, weithin schallender, nimmer enden wollender Jubelruf war die Antwort der aus ihrer bisherigen stumpfen Verzweiflung nunmehr zur ausgelassensten Freude übergehenden Mannschaft.

Dieser Freudenruf brachte auch die übrige Mannschaft und die Offiziere auf Deck. Alles erkannte, daß sich der Hochbootsmann in seiner Prophezeihung keineswegs geirrt habe. Die Rettung aus ihrer entsetzlichen Lage nahte auf den Fittigen des Windes.

Der Tumult, die Aeußerungen der Freude und des Jubels, die sich nun erhoben, sind unbeschreiblich. Einer gratulirte dem Andern zu der Erlösung aus ihrem Elende; Jeder drückte seinem Nebenmanne die Hände oder sank ihm wohl gar in überströmender Freude an die Brust; Alles jubelte, lachte, sang — und dazwischen, kaum vernehmlich unter dem allgemeinen Lärme, tönten die Befehle der Offiziere, das Schiff bereit zu machen zum Empfange des werthen, mit Sehnsucht erwarteten Gastes — des Windes.

Und dieser nahte auf den höher und höher sich kräuselnden Fluthen. Schon hob er schwerfällig hie und da eines der in aller Eile gestellten Segel, wenn er es auch immer wieder — noch nicht kräftig genug, die schwere Last tragen zu können — lässig zurückfallen ließ, daß es träge gegen den Mast flappte.

Aber nun kömmt sie mit Macht heran, die kräftige, rettende Brise. Das Schiff stöhnt und zittert bis in seine innersten Rippen unter dem ersten gewaltigen Anprall der strömenden Luftmassen. Mit voller Kraft legen sich diese in die langsam nachgebende Leinwand, drängen sie im Bogen vom Maste fort, füllen die Segel und schwellen sie mehr und mehr, bis sich die Masten biegen und unter dem Drucke ihrer Segel gegen die Leeseite niederbeugen, bis sich diese zum Zerspringen blähen und ihre Taue bis zum Zerreißen anspannen — und nun das Schiff, gleich einem lebenden Wesen sich hebend und beugend, dahinfliegt über die leise wogende See auf den Flügeln des Windes. —

In der Freude über die kaum mehr gehoffte Rettung und unter den mannigfachen Arbeiten, welche erforderlich waren, um das während der zerstörenden Hitze arg schadhaft gewordene Schiff wieder seetüchtig zu machen, gedachte Niemand der beiden Matrosen Pierre und Jacques, noch vermißte man den Gefangenen in der Zelle No. 3.

Erst als das Nothwendigste geschehen und die Beschäftigung wieder eine geregelte geworden war; erst als sich Mannschaft und Offiziere von den Leiden der letzten Zeit und von der überwältigenden Freude der Rettung einigermaßen zu erholen anfingen und das gute Schiff bereits hunderte von Meilen von jener Stelle entfernt war, woselbst die Flucht stattgefunden; erst am zweiten Tage nach derselben entdeckte der Gefangenwärter die Abwesenheit Bernard's. Zu gleicher Zeit wurden die beiden Matrosen vermißt. —

Niemand konnte über dieses räthselhafte Verschwinden des Gefangenen die geringste Auskunft geben. Dies um so weniger, da man auch nicht die Zeit, wann dieses Ereigniß eingetreten, wissen konnte. Man vermochte deshalb auch keine der Wachtmannschaften oder der diese befehligenden Offiziere für den Vorfall verantwortlich zu machen. Alle waren zu gleichen Theilen dabei interessirt. — Das Einzige, was einigen Aufschluß geben konnte, war das Fehlen der Jolle des Kapitäns. Dies erklärte wenigstens, mit welchen Mitteln der Gefangene, mit dem man ganz richtig die ebenfalls verschwundenen beiden Matrosen im Einverständnisse glaubte, das Schiff verlassen hatte.

Der Zorn des Kapitäns, als ihm von dem Vorfalle Meldung gemacht wurde, war grenzenlos. Er konnte sich über dieses Entwischen eines der ihm übergebenen Schlachtopfer nicht trösten und behauptete, dadurch an seiner Ehre kompromittirt zu sein. Im Anfange schien er sogar Lust zu haben, sein Schiff zu wenden und damit Jagd auf seine eigene Jolle und deren Flüchtlings-Inhalt zu machen. Da er aber durchaus keine Idee von der Richtung hatte, welche diese eingeschlagen, so mußte er diesen Vorsatz gar bald wieder aufgeben. Um sich für diesen Verlust aber einigermaßen zu entschädigen, verdoppelte er die Wachsamkeit, die Strenge und die Unmenschlichkeit gegen die übrigen Deportirten und damit deren bis zum Uebermaße anwachsende Qualen. Als eine wahre schwimmende Hölle erreichte die Fregatte Christophus Columbus endlich nach abermaliger vierzehntägiger Fahrt ihr Ziel, Cayenne. — — —

Lepaile und Adele hatten nach jener Unterredung mit dem Hochbootsmanne in den Marsen des großen Mastes, welche dadurch unterbrochen worden, daß ihr Freund zur Uebernahme seiner Wache auf Deck hinabmußte, geduldig seiner Wiederkehr gewartet.

In nicht gar langer Zeit erschien dieser auch wirklich wieder und unterrichtete die opfermuthigen Freunde von der Art und Weise, wie die Flucht Bernard's bewerkstelligt werden sollte.

Seinen Anweisungen folgend, ließen darauf Lepaile und Adele, unterstützt von dem kräftigen und gewandten Hochbootsmanne, die Jolle an ihren Tauen vom Decke in die See hinab, klommen dann — nachdem sie von dem braven Manne einen herzlichen und gerührten Abschied genommen — an Bord des kleinen Bootes und ruderten dieses so geräuschlos

als möglich jener Stelle zu, welche der Hochbootsmann ihnen bezeichnet hatte. —

Dort warteten sie, zwischen Furcht und Hoffen die peinlich langen Minuten zählend, ihres Freundes Bernard, der nun endlich, nach so langer Zeit der Trübsal, wieder in ihren Armen ruhen und von ihnen der Freiheit entgegengeführt werden sollte.

Der ersehnte Augenblick erschien. Bernard's Antlitz zeigte sich, hell vom bleichen Lichte des Mondes umflossen, in dem dunklen Rahmen der Stückpforte über ihren Häuptern. Wenig fehlte, daß bei diesem Anblicke Adele nicht ihre Fassung verlor und sie nicht abermals einen sie verrathenden Schrei ausgestoßen hätte. Aber die Gefahr gab ihr Muth, Geistesgegenwart und Kraft, ihre Gefühle zu bemeistern.

Langsam und vorsichtig, jedes Geräusch vermeidend, klomm Bernard an dem schwankenden Taue hernieder. Jetzt war er nur noch wenige Fuß breit vom Borde der Jolle entfernt, jetzt berührte er deren Rand, jetzt — jetzt hatte er den Boden des kleinen Bootes erreicht und lag, Alles vergessend, die Gefahren der Gegenwart, die Leiden der Vergangenheit und die Sorge um die Zukunft, in einem seligen Ueberquellen der Gefühle, in den Armen, an der Brust seiner geliebten Adele.

Lepaile wußte wohl, daß in diesem Augenblicke alle Ermahnungen fruchtslos gewesen wären. Er verlor deshalb auch keine Zeit mit nutzlosen Versuchen, die beiden Liebenden, nach so langer Zeit endlich Vereinten, wieder zu trennen, sondern machte sich einstweilen allein an die Arbeit, welche so unbedingt nothwendig war.

Mit einem scharfen Beile kappte er die das Boot noch an das Sklavenschiff fesselnden Taue und griff dann schnell zu den Rudern, mittels deren er — sie so geräuschlos als möglich gebrauchend — allgemach einen immer weiteren Raum zwischen Boot und Schiff brachte.

Die Bewegung des Bootes brachte die Liebenden wieder zu sich und weckte sie aus dem seligen Liebestaumel zu den sie erwartenden Mühen der Wirklichkeit. — Willig aber unterzogen sie sich diesen; sie sahen ja ein, wie sehr ihr eigenes Wohl erheische, daß sie keinen Augenblick länger zögerten, ihren treuen Freund Lepaile in seinen Bemühungen, sie zu retten, zu unterstützen.

Lepaile, der am meisten von den Dreien der Seemannskunde mächtig war, übernahm das Kommando, indem er sich dabei wieder nach den Anweisungen richtete, welche ihm der Hochbootsmann gegeben hatte.

Da sie das fest auf seiner Stelle liegende Schiff noch sahen, so konnten sie mit ziemlicher Genauigkeit einstweilen ihre Richtung nach diesem be-

stimmen, von welchem sie südwestwärts abzukommen suchten. Bei anbrechendem Tage hofften sie das Schiff aus den Augen zu verlieren, konnten aber dann mit der zunehmenden Helle sich des Kompasses bedienen, und nach diesem und den andern Instrumenten ihren Cours steuern.

Bis jetzt ließ sich noch nicht die leiseste Regung des versprochenen Windes verspüren. Demnach hatten die Flüchtlinge es auch unterlassen, den Mast aufzurichten und das Segel zu stellen. Dies um so mehr, da das hellleuchtende Segel die Möglichkeit, vom Schiffe aus entdeckt zu werden, um Vieles vermehrt hätte.

Es blieb ihnen sonach nichts Anderes übrig, als sich der Ruder zu bedienen, und da Lepaile, der Kräftigste von ihnen, hier unentbehrlich war, sollte das Boot schnell vorwärts kommen; Adele andrerseits während ihrer Seereise genug Kenntnisse errungen hatte, um ein Boot steuern zu können: so erhielt diese ihren Platz am Steuerruder, während Lepaile und Bernard sich mit aller Macht in die Riemen legten. —

So waren sie, alle Kräfte aufbietend, um so schnell als nur immer möglich der gefährlichen Nähe der Fregatte zu entgehen, fast ohne ein Wort zu reden, einige Stunden lang fortgerudert; während Adele, die allein von den Dreien ihr Antlitz dem verlassenen Schiffe zugewendet hatte, einen steten und richtigen Cours steuerte, so daß sie die Fregatte bald weit hinter sich, auf ihrer Backbordseite, liegen ließen. Dabei forderte Adele die beiden Männer von Zeit zu Zeit auf, ihre Blicke rückwärts zu wenden und durch eigenes Ansehen sich von dem schnellen Fortgleiten ihres Bootes zu überzeugen; da gar bald für die Augen der Flüchtlinge Rumpf und Segel der Fregatte immer mehr zu Einer dunklen Masse zusammenschmolzen und dieselbe nach einiger Zeit nur noch als ein dunkler Punkt am Horizonte zu entdecken war.

Einige Stunden, nachdem sie die Fregatte verlassen hatten, gerade als die Sonne, von dichten Nebelschleiern halb verhüllt, eine glühend rothe Scheibe, den Fluthen des Oceans entstieg, fingen die Wellen, die sie nun — da die beiden Männer von dem unausgesetzten, angestrengten Rudern ermüdet und beinahe erschöpft waren — etwas langsamer durchschnitten, unter dem Einflusse der nahenden Brise sich zu kräuseln an. Eine kurze Zeit noch — und der kräftig einsetzende Wind spielte in den schwarzen Locken Adelens und fächelte kühlend die fieberglühenden Wangen der Flüchtlinge.

Zu gleicher Zeit fanden sie, als sie von einem lauten, freudigen Zurufe Adelens dazu aufgefordert, ihre Blicke in der Richtung, in welcher sie bis dahin die Fregatte erblickt hatten, wandten — diese ihren Augen

entrückt und verschwunden hinter den höher gehenden Kräuselwellen des Oceans.

Ringsum, so weit das Auge reichte, erblickte es nichts, als die leicht bewegte, schaukelnde und wogende Fläche der endlosen See; ringsum, übe dieser bleischwer ruhend, nichts als die nebelumflossene Wölbung der Himmelsdecke. Kein Schiff, kein Segel, kein noch so kleiner, von der Umgebung zu unterscheidender Punkt war am verschwimmenden Horizonte zu schauen.

Sie waren allein, die drei treuen Freunde, auf der weiten Oede des Meeres; allein und fern von jeglicher Hülfe der Menschen. — Aber sie waren auch frei, errettet aus den Banden der Sklaverei, der Entehrung und des Elendes, in welche sie schrankenloser, entsetzlicher Despotismus geschlagen! —

Ein lauter Schrei der Freude, des Entzückens und der Begeisterung entrang sich gleichzeitig den Lippen der drei Verlassenen, den Tücken des stets nach Beute haschenden, unersättlichen Oceans schutzlos Preisgegebenen. In seligem Aufjauchzen ließen sie die Ruder fahren und sanken sich in die treuen Freundesarme, also eine Gruppe der Aufopferung, des Heldenmuthes, der Liebe und der Freundschaft bildend, hingetragen über den Kontinente verbindenden Ocean von leise plätschernden Fluthen, übergossen und verklärt von den ersten Strahlen der siegreich die Nebel niederkämpfenden Sonne. — —

Nach einem Augenblicke des Glückes, während dessen sich alle drei uneingeschränkt dem Freudentaumel über ihre nunmehr für vollkommen gesichert gehaltene Rettung überlassen hatten, faßte sich Lepaile zuerst wieder und suchte unter den ihnen von dem Hochbootsmanne mitgegebenen Instrumenten ein Teleskop hervor, um mit dessen Hülfe noch einmal den Horizont nach der Fregatte zu durchsuchen.

In der That vermochte er nun auch diese, mit aller Leinwand, die sie tragen konnte, bei dem Winde segelnd, in weiter Ferne zu erblicken. Er konnte aus der Segelstellung sogar den Cours erkennen, welchen sie steuerte. Es war nicht der ihre, wie er zu seiner großen Beruhigung alsbald bemerkte. Die Fregatte hielt um einige Striche südlicher, als die Jolle bisher gesteuert war; und um die Entfernung zwischen den beiden Fahrzeugen so schnell als möglich noch um ein Bedeutendes zu vergrößern, beschloß Lepaile, für kurze Zeit von seiner bisherigen Richtung abzuweichen und um einige Striche noch mehr gen West zu halten.

Er theilte diesen Entschluß seinen Gefährten mit, welche ihn vollkommen billigten. Leider aber gebar derselbe für die armen Flüchtlinge eine neue Reihe von Leiden und Drangsalen. —

Obwohl der Wind jetzt voll aus Nordost blies, getraute sich Lepaile doch nicht, schon jetzt die Segel zu setzen, da diese mittels eines Teleskopes möglicherweise von der Fregatte aus bemerkt werden konnten. — Nach Einnehmung eines frugalen Frühmahles griffen sie demnach wieder zu den Rudern und setzten ihre Fahrt in der angegebenen Richtung fort.

Bernard und Adele hatten nun Muße genug, ihre Gefühle und Meinungen auszutauschen; indem sich nunmehr Lepaile zum Steuer setzte und, da ein schnelles Vorrücken nicht mehr so absolut nothwendig war, die Riemen Adelen und Bernard überließ, welche traulich neben einander sitzend, einen nicht gar zu fleißigen Gebrauch von denselben machten.

So rückten sie nur langsam vorwärts, indeß sich der Himmel immer mehr und mehr umzog und die stärker wehende Brise Lepaile mit Besorgniß erfüllte. Gegen Mittag waren die Wogen bereits zu einer beträchtlichen Höhe angewachsen. Um nicht von diesen überholt zu werden, wodurch der unvermeidliche Untergang des kleinen Fahrzeuges herbeigeführt worden wäre — indem die Wellen, schneller als das Boot vorwärts drängend, dieses in ihrem Niedersinken überfluthet und in den Grund gesenkt hätten — mußte sich Lepaile entschließen, dem brausenden Winde eine Fläche zu bieten, worin er sich fangen und somit das Boot, mindestens in derselben Schnelle wie die Wogen, vorwärts treiben könne. Er machte sich demnach daran, den Mast aufzurichten und das einzige für denselben bestimmte Segel zu stellen. Bernard und Adele halfen ihm nach Kräften mit; und bald war die Stenge in die Höhe gerichtet, das Segel daran befestigt und gelöst dem Winde preisgegeben, der sich nun mit vollen Backen in dasselbe legte und das Boot pfeilschnell über die tanzenden Wogen führte. —

Der Wind hielt diesen ganzen Tag und den folgenden in gleicher Heftigkeit an. Mit rasender Eile flog das leichte Boot über die stark wogende See hin, deren Spritzwellen von Zeit zu Zeit in das tiefgehende Fahrzeug schlugen, so daß die darin Befindlichen stets bemüht sein mußten, mit ihren Hüten und allem sonst dazu Dienlichen das Wasser aus dem kleinen Raume zu schöpfen. Dabei konnte nicht verhütet werden, daß die wenigen Lebensmittel, welche ohnehin einzig und allein aus verdorbenem Zwieback bestanden, völlig durchnäßt und durch das eindringende Meerwasser gänzlich ungenießbar gemacht wurden.

Die Nacht des zweiten Tages ihrer einsamen Fahrt brach an. Die Schrecken und Gefahren, welche die Armen von allen Seiten umgaben und bedrohten, vermehrten und verdoppelten ihre Heftigkeit mit der herniedersinkenden Dunkelheit. Beim Tageslichte war es wenigstens möglich gewesen, die ihnen entgegentretenden Gefahren zu erkennen, hie und da durch

einen schnellen Druck des Steuers einer besonders großen Woge auszuweichen und das hereingespritzte Wasser sogleich auszuschöpfen. Umgeben nun von völliger Nacht und Dunkelheit, umrast von dem heulenden Sturme, umtoset von den stets anwachsenden Wogen, mußten sie sich, gleichsam blind und mit gebundenen Händen, ihrem Schicksale überlassen und konnten nichts Anderes zur Abwendung der drohendsten Gefahren beginnen, als am Boden des Fahrzeuges hingekauert und dort festgebunden, damit sie nicht durch die Schwankungen desselben über Bord geschleudert oder von irgend einer Woge weggespühlt würden, ununterbrochen das hereinschlagende Wasser auszuschöpfen. Kein Schlaf kam bei dieser Arbeit in ihre Augen; wie sie nun auch bereits seit vierundzwanzig Stunden keine Nahrung mehr zu sich genommen hatten.

Heftiger und stärker raste die zu einer wilden Boe anwachsende Brise. Die Stenge bog sich unter der entsetzlichen Gewalt des auf das bis zum Zerplatzen angespannte Segel drückenden Windes. Jeden Augenblick mußten die Unglücklichen fürchten, den Mast unter dem unerhörten Drucke brechen, oder das Segel zerreißen zu sehen. In diesem Falle wären sie unrettbar verloren gewesen, da dann die Wellen das nicht mehr vom Winde fortgetriebene Boot überschüttet hätten. Diese Gefahr drohte ihnen auch, wenn die Wogen sich noch mehr erheben und dadurch dem Segel den Wind rauben würden. — In entsetzlicher Angst, jeden Augenblick ihren fast unvermeidlichen Untergang erwartend, alle Kräfte dabei anstrengend, um die nöthigen Arbeiten zu verrichten, durchwachten sie die endlos lange Nacht.

Endlich dämmerte der Morgen herauf. Mit dem anbrechenden Tage schien der Wind an Heftigkeit nachzulassen. Als die Sonne, dem Ocean entsteigend, mit ihren lichten Strahlen die Nebel vertrieb, legte sich allmählich der Wind. Gegen Mittag hatte er vollkommen seinen Charakter geändert und wehte nunmehr nur noch als leichte Brise, gerade hinreichend, um die Segel zu füllen. Auch die Wogen, obgleich noch hochgehend, begannen sich allmählich zu ebnen. Der Friede kehrte wieder in die Natur und das Boot glitt bald, von einem leichten Hauche fortgetrieben, durch die nur noch leise sich kräuselnden Fluthen.

Nach einem Dankgebete zum Höchsten, der sie abermals aus einer so furchtbar dräuenden Gefahr errettet, legten sich die im höchsten Grade Ermatteten zu der so nothwendigen Ruhe im Boote nieder, indem sie das Steuer festbanden und das Segel bei dem Winde stellten, von dessen sanftem Wesen sie jetzt kaum etwas zu fürchten hatten. Und bald entschliefen sie, die einsamen Wanderer auf dem Ocean, der jetzt lächelnd wie ein schuldloses Kind um sie spielte und nichts mehr von jenen Schrecken an sich hatte,

die er — ein entfesselter Tiger, der nach Blut und Leichen lechzet — vor wenig Stunden noch zur Schau trug. —

Erst spät am Abende erwachten die drei Leidensgefährten aus einem erquickenden und wohlthätigen Schlummer. Sie hatten, um die sengenden Strahlen der Sonne abzuhalten, die Ruder so über den Bord gelegt und mit allen entbehrlichen Kleidungsstücken überdeckt, daß sie dadurch eine Art von Zelt bildeten, unter welchem sie Platz genug fanden, um darunter liegen und des nothwendigen Schattens sich erfreuen zu können. Da die Luft durch den von Nordost wehenden Sturm noch etwas abgekühlt war, so war die Hitze bei weitem nicht so drückend und entkräftend, als sie es während der Zeit der Windstille gewesen; und die Erwachten fühlten sich wohler und kräftiger, als seit langer Zeit. Aber sie fühlten zugleich auch einen nagenden Hunger, einen peinigenden Durst — und zu ihrem Entsetzen fanden sie, daß sie durchaus keine genießbaren Lebensmittel mehr, noch auch Wasser oder ein anderes Getränk zur Stillung desselben bei sich führten.

Der Zwieback war — wie wir schon erwähnten — so vollkommen verdorben, daß es durchaus unmöglich war, diesen Brei von Würmern, modernden Brosamen und Seewasser zu genießen. Das wenige Wasser, was sie von Anfang an bei sich gehabt, hatten sie während der letzten Tage aufgebraucht. So schlecht es auch immerhin gewesen sein mochte, der Durst, diese entsetzlichste aller Folterqualen, hatte sie vermocht, es zu trinken; und nun wären sie froh gewesen, wenn sie nur noch welches gefunden hätten. Aber das Tönnchen war leer, und jenes andere Fäßchen, in welchem sich der Rum befand, mit Hülfe dessen sie das schlechte und verdorbene Wasser einigermaßen trinkbar gemacht hatten — wo war dieses hingekommen? Obwohl sie den kleinen Raum zehnmal durchsuchten, dieses Tönnchen war und blieb verschwunden. Ohne Zweifel hatte es vergangene Nacht eine heftigere Woge über Bord gespühlt, oder es war bei dem starken Schwanken und Schaukeln des Fahrzeuges hinabgerollt in die wogende See.

Wie dem nun auch sein mochte, es war und blieb verschwunden; und mit ihm das letzte Mittel, das Leben dreier Unglücklichen zu fristen.

Die bleiche Furcht in den entstellten Zügen, mit vor Entsetzen emporgesträubtem Haare, unfähig eines Wortes, das ja doch keinen Trost bringen, sondern nur den ihre Seele erfüllenden Schrecken Ausdruck geben konnte, starrten sich die drei dem Tode des Hungers und des Verschmachtens Ueberlieferten lange Zeit regungslos an. Dann brach sich die Gewalt des Schmerzes in Adelen Bahn; und lautschluchzend, das schöne, leidende Angesicht in den feinen Händen verbergend, sank sie nieder zu den Füßen Bernard's, den in's Verderben geführt zu haben sie lautweinend sich anklagte.

— Nicht ihrer Leiden gedachte sie, noch des grauenvollen Todes, der ihr bevorstand; aber daß ihr Geliebter, ihr Alles und Höchstes auf dieser weiten Erde, solche Leiden und solchen Tod erdulden solle, ohne daß sie ihm zu helfen vermöge; ja daß gerade sie, die ihn zur Flucht veranlaßte, die mittelbare Veranlassung seines entsetzlichen Schicksals sei: das erfüllte das unglückliche Mädchen mit namenloser Qual. Vergeblich versuchten Bernard und Lepaile, die doch selbst des Trostes bar waren, sie zu trösten. Leise weinend sank das schöne Mädchen im Sterne des Botes nieder; und — gar bald das Erfolglose ihrer Tröstungen einsehend — starrten auch die beiden Männer im finsteren, schweigenden Brüten hinaus auf die leise schaukelnde See, auf welche sich nun, zum dritten Male seit ihrer Flucht, nach kurzer Dämmerung die Nacht herniedersenkte.

Und der Morgen brach an; und der Tag schwand — eine entsetzliche Reihe qualvoller Stunden; und wieder brach die Nacht herein — die Nacht, die allein noch den bis zur Auflösung Erschöpften einige Linderung ihrer Leiden in dem kurzen, freilich gar oft von schrecklichen Traumbildern erfüllten Schlafe brachte.

Dabei waren die Nächte nun empfindlich kühl, während die Hitze bei Tage ununterbrochen die gleiche blieb. Der Wind blies mit gleichmäßiger Stärke stets aus derselben Richtung, aus Nordost. Daraus konnten die Unglücklichen allerdings schließen, daß sie die Region der Passate erreicht hatten. Allein ob sie dieser nicht gar zu heftige Wind auch an jenes Ufer führen werde, welches sie zu erreichen trachteten, das ist, nach Antigua oder einer der Virginischen Inseln; ob er sie frühe genug dahin bringe, ehe der Hunger und die Ermattung sie getödtet: dies schien unter den obwaltenden Verhältnissen ziemlich ungewiß.

Der Hochbootsmann hatte zu Lepaile gesagt, daß er, wenn er die stete und genaue Richtung, die er ihm vorgezeichnet, beibehielte, in ungefähr zehn Tagen das rettende Ufer erreichen könne. Dabei war allerdings ein so heftiger Wind nicht vorgesehen, wie er sich bald nach ihrer Flucht erhoben hatte; ein Wind, der sie während zweier Tage unzweifelhaft um das Doppelte der vom Hochbootsmanne berechneten Schnelle vorwärts getragen, so daß Lepaile diese zwei Tage des Sturmes zu vieren annehmen konnte.

Als Lepaile daher am vierten Tage ihrer Fahrt seine Berechnungen anstellte, konnte er mit einiger Sicherheit annehmen, daß sie von dem auf zehn Tage berechneten Wege bereits die Entfernung, welche bei gewöhnlichem Winde in sechs Tagen zu durchmessen wäre, in der That zurückgelegt hätten und daß sie somit nach weiteren vier Tagen hoffen durften, die ersehnten Inseln in Sicht zu bekommen.

Aber dies nur, wenn sich Lepaile in der eingehaltenen Richtung nicht geirrt hatte und wenn er genau jenen Cours steuerte, der ihm vom Hochbootsmanne angegeben war.

Indessen, dies gerade war der Punkt, welcher Lepaile am meisten Sorge machte. Er hatte — wie wir wissen — gleich im Anfange der Fahrt, um sich weiter von der Fregatte zu entfernen, direkt nach Westen gehalten und war somit von der anbefohlenen Richtung bedeutend abgewichen. Diese Schwenkung hoffte er allerdings bald wieder einzubringen; allein er war doch zu wenig Seemann, um ganz genaue Beobachtungen anstellen zu können. Er wandte freilich sein Boot bald wieder nach West-Süd-West; aber da er den Punkt nicht genau bestimmen konnte, von welchem aus er diesen Cours ergriff, so konnte er leider auch nicht wissen, ob ihn diese Richtung wirklich nach Antigua oder nach dem französischen Martinique oder endlich zwischen den Inseln hindurch noch weiter hinaus in die See führen werde.

Wenn es nun schon unwahrscheinlich war, daß die Unglücklichen, ohne Wasser, ohne Lebensmittel, während dieser vier im besten Falle noch zu überdauernden Tage ihr Leben zu fristen vermochten; so wuchs die Wahrscheinlichkeit des sie erwartenden Hungertodes zur grauenvollen Gewißheit, sobald Lepaile wirklich einen Fehler in der Leitung des Bootes begangen hatte.

Man kann sich leicht vorstellen, um wie viel diese schreckliche Ungewißheit Lepaile's Qualen noch vermehrte. Hatte er doch durch die Uebernahme der Leitung die Verantwortlichkeit für das Leben seiner treuen Freunde mit übernommen. —

Um nicht die Schrecken Adelens und Bernard's zu vergrößern, beschloß Lepaile bei sich, einstweilen diesen beiden nichts von seinen Befürchtungen in dieser Hinsicht zu sagen. Im Gegentheile zeigte er diesen gegenüber, um ihren Muth einigermaßen zu stärken, die festeste Zuversicht, binnen vier Tagen das rettende Land zu erreichen. — —

Auch der vierte Tag neigte sich seinem Ende zu, ohne in der Lage der Unglücklichen die geringste Aenderung hervorgebracht zu haben.

Verzweifelnd lagen Bernard und Adele am Boden des sanft schaukelnden Fahrzeuges, während Lepaile mit finsteren Blicken am Steuer saß.

Hunger und Durst hatten die Armen bereits im höchsten Grade erschöpft. Dazu gesellte sich die verzehrende Hitze des Tages, die fast erstarrende Kälte der Nacht, um ihre Leiden noch zu vermehren. — Vor Allem aber peinigte sie der entsetzlichste Durst. Ihre Zungen klebten am Gaumen, ihre Lippen waren vertrocknet, ihre Wangen eingefallen. Nur selten kam

noch ein Wort über ihre bebenden Lippen. Nur die Augen sprachen noch; und wenn jene Bernard's und Adelens lange Zeit mit verlangender Gier nach den schönen, blauen Fluthen der See gerichtet waren, welche Fluthen ihnen keine Hülfe, keine Erleichterung ihres Durstes boten; wenn diese Augen dann verzweifelnd und mit stiller Anklage zum Himmel geblickt und sich dann wieder gesenkt hatten; wenn sich die Blicke dann endlich begegneten und fest in einander haften blieben: dann loderte, alles Ungemaches vergessend, allen Leiden trotzend, in denselben das heilige Feuer inniger Liebe auf, um die verdorrenden Lippen spielte ein seliges Lächeln, und die mageren Hände wechselten einen schwachen Druck der alles Elend überdauernden, treuen Liebe. — Welche Leiden die Liebenden auch bedrohten, und ob der Tod sie bald ereilen sollte; Alles trugen sie leichter in dem Gedanken, daß sie jetzt und für ewig vereinigt seien.

Lepaile, der diese stummen Scenen der Liebe mit gerührtem Herzen und feuchten Augen betrachtete, fühlte seine Seele von doppelten Leiden gefoltert beim Anblicke seiner Freunde, denen er keine Hülfe bieten konnte.

Keine Hülfe! — — —

Und doch — dort im Osten steigen Wolken auf, die sich mit reißender Schnelle über den ganzen Himmel ausbreiten. Ferner Donner grollt über die leise rauschende See. Der Wind erstirbt allmählich; das Segel schlägt träge gegen die Stenge. —

Lepaile war bei dem Anblicke der also veränderten Natur mit einem Freudenrufe emporgesprungen. Erstaunt schauten Bernard und Adele seinem Beginnen zu, wie er in möglichster Eile das Segel vom Maste löste und es zwischen den Bänken des Bootes befestigte, so daß es, zwischen denselben einen Sack bildend, gegen den Boden des Fahrzeuges niederbuchtete

Kaum war Lepaile mit dieser Arbeit fertig geworden, als sich ein wahrer Wolkenbruch aus den schwer herniederhängenden Wolken entlud. Prasselnd schlugen die schweren Tropfen auf das Holzwerk des Bootes und sammelten sich im ausgebreiteten Segel und füllten es bis zum Ueberquellen mit reinem, süßen Wasser an.

Auch Bernard und Adele stießen nun einen lauten Schrei der Freude aus. Ohne noch einen Augenblick zu zögern, erfaßten sie die nächsten, dienlich scheinenden Gefäße und begannen in langen Zügen ihren Durst zu stillen. Oh, welches Entzücken durchströmte sie, als nach so langer Zeit wieder der erste, reine, kühlende Wassertropfen ihre lechzenden Lippen berührte! —

Nach kaum einer Viertelstunde hörte der Regen zu strömen auf; nach nicht viel längerer Zeit verzogen sich die Wolken wieder, und an einem klaren und reinen Firmamente ging die Sonne unter.

Dieser glückliche Regen hatte den Armen für einige Tage hinreichendes Trinkwasser gebracht. Nachdem sie ihren ersten Durst gestillt, waren sie daran gegangen, das Wassertönnchen aus dem Inhalte des Segels zu füllen; auch ihre Hüte und was sonst noch als Gefäß gebraucht werden konnte, benutzten sie, um das Wasser aufzubewahren. Dann befestigten sie das geleerte Segel wieder am Maste, und von dem bald sich wieder erhebenden Winde getrieben, begannen sie ihre Fahrt auf's Neue. —

Am nächsten Morgen sollte auch ihr Hunger, der, nachdem der Durst gestillt war, mit vermehrter Heftigkeit sie zu quälen begann, einige Befriedigung finden.

Schon seit einiger Zeit hatten sie von ferne, gerade an einer Stelle der See, nach welcher sie hinsteuerten, hier und dort einen dunklen Körper aus den Fluthen aufspringen, und in einem weiten Bogen über dieselben hinschießend, sich wieder senken gesehen. Dieser sonderbare Anblick erregte ihre Neugierde. Je näher sie der erwähnten Stelle kamen, desto mehr solcher Körper sahen sie über die See hinschießen. Es waren dies, wie Lepaile behauptete, fliegende Fische, welche, um ihren im Wasser sie verfolgenden Feinden zu entgehen, mittels ihrer großen Seitenflossen sich über die Flut emporschnellten und nun in mächtigem Schwunge einige Klafter weit über dieselbe hinschwirrten.

Als das Boot in die Gegend gelangt war, in welcher sich diese Thiere so häufig zeigten — aus welcher Ursache gerade hier die Fische in solchen Massen ihr eigentliches Element, wenn auch blos auf Augenblicke, verließen, konnten die Flüchtlinge nicht enträthseln; — fügte es der Zufall, daß vier derselben bei Beendigung ihres kurzen Fluges, statt in's Wasser zurück, in die Jolle stürzten und dort zappelnd um sich schlugen.

Die armen Ausgehungerten, welche in ihrem an Verzweiflung grenzenden Zustande alles Eßbare, ohne Unterschied, als willkommene Beute erachteten, fielen gierig über diese ziemlich großen Bewohner des Oceans her, um sie zu tödten und zum Mahle zu bereiten.

Leider waren sie nicht im Stande, dies in umfangreicherer Art, durch Kochen, Braten oder Schmoren zu thun, da sie weder Feuer, noch Holz, noch auch Platz gehabt hätten, darauf Flamme oder Gluth zu unterhalten. Es blieb ihnen nichts Anderes übrig, als die ihnen so wunderbar gesendete Nahrung roh zu verspeisen; und die ganzen Vorbereitungen zum Mahle, dem sie mit wahrhaft unmenschlicher Gier entgegensahen, bestanden einfach darin, die Fische zu erschlagen, die Schuppen und das Eingeweide zu beseitigen und sie in handgroße Stücke zu zerschneiden, welche Stücke sie dann, als wäre es das leckerste Mahl, mit wahrem Heißhunger verzehrten.

Selbst Adele, das zarte, an alle Genüsse einer verfeinerten Lebensart gewöhnte Mädchen, aß — wenn auch anfänglich mit tiefem Schauder und Abscheu — von dieser Speise, welche ihr der entsetzlich peinigende Hunger nachgerade annehmbar und wohlschmeckend machte.

Das alte Sprüchwort: „Hunger ist der beste Koch" ging auch hier wieder in Erfüllung; allein es war etwas Entsetzliches und Schauder-erregendes, es war etwas die menschliche Natur tief Erniedrigendes in der Art und Weise, wie es sich bestätigte.

Lepaile fürchtete, daß der Genuß dieser rohen Speise, von welcher man überdies nicht wissen konnte, ob sie nicht an und für sich schon schädlich wäre, da es unter den tausenderlei Bewohnern des Oceans auch viele giftige Arten giebt, seinen Freunden und ihm zum Verderben gereichen werde; dies um so mehr, da die jedenfalls ungesunde Nahrung Mägen geboten wurde, welche nunmehr seit bereits länger als vier Tagen keinerlei Nahrungsstoffe mehr zu sich genommen hatten.

Er bat und beschwor deshalb auch Bernard und Adele, sich im Genusse dieser eben so unschmackhaften als widernatürlichen Speise zu mäßigen; und ihnen mit seinem Beispiele vorangehend, genoß Lepaile demnach nur so viel als unumgänglich nöthig war, um gerade den allerwüthendsten Hunger zu stillen. Seine beiden Freunde, das Angemessene von Lepaile's Ermahnungen einsehend, folgten seinem Vorgange. Und dieser weisen Mäßigung hatten sie es zweifelsohne zu danken, daß sie Gesundheit und Leben bewahrten, welche gar leicht durch eine vollkommene Sättigung nach so langem Fasten ernstlich gefährdet sein konnten.

Aber noch Etwas erreichten sie durch die Befolgung von Lepaile's Rathe: sie behielten von den Fischen noch für eine zweite, ausreichende Mahlzeit übrig, welche sie allerdings nicht zu lange hinaus verschieben konnten, da unter den sengenden Strahlen der Tropensonne in kurzer Zeit ihre Nahrungsmittel verdorben und ungenießbar geworden wären.

Am Abende dieses fünften Tages aßen sie sich also, nach so langer Zeit zum ersten Male wieder, vollständig satt und legten sich dann, nachdem sie vorher noch ihren Durst mit dem noch vorhandenen Regenwasser genügend hatten stillen können, auf den Boden des Bootes zu einem erquickenden Schlummer nieder.

Die Armen erblickten in dieser, ihnen heute gewordenen sichtbaren Fürsorge Gottes eine Vorhersage und einen Fingerzeig, daß sie der mächtige Beschützer aller Unglücklichen, der sie bisher geführt, geleitet und aus tausenden, sie bedrohenden Gefahren errettet hatte, auch fernerhin bewahren und aus ihrer entsetzlichen Lage sie erlösen werde.

Und dieser Gedanke, der ihre Herzen mit Dank erfüllte zu Gott, brachte Vertrauen, Muth und Hoffnung in ihre Seele zurück, aus welcher diese lichten Himmelskräfte schon längst entflohen waren, verdrängt von der düstern Nacht der Trostlosigkeit.

Mit heiterem Auge fast blickten sie in die Zukunft. In wenigen Tagen mußten sie ja, den Versprechungen des Hochbootsmannes zufolge, ein rettendes Eiland erreichen. Selbst Lepaile faßte, angesteckt von der frohen und hoffnungsreichen Stimmung seiner Gefährten, wieder etwas mehr Vertrauen in seine Führung. In drei Tagen konnten sie das Land erblicken, und boten sich ihnen während dieser Zeit wirklich keine neuen Nahrungsmittel mehr dar, so hofften sie doch, gesättigt wie sie jetzt waren, drei neuen Hungertagen trotzen zu können.

Die Sonne sank, und zum ersten Male seit ihrer einsamen Fahrt entzückte sie dieses herrliche Schauspiel. Die Nacht brach herein, die strahlende, wundervolle Nacht der Tropenländer, und Millionen hellleuchtender Sterne überdeckten den dunklen Himmelsdom, sich im leise schaukelnden Meere wiederspiegelnd. Der Mond, in seiner ganzen südlichen Herrlichkeit, flammte auf, der Gebieter der Nacht, aus den feuersprühenden Wogen.

Und ein leiser, sanfter, schmeichelnder Hauch umwehte die glühenden Wangen der Liebenden. Arm in Arm, Brust an Brust ruhten sie, geschaukelt und gewiegt von den spielenden Wogen, gegen den Bord gelehnt, und schauten hinaus in die sie umringende Herrlichkeit.

Lepaile hatte sich von dem seit lange nicht mehr so glücklichen, so zufriedenen, so hoffnungsreichen Paare zurückgezogen; ausgestreckt neben dem Steuer, überdeckt und vor den Mondstrahlen geschützt mit einem Stücke Segeltuche, war er bald entschlummert, und sein regelmäßiges Athmen kündete den tiefen und gesunden Schlaf an.

Ruhe rings und Frieden. —

Mit den leisen Murmeltönen der um das Boot spielenden Wogen mischten sich die Flüsterworte Bernard's und Adelens. Die Liebe, die Alles besiegende, hatte sie hinweggeführt auf ihrem von ewigen Blüthen gewirkten Mantel in das Land des Glückes und der Seligkeit. Sie vergaßen ihr Leid, ihre gefahrvolle Lage, ihre Zukunft. — Wie ein Feenmärchen lag um sie in ihrer sinnbethörenden, berückenden Herrlichkeit die südliche Nacht; mit dem Zauber der knospenden Jugend umgaukelten sie die Bilder der Wonne und des Glückes, die — langentflohen — mit verdoppelter Macht zurückkehrend, die liebeglühenden Herzen zu einanderzogen; ihre Seelen, zu lange nur eine Beute des Schmerzes, überließen sich, aufjubelnd im Taumel übergroßer Seligkeit, den sie bestürmenden, neuen, niegeahnten Eindrücken — —

Das Blut drängte sich zu den jugendlichen Herzen, sie schneller schlagen machend; das Auge wandte sich von dem bezaubernden Schauspiele des Meeres und der Sterne ab, um sich im Auge der Geliebten festzusaugen; die liebeglühende Brust drängte sich der verlangenden des Freundes entgegen, der Mund fand den Mund, die Lippen preßten die Lippen —

Verstummt sind die Worte, leise Seufzer nur verrathen noch das Leben in diesen von stürmenden Gefühlen durchtobten Körpern der Seligen. — —

Leise schaukeln die Wogen das Brautbette Adelens. — — —

Wieder waren seit jener Stunde des Glückes vier Tage, vier schwere Tage und Nächte voll Leiden und Drangsale, voll Sorgen, Qualen und Kummer dahingeschwunden. Die an jenem Tage so fröhlich aufblühende Hoffnung siechte, jeden Tag, jede Stunde mehr von ihrer Kraft, von ihrem inneren Halt verlierend, langsam dahin, ersterbend unter der Wucht einer trostleeren Wirklichkeit.

Der Wind trieb das kleine Boot mit steter, gleicher, freilich nicht sehr bedeutender Schnelligkeit über die tiefblaue See. Der Himmel lächelte mit stets gleicher Heiterkeit hernieder; die Sonne brannte fort und fort mit der gleichen Gluth — keine Wolke trieb über das dunkelblaue Firmament, die sengenden Sonnenpfeile auffangend — keine Wolke brachte Schatten, Kühle und — Regen.

Und dennoch wäre dieser Regen so unendlich nothwendig gewesen. — Obwohl die Armen, als das in dem kleinen Tönnchen angesammelte Regenwasser anfing auf die Neige zu gehen, sich möglichst einschränkten und die täglichen Wasserrationen auf ein Minimum reduzirten; so rückte doch der Augenblick mit schreckenerregender Schnelligkeit näher, in welchem die letzten Tropfen des warmen, allmählich sich trübenden und zersetzenden Wassers aufgebraucht und versiegt wären.

Die Nahrungsmittel, das heißt die nach jenem reichlichen Abendmahle übrig gebliebenen Stücken Fisch, waren längst vertilgt. Vergeblich hofften die Unglücklichen auf einen neuen, wunderbaren Proviantzuwachs. Auf einen wunderbaren — denn auf gewöhnlichem, vorauszusehenden und zu erwartenden Wege konnten sie nicht hoffen, Nahrungsmittel zu erhalten. Und auf ungewöhnliche, wunderbare Weise — wie jene mit den fliegenden Fischen gewesen — erhielten sie ebenfalls keine. — Der Hunger, der Durst zeigten abermals zähnefletschend ihr grauenhaftes Angesicht.

Ermattet und erschöpft von der entsetzlichen Hitze, gemartert und

gepeinigt von Hunger und Durst, unfähig mehr sich aufzurichten in dem schwankenden Nachen, ja fast keiner Bewegung mehr mächtig, lagen die drei Leidensgenossen ausgestreckt auf dem Boden des Fahrzeuges und erwarteten den Tod, dem sie durch keine Anstrengung von ihrer Seite mehr hemmend entgegentreten konnten, den Tod in seiner furchtbarsten, schrecklichsten Gestalt — den Tod des Hungers.

Die bleichen, eingefallenen, verzerrten Gesichter der beiden Männer versuchten umsonst sich von Zeit zu Zeit über Bord des Bootes zu erheben, um einen freien Ausblick über die weite, endlos gleichförmige See zu gewinnen. —

Kein Land zeigte sich; kein flacher Küstensaum, kein über die See emporragender Fels. Ebensowenig ein Segel. — Nichts, nichts, so weit das von dem steten Sonnenreflexe auf der spiegelnden Fläche fast geblendete Auge reichen konnte — nichts, als diese glatte, glänzende Meeresfläche — nichts, als dieser entsetzlich heitere Himmel.

Und wenn die beiden Männer trostlos aus der weiten, entsetzenbergenden Oede die Blicke zurückwandten in das Boot, auf den kleinen Kreis, der noch — wer weiß auf wie lange — Leben barg; wenn sie ihre gramumflorten Blicke auf das arme Mädchen richteten, das, vor Kurzem noch eine so blühende, lebenskräftige, herrliche Gestalt, nunmehr einen fast zur Mumie verdorrten, abgezehrten, von grauer Todesfarbe überdeckten Körper zeigte; wenn ihre Blicke jene Adelens trafen, die aus den tiefliegenden Augen kaum mehr einen matten Strahl auf ihre Umgebung zu werfen vermochten und dennoch, wenn sie auf Bernard ruhten, einen freundlichen, liebevollen, versöhnenden Ausdruck zu wahren suchten: dann senkten sich die Blicke der kräftigen Männer in namenloser, nicht zu beschreibender Pein, dann zuckten ihre Gesichtszüge in unerhörtem, wahnsinnigem Schmerze — aber, wenn auch die tiefgerötheten Lider bebten und zitterten — keine Thräne entrang sich ihren Augen — längst war ja der Thränenquell vertrocknet und versiegt. —

Und vertrocknet und verdorrt waren die blassen Lippen, die sich nimmer öffneten zu einem Worte des Trostes, der Ermuthigung, der Liebe. — Die am Gaumen klebende, angeschwollene Zunge versagte den Dienst. Nur unverständliche Laute drangen noch, von Zeit zu Zeit mühsam sich emporringend, aus der Kehle. Aber der sie begleitende Blick, der matte Händedruck, das versuchte Lächeln, das unheimlich und gespenstisch über das verzerrte Antlitz zuckte, gaben dem unartikulirten Tone seine Bedeutung. Und Ein tiefer Trost erhob sich dennoch aus dieser stummen Verständigung: der Trost der nicht versiegenden Liebe und Freundschaft, welche die drei so schwer vom Unglücke Heimgesuchten und Verfolgten auch jetzt noch, im Angesichte

des schrecklichsten Todes, mit nimmerlösbaren Banden fest und innig umschlangen.

Keine Bewegung, keine Miene verrieth eine in solchen Augenblicken so leicht sich einstellende, so natürlich erscheinende Verbitterung der Gemüther; keine einen Vorwurf gegen Lepaile. Und doch konnte es weder seinen Freunden, noch Lepaile selbst, mehr zweifelhaft sein; daß er in der Führung des Bootes einen Irrthum, einen Fehler begangen habe, der sie Alle nun unrettbar dem gräßlichsten Tode in die Arme führte. — — —

Der Morgen des zehnten Tages ihrer Fahrt brach an. Die nur spärlich zwischen dichten Wolkenmassen hervorbrechenden Sonnenstrahlen beleuchteten das mit festgebundenem Steuer vor dem fast ersterbenden Winde leise und langsam treibende Boot. Es schien ausgestorben. Auf dem Boden desselben lagen drei leblose, bewegungslose Gestalten.

Gegen Mittag schlief der Wind völlig ein. Die Sonne war von schwarzem Gewölke völlig verhüllt. Tiefe Dunkelheit umschattete das regungslose Meer. Allein dieses Dunkel wurde bald von flammenden, in immer kürzeren Zwischenräumen sich folgenden Blitzen erhellt. Lauter und lauter grollte der Donner; schneller und schneller zückten die Blitze. Der Himmel erschien bald als ein wallendes Feuermeer, bereit, die einer endlosen Bleifläche gleichende See in Sud zu bringen, zu schmelzen. —

Das Boot lag fast bewegungslos auf der ruhigen Fläche. Und auch im Innern desselben regte sich kein Leben. Starr und unbeweglich, Leichen ähnlich, wenn sie es nicht schon in der That waren, lagen dessen Bewohner mit zum Himmel gewendeten Augen da, dessen Veränderung sie nicht zu sehen, nicht zu hören, nicht zu bemerken schienen.

Das Gewitter nahm seinen Fortgang. Es war kein Blitzen und kein Rollen des Donners mehr, was dasselbe bot. Es war bald nur noch ein einziger, von einer Seite des Horizontes zur andern, von Süd nach Nord, und von Ost zu West flammender Strahl; es war ein einziger, nimmer endender, nicht rollender, sondern schmetternder, betäubender Schlag, der viertelstundenlang ohne bemerkbare Unterbrechung anhielt.

Und nun öffneten sich die Schleußen des Himmels, und der Regen, der tropische Regen — der keinen Vergleich aushält mit jenem in gemäßigten Zonen fallenden — schlug hernieder, anfänglich in nußgroßen Tropfen, bald aber in fortlaufenden, fingerdicken Schnüren.

Diese herniederstürzenden Wassermassen peitschten die See und prasselten schmetternd auf die Planken des Bootes.

So erfrischend und kühlend dieses Wasser einerseits war, so peinigend

und schmerzenerregend wirkte es andrerseits auf die von demselben getroffenen, schutzlos ihm preisgegebenen Körper der regungslos Daliegenden.

Diese beiden Wirkungen vereinigt verursachten aber, daß das beinahe schon entflohene Leben zurückkehrte in die, bald von dem sich am Boden des Bootes sammelnden Wasser überflutheten Gestalten.

Halb betäubt noch, unfähig im ersten Augenblicke ihre Lage zu fassen, versuchten die also wieder zum Leben Erweckten, ihre wenigen Kräfte zu sammeln und sich langsam und schwerfällig emporzuraffen.

Als sie einigermaßen ihre Besinnung wieder erlangt hatten und sich von den sie neuerdings fast betäubenden Schrecken des Ungewitters erholt hatten, suchten sie sich unter den Sitzbrettern des Bootes vor den gewaltigen, wie Geißelhiebe wirkenden Strahlen des Regens zu schützen.

Nicht so bald hatten sie ein halbwegs schützendes Obdach über sich, als sie gierig in langen Zügen ihren Durst aus den das Boot füllenden Regenmassen zu löschen begannen.

Die Erfrischung, mehr noch, die Erregung ihrer von den gewaltigen Strahlen roth gepeitschten Haut; die erquickende Labung durch den frischen Trunk hatten ihre Lebensgeister mächtig aufgerüttelt — und mit dem wiedererwachten Leben erwachte auch wieder die Liebe zu diesem und die Hoffnung in ihrer Seele.

So gingen sie denn, ihre letzten Kräfte aufbietend, daran, das Boot von den eingedrungenen Wassermassen zu befreien, welche es schon fast bis zur Hälfte füllten und solchergestalt den Rand desselben mehr und mehr gegen die jetzt leise wallende See herniederdrückten. Mit Allem, was dazu dienlich erschien, schöpften sie das Wasser aus. Da der Regen glücklicherweise nicht lange anhielt, so gelang es ihnen auch bald, das Boot wieder zu heben. Das Gewitter verzog sich; die Sonne brach wieder durch die schnell entfliehenden Wolken; die alte Ruhe kehrte zurück über die glitzernde See.

Wieder, wie nach jener ersten Regenspendung, machte sich bei den Unglücklichen auch jetzt mit verdoppelter Stärke der nicht mehr zu beschwichtigende, rasende Hunger geltend.

Mit verstörten Blicken sahen sie, nach Nahrung suchend, um sich. Freilich vergeblich. Verzweiflung erfaßte ihre Seele.

Hatte sie das unerbittliche Schicksal — ihren qualvollen Zustand mit hämischer Schadenfreude verlängernd — nur deshalb aus ihrem Zustande der Betäubung, der sie, alle Leiden vergessen machend, dem Tode schonend entgegenführte, erweckt, um sie noch einmal vor ihrem Hinscheiden alle Folterqualen ihrer entsetzlichen Lage fühlen zu lassen? —

Zeigte sich denn wirklich keine Rettung vor dem sie schon mit den

entfleischten Armen umklammernden Hungertode? Bot sich denn kein Gegenstand, kein Ding, das sie — sei es auch noch so abscheulich, noch so grauenerregend — als Nahrung gebrauchen konnten? Bot sich Nichts, gar Nichts? —

Nichts! Wenn nicht — — —!

Die Blicke der beiden Männer hatten sich begegnet. Ein entsetzlicher Gedanke schien gleichzeitig in ihnen aufzudämmern.

Aus ihren Augen leuchtete ein dämonisches, blutdürstiges Feuer.

Aber im selben Augenblicke auch erlosch dieser Ausdruck thierischer Wuth wieder. Ihre Wangen, fahl und leichenblaß ohnedem, erbleichten noch mehr. Ein konvulsivisches Zittern überlief ihren Körper. Ein unverständlicher Gurgelton entrang sich ihrer Kehle.

Lautlos sanken sie, ihr Angesicht mit den Händen verbergend, nieder.

Adele, von den Dreien am meisten geschwächt und leidend, hatte — in stumpfer Verzweiflung vor sich hinstarrend — dieses stumme, aber ausdrucksvolle Mienenspiel ihrer beiden Gefährten nicht bemerkt, nicht beachtet.

Eine halbe Stunde verging in tiefem Schweigen, in bewegungsloser Ruhe.

Abermals schienen die drei dem Tode Geweihten zu Leichen zu erstarren. —

Endlich richtete sich Bernard's Blick auf Adele, die — neuerdings von Betäubung erfaßt — regungslos hingesunken war, ihre fleischlosen Hände krampfhaft in der Gegend der Magengrube zusammenkrallend. Ihre verzerrten Gesichtszüge drückten einen unendlichen Schmerz aus. Die weit aufgerissenen, blutunterlaufenen Augen stierten seelenlos gen Himmel.

Bei diesem markdurchschauernden Anblicke beugte sich Bernard, einen lauten, gellenden Schrei ausstoßend, entsetzt zu ihr nieder.

Dieser Schrei weckte Lepaile aus seinem starren, dumpfen Brüten.

Abermals begegneten sich Beider Blicke.

Aber furchtbarer, grauenhafter noch, als früher, loderte in ihren Augen das entsetzliche Feuer der entfesselten, rasenden, thierischen Gier.

Ihre Hände ballten sich unwillkürlich, und blutiger Schaum trat auf die dürren, blauen Lippen.

„Fleisch, Fleisch!" krächzte Bernard mit heiserer Stimme und in fast unverständlichen Lauten. „Adele stirbt — aus Hunger — ein Bissen Fleisch kann sie retten! Was es auch sei, wenn es nur eßbar ist — und Nichts — Nichts! — Allmächtiger! Sie stirbt — stirbt meinetwegen — und ich kann nichts thun, sie zu retten!" — — —

Sein Körper zuckte in krampfhaften Bewegungen. Seine Augen rollten

im Wahnsinnsglaste nach allen Seiten. Endlich blieben sie wieder auf Lepaile haften. In diesem Momente vergrößerten sich deren Pupillen, und es schien aus den tiefliegenden Augenhöhlen ein Strom von Feuer zu dringen. Starren Blickes, ohne die Augen einen Moment von Lepaile zu wenden, suchten Bernard's Hände in seinen Taschen.

Jetzt hatten sie gefunden, was er suchte. Ein scharfes Messer funkelte in seiner Rechten.

Er erhob diese Hand mit einem konvulsivischen, seinen Körper durchbebenden Schauer und sprang in einem wilden Satze empor von dem leblosen Körper Adelens, so daß das Boot, durch den dadurch verursachten Stoß, in eine schaukelnde Bewegung gerieth.

Die weißen, glühenden Strahlen der Sonne spiegelten sich in der breiten, glänzenden Fläche des Mordinstrumentes.

Dieser Reflex traf in dem Augenblicke, als sich Bernard zu seiner vollen Höhe aufgerichtet hatte, seine Augen. Geblendet von diesem scharfen Lichte, durchzuckte ein jäher Schmerz seine Augennerven.

Aber das Gefühl dieses Schmerzes brachte ihn zum Bewußtsein zurück. Jener Taumel, jene Raserei, welche ihn seit einigen Augenblicken befangen hatte, wich eben so schnell wie sie gekommen.

Schaudernd und mit einem tiefen Abscheu vor sich selber, erblickte er die Waffe in seiner Hand.

Hatte er damit wirklich sich Fleisch verschaffen wollen! hatte er so sehr die Besinnung verlieren können, daß er — wenn auch nur einen Augenblick — daran denken konnte, seinen Freund, seinen Retter, den treuen Genossen seiner Leiden und Gefahren zu ermorden, um seiner geliebten Adele Speise zu verschaffen, womit sie ihren sie beinahe tödtenden Hunger stillen könne! —

Bernard kam sich in diesem Momente, als er wieder bei voller Besinnung die Scene der letzten Augenblicke überdachte, wie ein Unmensch, wie eine wilde Bestie, wie ein Teufel vor. Der Abscheu vor sich, der Zorn gegen sich selber hatte keine Grenzen; er verfluchte sich und war im Begriffe, das Messer gegen seine eigene Brust zu wenden. —

Es war allerdings ein entsetzliches Verbrechen, das zu begehen er Willens gewesen. Eine Barbarei, eine Bestialität, wie man sie von einem Manne wie Bernard kaum hätte erwarten dürfen.

Und dennoch — fassen wir, ehe wir ein Verdammungsurtheil über den Unglücklichen aussprechen, die Begebenheiten, die ihn zu einer solchen That des schwärzesten Verbrechens drängen konnten, noch einmal übersichtlich zusammen. Erinnern wir uns der Leiden und Qualen, welche Bernard nun

seit so langer Zeit, zuerst in den verschiedenen Gefängnissen Frankreichs, dann im Zellenwagen, dann in Toulon, endlich in der Zelle des Zwischendeckes des Christophus Columbus und jetzt auf der Flucht zu erdulden gehabt hatte. Bedenken wir, daß solche Leiden wohl im Stande waren, seine Kräfte zu erschöpfen, seinen Körper zu schwächen, seine Nerven in unerhörtem Grade herabzustimmen. Vergessen wir auch nicht, die Seelenqualen zu berücksichtigen, welche so entsetzlicher Art waren, daß sein Geist nothwendiger Weise darunter leiden mußte.

Und nun beachten wir seine Stimmung, wie sie die Ereignisse der letzten Tage nothwendig hervorrufen mußten. Die ewig getäuschte und stets auf's Neue angeregte Hoffnung, sein und seiner Geliebten Leben und Freiheit zu gewinnen; die Tücke des Schicksals, welche ihm jedesmal, so oft er die gewisse Vernichtung vor Augen sah, nur deshalb Hülfe gewährte, um ihn auf's Neue den grausamsten Qualen preiszugeben; seine Liebe zu Adelen, welche endlich die kühnsten Wünsche in dieser Richtung befriedigt fand, um unmittelbar darauf den geliebten, angebeteten, vergötterten Gegenstand derselben dem entsetzlichsten Tode anheimfallen zu sehen; der Hunger und Durst; die senkrecht auf den Scheitel brennenden Strahlen der Sonne; die Kälte der Nächte: all dies hatte Bernard nachgerade in einen fieberhaften Zustand gebracht, der endlich mit einer ihn sanft zum Tode hinüberführenden Betäubung zu endigen schien. — Allein, dies war noch nicht genug des Leidens; abermals mußte er von den Regen des Himmels zu neuem Leben, zu neuer Hoffnung erweckt werden — um sich abermals getäuscht zu sehen, um abermals den Tod in seiner grausigsten Gestalt erwarten zu müssen.

Wir haben gesehen, wie sowohl Bernard, als seine beiden Genossen, lange Zeit all die sie verfolgenden Unbilden und Leiden standhaft ertrugen, wie sie selbst dem gräßlichsten Tode ruhig und gefaßt entgegensahen, wie ihre treue Freundschaft fest und unerschütterlich auszuharren versprach bis zum letzten Athemzuge.

Und diese Freundschaft wäre auch bewahrt geblieben, unbefleckt von jenen entsetzlichen Gedanken, welche nunmehr eine so gräßliche Scene herbeizuführen drohten; wenn die Unglücklichen nicht abermals aus ihrem halben Todesschlummer emporgerissen worden wären zu neuen Qualen, welchen ihre Kräfte nicht gewachsen waren.

Bis dahin hatte keiner der beiden Männer an jenes entsetzliche Auskunftsmittel so vieler Schiffbrüchiger gedacht; an die Möglichkeit, sich durch kannibalisches Hinschlachten seiner Mitmenschen, seiner Genossen, seiner Freunde, das Leben zu fristen.

Allein in dem Augenblicke, als die Leiden ihres Körpers die Kräfte ihrer Seele überwältigten, betäubten, verwirrten; in dem Augenblicke, in welchem ein ihren geschwächten Körper durchschauerndes Fieber ihrem Geiste die Besonnenheit, die Ueberlegung und die Klarheit raubte; in diesem Augenblicke bemächtigte sich Beider, zu gleicher Zeit fast, der gräßliche Gedanke, daß vielleicht für den Einen von ihnen noch Hülfe möglich wäre — wenn der Andere freiwillig oder gezwungen sich, sein Leben, zum Opfer brächte.

Nur einen Moment durchzuckte dieser Gedanke das fieberglühende Gehirn der Unglücklichen. Wir haben gesehen, wie sie ihn beschämt und mit tiefem Abscheue von sich wiesen.

Indessen, nachdem sie abermals aus ihrem Zustande der Betäubung, der vernichtenden Schwäche, der an den Tod grenzenden Stumpfheit der Sinne, emporgeschreckt wurden durch den Anblick des sterbenden Mädchens; bestürmte die ganze, nackte Entsetzlichkeit ihrer Lage zum zweiten Male ihre Seele, wiederholte und vermehrte sich das ihren Körper durchrasende Fieber, und stellte sich der schreckliche, haarsträubende Gedanke des Brudermordes abermals — riesengroß, gewaltig um sich greifend — ein in ihrem keiner bewußten Regung mehr mächtigen Gehirne.

Bernard besonders ward durch den Anblick seiner mit dem Tode ringenden Geliebten in einen wahren Zustand der Raserei versetzt.

Nicht an sich dachte er, nur an sie, als er in jenem entsetzlichen Momente das Messer erhob, um sich die Mittel zu verschaffen, Adelens Leben zu fristen.

Dieser Gedanke war allerdings nicht klar und deutlich vor seinem Geiste erstanden. In dem Zustande gänzlicher Unzurechnungsfähigkeit, in dem er sich befand, durchzuckte ihn nur eine unbestimmte, dumpfe Regung, solchergestalt Adele retten zu können; welche Regung er um so weniger von sich weisen, welcher er um so minderen Widerstand entgegensetzen konnte, als sie ihm eben gar nicht zum Bewußtsein kam.

Als er aber, geblendet von dem scharfen Lichtreflexe auf der funkelnden Klinge, durch den dadurch verursachten Schmerz geweckt wurde aus seiner Bewußtlosigkeit und nun mit schaudernden Blicke den Zustand seiner Seele während der letzten Momente erkannte: da erfüllten ihn Schaam, Reue und Haß gegen sich selbst in solchem Grade, daß er Willens war, das Messer gegen die eigene Brust zu kehren und seinem von der beabsichtigten Gräuelthat befleckten Leben mit eigener Hand ein Ende zu machen.

Als er nun die Hand mit der scharfen Waffe abermals erhob, dieselbe in das eigene Herz zu stoßen, erwachte der ihn in seinem Vorhaben bestärkende Gedanke in seiner Seele, daß er durch freiwilligen Opfertod vielleicht

das ihn und diejenigen, welche ihm wohlwollten, so grausam verfolgende Geschick versöhnen und gegen seine ihn überlebenden Freunde milder stimmen werde; daß er aber jedenfalls diesen dadurch die Möglichkeit bot, sich — grauenhafter Gedanke, welchen nur das entsetzlichste Elend gebären konnte! — mit seinem Fleische das Leben zu fristen, bis ihnen andere, weniger gräßliche Nahrung würde. —

Lepaile schien, durch Bernard's Schrei wachgerufen aus seiner Regungslosigkeit — wie wir gesehen — einen Augenblick dessen entsetzliche Gedanken zu theilen.

Auch seine Augen glühten in unheimlichem, gespenstischem Feuer; auch seine Hand ballte sich, und seine Gestalt bebte in konvulsivischen Zuckungen.

Aber nur einen Augenblick dauerte dieser Zustand bei ihm.

Wie von einem elektrischen Funken durchströmt, emporgerissen von einer unsichtbaren, mächtigen Gewalt, sprang er plötzlich auf von seinem Sitze, indem sich der Ausdruck seiner Gesichtszüge augenblicklich veränderte.

Seine Augen, welche zuerst starr und glühend auf jenen Bernard's hafteten, hatten, wie nach Etwas suchend, den Horizont überflogen und blieben plötzlich, sich fast aus ihren Höhlen hervordrängend, auf einem Punkte desselben haften.

In diesem Augenblicke ging die oben angedeutete Veränderung mit ihm vor.

Er hob die Hand über die Augen, um diese gegen die Sonnenstrahlen zu schützen. Unbeweglich nach demselben Gegenstande starrend, bemerkte er nichts, was um ihn vorging, erblickte er weder die drohende Bewegung Bernard's gegen ihn, noch sah er, wie dieser nun die Waffe gegen sich selbst kehrte.

Seine ganze Seele schien in seinem Auge zu ruhen.

Bernard seinerseits war so mit sich selbst beschäftigt, daß er hinwiederum nichts von Lepaile's absonderlichem Benehmen bemerkte.

Das Messer senkte sich gegen seine Brust. Noch einen Blick warf er auf Adelen, die regungslos, einer Todten gleichend, dalag — — —

In diesem Augenblicke tönte ein lauter, durchdringender Freudenschrei von Lepaile's Lippen.

Dieser Schrei erscholl für Bernard ebenso unerwartet, als in seiner Betonung, welche unzweifelhaft innige Freude ausdrückte, befremdend.

Ein Schmerzensschrei, ein Schrei der Wuth wäre weniger sonderbar in ihrer Lage gewesen.

Erstaunt blickte Bernard empor und zu Lepaile hin. Das Messer entsank seiner Hand.

„Gerettet! — Bernard, Adele — — ein Segel, ein Schiff! — Gerettet!"

Mit diesen hastig, fast unverständlich hervorgestoßenen Worten sank Lepaile nieder auf den Boden des Fahrzeuges. Seine Kräfte hatten ihn verlassen. Das Glück, die Hoffnung, so unerwartet erscheinend, drückten den starken Mann nieder. Thränen entquollen seinen Augen.

Bernard ward von diesen Worten mit neuem Leben durchströmt. Er wandte seine Augen nach der angegebenen Richtung. Er konnte indessen nichts entdecken, als einen dunklen Punkt, fern im Osten.

Mit einer raschen Bewegung beugte er sich nieder, um das Fernrohr hervorzusuchen, welches so lange unbenutzt dagelegen.

Er hielt es einige Momente, den Horizont durchsuchend, bis der kleine Sehkreis desselben den bemerkten Punkt fand, vor die Augen.

Einen Augenblick schaute er nun scharf nach diesem hin. Dann ertönte auch von seinen Lippen ein lauter, anhaltender Jubelschrei. Hastig wandte er sich zu Lepaile, der währenddeß sich wieder aufgerichtet hatte. Das Fernrohr entsank seiner Hand, die sich nach derjenigen Lepaile's ausstreckte — die Freunde machten einige Schritte gegen einander — und lagen sich, weinend, jubelnd, in einem lauten Aufschrei der Hoffnung und der Freude, in den zitternden Armen.

Es war in der That so, wie Lepaile und Bernard vermutheten. Sie hatten sich nicht getäuscht — ein Schiff tauchte empor aus den schimmernden Fluthen in den Gesichtskreis der unglücklichen Flüchtlinge.

Mit freiem Auge war allerdings nur wenig davon zu entdecken. Lepaile's scharfer Blick hatte indeß doch ein Segel erkannt. Mit dem Fernrohre konnten sie deutlich die Bram- und Mars-Segel eines stattlichen Dreimasters unterscheiden.

Und es war keine Täuschung — er kam gegen sie heran. Mehr und mehr hoben sich die hellen Segel empor aus dem Meere. Schon konnten sie jetzt die Hauptsegel erblicken. Noch eine kurze Zeit — und der Rumpf des Schiffes zeigte sich, emportauchend aus der Fluth, ihren hoffenden Blicken.

Mit einem günstigen Winde segelte das Schiff gegen sie heran.

Aber — kam das Schiff auch nahe genug an ihnen vorbei, um das Boot, dessen niederen, kaum über die See hervorragenden Bord, das kleine, schwache Segel desselben erblicken zu können; um zu erfahren, daß hier auf diesem unbesuchten Meerespfade drei Unglückliche ihrer Erlösung bang entgegenharrten?

Oder setzte das schnellsegelnde Fahrzeug, ohne die Armen zu erblicken,

ruhig und unbekümmert seine Fahrt weiter fort, den abermals Getäuschten die letzte Hoffnung raubend, sie einem gewissen, baldigen Tode überlassend?

Diese Fragen drängten sich mit stürmischer Heftigkeit in der beiden Männer Gehirne. Die Hoffnung rief ihre Seele wach und zog sie empor in frohe, lichte Himmelsräume; und dann klammerte sich wieder die blasse Furcht, der finstere Zweifel an sie und stürzte sie hinab von den kaum erklommenen Hoffnungshöhen in den trostleeren Abgrund der Verzweiflung.

Um wenigstens Alles zu thun, was von ihrer Seite geschehen konnte, die Rettung zu ermöglichen, brachten sie ihr Segel so nahe an den Wind, daß es nunmehr in einem geringen Winkel mit der Richtung des Kieles stand und es ihnen demnach gestattete, die von Nordost kommende Brise so seitwärts aufzufangen, daß sie das Boot unter dem Drucke des Steuers beinahe senkrecht auf die Richtung des Windes, das ist, nach Süden zu führen vermochten.

Dadurch näherten sie sich der Bahn, welche das heraufkommende Schiff, wenn es in seinem Course verblieb, beschreiten mußte.

Die Hoffnung einerseits, die fieberhafte Aufregung andrerseits, welche ihnen der Gedanke hervorrief, daß nun der Wendepunkt ihres Schicksals gekommen sei, daß es sich nun binnen wenigen Stunden mit unwiderruflicher Gewißheit entscheide, ob sie Leben oder Tod zu erwarten haben; diese zwei mächtigen Gefühle hatten ihre letzten Kräfte emporgestachelt und es ihnen möglich gemacht, das angedeutete Manöver in der Segelstellung auszuführen.

Aber nun, nachdem dies geschehen, waren auch ihre Kräfte völlig erschöpft, und sie sanken, von einer bleiern auf sie drückenden Müdigkeit, von einer unwiderstehlichen Ermattung erfaßt, nieder auf den Boden des Bootes zu der leblos daliegenden Adele; und bald waren auch ihre Sinne, wie jene des armen Mädchens, von völliger Bewußtlosigkeit umnachtet. — —

Als Bernard wieder zu sich kam, fand er sich in einem kleinen, niederen, aber gutgelüfteten, reinlichen Gemache auf einer leise schaukelnden Hängematte ausgestreckt. Neben ihm saß Lepaile.

Von diesem erfuhr er, nachdem er sich von einer noch immer seine Sinne etwas befangenden Betäubung erholt hatte, Folgendes:

Das Schiff, auf welchem sie sich gegenwärtig befanden, war ein von

Marseille nach Martinique befrachteter Kauffahrer, ein stattliches, schönes Fregattschiff. — Die Wache am Bord desselben hatte an jenem Tage, an welchem die drei Verzweifelnden das Schiff erblickten, gegen Abend das, wie es schien, unbemannte und herrenlose Boot in Sicht bekommen. Man hatte anfänglich, da man keine Menschen darauf gewahrte, keine große Lust gezeigt, sich mit einer näheren Untersuchung desselben aufzuhalten. Als aber der Steuermann, von den Matrosen auf das Boot aufmerksam gemacht, mit dem Fernrohre dasselbe näher betrachtete, glaubte er am Boden desselben menschliche Gestalten zu erblicken. Er meldete den Vorfall dem Meister des Schiffes. Dieser ließ das Schiff beilegen und ein Boot aussetzen und bemannen. Bald hatte dieses die Jolle der Unglücklichen erreicht. Man fand in derselben drei leblose Gestalten, dem Anscheine nach Leichen. Nachdem dieselben aber an Bord des Schiffes gebracht worden und man die dienlichen Rettungsversuche mit ihnen angestellt hatte, zeigte sich noch Leben in denselben. Glücklicherweise befand sich ein Arzt als Passagier auf dem Schiffe. Seinen menschenfreundlichen Bemühungen vor Allem war es zu danken, daß die Unglücklichen durch zweckmäßige Anordnungen wieder zum Leben zurückgerufen wurden. Lepaile erholte sich am ersten wieder. Bernard und Adele erfaßte ein hitziges Fieber. Heute endlich, am dritten Tage seit sie an Bord waren, schien dieses seine Kraft gebrochen zu haben. Und nicht nur Bernard, auch Adele habe ihre Besinnung wieder erlangt.

„Adele!“ hauchte Bernard, indem — als Lepaile in seiner Erzählung der Begebenheiten bis zu diesem Punkte gekommen war — ein seliges Lächeln seine blassen, eingefallenen Gesichtszüge verklärte.

„Ja, auch sie ist gerettet. In einigen Tagen werdet Ihr Beide, meine theuren Freunde, völlig wiederhergestellt sein,“ entgegnete Lepaile, während dabei mehr ein wehmüthiges, als frohes Lächeln über seine gramgebleichten Züge glitt.

„Gerettet! Dank Dir, o Gott, der Du uns endlich gerettet, nicht nur aus den Gefahren der See, die uns mit entsetzlichem Tode drohte, sondern auch aus den Banden der Menschen, welche — —“

„Halt ein, Bernard! Gieb Dich keiner Täuschung hin, aus welcher endlich gerissen zu werden Dir, je länger Du sie hegest, desto schwerer fallen würde!“

„Was willst Du damit sagen, Lepaile?“

„Ich sage damit, daß wir keineswegs aus der Gewalt unserer Feinde befreit sind!“

„Allmächtiger Gott!“

„Fasse Dich, Bernard! Trage, was unabänderlich ist! Unser Fluchtversuch, der uns so unendliche Leiden, so entsetzliche Qualen bereitete — er hat uns nicht zum gewünschten Ziele, er hat uns abermals in die Hände unserer Widersacher geführt."

„Wie, bin ich denn nicht frei! Fühle ich denn meinen Arm nicht von der Fessel befreit, meinen Fuß gelöset von der Kette! Bist nicht Du bei mir, Lepaile, und sagtest Du nicht eben, daß Adele — —"

„Armer Freund! Wie wehe thut es mir, Dir Deine süßen Zukunfts-Träume vergällen, Deine Hoffnungen vernichten zu müssen! Aber es ist nothwendig. Höre mich! Als wir diesen Bord betraten, oder vielmehr ihm zugetragen wurden, da waren wir allerdings frei; da durften wir auch die Hoffnung hegen, frei zu bleiben und das schützende, rettende Land zu erreichen. Kapitän und Mannschaft nahmen uns freundlich auf. Man suchte uns dem Leben wiederzugeben; ich hoffte, auch der Freiheit. — Allein, wie sich unter den Passagieren dieses Schiffes ein Mann befindet, der sein Möglichstes that, uns zu helfen und zu retten, jener Arzt nämlich, von dem ich Dir zuerst sagte; so weilt leider auch ein Mensch auf diesem Schiffe, der danach trachtet, uns elend zu machen. Es ist ein Kommissär der Regierung, der mit geheimen Aufträgen an den Gouverneur nach Fort Royal geht. Er befindet sich zwar nur als Passagier auf dem Schiffe; aber als er an Deiner Kleidung, an den Spuren der Fesseln, welche noch immer Deine Handgelenke zeigen, an abgebrochenen Reden und einzelnen Worten, welche Du in Deinen Fieberphantasien gesprochen, an dem Boote selbst, welches seine Spürnase als des Kapitäns Jolle vom Verbrecher-Schiffe Christophus Columbus erkannte; als er aus all diesen Zeichen zu entnehmen glaubte, daß Du ein Verurtheilter, ein Deportirter seiest; wir aber, Adele und ich, Deine Helfer und Genossen: forderte er den Kapitän oder Meister dieses Schiffes im Namen der Regierung und kraft seiner amtlichen Gewalt auf, uns wohl zu bewachen und in St. Pierre auf Martinique, woselbst das Schiff vor Anker gehen wird, an die Behörden zur Ermittelung des Thatbestandes auszuliefern. — Daß wir Alle nicht bereits in Ketten und Banden liegen, danken wir nur der Großmuth des Kapitäns, welcher über den ihm gewordenen Auftrag durchaus nicht erfreut schien; aber der Erfüllung desselben sich dennoch nicht entziehen konnte."

Bernard war während dieser Worte zurückgesunken in die Hängematte und bedeckte sein Antlitz mit den Händen.

„Also abermals gefangen! Abermals für die Schlachtbank Cayenne bestimmt, für diese unblutige Guillotine, welche schon so viele Menschenleben hinopferte! Und nicht ich allein; auch Adele, auch Du, Lepaile! O,

Himmel! Mit was habe ich diese nimmer endende Verfolgung des Schicksals verdient!"

Nach diesen Worten bewahrten Beide das dumpfe Stillschweigen der Verzweiflung. — —

Es war, wie Lepaile es gesagt hatte. Als am Abende des nächsten Tages nach obenerwähnter Unterredung das Schiff, auf welchem sich nunmehr die drei Freunde befanden, auf der Rhede von St. Pierre vor Anker ging; als kaum die Passagiere gelandet waren, unter welchen sich auch jener Regierungskommissär befand; legte sich ein Boot, mit Gensdarmen und Beamten gefüllt, an die Seite des Schiffes; und nach kurzer Zeit wurden Lepaile, Bernard und Adele — alle drei gefesselt, alle drei scharf bewacht — in dieses Boot hinabgelassen und in demselben an's Land gerudert.

Dort erwartete sie das Gefängniß.

Nach längerer Haft, nach endlosen Verhören und Verhandlungen, nachdem man sich vergewissert hatte, daß Bernard wirklich mit Hülfe zweier Matrosen von einem Deportirten-Schiffe entflohen sei, wurde allen Dreien das Urtheil verkündet. Es lautete zur Deportation nach Cayenne. Für Bernard, seinem früheren Urtheile gemäß, auf zehn Jahre. Mehr konnte man ihm nicht geben. Das Gesetz sah eine längere Gefangenschaft nicht vor. Es wäre dies auch lächerlich gewesen, da es doch eine längere Gefangenschaft als eine lebenslängliche nicht hätte dekretiren können; und zehn Jahre der Leiden und Foltern, zehn Jahre der Deportation in dem mörderischen Cayenne gewiß auch die stärkste Natur besiegen und aufreiben mußten, diese zehn Jahre also unzweifelhaft länger währten, als das Leben der dazu Verurtheilten.

Lepaile und Adele, welcher Letzteren wahres Geschlecht man während der ganzen Verhandlung wunderbarerweise nicht entdeckte, wurden jeder zu fünf Jahren Deportation verurtheilt.

Eines hatten die Unglücklichen doch errungen. Sie wurden nicht wieder getrennt. Vereinigt gingen sie dem gleichen Schicksale, den gleichen Leiden, dem gleichen Tode entgegen. Und in dieser Vereinigung fanden sie in ihrer gräßlichen Lage einen süßen Trost. Die Liebe und die Freundschaft vermögen auch die Hölle mit den Geschenken der Seligen, mit den Freuden des Himmels zu füllen und erträglich zu machen. — —

Ein glühend heißer Tag neigte sich seinem Ende entgegen. Die Sonne stand bereits tief im Westen. Aber der herannahende Abend brachte keine Kühlung, keine Linderung der drückenden, sengenden Hitze.

Wir sind in Cayenne.

Und es ist der Monat April, der heißeste Theil der ersten trockenen Jahreszeit. —

Cayenne! Entsetzliches Wort, bei dessen Nennung dem Hörenden das Mark in den Knochen erstarrt und ein Fieberschauer den Körper durchbebt! Inbegriff aller Leiden und Qualen, welche eine extreme Natur bieten und die raffinirte Grausamkeit der Menschen ersinnen kann! Folterkammer des kaiserlichen Frankreich, trockene Guillotine! —

Wer kennt nicht jenes Sprüchwort, womit man seine Feinde in das Land wünscht, „wo der Pfeffer wächst"? —

Dieses Land ist Cayenne.

Würden aber diejenigen, welche dieses Sprüchwort gebrauchen, das Land kennen, welches sie so freundlich ihren Widersachern zum Aufenthaltsorte wünschen; sie würden — ihre Feindschaft müßte denn eine solche sein, welche nur durch den Martertod der Gegenpartei gesänftigt werden kann — sie würden ihren Wunsch widerrufen.

Zu der Zeit, als dieses Sprüchwort entstand, dachte Niemand an einen „Kaiser der Franzosen," „an Napoleon III.," an das „moderne Foltersystem."

Hätte man damals von diesen schönen Dingen gewußt, das Sprüchwort würde nie entstanden sein. So verworfen ist keines Menschen Seele, daß sie selbst den grimmigsten Feind in das Land wünschte, wo „Napoleonische Rache und Grausamkeit" blüht.

Der Pfeffer hat jedenfalls durch sein gleichartiges Vorkommen mit der kaiserlichen Folter viel von seinem Renommée verloren; und jenes Land, „wo der Pfeffer wächst" seinen ganzen Nimbus spießbürgerlicher Zornesgedanken.

Wenn man sonst lächelte bei Anhörung dieses Satzes, so befällt einen jetzt ein tiefes, entsetzliches Grauen. — —

Es war — wie schon erwähnt — am Abende eines glühend heißen Apriltages, als die Brigg Fortuna, von Martinique kommend, die Inseln von Cayenne in Sicht bekam.

Die Kanonen der Insel l'Enfant Perdu salutirten die Flagge dieses Schiffes.

Die Batterie der Fortuna antwortete diesen Salutschüssen.

Dies war der Empfang der drei unglücklichen Freunde Lepaile, Bernard und Adele auf dem Boden ihrer neuen Heimath.

Ohne weitere Abenteuer, ohne bemerkenswerthe Vorkommnisse hatten sie die Ueberfahrt auf dem benannten Schiffe von Martinique nach Cayenne gemacht. Jene Züchtlingskleider, welche den Deportirten aufgezwungen wurden

und deren wir schon erwähnten, hüllten nun nicht blos die Glieder Bernard's, sondern auch jene Adelens und Lepaile's ein. Wie jener, waren nun auch diese gefesselt. Aber im Uebrigen war die Behandlung dieser drei Deportirten — sie waren die Einzigen, welche vom Gouvernement auf Martinique nach Cayenne gesandt wurden — nicht so grausam und unmenschlich auf der Fortuna, als sie es auf dem „Christophus Columbus" gewesen. Sie waren allerdings gefesselt, aber sie waren nicht an den Boden oder an die Wand des Deckes angeschmiedet. Sie waren allerdings auch in einem verschlossenen Raume untergebracht, aber man erlaubte ihnen, während des Tages diesen Raum mit dem Aufenthalte auf Deck zu vertauschen. Nur beim Dunkelwerden wurden sie in ihr Gefängniß zurückgebracht.

So befanden sich die drei Freunde auch auf Deck, als der in den Marsen auslugende Matrose Land signalisirte.

Es war die Küste von Guyana, welche — ein flacher Küstensaum — gleich einer leichten, von den Strahlen der sich neigenden Sonne vergoldeten Wolke aus dem Meere auftauchte.

Auch das Meer selbst, dessen schäumende Fluthen der scharfe Bug der Fortuna spielend durchschnitt, schien vergoldet zu sein.

Eine eigenthümlich gelbe Farbe der Fluthen selbst brachte — glänzend unter den glühenden Sonnenstrahlen — diese Täuschung hervor.

Diese gelbe Färbung des Meeres rührte zum Theile von dem Sande und Schlamme her, welche der Maranhon oder Amazonenstrom, jener größte Strom der Welt, mit sich führte und an den Küsten hin verbreitete; zum Theile — und dies hauptsächlich in der Nähe der flachen, nicht felsigen Ufer — von den dort überall in Menge wachsenden Manglebäumen, deren in's Meerwasser reichende Wurzeln, deren gesenkte oder abgebrochene Aeste und Zweige die Fluth mit ihrem färbenden und stark riechenden Safte erfüllen.

Neben der eigenthümlichen Färbung der Wellen kündigt auch ein süßlicher, fader und betäubender Geruch, weit hinaus auf der See, die gefährliche Nähe der Mangledickichte an.

Gefährlich für jene, welche in der Nähe derselben auf der faulig dünstenden See weilen müssen und selten ohne bösartige, meist tödtliche Krankheiten davon kommen; gefährlich auch für jene, welche — wie wir es später sehen werden — gezwungen sind, diesen trügerischen Boden von Schlamm und Wurzeln zu betreten.

Indessen so gefährlich dieser Baum für Einzelne auch sein mag, so ist er doch im Allgemeinen für die Länder, in welchen er vorkommt, eine der größten Wohlthaten.

Ihm ist es zu danken, daß die Küsten der Tropenländer, statt von den Wogen nach und nach unterwühlt und fortgespühlt zu werden, wie es in den an der Ostsee liegenden Ländern, an den Steppen-Ufern des schwarzen Meeres und anderwärts stetig geschieht; oder statt von dem, durch starke Winde landeinwärts geführten Meeressande überdeckt zu werden, wie es bei den Dünen des südlichen Frankreich stattfindet, wo dieser Sand Felder verwüstet, Hunderte von Quadratmeilen in eine Sahara verwandelt, Hunderte von Dörfern nach und nach mit einem weißen Leichentuch überdeckt — man erinnere sich des Landes und der Gegend zwischen dem Adour und der Garonne, wo ganze Dörfer so mit Sand überschüttet werden, daß zuletzt nicht einmal mehr die Rauchfänge der verlassenen Hütten oder die Kirchthürme aus diesem Sandmeere hervorsehen; — ihm, diesem Manglebaume, ist es zu danken, daß die Küsten der Tropenländer, statt das angedeutete Schicksal zu theilen, befestigt sind gegen die anstürmenden Wogen und den, vom Winde getriebenen Flugsand; und daß sogar durch seine Wirksamkeit meilenweit hinauswachsen in die zurückweichende See.

In den heißen Gegenden von Amerika, besonders an jenen Küstensäumen, auf welche die von Afrika herüberkommende Strömung trifft, also in Brasilien, holländisch, französisch und brittisch Guyana, wächst dieser schützende, Land erhaltende und erzeugende Baum, von den Botanikern „Rhizophora mangle," sonst Wurzel- oder Leuchter-Baum genannt, in ungeheuren Mengen.

Das Eigenthümliche an dem schönen, starken, reichbelaubten Baume ist seine wunderbare Wurzelständigkeit. Noch als Samenkapsel auf dem Mutterbaume hängend, treibt er schon fußlange Wurzeln, welche, sobald die Reife vollendet ist, sich in den Schlamm senken, dort erstarken, wuchern, sich ausbreiten und so — ein bis zwei Klafter über dem Boden — sich zum Stamme vereinigen, der erst dann an Ausdehnung und Stärke zunimmt, wenn diese Wurzeln schon ein festes, undurchdringliches Geflechte gebildet haben.

Dieses Wurzelgeflechte läßt den Schlamm, den Sand und den Moder, welche die Meeresbrandung immerfort gegen dasselbe anwirft, zwar eindringen, da dieses Eindringen mit Wurfgewalt geschieht; aber es läßt mit dem ablaufenden Wasser diese festen Theile nicht wieder zurückschwemmen in das Meer, dem auf diese Art Tag für Tag und Jahr um Jahr ein immer größerer Raum abgewonnen wird, der nach und nach, wie die Manglebäume immer weiter vordringen in die See, zum festen, frucht- und humusreichen Erdboden wird.

Auf diese Art hat sich der fünf Meilen breite Küstensaum von Guyana

in vielleicht nicht ganz eintausend Jahren einzig und allein durch die üppige Thätigkeit der Manglebäume erzeugt. *)

Diese Manglebäume bilden, direkt vom Meere an ungefähr eine Meile breit in das Land hinein, ein festes, vielfach verschlungenes Wurzelgitter in der durchschnittlichen Höhe von zwei Klaftern über dem schlammigen Boden, der unter dieser vor der Sonne schützenden Decke einen Zufluchtsort und Aufenthalt für alles mögliche Gewürm, für Schlangen, Krokodile, Krabben und Schildkröten bietet und durch seine Ausdünstung sowohl, wie durch die dort hausenden Reptilien gefährlich und furchtbar für den Menschen wird.

Dort, wo sich das süße Wasser mit dem Meerwasser vereint, also an den breiten und seichten Mündungen der Flüsse, breiten sich diese Mangledickichte, üppiger als sonst wo, zu wahren Wäldern aus.

Hinter diesen meilenbreiten Wäldern und Dickichten der Rhizophoren zieht sich der von ihnen früher gebildete vier bis fünf Meilen breite Küstensaum hin, der — da die Manglebäume zu ihrem Bestehen Schlamm und Meerwasser benöthigen — in demselben Verhältnisse von ihnen verlassen wird, als sich deren neue Sprößlinge mehr dem Meere nähern und dadurch den Zwischenraum zwischen diesem und den alten Bäumen vermehren, welche nun verdorren, absterben und mit ihrem verfaulenden Holze und ihrer Verwesungsasche die obersten Schichten der fruchtbaren Dünenerde bilden.

Wir werden auf diese Leuchterbäume und dieses Sumpfland später noch zurückkommen. —

Immer näher steuerte die Brigg Fortuna dem Lande zu. Schon konnte man vom Deck derselben die aus dem wolkigen Streifen sich allmählich entwickelnden Küstenformen, die aus- und einspringenden Winkel derselben, die einzelnen vor den Mündungen der Flüsse liegenden Inseln erkennen.

Es war ein feenhafter, wunderbar entzückender Anblick. Die unendlich klare und durchsichtige Luft der Tropen ließ bis in die weiteste Ferne die

---

*) Herr Richard Schomburgk sagt in seinem trefflichen Werke über Britisch-Guyana, Seite 241. über das Wachsthum der mit Manglebäumen überwucherten Küstenstriche: „Die ganze ausgedehnte Küstenlinie ist dadurch einer fortwährenden Umwandlung unterworfen, und mancher Küstenbewohner, der vor wenigen Jahren aus seinen Fenstern das Meer erblickte, sieht sich jetzt durch einen dichten Rhizophorenwald davon getrennt. Den entschiedensten Beweis für diese Behauptung liefert die östliche Spitze des Cap Nassau, das zugleich das östliche Ufer des Paneron bildet. Herr Al. Clinbock versicherte mich, daß dieses sich während seines sechsjährigen Aufenthaltes um eine Achtelmeile verlängert habe." —

einzelnen Gegenstände klar und deutlich erkennen. Der tiefblaue Himmel' die strahlende Sonne, die leuchtende Fluth — und über diese Fluth hingestreut und sie einschließend, überstrahlt von dieser Sonne, sich scharf abhebend von diesem Himmel — die reizenden Contouren des Küstensaumes und der Inseln mit ihrem üppigen Grün, ihren grotesken Felsenmassen, ihren reizenden Palmenwipfeln — dies Alles in der rosigen Beleuchtung des Sonnenunterganges: machte auf den Beschauer einen mächtigen, tief ergreifenden Eindruck.

Dieser Eindruck wurde noch durch die Neuheit der Scene, durch den Anblick der die Fantasie erregenden tropischen Formen, durch die wunderbare Gewalt, welche der Eintritt in eine fremde, märchenhafte Welt auf das Gemüth des Europäers ausübt, verstärkt und erhöht.

Bernard und Lepaile ebensowenig, als Adele, konnten sich dieses Einflusses erwehren, der sie in stumme, entzückte Bewunderung versenkte und dem gefühlvollen, leicht erregten, für alles Schöne begeisterten Mädchen Thränen der Rührung entlockte.

Ueber die Bollwerksbrüstung gelehnt, sogen sie mit gierigem Auge all die Reize ein, die ihnen der Boden ihrer Verbannung von ferne so freigebig zeigte.

Fast vergaßen sie über diesem Anblicke die Leiden, die sie schon erduldet hatten, und jene, die sie noch erwarteten. Fast verlor dieses Land, nun da sie es vor sich sahen, das Entsetzliche und Grauenerregende, mit dem ihre Phantasie es bisher so reichlich ausgestattet hatte.

Wenn sie aber diesen so reizend erscheinenden Boden wirklich betreten werden, dann werden sie auch die finstersten Schreckbilder ihrer Phantasie noch übertroffen sehen durch eine entsetzliche Wirklichkeit! Französisch-Guyana gleicht einer reizenden, verlockenden, aber inwendig faulen und vergifteten Frucht.

Die Natur hat dort viele Reize entfaltet und zur Ausgleichung einige Schrecknisse, einige Mängel, einige Unvollkommenheiten beigegeben. Die Menschen, die sich dort ansiedelten, haben die ersteren vernachlässigt und die letzteren zu ihrem Studium gemacht, sich bemüht, dieselben noch mehr hervorzukehren, sie auszubreiten und überwuchern zu lassen; haben den Schattenseiten der Natur noch die Grausamkeiten und Niederträchtigkeiten ihres Geistes beigefügt; und so nach und nach dieses selbe Land zu einer irdischen Hölle umgestaltet, welches, mit einiger Bemühung im entgegengesetzten Sinne, ein Paradies hätte werden können. —

Als die Brigg der Insel l'Enfant Perdu gegenüber kam, wurde sie von deren Kanonen, wie wir schon erwähnten, begrüßt.

Nunmehr bot sich den Heransegelnden ein wundervolles Panorama dar.

Südwestlich von ihnen zeigte sich der flache, allmählich sich erhebende, üppig grünende Küstensaum der in der Mündung der Flüsse Cayenne und Ouya liegenden, durch deren weit gestreckte Arme von dem Festlande getrennten und von ihnen umschlungenen Insel Cayenne.

Am nordwestlichen Ende dieser Insel liegt die Stadt gleiches Namens, die Hauptstadt von Französisch-Guyana, welches gemeiniglich nach dieser Stadt und Insel die Colonie Cayenne genannt wird.

Die an Bord der Fortuna Befindlichen konnten indessen diese Stadt, der man sich mit tiefgehenden Schiffen in dem seichten, schlammigen Wasser nur auf fünf Stunden nähern kann, nicht erblicken.

Dagegen entzückte sie der Anblick der vielen kleinen, über die weite Rhede zerstreuten Inseln mit den grünenden Ufern und den glühend roth beschienenen Felsenmassen.

Im Hintergrunde die große Insel Cayenne. Vor dieser, über die gelbliche Meeresfläche ausgestreut, die Inseln St. Joseph, du Diable, la Mere und Royal, welche letztere dem Festlande und der Insel St. Joseph am nächsten liegt.

Zwischen diesen Inseln und dem Festlande steuerten mit Galeerenknechten bemannte Boote hin und her und belebten die Scene, welche dadurch ein bonapartistisches Gepräge erhielt.

Sonst war kein Schiff, keine Goelette, kein Boot zu schauen; kein Leben zeigte sich auf den Inseln. Nur auf der Insel du Diable konnten die Ankommenden einige Gestalten entdecken, Sträflinge, welche mit ihren Blicken das sich nähernde Schiff durchforschten.

Tiefe Ruhe lagerte über diesen Inseln und über dem Meere; aber nicht die Ruhe des Friedens und des Glückes, sondern die erzwungene Ruhe und Stille der Knechtschaft, der Unterdrückung, der Sklaverei. —

Die groß und feurig blickende Tropensonne hatte den Horizont berührt. Noch einmal sandte sie aufflammend ihre Gluthpfeile über das goldene Meer und das roth schimmernde Land, das den Ankommenden mit den zugleich tiefen und glänzenden Farben seiner Felsen und seiner Vegetation ein letztes, strahlendes Lächeln zusandte.

Dann sank die Sonne schnell und strahlenlos unter.

Dem glühenden Tage folgte ohne Uebergang, ohne Dämmerung, fast augenblicklich die Nacht.

Von Cayenne her schallte ein dumpf rollender Schuß.

Er wurde von den Forts der Inseln erwidert.

Es war das Zeichen, daß die Soldaten sich in ihre Kasernen, die Sträflinge in ihre Gewahrsame zu begeben hatten.

In demselben Augenblicke klirrte die Ankerkette, und der schwere Anker sank hinunter auf den Grund der See.

Die Brigg Fortuna hatte ihr Ziel erreicht.

Die drei unglücklichen Freunde, Bernard, Adele und Lepaile waren an dem Orte ihrer Bestimmung angekommen.

Cayenne — das entsetzliche — ihre neue Heimath, hatte sie aufgenommen.

Für die dortigen Beamten waren drei Zahlen mehr hinzugekommen zu den schon eingetragenen Nummern; für Napoleon drei feindlich Gesinnte mehr „versorgt und aufgehoben;" für die Menschlichkeit drei Opfer mehr auf die entsetzliche, bluttriefende Schlachtbank geliefert, welche ärger wüthet als die blutige Guillotine der ersten Republik, und welche von den Schlachtopfern selbst mit dem Namen bezeichnet wird: Die trockene Guillotine. — — —

Fünftes Kapitel.

Auf dem Gefängniß-Schiffe „Der Castor."

Am nächsten Morgen, kaum daß der Tag zu grauen begonnen, wurde des Kapitäns Jolle in See gelassen, um ihn nebst einigen anderen Offizieren und dem Schiffsschreiber nach Cayenne zu führen.

Unter dieser glühenden Sonne werden womöglich alle Arbeiten in den ersten Morgenstunden abgemacht. Von neun Uhr Morgens bis spät am Nachmittage sucht Jedermann, wer es irgend zu thun vermag, unter dem vor den sengenden Strahlen schützenden Dache in unthätiger Ruhe zu verweilen.

Jedermann weiß ja, daß in diesen heißen Stunden arbeiten soviel als krank werden, soviel als sterben heißt.

Wir sagten: wer es irgend zu thun vermag. Die unglücklichen Deportirten, welche man auf den Inseln zur Zwangsarbeit nöthigt, vermögen allerdings nicht, sich die so nöthige Ruhe, den so unbedingt nothwendigen Schutz vor den Sonnenstrahlen zu verschaffen. Sie müssen arbeiten auch

während der heißesten Stunden; für sie giebt es keine Schonung; sie aber sterben auch in grauenerregender Anzahl hin, getödtet von dem Klima, gemordet von dem Machthaber Frankreichs, welcher ersteres zum Vollstrecker seiner Todesurtheile, als Henkersknecht in Dienst genommen hat. —

Nach einigen Stunden kehrte der Kapitän an Bord der Brigg Fortuna zurück.

Er brachte die Nachricht, daß seit bereits acht Monaten das gelbe Fieber in Cayenne und auf den Inseln herrsche.

In Folge dessen und um alle Berührung mit dem verpesteten Lande zu vermeiden, wurde sämmtliche Mannschaft des Schiffes an Bord konsignirt. Die drei Deportirten hatten, der mitgebrachten Ordre des Kapitäns zufolge, bis auf Weiteres ebenfalls dort zu verbleiben.

Länger als zwei Wochen blieben die drei so hart geprüften Freunde demnach noch an Bord der Fortuna. Da sie daselbst nicht schlecht behandelt wurden; da man ihnen alle womöglich zu gewährende Freiheit ließ; da sie vor Allem vereint waren, ihre Gedanken und Gefühle austauschen, sich gegenseitig ermuthigen und unterstützen konnten: so fiel ihnen dieser Aufenthalt auf der Fortuna, im Angesichte eines sich entzückend schön darbietenden Landes und einer wundervollen Vegetation nicht besonders schwer; und sie sehnten sich durchaus nicht, den schützenden Bord zu verlassen und ein Land zu betreten, über dessen Eigenschaften und Klima sie während dieser ihrer Erholungszeit von Mannschaft und Offizieren genügende Aufschlüsse erhielten, um — wie sie dessen schöne Seite durch eigenes Ansehen würdigen konnten — auch dessen Schattenseiten kennen zu lernen.

Wir wollen — da wir doch längere Zeit mit Bernard, Lepaile und Adele auf diesem berüchtigten Boden verweilen müssen — in Kürze eine Beschreibung von Land und Klima geben, wie sie den drei Freunden von ihrer Umgebung zu Theil wurde. — — —

Derjenige Theil des großen Festlandes von Südamerika, welcher im Osten vom atlantischen Ocean, im Norden und Westen vom Orinoko, im Südwesten vom Rio-Negro, und im Süden vom Amazonenstrome begrenzt wird; der große Landstrich, der sich längs des atlantischen Oceans zwischen den Mündungen des Orinoko und des Maranhon oder Amazonenstromes ausdehnt; dieses Land, etwa dreimal so groß, als Deutschland oder Frankreich, ist es, das, im Großen und Ganzen genommen, Guyana genannt wird.

Im engeren Sinne aber versteht man, mit Ausschluß des nördlichen Theiles, der zur kolumbischen Republik Venezuela, und des südlichen, der zu Brasilien gehört, unter Guyana die zwischen ebengenannten Provinzen

in der Mitte liegenden Staaten: das englische Gebiet mit den Grafschaften Demerary, Essequebo und Berbice; das niederländische Gebiet oder die Kolonie Surinam und das französische Gebiet oder die Kolonie Cayenne.

Guyana, ein völliges Aequatorial-Land, erstreckt sich vom Aequator bis zum achten nördlichen Breitengrade und vom 33. bis 50. Grade westlicher Länge, mit einem Flächenraume von ungefähr 18,000 Quadratmeilen.

Im Jahre 1504 entdeckte der spanische Seefahrer Vasco Nunnez dieses Festland und nannte es Terra firma. Doch wurde es von den Spaniern nicht in Besitz genommen, die keinen großen Werth auf dasselbe zu legen schienen. Erst im Jahre 1580 wurde die erste europäische Niederlassung auf dieser Küste, und zwar von den Holländern gegründet und Nieuw Zeeland (Neu-Seeland) genannt.

Bald darauf, nachdem die Kolonie emporzublühen anfing, wurden die Holländer von den Spaniern mit Hülfe der Einzeborenen vertrieben. Aber die Holländer kehrten zurück. Ein endloser Kampf, ein ewiger Wechsel der Regierung, eine stete Veränderung der Kolonien folgten nun. Bald auch mischten sich England und Frankreich in diese Streitigkeiten und gründeten in diesem Lande ebenfalls Kolonien. Die erste Niederlassung der Franzosen entstand im Jahre 1626 in dem noch jetzt französischen Theile von Guyana.

Die hauptsächlichste Ursache der sich stets erneuernden Streitigkeiten um den zuerst verschmähten Boden war, daß die von Europa nach Amerika ziehenden Abenteurer daselbst, in Guyana, reiche Goldschätze vermutheten, welche das Geschlecht des sechszehnten Jahrhunderts ebenso sehr nach Süd-Amerika zogen, wie sie das jetzige nach Kalifornien locken.

Aber während die Jetztzeit wirkliches Gold aus Kalifornien holt, fanden sich die fabelhaften Schätze Guyanas bis jetzt noch immer nicht.

Wer kennt nicht das Wort „Eldorado!“ Wer hat diesen Ausdruck noch nicht gebraucht, um damit etwas sehr Wünschenswerthes zu bezeichnen? — Aber der eigentliche Sinn dieser Bezeichnung ist verloren gegangen; und der Ausdruck selbst theilt sich mit den Worten „Eden“ und „Paradies“ in die Aufgabe, etwas unendlich Schönes aber Unerreichbares zu kennzeichnen.

Im vorigen Jahrhunderte noch; noch zu den Zeiten der Reisen des deutschen Heros Alexander von Humboldt in Südamerika, wußten die Leute die Bedeutung des „El Dorado“ besser zu würdigen. Noch damals gab es Leute, welche diese fabelhafte Gegend aufsuchten.

Wie man, kurz nach der Entdeckung Amerikas, an den Maranhon das Land der Amazonen, der streitbaren Weiber, verlegte und Jahrhunderte lang an diese Fabel glaubte, ja sogar den Strom danach benannte; gleichwie man auch dorthin die Menschen ohne Kopf und jene mit Einem Auge,

mitten auf der Stirn, oder gar auf der Brust, hinversetzte: also erfand man auch ein Märchen von einem unendlich reichen Goldlande, dem Eldorado, welches man bald da, bald dort, jetzt im Süden des Aequators, jetzt im Norden, westwärts und ostwärts aufsuchte, aber niemals fand. Endlich, nachdem man überall vergeblich danach geforscht, ward Guyana die Ehre zu Theil, es in seinen undurchdringlichen Waldungen, in seinem unbekannten Fluß- und Sumpflande bergen zu müssen.

Dorthin verlegte man den Sitz der Mythe, welcher allmählich aus den Anden von Neugranada nach Guyana wandern mußte.

Die Sage selbst aber ist folgende:

In der Stadt Manoa, am Nordufer des Parimesees, gerade unter dem Aequator und dem 320. Längengrade gelegen, herrschte ein König, ein einäugiger Indier, der — wie Oviedo in seinem Briefe an den berühmten Kardinal Bembo berichtet — „in diesen Gegenden sehr berühmt und allezeit mit Goldstaub bedeckt ist, so daß er vom Kopf bis zu den Füßen einer von einem trefflichen Goldschmiede gearbeiteten Goldfigur gleicht. Der Goldstaub wird jeden Morgen ihm von seinen, mit langen Blaserohren versehenen Kammerherren auf die Haut geblasen und mittels eines wohlriechenden Harzes auf den Leib befestigt; weil jedoch diese Art Kleidung ihn am Schlafe hindern würde, so wäscht sich der Fürst jeden Abend und läßt sich am Morgen neu vergolden."

Dieser fabelhafte Fürst nun, dem man unendliche Reichthümer zuschrieb, wurde von den Spaniern „El Dorado," der Vergoldete, genannt, welches Wort aber bald auf die Stadt, wo er weilen sollte, ja auf dessen ganzes, niemals entdecktes Königreich angewendet wurde. Im Jahre 1536 wird dieser Sage zum ersten Male erwähnt.

Seitdem wurden unzählige Züge, bald von ganzen Heerhaufen, bald von einzelnen Abenteurern nach dem Dorado unternommen, welche ihn zwar allerdings niemals auffanden, aber für die Kenntniß des Innern von Südamerika von unberechenbarer Wichtigkeit waren. Gerade wie die Alchymie, die den Stein der Weisen, die Goldtinktur und andere unsinnige Dinge aufsuchte, bei diesem Suchen die wichtigsten Erfindungen machte und so den Boden bereitete und das Material schaffte, mittels dessen jetzt die Wissenschaft der Chemie ihre glänzende Höhe erreichen konnte.

Es ist eine einigermaßen beschämende Wahrheit, daß stets der Durst nach Gold, nicht der nach Wissen, die mächtigste Triebfeder war, welche die Menschen auf jenen Weg führte, der die Bereicherung des Geistes zum Zielpunkte hat. —

Die Spanier Alonzo de Herrera, Alvaro de Ordaz; die Deutschen

Ambrosius Dalfinger aus Ulm, Georg von Speier, Nicolaus Federmann und Philipp von Hutten; dann wieder die Spanier Caravazal, der den von Hutten ermordete, Hernan Perez de Quesada, Orellana, Pedro de Ursua, Antonio de Berrio; endlich der Engländer Walter Raleigh — sie Alle zogen aus mit Heeresmacht, nach der fabelhaften Laguna de Oro (dem Goldsee), nach dem Eldorado zu suchen.

Raleigh sagt darüber in seiner im Jahre 1599 zu Nürnberg erschienenen deutschen Ausgabe der von ihm in den Jahren 1594—96 ausgeführten Entdeckungsreisen:

„Die Hauptstadt des Königreichs Guayana ist Manoa, so auch El Dorado benannt, dies soll die mächtigste und größte Stadt in ganz Amerika, oder, wie Jodocus Hondius in seiner neuen Landtafel will, in der ganzen Welt sein, liegt an dem großen See Parime, auch Jwaipanoma oder Toponowini oder Rupunuwini genannt, der 200 Meilen lang und dessen Wasser gesalzen ist. Darinnen sind viel Inseln und überaus viel indianische Schifflein, damit allerlei aus den umliegenden Ländern, so gewaltig goldreich, und von allerlei Vieh überflüssig voll sind, zugeführt wird, denn es ergießen sich namhafte Flüsse in diesen See und entspringen wieder daraus, und man kann aus dem See in zwanzig Tagen bis in das Weltmeer gelangen."

Als 1843 der deutsche Reisende Richard Schomburgk endlich dieses Dorado entdeckte, fand er statt des 200 Meilen langen Wasserbeckens einen kleinen Binnensee, statt der größesten, prächtigsten Stadt der Welt ein ärmliches Indianerdorf aus Rohrhütten, Pirara genannt.*)

---

*) Schomburgk sagt darüber, Bd. I. S. 392.: „Noch denke ich mit stillem Entzücken an jenen ersten Morgen in Pirara zurück, als ich beim Anbruch des Tages aus meiner Hängematte sprang und vor das Dorf eilte, um ungestört die weite Savanne überschauen zu können. Ich stand hier auf einem sagen- und mythenreichen Boden; zu meinen Füßen das mar de aguas blancas, das mar del Dorado, den See mit goldreichen Ufern und der goldstrahlenden Stadt Manoa, nach welcher die kühnsten Abenteurer Spaniens, Portugals und Englands seit dem sechszehnten Jahrhunderte ihre Irrfahrten unternahmen, für welche der große und unglückliche Walter Raleigh von 1595—1617 vier Expeditionen antrat, für welche er die Phantasie sowie den Ehrgeiz der Königin Elisabeth in so hohem Grade zu entflammen wußte! Der kleine Binnensee Amuni, dessen Existenz als ausgedehntes Binnenmeer, in welchem die großen Ströme Südamerikas, der Essequebo, Orinoko und Amazon ihren Quellpunkt haben sollten, schon A. v. Humboldt am Anfange dieses Jahrhunderts vermöge seines wahrhaft prophetischen Geistes als bloßes Phantom darstellte, das Spanier, Portugiesen, Engländer und Deutsche ewig zu fliehen und dennoch unaufhörlich anzulocken schien und welches dennoch bis auf die neueste Zeit nicht von

Die Entdeckung des El Dorado also, die gehofften und erträumten Schätze von Gold und edlem Gesteine waren es, nebst dem wirklichen Reichthume des Landes an südlichen Produkten, welche einen ewigen Kampf und Streit zwischen den einzelnen dort angesiedelten Völkern um den endgültigen Besitz der Küstenstriche von Guyana hervorriefen.

Nach vielfältigen Veränderungen wurden endlich im Wiener Kongresse 1815 die Grenzen der einzelnen Staaten von Guyana berichtigt, geregelt und festgesetzt.

Die damaligen Grenzen sind es auch heute noch.

Demnach theilen sich in Guyana außer den Brasilianern und Venezuelischen Creolen, Niederländer, Engländer und Franzosen in den schmalen, von Europäern bewohnbaren Küstensaum. Im Innern leben noch viele eingeborene, indianische Stämme. Außer diesen auch eine große Anzahl von Maronnegern.

Dies ist der Name der von den Plantagen entflohenen schwarzen, überhaupt farbigen Sklaven. Es sind nicht blos Neger, sondern auch Mulatten, Terceronen und Quarteronen, welche, ihren grausamen Herren entflohen, hier sich zu einem Freistaate zusammengefunden hatten und Jahre lang einen verheerenden Rachekrieg gegen ihre früheren Unterdrücker, die Weißen, führten, bis im Jahre 1809 ein fester Friede, in welchem die Rechte der Maronneger als freie, zu einem eigenen Staatsverbande gehörige Menschen förmlich anerkannt wurden, den Feindseligkeiten ein Ende machte.

Seitdem die Sklaverei in Südamerika, sowohl in den englischen Besitzungen, als in den Creolen-Republiken aufgehoben worden, werden die Maronneger nicht mehr durch neuen Zuwachs von entlaufenen Sklaven verstärkt. Noch immer aber bestehen im Innern von Guyana drei Neger-Republiken, die der Surameca-Neger am oberen Surameca, der Ankas am oberen Marony und der Cottica-Neger am oberen Cottica. —

Was nun Französisch-Guyana betrifft, so begreift dieses, oder die Kolonie Cayenne, wie es gewöhnlich nach der Küsten-Insel genannt wird, den Theil von Guyana, der zwischen den Flüssen Marony und Oyapoc liegt. Vor dem Wiener Kongresse hatte Cayenne eine Zeit lang einen bei weitem größeren Umfang, indem es sich bis zum Flusse Ariwari oder Araguary in der niederländischen Provinz Para erstreckte. Jetzt trennt es der Marony

---

den Karten vertrieben werden konnte, lag vor mir, — vergebens aber spähte ich nach seinen goldreichen Ufern, nach der goldstrahlenden Kaiserstadt Manoa, — das Auge haftete nur auf den dunklen Binsen und Riesengräsern, die seine sumpfigen Ufer und seine unbedeutende Wasserfläche umsäumten." —

gegen Westen von dem niederländischen und der Oyapoc gegen Osten von dem brasilianischen Guyana. Im Süden bildet die Sierra Tumucumaque die Grenze gegen Brasilien, auf welcher Sierra die Quellen des Marony und seines Nebenflusses Araura entspringen. Gegen Nordosten bespühlt es der atlantische Ocean.

Der Flächeninhalt dieses Landes ist nicht genau bekannt, da seine tiefer gegen das Innere liegenden Gegenden durchaus noch undurchforscht und unbekannt sind. Die Angaben schwanken zwischen 1722 und 3600 Quadrat-Meilen. Die Ausdehnung zwischen den beiden Grenzflüssen beträgt 45 Meilen.

Neben diesen beiden schon genannten Flüssen, die im gebirgigen Innern entspringen, ist auch noch der Aprovague zu erwähnen, der westlich vom Oyapoc mit breiter Mündung seine Fluthen in jene des atlantischen Oceans ergießt. — Die Mündung des Cayenne und die des Ouya bilden — wie schon im vorigen Kapitel bemerkt — die Insel Cayenne. — Nordwestlich davon mündet der Synnamari und weiterhin der Mana von niederer und sehr ungesunder Küste in das Meer.

Das Land, soweit es eben bekannt ist, besteht theils aus jenem flachen, niedrigen, etwa 10—12 Meilen breiten, durch Anschwemmung entstandenen Küstensaume, dessen allmähliches Wachsen in die See hinaus mittels der den Schlamm befestigenden Manglebäume wir schon früher erwähnten, der zur Regenzeit stets überschwemmt, aber sehr fruchtbaren Bodens ist, und vor welchem große Schlammbänke bald von festerer, bald von sehr weicher und moderiger Art im Meere liegen; theils aus dem inneren höheren Lande mit schönen Savannen und Waldungen bedeckt, das sich weiter gegen Brasilien hinein zu Gebirgen zu erhöhen scheint.

Bewohnt, das heißt von Europäern, deren ungefähr sieben Tausend dort leben, ist nur ein Theil des Küstensaumes und der Inseln.

Bis vor die Insel Cayenne steigen vom Süden her unermeßliche Wälder herab, welche nie eine Axt gelichtet hat, welche von Moräften und schlammigem Boden durchschnitten werden, gleich jenem des Küstensaumes unter den Manglebäumen. Diese Wälder bedecken eine nur sehr langsam und allmählich ansteigende Hügelkette, auf welcher die Quellen zahlreicher Flüsse entspringen, die, träge dem Meere sich zuwälzend, ohne tiefgegrabenes Bette, sich mit den verwesenden Ueberresten der Pflanzen beladen, beim ersten Regen weit überströmen und das Land unter Wasser setzen, und endlich während der Monate der Dürre hier schlammige Sumpfwasserbehälter, dort Leitkanäle pestilenzialischer Dünste werden.

Im Osten dehnt sich zwischen den Flüssen Cayenne und Oyapoc ein

Landstrich aus, der die breite, verschlammte und sumpfige Mündung des in hundert Arme sich theilenden Approvague in sich faßt und dessen Name bezeichnend genug ist: Das Land der Ueberschwemmung.

Im Westen finden sich dieselben Moräste mit noch verderblicheren Dünsten.

Der bewohnte Küstensaum ist also im Süden von Morästen und Wäldern mit Sumpfboden begrenzt; Moräste und Sümpfe umgeben ihn im Osten und Westen; undurchdringliche, feuchte Waldungen ziehen sich Tagereisen lang im Innern hin; gegen Norden streckt sich meilenweit, nur von der Fluth seicht bedeckt, während der Ebbe blosgelegt, moderiger Schlammgrund in die faulige, gelbe, übelriechende See.

Dies ist die unbestreitbare und unbestrittene Beschreibung des Bodens dieser Kolonie des Menschenfreundes.

Allerdings ist der Boden, mehr gegen das allmählich ansteigende Innere zu, ein durchaus anderer, trockener, gesunder; aber dieser wird nicht benutzt, wie der gleiche der beiden anderen Guyanas. Die Kolonie hat eben auch einen anderen Zweck, als jene Englands oder Hollands. Der Boden soll nicht trocken gelegt, die Wälder sollen nicht ausgerodet, Plantagen sollen nicht angelegt und unterhalten werden. Wer dies unternimmt, mag's auf eigene Verantwortung hin thun; von der Regierung wird er nicht unterstützt. Für diese ist Cayenne blos der Strafort; und für die Sträflinge ist der schlechteste, ungesundeste Boden noch zu gut und zu gesund. Je schneller er deren Gesundheit untergräbt, deren Tod herbeiführt, desto mehr wirkt er im Sinne der menschenfreundlichen Idee, die Cayenne eben deshalb zum Straforte erwählte. —

Wenn dieser niedere angeschwemmte Boden schon während der trockenen Jahreszeit eine Schlamm- und Sumpfmasse bildet, so ist er während der Ueberschwemmungen der Regenzeit vollends eine einzige, schlammige Wasserwüste.

Alle Flüsse treten dann aus ihren Ufern, alle Wälder mit ihren unermeßlichen Bäumen, ihren Labyrinthen von Sträuchern und ihren Gehängen von Schlingpflanzen stehen dann unter Wasser. Das Meer vereinigt seine salzigen Wogen mit den fließenden Gewässern, welche einen gelblichen Schlamm mit sich führen; überall hin verbreiten sich die Kaimans, die Meerfische und die Wasservögel; die vierfüßigen Thiere sind gezwungen, sich auf hohe Bäume zu flüchten neben die Affen, welche sich an die Aeste hängen und von einem auf den andern springen. Man sieht die ungeheuren Eidechsen, die Aquitis und die Moschusschweine schwimmen, weil sie ihre überschwemmten Höhlen verlassen mußten, und ihnen zur Seite schwingen sich plattfüßige Vögel, welche

ihrem Körperbaue nach auf der Erde oder im Wasser zu bleiben bestimmt scheinen, auf hohe Bäume, um den Kaimans, den Haifischen und den Schlangen zu entgehen. — Die Fische verlassen ihre gewöhnliche Nahrung im Wasser und fressen die Früchte und Beeren der Bäume und Stauden, um welche sie herum schwimmen; die Krabbe und Auster hängen sich an die Aeste und Zweige der Bäume an. — Der Indianer, welcher dieses neue Chaos, diese Mischung von Wasser und Erde, auf seinem Kanoe bereist, befestigt seine Hängematte an den höchsten Aesten der Bäume und schläft ruhig in diesem luftigen Bette, welches die Winde über den Wellen schaukeln. —

Was nun das Klima betrifft, so kann man sich leicht nach dem oben Angeführten eine Vorstellung desselben bilden.*)

---

*) Wir führen hier zum besseren Verständnisse Mittheilungen eines Deportirten an, der indessen in den gewöhnlichen Irrthum verfallen ist, die Sommer und Winter der Tropenländer zu verwechseln.

Ange Pitou, Deportirter im Jahre XIII. (1803) sagt in seiner „Reise nach Cayenne" 1. Bd. S. 206. über das Klima:

„Um 5¼ Uhr tritt die Morgendämmerung ein; um 5¾ Uhr die erste Tageshelle; um 6 Uhr steigt die Sonne aus dem Schoße des Meeres auf, umgeben von einer Purpurwolke. Der Schatten der Erde verschwindet hier beinahe erst, wenn dieses Gestirn schon am Horizonte erscheint, während dieser Schatten, der sich gegen die Pole verringert, den Bewohnern der gemäßigten und kalten Zone den Schein der schiefen Strahlen läßt, welche die Sonne unter ihnen während sechs Monaten über den einen oder andern Theil der Erdkugel entsendet.

„Wir sind Amphiscien, d. h. unser Schatten fällt nach beiden Seiten. Vom 20. April bis 20. August fällt er nach der mittägigen Seite und während der anderen sechs Monate fällt er nach der mitternächtigen Seite.

„Alle unsere Tage sind gleich den Nächten; beinahe auf eine halbe Stunde, welche wir vom September bis zum März verlieren und in den sechs anderen Monaten wiederfinden. Wir haben zwei Sommer und zwei Nachtgleichen, zwei Winter und zwei Solstitien. Die Hitze wird durch reichliche Regen gemildert, welche nach den Wintersolstitien Mitte Dezembers bis zum März fallen und wieder im Mai bis zu Ende Juli, da der Hochsommer seinen Anfang nimmt, bis zum Dezember. Die Sonne geht zwei Mal im Scheitel über uns, am 20. April und am 20. August. Sie wird das erste Mal wenig empfunden wegen des Regens, wovon die Erde durchnäßt wird. Ihre Wiederkehr schenkt uns gleichwohl anderthalb Monate schönen Wetters, welches die Teiche ein wenig trocknet; allein die Unbeständigkeit dieser waldigen und gebirgigen Landstriche täuscht oft die Erwartung der Kolonisten, welche stets reiche Ernten erzielen würden, wenn die Sommer- und die Winterzeiten geregelt wären. Man lacht wenn ich von Winter und Sommer unter der heißen Zone spreche. Der Sommer ist für uns eine brennende Sonne, welche mehrere Monate nur durch die Brise oder den Hauch eines heftigen Windes gekühlt wird, welcher von Ost nach

Die mittlere Jahreswärme beträgt 25 Grad R. Die größte Hitze läßt das Thermometer während der trockenen Jahreszeit im Schatten auf 28 Grad R., während der Regenzeit auf 24 Grad steigen.

Man stelle sich nun die Wirkung dieser glühenden Sonne vor, wenn sie ihre Strahlen senkrecht auf diese Anhäufung von Moder, Schlamm und verwesenden Stoffen heftet und dieselben in Gährung setzt.

Das Jahr wird in Cayenne, wie überhaupt unter dem Aequator, in vier Jahreszeiten, in zwei Sommer und zwei Winter eingetheilt. Die Sommer sind die Regenzeiten, die Winter die trockenen Jahreszeiten. Es regnet, wenn die Sonne am höchsten, also gerade über dem Aequator, das ist scheitelrecht steht. Die trockenen Jahreszeiten sind diejenigen, in denen die Sonne entweder nördlich oder südlich vom Aequator, in der Gegend der Wendekreise verweilt. Man unterscheidet demnach in Cayenne die kleine Regenzeit vom Dezember bis Februar, auf welche im März und April die kleine trockene Jahreszeit folgt; und die große Regenzeit vom Mai bis in den Juli, auf welche vom August bis Dezember die große trockene Jahreszeit folgt. Die Regengüsse beginnen im Mai und werden von Woche zu Woche stärker. Sie sind stets von starken Gewittern begleitet. Der Landwind ist

---

Nordost weht. Während des Tages kommt der Wind von der Seite des Meeres her und erstickt den des Landes. Dieser letztere läßt sich nur an den Küsten spüren, zu gewissen Zeiten, während gewisser Stunden und beinahe immer des Morgens und Abends, nach dem Untergange der Sonne.

„Der Winter besteht in beständigem Regen; er fällt so reichlich, daß oft die Hütten und die Pflanzungen unter Wasser gesetzt werden. Der Regen fällt zuweilen ununterbrochen, was Raynal veranlaßte zu sagen, daß das Land, wo die Kolonie 1763 landete, ein Landstrich unter Wasser sei. Horatius würde großen Glauben finden, wenn er sagte, daß in diesen Wüsten „die scheuen Rehe nach den Gipfeln der Bäume schwimmen, wo die Fische mit Erstaunen das verschlungene Nest der Turteltaube finden." — Vier oder fünf Stunden schönen Wetters haben den Teich erschöpft. Gleichwohl sind die Ueberschwemmungen so häufig, daß während des Winters das Wasser nicht mehr als drei Daumen hoch über der Oberfläche der Erde liegt. Diese großen Regen bilden Ströme, welche die Flüsse anschwellen; man nennt sie Regenströme. Während unsere Flüsse in Frankreich ihre Ufer trocken lassen, sind jene der heißen Zone mit Brachwasser angeschwollen, das eben so reißend ist, wie der geschmolzene Schnee in den Bergen.

„Zuweilen sind die Winter trocken und warm; dann ersterben die Pflanzungen, dann verbrennt und versengt der Nordwind, mit seinem salpeterartigen, trockenen und kalten Hauche die Blumen, die Früchte und die zarten Knospen. — Zuweilen sieht man die Sonne ohne Wolken sich über der versengten Weinrebe erheben und die Blüthe in Asche legen, die sich zu früh der Hitze ausgesetzt hatte." —

jetzt herrschend, zahllose Schaaren Musquitos durchschwärmen die Luft und die Pflanzenwelt entwickelt sich mit der größten Schnelligkeit und Ueppigkeit; die nun sich entwickelnden schädlichen Dünste machen diese Jahreszeit zu der ungesundesten. —

Mit dem Juni beginnt der Regen nachzulassen, und im August erscheint der reine klare Himmel, die Ostwinde erheben sich, und bisweilen bringt besonders die große trockene Jahreszeit eine schädliche Dürre.

Unter diesen Breitengraden ist in Allem, sowohl im Regen wie in der Dürre, Uebermaß. —

Während der Regenzeiten ist die Hitze fast eben so groß, wie während der trockenen Jahreszeiten; und die Sonne, wenn sie nach langem Kampfe durch die Wolken bricht, ist dann gefährlicher als je.

Wenn die Dürre herrscht, hauchen die stagnirenden, in Fäulniß übergehenden Wasser, welche die zurücktretenden Flüsse in den Vertiefungen des Bodens zurückgelassen haben, auf den gemeiniglich überschwemmten Landstrichen ihre verderblichen Dünste aus. — Die Krankheitsstoffe — mit einem andern Worte: das gelbe Fieber; mit einem dritten: der Tod — füllen die Luft, welche, da sie keine Strömung hat und von den Wäldern zurückgehalten wird, sich nicht reinigen kann.

Alles gährt, Alles lebt und stirbt, gedeiht und verwest hier mit einer Schnelligkeit und in Verhältnissen, die uns unglaublich scheinen.

Der Alles überwuchernde, unerhört üppige Pflanzenwuchs erfüllt die Lüfte mit tausendfältigen, balsamischen Wohlgerüchen; aber auch mit schädlichen, vergifteten Gasarten. Dem stets nassen Boden, dem darüber sich breitenden Wurzelgeflechte entströmen verderbliche Dämpfe, tödtliche Miasmen. Scheußliche Thiere durchwühlen den Schlamm, bevölkern das Wasser und den Wald, durchschwirren die Lüfte. In tausendfältiger Gestalt, stets sich verändernd, stets sich vernichtend und immer wieder sich neu gebärend, lauert der Tod in diesen Sümpfen, in diesen Wäldern, in diesen Lüften, auf den unvorsichtigen Menschen, der sich schutzlos demselben verfallen sieht.

In der Luft die Krankheitsstoffe und Wolken von Insekten; in den Gewässern und auf dem Trockenen, das heißt Feuchten — denn wirklich Trockenes giebt es während des größten Theiles des Jahres auf diesen Küstenstrichen nicht — alle Ungeheuer des glühenden Schlammes, alle lebendigen Gifte: Schlangen, Kaimans, Skorpione, ungeheure Kröten, riesenhafte und gefährliche Fledermäuse; dann die Thiere des Waldes: der Kuguar, die Tigerkatze, der Jaguar oder amerikanische Tiger, der Puma oder schwarze Löwe; endlich das sich stets vervielfältigende Geschlecht von Tausenden von kaum sichtbaren Insekten, den Ferkelkaninchenläusen, den Sandflöhen, den

Stechmücken und Musquitos: all dies Gewürm und Gethier, dazu die giftigen Pflanzen und die schädlichen Dünste umschlingen mit einem kaum zerreißbaren Netze von Tod und Verderben den Menschen, der sich in dieses Land wagt.

Die Musquitos, deren Saugewerkzeuge die beste Leinendecke durchstechen, so daß Bettvorhänge gegen sie keine Sicherheit gewähren, erfüllen die Luft über den Wassern und dem feuchten Boden in dichten Schwärmen und umhüllen den unglücklichen Menschen, der sich gegen sie nicht zu schützen vermag, mit einer dichten Wolke. — Die Augen, die Lippen, die Nase, das ganze Gesicht, die Hände, die Kniekehlen, die Ellenbogen- und Achsel-Gelenke — Alles, was nur irgend eine feine Haut darbietet, wird gar bald von Hunderten sehr schmerzhafter, Beulen verursachender Stiche zerfleischt und zerbissen, so daß der Körper wie getigert und marmorirt aussieht.

Aber nicht die Musquitos allein, auch Ameisen, Wanzen, so breit wie ein Daumennagel und noch einmal so lang, Flöhe und Skorpione theilen sich in die Aufgabe, den Menschen zu quälen, zu peinigen und zur Verzweiflung zu bringen.

Die Folgen des Skorpionstiches, der Verwundung durch jenes häßliche, zugleich krebs- und spinnenähnliche Thier, welches in den Tropenländern einen halben Fuß lang und von der Stärke eines tüchtigen Flußkrebses wird, sind bekannt. Der Stich an und für sich ist schmerzhaft genug; nun aber kommt noch dazu, daß auf den Skorpionstich eine heftige Entzündung folgt und daß, besonders bei der Verwundung durch den sogenannten wilden Skorpion — zum Unterschied von dem überall in den Häusern lebenden, selbst in den Betten sich aufhaltenden Haus-Skorpione so genannt — welcher meistens in den Wäldern lebt, die Zunge tagelang dergestalt anschwillt, daß man nicht sprechen, nicht trinken noch essen kann, bis das vergiftete Blut sich allgemeiner vertheilt hat.

Der Biß des Sandflohes oder Niguas bringt noch schlimmere Folgen hervor, wenn auch der erste Schmerz desselben ein sehr unbedeutender, fast nicht fühlbarer ist.

Dieses Thierchen, das einige Aehnlichkeit mit dem gewöhnlichen Flohe hat, nur daß es bedeutend kleiner ist, bohrt sich vorzugsweise unter die Nägel der Füße und der Hände ein.

Dieses Einbohren nun fühlt man entweder wirklich nicht, oder das Gefühl ist so wenig ausgesprochen, daß man nicht darauf achtet; einen Tag später aber zeigt ein starkes, peinigendes Jucken die Stelle an, an welcher der Sandfloh sich eingebissen hat und woselbst er nun unter der Nageldecke, den Kopf im Freien, den Leib im Fleische, tief eingegraben sitzt.

Nun ist es unbedingt nothwendig, das Thierchen vorsichtig mittels einer Nadel oder eines andern spitzigen Gegenstandes aus seiner Höhle hervorzuziehen. Versäumt man diese nicht sehr schmerzhafte Operation nur um einen Tag, so kann es sehr leicht geschehen, daß man mit dem Verluste eines Fußes oder einer Hand für solche Nachlässigkeit büßen muß.

Denn der in's Fleisch gegrabene Hintertheil des Flohes ist unterdessen geschwollen und sitzt voller Eier; in einigen Tagen hat dieser Hintertheil die Größe einer Erbse erlangt und verursacht nunmehr durch seinen Druck auf die empfindlichen Nerven unter dem Nagel große Schmerzen und Entzündung. Thut man nun aus Unkenntniß oder aus Furcht vor der Operation, die in solchem Stadium allerdings schmerzhaft ist, noch nichts zur Entfernung des kleinen Thierchens; so platzt der Eiersack, hunderte von Eiern erwachsen schnell zu neuen Sandflöhen, welche sich weiter in's Fleisch einbohren — und dem Unglücklichen bleibt keine Wahl, als die Abnahme des verletzten Gliedes. —

Neben den Insekten sind es besonders die Schlangen, welche dem Menschen lästig und gefährlich werden.

Die Boa Constrictor, welche in Hunderten von Arten, von der kleinen, kaum einige Zoll messenden an, die sich von Insekten und Würmern nährt, bis zur fünfzehn Fuß langen, die Kälber und Rehe verschlingt, ungemein häufig vorkömmt; sowie die schwarze Schlange, welche hinsichtlich ihrer Größe und Kraft der erstgenannten am nächsten steht, aber weit behender als diese ist; diese beiden Schlangenarten sind dem Menschen weniger gefährlich, da sie nicht giftig sind, keine beweglichen Zähne haben und nur durch ihre gewaltige Kraft, welche in ihren Umschlingungen sogar die Knochen des Löwen und des Büffels wie Glas zermalmen macht, in einzelnen Fällen dem Unvorsichtigen, der vielleicht schlafend von ihr überfallen wird, den Untergang bereiten.

Die schwarze Schlange ist dabei durch ihre entschiedene Feindschaft gegen die Klapperschlange dem Menschen ungemein nützlich. Beide Schlangenarten begegnen sich nie, ohne sich eine förmliche Schlacht zu liefern, welche stets, wenn der Unterschied zwischen Beider Größe nicht allzu nachtheilig für die schwarze Schlange ist, zu Gunsten der letzteren ausfällt. Das Gift der Klapperschlange scheint dabei der schwarzen Schlange unschädlich zu sein.

Die Klapperschlange, welche in Cayenne so ungemein häufig vorkömmt, ist eine der giftigsten Schlangenarten, deren Biß fast stets tödtlich wirkt und nur in sehr seltenen Fällen geheilt werden kann. Obwohl nun diese Schlange den Menschen allerdings nicht angreift, im Gegentheile ihn zu fliehen und

sich vor ihm zu verbergen trachtet, so bedarf es doch blos eines unabsichtlichen Stoßes, einer Berührung derselben, um sie zu reizen und zu vermögen, blitzschnell nach dem Fuße oder der Hand, welche sie berührte, hinzufahren und darein ihr scharfes Gebiß zu drücken. Da nun eine solche Schlange unter den Tausenden von Zweigen und Aesten, welche den Boden überdecken, nur schwer zu erkennen ist, so kann eine derartige unabsichtliche Berührung leicht vorkommen, und unzählige Fälle beweisen ebenso sehr die Gefährlichkeit des Bisses, wie die Schwierigkeit, demselben auszuweichen.

Das beste Mittel gegen den Biß dieser und anderer Schlangen ist eine tüchtige Fußbekleidung aus Rindsleder. Der Fuß ist fast immer derjenige Theil, der gebissen wird; durch tüchtige Stiefel aber vermögen die sehr feinen und glasartig spröden Giftzähne nicht zu dringen; sie brechen ab, ehe sie das Rindsleder durchbohren konnten.

Die giftigste aller Schlangen Amerika's, vielleicht der ganzen Welt — die berüchtigte Cobra-Capella Indiens nicht ausgenommen — ist die Korallenschlange. Ihr Biß wirkt augenblicklich tödtend. Sie läßt ihrem Opfer keine Zeit mehr, den Biß zu fühlen und sein entsetzliches Loos zu beklagen. Fast augenblicklich fällt der von ihr gebissene Mensch zu Boden; sein Blut gerinnt; ein Athemzug noch — und sein Leben ist entflohen, sein Körper geht binnen wenigen Stunden in Fäulniß über.

Die Farbe dieser Schlange ist korallenroth. Ringe von den verschiedensten Farben, bald braun, bald blau, bald schwarz, umkreisen ihren vom Kopfe bis zum Schwanzende fast gleich starken Leib. Ihre Nahrung besteht aus kleinen Eidechsen und jungen Vögeln.*)

---

*) In Bezug auf diese Schlange dürfte die Erzählung eines merkwürdigen, fast wunderbaren Rettungsfalles hier wohl am Platze sein. —

Zwei Reisende wurden in einem weiten Sumpfe von der Nacht überfallen, und eine kleine Strecke zurückgehend, erreichten sie eine unbeträchtliche Erhöhung, die wenigstens den Vorzug hatte, daß sie ein trockeneres Lager bot, als der tiefe Schlamm.

Die Pferde wurden an den Spannseilen befestigt und nach einem spärlichen Abendessen und den unentbehrlichen Cigarren legten sich die Reisenden schlafen, um erst nach Aufgang der Sonne wieder zu erwachen. Sie setzten ihren Weg fort. Eine Meile ungefähr von der Erhöhung entfernt, auf welcher sie übernachtet hatten, fanden sie eine zweite ähnliche, von welcher herab sie ein halblautes, schmerzliches Wimmern vernahmen. Dasselbe rührte von einem Manne her, der mit dem Rücken auf dem Gipfel dieses kleinen Hügels lag und die Reiter, sobald er sie bemerkte, anrief und bat, näher zu ihm zu kommen. Obgleich den Reisenden in diesen Gegenden auf diese Weise häufig eine Falle gelegt wird, entschlossen sich die beiden Reiter nach einigem Zögern dennoch, seinem Begehren nachzukommen. Als sie bei dem Manne angelangt waren, erzählte ihnen dieser,

Es giebt noch viele andere giftige Schlangen, darunter die Tamagasa und die Labarrischlange, welcher letzteren Gift man zur Bereitung des Wouraligiftes mit benutzt. —

Von den Thieren des Waldes ist noch des Puma's oder schwarzen Löwen und des Jaguars oder der Onça zu gedenken.

Die Raubthiere Süd- und Mittel-Amerika's sind nicht so großer noch so furchtbarer Art, wie jene Asiens und Afrika's. Sie sind nicht mit dem bengalischen Tiger, noch mit dem Wüstenkönige, dem goldmähnigen Löwen zu vergleichen. Allein jene beiden Katzenarten, der Puma und die Onça, kommen in solcher furchtbaren Häufigkeit vor, daß sie durch ihre massenhafte Anzahl reichlich ersetzen, was dem einzelnen Thiere, im Vergleiche mit seinen Art-Verwandten in Central-Asien und Afrika, abgeht an Schrecken und Gefährlichkeit.

Der Jaguar, die Unze oder Onça, in Amerika gewöhnlich mit dem Namen Tiger bezeichnet, ist nicht ganz so groß wie sein Namensvetter in Asien. Aber er ist eben so gewandt, eben so blutdürstig wie dieser. Dabei flieht er den Menschen nicht, wenn er ihm auch, so lange als möglich, auszuweichen sucht. Wird er aber ernstlich bedrängt, so springt er auf

---

daß ihm, während er geschlafen habe, eine Schlange in seine weiten Beinkleider gekrochen sei, daß sie jetzt auf seinem Magen liege und daß er einen Theil von einer Korallenschlange gesehen habe. Der Mann war nur mit einer kurzen, weiten Hose und mit einem Poncho bekleidet. Man konnte die Schlange deutlich an der angegebenen Stelle unter den Beinkleidern bemerken. — Nachdem die Reisenden von ihren Pferden gestiegen, umwickelten sie ihre Arme und Hände mit ihren Ponchos, schnitten mit einem scharfen Dolche vorsichtig die Beinkleider so weit auf, bis der Kopf der festeingeschlafenen Schlange zum Vorscheine kam, und packten dieselbe dann schnell am Halse, sie weit hinwegschleudernd. Es war eine ziemlich große Korallenschlange von beinahe drei Fuß Länge, von oben bis unten gleich dick, und von der Stärke eines gewöhnlichen Spazierstockes. Ihre Farbe war korallenroth mit gelben Ringen.

Die Reisenden erfuhren nun von dem Geretteten, daß er in dieser entsetzlichen Lage schon zwei bis drei Stunden zugebracht hatte, die ihm länger vorgekommen waren, als ein Temporal (ein anhaltendes Regenwetter) von zwei bis drei Wochen. Während er schlief, hatte sich die Schlange bei ihm eingefunden, und es hätte nur einer geringen Bewegung von seiner Seite bedurft, um die Schlange zu reizen und ihn durch deren Biß zu tödten. — Er hatte bereits einige Vorüberziehende angerufen, aber von ihnen keinen Beistand erlangen können; diese waren ihm im Gegentheile vorsichtig ausgewichen, da sie ihn für den Köder eines beutelustigen Indianerhaufens gehalten hatten. Der arme Mensch war durch die ausgestandene Seelenqual und Furcht vollständig gelähmt, und es dauerte einige Zeit, ehe er stehen oder sich bewegen konnte. —

seinen Feind los; und Wehe dem Unbewaffneten oder Jenem, der von seinen Waffen nicht einen ausgezeichneten Gebrauch zu machen versteht! Nur ein sogleich tödtender Schuß rettet den Menschen vor der gereizten Bestie. Denn selbst verwundet springt sie in mächtigen Sätzen gegen ihren Feind, ihn noch im letzten Todeskampfe mit den scharfen Krallen zerfleischend. — Die Tigerjäger suchen daher ihre Kugel in der Bestie Auge zu senden. Gelingt ihnen dies, so stürzt der Jaguar, noch im Sprunge verendend, zusammen; geht der Schuß aber fehl, trifft er die ungemein harte Stirn, so ist er meistens gänzlich unschädlich, da sich das Geschoß an dieser, wie an einer Steinwand abplattet. Dann stürzt sich das wüthende Thier auf den Angreifer; und dieser ist verloren, wenn ihm nicht sofort Hülfe wird. Gewöhnlich ist aber der Jäger von einigen Gehülfen, die nicht mit Büchsen, sondern mit starken, acht bis zehn Fuß langen Speeren bewaffnet sind, begleitet, welche Spieße sie dem blindrasenden Thiere entgegenstrecken, so daß es meist in vollem Schwunge sich in diese stürzt.

Dies ist indessen nicht die eigentliche unter den dortigen Jägern übliche Art, den Tigern entgegenzutreten.

Zu der nationalen Tigerjagd gebraucht der Jäger keine Feuerwaffe. Eine klafterlange Lanze mit breiter, sehr scharf geschliffener Spitze bildet allein seine Bewaffnung. Als eines Schildes bedient er sich seines dicken, wollenen Ponchos, den er um den linken Arm schlingt und über Hals und Brust deckt.

So ausgerüstet, von einer Schaar muthiger, mit Stachelhalsbändern bewehrten Hunden umgeben, sucht er den Jaguar auf. Dieser zieht sich anfangs vor seinen Feinden, den Hunden, zurück. Die Meute folgt ihm. Endlich hat der Jaguar einen Baum, ein hohes Felsstück gewonnen. Dort erwartet er die Angreifer. Die Hunde, welche ihm auf seine Höhe nicht zu folgen vermögen, umkreisen bellend und heulend das wuthschnaubende Thier, welchem der Jäger langsam und vorsichtig, dasselbe nicht aus den Augen lassend, näher schleicht. Die mit dem Poncho umwickelte Linke streckt er dem Tiger entgegen, während er die den Speer fassende Rechte hinter sich hält. Der feste Blick des Jägers, sein stetes Herannahen, der Lärm der heulenden Meute machen den Jaguar vor Wuth schäumen und verwirren ihn zugleich, so daß er endlich, da der Jäger nur noch wenige Schritte von ihm entfernt ist, sich zum Sprunge zusammenkauert.

Dies ist der Augenblick, den der Jäger erwartete. Aber es gehört ein nicht gewöhnlicher Muth, eine sichere Ruhe und Geistesgegenwart dazu; es verlangt eine bedeutende körperliche Kraft: um nun des Angriffes gewärtig zu sein.

Der Jäger läßt die wilde Bestie nicht einen Moment aus den Augen; er beobachtet jede ihrer geschmeidigen Bewegungen. Er bemerkt, wie der Tiger den glühenden Athem an sich zieht, wie seine Augen zu feurigen Kreisen anwachsen, wie seine Muskeln sich anstrammen, sein langer Schweif leise bebend den Boden schlägt, wie er sein furchtbares Gebiß entblößt, seine langen, starken Pranken erhebt, die scharfen Krallen derselben, welche er beim Gehen hinter den Ballen der Zehen eingezogen hat, hervorstreckt; er sieht, wie sich der mächtige Körper zum Sprunge hebt — und in diesem Augenblicke, in dem Momente, wo der Tiger bereits in der Luft über ihm schwebt, streckt er die Lanze schnell und sicher vor, umfaßt sie, seinen Körper zurückbiegend, seine Füße fest gegen den Boden stemmend, mit beiden Händen, die linke, geschützte, über der rechten haltend, und begräbt den Speer zwei bis drei Fuß tief in den Körper des mit seiner ganzen Wucht in denselben fallenden Tigers.

Man begreift leicht, daß diese Art Jagd sehr gefährlich ist und nicht Jeder den dazu erforderlichen Muth noch die riesige Kraft besitzt, das also gespießte Thier mit der Lanze sich vom Leibe zu halten.

Indessen ist dieses Raubthier den Heerden so gefährlich und sein Fell so schön, daß ihm aus diesen beiden Ursachen häufig genug nachgestellt wird.

Das sammetartig weiche Fell ist isabellfarbig mit braunen runden Flecken, die immer zu fünf bis sieben in einen Kreis geordnet regelmäßig an beiden Seiten des Körpers vertheilt sind. Der Rücken ist ganz dunkelbraun und enthält die mittelste Linie der daselbst beinahe schwarzen Flecken. Von beiden Seiten des Rückens ziehen sich diese in langen, mit der Rückenlinie parallel laufenden Reihen über die Flanken des Körpers hinab, immer heller und kleiner werdend, bis sie sich unten, wo die vom Rücken aus immer lichter werdende Grundfarbe beinahe weiß wird, ganz verlieren. —

Während die Onça dem Menschen nur dann gefährlich ist, wenn sie angegriffen oder verfolgt wird, ist der Puma, der schwarze Jaguar, Jaguarete oder amerikanische Löwe, bei weitem mehr zu fürchten, da er den Menschen aufsucht, um ihn sich zur Beute zu holen. Allerdings wagt er es nicht, wachende Menschen anzugreifen; aber er beschleicht dieselben im Schlafe. Da nun in den weiten, unbewohnten und selten besuchten Landstrichen der Tropenländer der Reisende sehr häufig genöthigt ist, im Freien zu übernachten, wo er sich seine Hängematte zwischen zwei Bäumen aufknüpft, das dichte Laubdach zum Zelte über sich, die Sterne und den Mond zu seiner Leuchte, die Thiere des Waldes zu unruhigen Schlafgenossen: so gehört es nicht eben zu den Seltenheiten, daß den ruhig Schlummernden — entgeht er den anderen nächtlichen Gefahren, welche ihn als giftiger Thau, der den

Lianen entträufelt, als Biß eines Tausendfußes, als Klapperschlange, die sich an das warme Lager schleicht und den Unglücklichen, der es ihr gewährt hat, zum Danke am Morgen tödtet, von allen Seiten bedrohen — der Puma sich zum Opfer erkieset.

Das beste Mittel, sich gegen dieses Thier zu schützen, besteht darin, daß man ein paar tüchtige Feuer anzündet, vor welchen, wenn sie hell flackern, die Pumas Furcht empfinden. Man muß sich aber wohl hüten, sie verglimmen und verlöschen zu lassen, weil die Thiere sich, von dem Feuer angelockt, um so sicherer dem Lagerplatze nähern und nur das Ausgehen desselben abwarten, um über die Schläfer herzufallen. —

Der Puma kommt vielleicht noch häufiger vor als die Onça, da er nur selten gejagt wird und auf diese Weise also zu seiner Verminderung fast nichts geschieht. Dies rührt einestheils daher, weil sein braunes, beinahe schwarzes, reich behaartes Fell weniger geschätzt wird, als das des Jaguars; theils, weil er den Heerden, da er todtes Vieh dem lebenden vorzieht, weniger gefährlich ist. Sein Aussehen rechtfertigt auch kaum seine Bezeichnung als „amerikanischer Löwe." Er hat weder die Farbe, noch die Größe, noch die Mähne eines Löwen; er hat überhaupt nichts Löwenartiges, als die einziehbaren Krallen, welche allen Katzen eigen sind. Höchstens einer Löwin sieht er einigermaßen ähnlich. —

Wenn den Aufenthalt auf dem festen Lande die eben beschriebenen Thiere so unsicher und gefährlich machen, so sind auch die weitgestreckten Schlammniederungen, die Flüsse und das Meer mit eben so grausamen und gefährlichen Bewohnern, mit Haifischen, Krokodilen, Muränen und einer Menge giftiger Thiere erfüllt.

So nothwendig unter den sengenden Sonnenstrahlen und der drückenden Hitze die Erfrischung des Bades wäre, so gefährlich, ja fast unmöglich ist es doch, sich in den Flüssen oder im Meere zu baden.

Vor Allem sind es die Krokodile oder Alligatoren, welche es verbieten.

Tausende und aber Tausende dieser abscheulichen Eidechsen bevölkern die Flüsse, die Sümpfe und den Schlamm. Sie, die Alles fressen, was sie erhaschen können, Fische und Amphibien, die Thiere des Waldes, welche dem Wasser nahen, ihre Kameraden und eigenen Jungen sogar: sie fallen auch den Menschen an, der so unvorsichtig ist, sich ihnen zu nähern. Allerdings verfolgen sie denselben nicht weit auf das Land hin, und es ist mit einiger Geistesgegenwart leicht möglich, den abscheulichen Bestien zu entkommen; allein dies auch nur auf dem Lande. Im Wasser selbst ist der arme Badende, der vielleicht die Nähe der gefährlichen Eidechsen nicht kannte, fast immer verloren. Mit Blitzesschnelle nähert sich ein solches Unthier demselben, der

ellenlange Rachen mit den spitzen, großen Zähnen öffnet sich — noch eine schnelle Bewegung, und die Kinnladen klappen zusammen, um den Unglücklichen, vielleicht bei einem Fuße oder um des Leibes Mitte, zu packen, unter das Wasser zu ziehen und daselbst zu tödten, ihn dann auf dem Trockenen langsam zu zerreißen und zu verzehren. Dies Letztere indessen nur, wenn die Beute dem Erstgekommenen nicht von seinen nunmehr um ihn sich drängenden Kameraden abgejagt wird.

In diesem Falle kommt es gewöhnlich zu einem fürchterlichen Kampfe. Die acht bis neun Ellen langen, scheußlichen Bestien, fahren unter gräßlichem Schnauben auf einander los und suchen sich die Leiche streitig zu machen. Mit den langen, gewaltigen, knotigen Schwänzen schlagen sie um sich, Alles zermalmend, was sie treffen. Mit den scharfen Krallen hauen sie auf einander los, daß aus dem den Rücken zusammenhängend deckenden Panzer breite Hornstücke sich von den weicheren Stellen abreißen und klaffende Wunden entstehen. Die gewaltigen Zähne des ungeheuren Rachens schlagen sie sich gegenseitig in die Flanken, in die Weichtheile des Leibes und reißen sich denselben auf, so daß die Eingeweide daraus hervorquellen und die also getroffenen Thiere bald verenden. Oft kommt es vor, daß zwei von diesen Ungeheuern mit weit geöffnetem Rachen auf einander losfahren, Jeder dem Anderen die obere oder untere Kinnlade faßt und sie sich nun einander solchergestalt festhalten und die erfaßten Theile des Rachens gegenseitig sich zermalmen. Die zwei so verbissenen Thiere lassen nimmer von einander los; auf dem Strande oder im Wasser, in welches sie sich vielleicht, fest verschlungen, hinabwälzen, verenden sie miteinander und liefern dann eine willkommene Beute ihren Brüdern und Genossen.

Jährlich geht auf diese Weise eine große Anzahl der gräulichen Bestien zu Grunde. Dieser immerwährende gegenseitige Kampf und die Bemühungen des Gallinagos, eines schwarzen Geiers, der sich von Aas nährt, aber auch mit wahrer Leidenschaft Jagd auf Krokodil-Eier macht und auf die diesen kaum entkrochenen Jungen, sind die Ursache, daß die Alligatoren, deren Weibchen jährlich bei zweihundert Eier legen, sich nicht in noch entsetzlicherer Menge über Land und Wasser ausbreiten, als es ohnehin schon geschieht. —

Ein Anzeichen giebt es für die Badenden, welches ihnen die so gefährliche Nähe der Alligatoren ankündigt. Es ist dies ein scharfer und betäubender Moschusgeruch, welchen diese Thiere um sich verbreiten. — —

Schließen wir hier die Beschreibung der, Cayenne, überhaupt dem mittleren und südlichen Amerika eigenen Thiere; und wenden wir unsere Aufmerksamkeit noch einen Augenblick dem dortigen Klima zu.

Dem Tage folgt die Nacht, ohne Dämmerung, binnen zehn Minuten. Einer dörrenden Sonne folgt eine empfindlich kalte Nacht. — Athmen heißt: sich vergiften; zu gewissen Stunden arbeiten heißt: das Leben in Gefahr setzen; ruhen heißt: weniger leiden, aber immer noch leiden.

Dies ist, mit wenigen Worten geschildert, das Klima von Cayenne.

Der Anblick der Bewohner dieser Colonie selbst bestätigt diese Worte. Alle haben ein ungesundes, kränkliches Aussehen. Mit Ausnahme der Schwarzen hat in jenem Lande Jeder das Aussehen eines mehr oder weniger an Auszehrung Leidenden. Die Sterblichkeit ist ungeheuer.

Indessen ist es allerdings möglich, daß dort Menschen leben. Die Thatsachen beweisen es. Auch ihre Gesundheit können sie sich einigermaßen erhalten. Aber sie müssen dann mit mehr als gewöhnlicher Sorgfalt derselben pflegen. Sie müssen sich nach ihrer Ankunft langsam und gradweise auf das Klima vorbereiten und ihren Körper demselben anzupassen suchen. Sie müssen eine vollkommene Stufenleiter von Entbehrungen, eine förmliche Kur durchmachen, um ihren Körper zu schwächen.

Handelte es sich um einen reichen, mindestens wohlhabenden Mann, der sich vielleicht in Cayenne niederlassen, dort ansiedeln und Plantagen anlegen wollte: so müßte er, ehe er seinen Fuß auf's Land setzte, ungefähr ein Jahr, wenn möglich noch länger, auf einem vor Anker liegenden Schiffe, in der Nähe des Landes, aber nicht den dort brodelnden Dünsten ausgesetzt, verweilen.

Von Zeit zu Zeit, wenn gerade das gelbe Fieber nicht herrschen würde, müßte er einen Ausflug auf die Inseln machen und einen oder zwei Tage in der Stadt zubringen. Er müßte sich des Fleisches, der erhitzenden Getränke enthalten und täglich nicht mehr als eine halbe Flasche mit Wasser verdünnten Bordeaux trinken.

Mittels dieser fortgesetzten Erschöpfung seiner Kräfte, mittels dieser allmählichen Verdünnung seines Blutes könnte er sich für einen längeren Aufenthalt in Cayenne in Verfassung setzen.

Dessenungeachtet könnte er dies blos, wenn er lymphatischen Temperamentes wäre.

Leute mit sanguinischem Temperamente sind in Cayenne nicht zu rechnen. —

Jeder Mensch von regem Geiste, raschem Blute und lebhaften Gefühlen, jeder Mensch von jener glücklichen Körper- und Seelen-Beschaffenheit, welche dem sanguinischen Temperamente eigenthümlich — und die Meisten der sogenannten politischen Verbrecher sind dieses Temperamentes — jeder

solche Mensch, der, mittels einer menschenfreundlichen Maßregel, nach Cayenne geschickt wird: wird mit Gewißheit in den Tod geschickt.

Wir sagten zuerst, daß ein reicher Mann, wenn er den angegebenen Vorsichtsmaßregeln folgen würde und nicht sanguinischen Temperamentes wäre, sich für den Aufenthalt in Cayenne befähigen könnte. Aber nur ein reicher und ein freier Mann. — Ein Gefangener aber ist nun auch nicht reich; denn — mag er noch so viele Güter besessen haben — in dem Augenblicke, da er in die fürsorgenden Hände napoleonischer Gerechtigkeit fiel, in dem Momente fiel auch sein Vermögen in dieselben Hände. Der Deportirte kann sich also selbstverständlich jener Maßregeln nicht bedienen, welche ihn an das Klima gewöhnen könnten. Im Gegentheile sorgt die Verwaltung dafür, durch menschliche Zuthaten die Annehmlichkeiten Cayennes noch zu vermehren.

Dies gelingt ihr mittelst der Zwangsarbeit.

Allein gleichwohl sind die mit den Krankheitsstoffen der Moräste und Flüsse geschwängerte Luft, die Hitze der Tropen, der Südwind mit dem gelben Fieber im Gefolge, die Kälte der Nächte, das Einathmen der giftigen Dünste, die Erschöpfung der Kräfte durch die Arbeit unter den sengenden Sonnenstrahlen, die zerstörenden Krankheiten: gleichwohl sind alle diese unwillkürlichen Feinde nur die am wenigsten grausamen Diener der europäischen Ordnung in Cayenne.

Es giebt für diese einen noch grausameren und gefährlicheren Bundesgenossen.

Es giebt für die Deportirten einen noch glühenderen Strahl, als jenen der Sonne; es giebt ein noch heftigeres Fieber als jenes, welches der Südwind bringt; es giebt ein noch unerträglicheres Leiden, als die Zwangsarbeit; — jene Flamme, jenes Fieber, jenes Leiden, welche der Gefangenen Leben schnell untergraben und niederwerfen: dies ist der Gedanke, dies ist die Macht der Erinnerung!

Mit dem Augenblicke, da der Unglückliche an die Eisenstange am Verdecke eines Schiffes der Regierung geschmiedet worden, hat er mit der Menschheit gebrochen. Dann muß er auch brechen mit der Vergangenheit, mit der Erinnerung an dieselbe und mit der Hoffnung auf die Zukunft. Dann wird es seine Aufgabe, nur noch Cadaver zu sein.

Kann er aber die Gedanken nicht aus seinem Gehirne, die Gefühle nicht aus seinem Herzen verbannen; kann er nicht herabsteigen von der Höhe des lebenden Menschen auf die Stufe des blos vegetirenden Wesens; hat er nicht so viel Willenskraft, keinen Willen mehr besitzen zu wollen; kann er seine Denkkraft nicht zwingen, das Denken aufzugeben:

dann ist er verloren; dann wäre es besser für ihn gewesen, wenn ihn der Hunger oder der Durst getödtet, der Sturm, die Seekrankheit oder das gelbe Fieber hinweggerafft hätten.

In der blauen Tiefe würde er ruhig schlummern; und jene entsetzliche Folter des Gedankens wäre ihm erspart geblieben. —

Es ist noch ein Glück für den Deportirten, wenn der physische Schmerz, jener des Hungers und des Durstes, der Hitze und der Peinigungen der Kette und des Wächters; wenn dieser Schmerz jenen anderen übertäubt und unterdrückt: den Schmerz des Abschiedes von der Welt und der Erinnerung.

Es ist ein Glück, wenn der Geist im physischen Schmerze erödtet wird; es ist ein Glück, wenn körperliche Leiden den Unglücklichen befähigen, nicht zu denken.

Denn der Gedanke ist hier tödtlich, — aber langsam tödtend, in entsetzlichen Folterqualen, gleich einem schleichenden Gifte; Träumerei ist Gefahr; der Schlaf, von schrecklichen Träumen erfüllt, ein schweres Leiden. —

Auch andere aus Europa verbannte Männer sehen den Verlust ihres Vaterlandes, ihrer Heimath, jener dem Gedanken, wie dem Gefühle gleich theuren Orte, welche durch die Anwesenheit eines Vaters, einer Mutter geheiligt sind, noch durch den Verlust der Innigkeit ihrer Zuneigungen, durch den Verlust ihrer Freundschafts-Verhältnisse und durch den Verlust ihres Besitzthums vermehrt.

Diesen aber ist es gestattet, diesen ist der süße Trost gewährt, die Vorstellung der ihnen theuer gewordenen Orte wach zu rufen. Für sie ist der Anblick des Bildes einer geliebten Person, die sie nicht mehr sehen, nicht tödtlich. Sie können die Hoffnung hegen, sie einst wieder zu sehen. — Allerdings sind sie von ihrer Familie getrennt: allein sie sehen andere Familien; und ihr Herz wird, wenn auch nicht ohne Bitterkeit, Theil nehmen an dem Glücke, das sie umgiebt. — Sie missen das Vaterland; allein sie befinden sich in einem Lande, das vermöge seiner Sitten, seines Klima's und selbst der äußeren Erscheinung sie ihrem Vaterlande näher bringt, davon liebreich zu ihnen spricht.

Bei dem Deportirten ist der Fall ein ganz anderer.

Er muß vergessen, daß er gelebt hat. Er muß vergessen, daß er geliebt hat und daß er geliebt worden ist. Er muß vergessen, daß Jemand seiner gedenkt und ihn beweint; Jemand, den er vielleicht — nicht mehr sehen wird. — Als Deportirter muß er geduldig schmachten in seinem Grabe — in seinem Grabe, das ihn lebend umschließt, das er nicht mehr verlassen wird; hebt er aber dessen Decke, um seiner Brust Erleichterung

zu verschaffen und einen Augenblick die Luft der alten Tage einzuschlürfen, so überstürzt er seinen Todeskampf, beschleunigt er sein Ende.

Denn, wenn er an sein Weib gedenkt, an die kleinen, vaterlosen Kinder, an den Greis, welcher mit dem Tode in den Augen vergeblich nach seinem Sohne frägt; wenn er an die von dem Elende gelöschten Herde sich erinnert, welche in Abwesenheit des Verurtheilten Niemand mit dem Nothwendigsten versorgt; wenn er in Erinnerung alle diese schuldlosen und liebkosenden Arme gegen sich gewendet sieht, alle diese thränengefeuchteten Augen; und jener Hälfte seines Herzens, die er in Frankreich zurückgelassen, jener Hälfte seines Lebens gedenkt: dann muß er — nicht genug mit dem Entsetzlichen, das in dieser Erinnerung selbst liegt — auch noch vor seinen Gedanken das schreckenerregende Geleite der Richter, der Gensdarmen, der Präfekten, der Gefangenwärter, der Geschworenen, der Minister, der Soldaten, mit Einem Worte, aller der Gewalthaber und deren Diener erstehen sehen, welche ihn daniederwarfen, verurtheilten, verbannten, welche seine Gattin zur Wittwe, seine Kinder zu Waisen, seinen häuslichen Herd zur öden Trauerstätte machten. —

Diese Gedanken, diese Erinnerungen also sind es, welche — indem sie den Geist martern und das Gemüth verbittern — zu den körperlichen Qualen die unerträglichsten Seelenleiden fügen und solchergestalt in ihren Wirkungen, mehr noch als das Klima und die Peinigungen der Wächter, die Gesundheit untergraben, das Leben verkürzen, Cayenne zur Hölle machen. — — —

Die Geschichte bestätigt diese Angaben über das Klima von Cayenne mit schaudervollen Zahlen.

Wenn wir hier von authentischen Thatsachen, von solchen, wie sie die Geschichte verzeichnet, sprechen, so ist es selbstverständlich, daß wir nicht die neunapoleonische Periode im Auge haben können. Wir greifen zurück in jene Zeit, in welcher Cayenne zuerst zum Straforte erwählt wurde, in das Jahr VI. der ersten französischen Republik.

Das Direktorium bediente sich zwar einer ähnlichen Sprache, wie das jetzige Kaiserreich. Aehnlich seiner jetzigen Ausdrucksweise sagte damals der Moniteur:

„Die Deportation soll von nun an das große Heilmittel für die öffentliche Sache sein. Diese Maßregel ist der Humanität gewidmet.“

Aus den Sterblichkeits-Tabellen aber, deren Authenticität von der Geschichte bestätigt ist, ergiebt sich ein Resultat, welches in peinlich grellem Widerspruche mit dieser Phrase steht.

Die Zahl der Deportirten am ersten des Weinmonats*) im Jahre VI. war sechszehn. Davon starben sechs im nämlichen Jahre, und acht entgingen dem Tode nur durch Entweichung.

Also starben, nachdem die Hälfte der Deportirtenzahl entflohen, von den zurückgebliebenen acht Unglücklichen sechs. — Sechs von acht, und dies innerhalb eines Jahres! —

Am 12. März 1798 und am 25. April betrug die Zahl der zur Transportation Verurtheilten hundertdreiundneunzig. Sie wurden am 13., 14. und 15. Juni 1798 in Cayenne ausgeschifft.

Einundfünfzig davon starben noch im nämlichen Jahre, und vierundfünfzig im Laufe des folgenden. Somit ergeben sich binnen zwei Jahren: hundertundfünf Todesfälle bei hundertunddreiundneunzig Individuen.

Einer dieser Deportirten entwich im Jahre 1799. Vier entflohen im Jahre 1800, von denen einer bei einem Schiffbruche sein Leben verlor.

Von einem Transporte von hundertundzehn Individuen, welche im September 1799 in Cayenne ankamen, starben im nämlichen Jahre sechsundvierzig und sieben im folgenden; demnach in zwei Jahren dreiundfünfzig von hundertundzehn! — Und von diesen hundertundzehn muß man noch die Zahl von zwölf Individuen abrechnen, welchen es gelang zu entkommen; somit dreiundfünfzig bei achtundneunzig.

Dreiundfünfzig Personen von achtundneunzig in zwei Jahren! —

Kann man diese menschenfreundliche Strafanstalt nicht eine unblutige Guillotine nennen?

In unsern Tagen wird dies von der Regierung allerdings geleugnet. Unter dem Direktorium aber ging man in der Heuchelei nicht ganz so weit.

Nicht einer der Deportirten, sondern der Agent des Direktoriums, der Gouverneur Jeannet selbst, der De la Richerie seiner Zeit, schreibt von diesem Lande:

„Der Weiße, welcher so wenig als möglich arbeitet und sich pflegt, verschlimmert sich allmählich unter der glühenden Sonne; wer sich aber deren Strahlen aussetzt, wer wie in Europa im Freien zu arbeiten wagt, büßt seine Unwissenheit und seinen Muth mit dem Leben."

Diese Sprache eines Beamten der Regierung selbst bestätigt mehr als alles Andere das, was wir über das Klima von Cayenne gesagt haben.

Wir wollen damit auch unsern Bericht schließen und nach dieser noth-

*) 22. September.

wendigen Abschweifung, welche uns mit dem Lande, mit dessen Boden, dessen Klima und dessen Eigenthümlichkeiten bekannt gemacht hat, zu den drei Helden dieser Geschichte, zu Adele, Bernard und Lepaile an Bord der Brigg Fortuna zurückkehren, welche während der Zeit ihres Aufenthaltes daselbst sich ebenfalls über die Beschaffenheit ihres nunmehrigen Bestimmungsortes erkundigt und möglichst orientirt hatten. — — —

Länger als zwei Wochen mußten die drei Deportirten an Bord der Fortuna bleiben.

Endlich ward man müde, sie auf diesem Schiffe zu bewachen.

Eines Morgens kündigte man ihnen an, daß nunmehr ihr in der That ziemlich erträglicher Interimszustand beendet sei und daß nun auch für sie, wie schon früher für die mit ihnen auf dem Christophus Columbus eingeschifften Deportirten, die Zeit der Sklaverei, der Leiden und des Elendes wieder beginne.

Man brachte sie auf das Gefangenenschiff „Der Castor."

Dies war ein altes, nicht mehr seetüchtiges, entmastetes und faulendes Schiff, welches, da es zu keinem anderen Dienste mehr verwendbar erschien, zum Gefängnisse bestimmt und eingerichtet war.

Es war die erste Station auf dem Leidenswege, welchen die nach Cayenne Transportirten in diesem Lande selbst zurückzulegen hatten.

Der Castor lag auf der Rhede zwischen den Inseln Royal und St. Joseph vor Anker. Seine Bewachung war einem halben Dutzend Marine-Soldaten anvertraut. — Matrosen befanden sich keine auf dem Schiffe. Da dieses indessen auch nicht bestimmt war, Bewegungen zu machen oder irgend welche Manöver auszuführen, da nicht einmal die zu diesem Zwecke unumgänglich nothwendig gewesenen Masten und Segel auf dem Schiffe waren, so wären Seeleute zur Bemannung auch vollkommen überflüssig und nutzlos gewesen. Und zu dem Dienste, welchen dieses Schiff erforderte, hätten sich ehrliche Theerjacken nimmer hergegeben. — Der Castor war eben kein Schiff mehr; er war ein scheußliches Gefängniß. Die Marineros waren keine Soldaten mehr; sie waren entwürdigte Ungeheuer, blutdürstige Henkersknechte, welche man, wie alle übrigen Diener und Beamten der Regierung in diesem Lande, aus dem Auswurf der in Napoleon's Diensten stehenden Menschen ausgesucht hatte.

Zu der Zeit, als Adele, Bernard und Lepaile in einem leichten Boote von ihrem bisherigen Aufenthaltsorte, der Fortuna, nach dem Castor hinübersteuerten, befanden sich auf letzterem, soviel bekannt, keine Gefangenen.

Der letzte Transport Deportirter hatte, nach einem längeren Aufenthalte in diesem schwimmenden Gefängnisse, bereits das Chateau-Rouge bezogen.

Die Wächter waren erstaunt, eine so kleine Anzahl nunmehr ihrer Pflege Empfohlener zu erhalten. Allein sie trösteten sich mit der frohen Hoffnung auf baldige, größere Sendung.

Die drei Freunde klommen an Bord.

Für Lepaile war der Anblick eines Gefängnißschiffes kein neuer, da er schon in Frankreich dergleichen gesehen hatte.

Allein es herrscht ein großer Unterschied zwischen jenen Fahrzeugen des Mutterlandes und diesem in Cayenne.

Dort wie hier sind die Gefängnißschiffe allerdings unvergleichliche Marterwerkzeuge. Indessen ist das an den Küsten Guyana's weit gefährlicher, als jenes in den Gewässern des Mittelmeeres. In beiden hat man zwar Mangel an Luft; allein auf dem Castor glüht die wenige Luft, welche man hat. In diesen beiden Gerippen fault das Meerwasser; allein auf dem Castor verbreitet das faulende Wasser pestilenzialischen Gifthauch. Auf beiden Schiffen ist man von napoleonischen Schergen bewacht; allein auf dem Castor theilen sich neben den Kostschülern des zweiten Dezember diese Myriaden von Insekten, deren wir oben schon erwähnten, in die blutdürstige Arbeit des Folterns.

Die Verwahrlosung, der Schmutz dieses Gefangenenschiffes in Cayenne übertrafen bei weitem die Vorstellungen widriger Unreinlichkeit, welche sich die Gefangenen zufolge der an Bord der Fortuna vernommenen Erzählungen von dem Castor gemacht hatten. — Ein tiefer Schauder und Ekel bemächtigten sich sowohl Lepaile's als Bernard's und Adelens.

Die Gefangenwärter empfingen sie mit einem Lächeln des Hohnes, der Geringschätzung und der Schadenfreude auf den Lippen.

„Ah!" machte der Eine, „seht einmal die großen Herren an, wie sie die Nase rümpfen! Sollte man nicht meinen, daß den Burschen der Parfüm unserer Salons nicht fein genug sei!"

„Bah! das macht, weil sie ihn noch nicht gewöhnt sind," meinte ein Zweiter, indem er sich Adelen näherte und sie mit einem starren Blicke voll Bosheit, Herausforderung und Verschlagenheit ansah. „Der feinste Geruch hat im Anfange für dessen nicht gewärtige Nasen etwas Befremdendes und Widerliches. Es ist daher Pflicht der Höflichkeit, unsere werthen Gäste möglichst schnell mit diesen Wohlgerüchen unseres Schiffes vertraut und innig befreundet zu machen. Auch andere Annehmlichkeiten, von denen sich die guten Leute vielleicht noch nichts träumen lassen, werden sie dann kennen lernen. — Auf also, meine Freunde! Laßt uns die Fremdlinge einführen in die ihrer harrende Herrlichkeit!"

Mit diesen Worten, welche ein leises Kichern unter den Henkergenossen

des Sprechenden hervorriefen, streckte er seine Hand nach Adelen aus, scheinbar um ihr den Arm zu bieten. Aber plötzlich ein brüllendes Gelächter ausstoßend, packte er die Arme am Kragen ihrer Blouse, hob sie wie einen Spielball empor und schleuderte sie in einen Winkel des Deckes, der mit Kehricht und Unrathhaufen angefüllt war.

Der Schmutz und die ätzende Jauche spritzten hoch empor, als Adele mit schwerem Falle in diese ekelhafte Masse niederplumpte.

Die dicht daneben stehenden beiden Freunde wurden davon bespritzt und förmlich überdeckt.

Ein scheußliches, höllisches Gelächter tönte von den Lippen der Schergen.

Adele blieb, ohnmächtig in Folge des gewaltsamen Sturzes und des tiefen Ekels, regungslos liegen.

Einen Augenblick waren die beiden Freunde starr und bewegungslos vor Bestürzung und Zorn stehen geblieben. Dann stürzten sie, von gemeinsamer Regung erfaßt, auf Adele zu, um sie aus dem Schmutze hervorzuziehen und wieder in's Leben zurückzurufen.

Jener Gefangenwärter, welcher diese schändliche und brutale Handlung, diesen „Witz," wie es seine Kameraden nannten, ausgeführt hatte — eine grobknochige, magere und gemeine Gestalt — wollte sich diesem Beginnen der beiden Freunde entgegensetzen.

„Halt da! Wollt Ihr den Burschen wohl liegen lassen! Wenn er sich in diesem Eau de mille fleurs genug gebadet hat, wird er schon selber aufstehen!"

Mit diesen Worten wollte er Lepaile, der ihm zunächst stand, beim Arme packen, um ihn vielleicht gleich Adelen zu Boden zu werfen.

Aber nicht so bald hatte er diesen berührt, als er von ihm wie ein lästiges Insekt abgeschüttelt und weithin geschleudert wurde, daß er kollernd zu Boden fiel.

Nun erneuerte sich das Gelächter der Umstehenden, diesmal auf Kosten ihres Kameraden, welchem sie weder zu Hülfe eilten, noch ihn zu rächen suchten. Den gemeinen Seelen war es gleich, über wen sie lachten; wenn sie nur „Spaß und Unterhaltung" fanden. Der zu Boden Geworfene aber raffte sich empor, wie eine wilde Katze die Gruppe der drei Freunde umschleichend, ohne den Muth zu haben, offen mit Lepaile anzubinden, dessen Kraft und Stärke er kennen und fürchten gelernt. Der tückische Ausdruck seiner Augen, die Verzerrung seiner Gesichtszüge kündigten indessen hinlänglich an, daß er giftige Rachepläne im Herzen brüte und nur der Gelegenheit harre, sie ungefährdet ausführen zu können.

Während dessen waren Lepaile und Bernard bemüht gewesen, Adele aufzurichten. Es war ihnen gelungen, die Arme in's Leben zurückzurufen.

Aber in welchem Zustande befand sie sich!

Ihre Kleidung, Hände und Gesicht waren über und über mit dem abscheulichsten Schmutze bedeckt, der einen wahrhaft entsetzlichen Geruch um sich verbreitete. Ihr Gesicht war zerkratzt und zerschunden, und aus einer Wunde am Nacken träufelte langsam in schweren Tropfen das helle Blut.

Der Splitter eines zerbrochenen Gefäßes, welches unter dem Unrathe gelegen, hatte sich in ihr Fleisch gedrückt. Zum Glücke war er nicht abgebrochen, und Bernard gelang es, denselben aus der nicht tiefen Wunde zu ziehen.

Aber nun entstand eine andere peinliche Verlegenheit.

Es handelte sich darum, Adele zu reinigen.

Dies war eine unausweichliche, absolute Nothwendigkeit; nicht nur im Interesse Adelens und ihrer Freunde gelegen, sondern auch in jenem der Kerkermeister, deren Willen es nicht sein konnte, sich den ohnehin schon genugsam unangenehmen Aufenthalt an Bord durch einen lebenden und unter ihnen wandelnden Träger des pestilenzialischen Geruches noch unerträglicher zu machen.

Allerdings hatte Einer derselben den witzigen Einfall, den Vorschlag zu machen, den „parfümirten Burschen" nunmehr in dem Zustande, in welchem er sich befände, in eine Zelle einzuschließen und ihn dort trocknen zu lassen, „auf daß er sich gründlich mit dem ihm neuen Odeur bekannt mache und sie nicht nöthig hätten, vielleicht später die Procedur zu wiederholen."

Allein, es waren gewisse Arbeiten zu verrichten, zu deren Bestellung alle Hände der Gefangenen nöthig erschienen. Man konnte dazu keinen der ohnehin so kleinen Zahl entbehren.

Der Vorschlag wurde also abgelehnt. —

Der Seelenzustand der drei Freunde war ein entsetzlicher. Die Schmach, die man ihnen anthat; die schändliche Behandlung, welche sie schon gleich bei ihrer Ankunft in ihrem neuen Gefängnisse erdulden mußten und welche ihnen einen Vorgeschmack gab von dem, was ihrer ferner noch harrte, erfüllten ihre Seele mit Gram und Verzweiflung. Ihre Entrüstung, ihr Zorn gegen die Gewaltthäter drohte ihnen die Besonnenheit zu rauben. Allein sie erinnerten sich noch zur rechten Zeit, daß es ein vergebliches Beginnen wäre, gegen die Niederträchtigkeiten ihrer Peiniger anzukämpfen; sie erkannten, daß sie zu sehr in der Minderzahl seien, um einen Kampf mit ihren Wärtern wagen zu können; sie sahen ein, daß selbst für den Fall, als sie hier auf dem Castor Sieger blieben, sie doch nicht hoffen konnten,

all den Soldaten, Häschern und Henkersknechten, welche sie alsbald bedrohen würden, zu entkommen; und daß ihr Loos im Falle eines versuchten Widerstandes unzweifelhaft ein entsetzliches, grauenvolles wäre. — Neben diesen Gedanken war es noch der, was nun mit Adele geschehen solle, welcher ihre Seele erfüllte und sie antrieb, ihre Ruhe und Besonnenheit wieder zu erhalten zu suchen, um hier einen rettenden Ausweg zu finden.

Die Kerkermeister drangen nämlich darauf, daß die Gefangenen mittels zu diesem Zwecke an Ketten beweglicher großer Kübel Wasser aus der See heraufhissen, daß sie sich dann entkleiden und ihre Anzüge waschen und reinigen sollten.

So einfach die Ausführung dieses Vorschlages unter anderen Verhältnissen auch gewesen wäre, so unstatthaft war sie in diesem Falle.

Adelens Geschlecht wäre nicht zu verbergen gewesen. Eine solche Entdeckung aber mußte nothwendig eine neue Kette von Leiden für die Unglücklichen nach sich ziehen. Eine Trennung der beiden Liebenden, doppelt schwer hier in der Sklaverei, wäre die erste Folge davon gewesen. Die Leiden aber, welche für Adele selbst daraus entstehen würden, wagten sich die Bedauernswerthen kaum vorzustellen, kaum klar zu machen.

Der Augenblick drängte. Ihr Weigern konnte nur Verdacht gegen sie erwecken und die Sache noch verschlimmern.

„Beim Teufel! was soll das Zögern! Glaubt Ihr, wir machen Spaß mit Euch Lumpengesindel! Hier wird kein Befehl zweimal gegeben. Merkt Euch dies! An die Ketten, Marsch! Das Wasser herauf — und dann die Kleider abgezogen und gewaschen!"

Mit diesen Worten stieß einer der Wächter Lepaile zu einem kleinen Krahne, welcher auf der Backbordseite des Deckes zur Hebung der Lasten angebracht war.

Adelen drängte sich alles Blut zum Herzen, um dann von der Schaam mit verdoppelter Macht in die Wangen zurückgetrieben zu werden.

Sie sollte sich entkleiden, hier vor den frechen Augen der brutalen Männer die Geheimnisse ihres zarten Körpers preisgeben! Sie sollte so sehr alle Weiblichkeit, alles Zartgefühl, alle Schaam verleugnen, dies thun zu können! — Nimmermehr! Lieber den Tod als die Schande!

Mit einem flehenden, verzweifelnden Blicke richtete sie ihre thränenvollen Augen auf Bernard.

Dieser stand betäubt, unfähig einen klaren Gedanken zu fassen, zitternd vor Aufregung neben ihr.

Auch abgesehen von der Furcht vor den unausbleiblichen Folgen, welche der verlangte Akt nach sich ziehen mußte, war es seinen Gefühlen unmöglich,

seine Geliebte also preisgeben zu lassen. Der Gedanke, dazu gezwungen zu werden, erfüllte ihn mit flammendem Zorne. Sein Blut raste durch die Adern, seine Hände ballten sich krampfhaft, und seine Augen glühten.

Er warf einen raschen Blick auf Lepaile.

In diesem Blicke lag die ganze Summe von Leiden ausgedrückt, welche seine Seele erfüllten. Es malte sich darin die Verzweiflung und der Entschluß, dem Schicksale, das nicht müde ward, mit stets neuer Tücke ihn und die Seinen zu verfolgen, endlich energisch Widerstand zu leisten, und bestände dieser auch blos darin, sich für immer dessen Quälereien zu entziehen.

Auch Adele richtete nun ihren bittenden und zugleich stolzen und entschlossenen Blick auf Lepaile.

Nicht die Furcht vor der Zukunft erfüllte mehr ihre Seele; sondern nur das Gefühl der Schaam und der Entrüstung über den Gedanken, sich so herabwürdigen zu sollen. Daß indessen das Verlangte nicht geschehen werde, stand bei ihr fest.

Lepaile beantwortete die Blicke seiner Freunde mit einem Zucken des Schmerzes, welches über sein Antlitz flog und die Gesichtsmuskeln krampfhaft verzerrte.

Sein Blick ruhte einen Augenblick mit inniger Liebe, mit Mitleid und tiefem Wehe auf Bernard und Adelen.

Während dieser kurzen Spanne Zeit schien vor seiner Seele die ganze Reihenfolge von Leiden und Drangsalen vorüberzuziehen, welche die Entdeckung von Adelens Geschlechte für das arme Mädchen und für Bernard hervorrufen mußte. Es ward ihm klar, daß der Augenblick gekommen sei, welchen sie Alle schon so lange gefürchtet hatten, der eine Trennung der beiden Liebenden zur Folge haben würde, und welcher somit die Früchte aller ihrer für die Vereinigung mit Bernard bestandenen Gefahren und Leiden zu nichte machen müsse. Er sah ein, daß in solchem Falle der baldige Tod sowohl Adelen als Bernard gewiß sei, welche durch die Trennung ihres inneren Haltepunktes beraubt, sofort den Leiden ihrer Lage erliegen mußten. Aber ehe sie der unter solchen Verhältnissen gewiß von Beiden erwünschte Tod erreichte, welche Qualen hatten sie noch zu erdulden! — Konnte daher diese Henkersfrist für die Bedauernswerthen ein Glück sein? — Mit Nichten! — Da die Situation einmal so weit gediehen war, blieb für die Unglücklichen nur noch Eines zu thun übrig: das Ende ihrer Leiden, den ihnen ohnehin unausweichlich bestimmten Tod, zu beschleunigen.

Es giebt Fälle, wo der Selbstmord Entschuldigungsgründe findet.

Wenn je, so war dies in dem jetzigen Augenblicke der Fall.

Man wird den Arzt nicht verdammen, der einen völlig unheilbaren Kranken von einem vielleicht noch Wochen lang währenden, entsetzlichen Leiden durch Darreichung eines schnell die Auflösung herbeiführenden Giftes befreit.

Also dachte Lepaile; und er war bereit, seinen Freunden diesen letzten ihnen noch zu leistenden Liebesdienst zu erweisen.

Es war ihm gelungen, vor den Späherblicken seiner Peiniger und Kerkermeister ein breites, scharfes Dolchmesser zu verbergen, welches er im Schafte seiner hohen Stiefel geschickt versteckt hatte.

Als er die Blicke seiner Freunde daher hülfeheischend auf sich gerichtet sah, als er mit Blitzesschnelle vor seinem Geiste all das Erwähnte vorüberziehen ließ und der Entschluß in ihm reifte, ihnen, welchen er anders nicht helfen konnte, die Mittel zur Befreiung von allem irdischen Wehe an die Hand zu geben: da wandte er sich, um dies zu ermöglichen, von den die drei Gefangenen beobachtenden Schergen ab, scheinbar in der Absicht, die anbefohlene Arbeit, das Heraufziehen des Meerwassers, zu beginnen, in Wirklichkeit aber, um die erwähnte Waffe, indem er sich zum Wassereimer niederbeugte, aus ihrem Verstecke hervorzuholen.

Dies Alles war so schnell geschehen, daß die Gefangenwärter durchaus keine Verzögerung in der Ausführung ihres Befehles bemerkten und sich zufrieden und beruhigt lachend abwandten, um ihre Witze und Späße über das unglückliche Opfer ihrer Brutalität, über Adele, fortzusetzen.

Diese selbst und Bernard sahen zwar die Bewegung Lepaile's, konnten indessen darin nur seine Willfährigkeit, den ihm gewordenen Befehlen nachzukommen, erblicken und waren erstaunt und betreten über diese ihnen unerwartete scheinbare Ruhe und Gelassenheit ihres sonst so energischen Freundes.

Es blieb ihnen also — schon schwankte der gefüllte Eimer aus der Tiefe herauf — keine Hoffnung mehr, der entsetzlichen, in der Ausführung selbst wie in deren Folgen für sie so peinlichen, so unerträglichen Zumuthung sich entziehen zu können.

In stummer Verzweiflung starrten sie vor sich hin.

In diesem Augenblicke veranlaßte sie ein leises Husten Lepaile's, ihre Blicke diesem zuzuwenden.

An die Schanzkleidung des Deckes gelehnt, den Rücken den Wächtern zugewendet, mit der linken Hand die Kette des Eimers festhaltend, erblickten sie diesen, wie seine Rechte eine hellfunkelnde Klinge faßte und sein auf die beiden Freunde gerichteter Blick diesen zugleich Bedauern, Muth und Hoffnung zurief.

Ein Strahl der Erkenntniß flog bei diesem Anblicke über die trostlosen Züge der beiden Liebenden.

Sie erfaßten mit schnellem Gedankenfluge Lepaile's Meinung und Absicht.

Ein Rettungsweg vor der Schande, vor der Trennung, vor der Entehrung zeigte sich ihnen.

Diese Rettung war — der Tod.

Mit freudigem Blicke begrüßten sie ihn.

Bernard sprang mit einem schnellen Satze zu Lepaile hin, um von diesem die Waffe zu erhalten.

Seine Hand streckte sich gierig nach dem heiß ersehnten Gegenstande seiner Wünsche, nach dem letzten Mittel der Verzweifelnden, nach dem endlichen Tröster der Trostlosen — nach dem Messer aus. — —

Da tönte plötzlich ein lautes, donnerndes „Halt, Ihr da vorne!" aus dem Kreise der Wächter.

Eine schnelle Bewegung entstand unter diesen.

Adele stieß einen Schrei des Schreckens, Bernard und Lepaile einen solchen der Wuth aus.

Unzweifelhaft war ihre Absicht von den Wächtern entdeckt worden, und diese eilten nun herbei, um die Ausführung derselben zu verhindern. Es war Bernard nicht mehr möglich, Lepaile, von welchem er mehrere Schritte entfernt gestanden, zu erreichen, ehe ihre Peiniger dazwischen traten. Mit einem entsetzlichen Ausdrucke von Wuth und Verzweiflung in den entstellten Zügen blieb er deshalb auf halbem Wege stehen. —

Derjenige der Gefangenwärter, welcher den hemmenden Zuruf ausgestoßen hatte, war derselbe rohe Söldling, der zuerst Adelen in den Zustand versetzt hatte, welcher alle diese neuen Leiden über die Unglücklichen bringen sollte.

Er hatte sich, nachdem er von Lepaile so unsanft hinweggeschleudert worden, diesen und dessen Freunde nicht aus den Augen lassend, aus der Gruppe der übrigen Wächter entfernt und war gleich einer Katze leise und sachte auf die entgegengesetzte Seite des Deckes geschlichen, von wo aus er die Vorgänge beobachtete.

Gar bald indessen schien seine Aufmerksamkeit, als er bei einer zufälligen Wendung seine Blicke auf die See richtete, von dem Verdecke abgelenkt zu werden. Ein Gegenstand auf oder in dem Wasser beschäftigte ihn. Je länger er nach diesem Punkte, welcher der Richtung seiner Blicke zufolge nicht gar weit vom Schiffe entfernt sein mochte, hinstarrte; desto mehr breitete sich ein hämisches, boshaftes Lächeln über seine harten und häßlichen Züge.

Ein leise pfeifender Ton glitt über seine schmalen und dürren Lippen. Es war die Melodie eines Pariser Gassenhauers, welche er, sich vergnügt die Hände reibend, laut werden ließ.

Er hatte seine Aufmerksamkeit so gänzlich dem Meere zugewendet, daß er den wiederholten Befehl seiner Kameraden an die Gefangenen, das Wasser heraufzuholen, nicht vernommen hatte. Erst das Rasseln der Kette, als Lepaile diesem Befehle wirklich nachkam, weckte ihn aus seinen Betrachtungen.

Nunmehr einen raschen Blick über das Verdeck schießend, gewahrte er die Situation, wie sich währenddessen gestaltet hatte. In demselben Momente rief er auch schon sein laut gellendes „Halt!"

Seine Kameraden waren über diesen Ruf ebenso erstaunt, wie die Gefangenen bestürzt waren.

Sie vermutheten irgend ein außergewöhnliches Vorkommniß und eilten gegen die unglücklichen Freunde zu.

Lepaile hatte Geistesgegenwart genug, den ihm noch erübrigenden Moment zu benutzen, um schnell das Messer unter seiner Blouse zu verbergen.

Eben so eilig, als die übrigen Gefangenwärter von der einen Seite, war derjenige von ihnen, welcher den Ruf ausgestoßen, von der andern Seite dem Mittelpunkte des Deckes, wo sich die Gefangenen befanden, zugeeilt.

Seine zugleich lächelnde und heimtückische Miene ließ über die Absicht, welche ihn herführte und welche ihn zu seinem Rufe veranlaßte, keine Vermuthung aufkommen.

Grossier, so hieß dieser Wächter, hatte Lepaile erreicht.

Er sah ihm mit tückischem Blinzeln in die Augen, riß ihm dann den von diesem noch immer festgehaltenen Eimer aus der linken Hand und schüttete dessen Inhalt wieder über Bord.

„A bah, Kameraden! warum sollen wir den schmutzigen Burschen hier unser schönes Deck zum Waschplatze einräumen? Ist die See nicht groß genug und hat sie nicht hinreichend Wasser, um ihnen als Badeort zu dienen? — Andere Leute reisen viele Meilen weit, um ein Seebad nehmen zu können; diese hier sollen's wohlfeiler haben. Nicht, Kameraden, sollen sie's nicht? he!"

Die übrigen Wächter sahen sich bei diesen Worten betreten an. Ein Theil derselben stimmte nach kurzem Bedenken dem Vorschlage ihres Genossen jubelnd bei; ein anderer Theil sah mit etwas mißtrauischen Mienen bald Grossier an, bald wandten sie ihre Blicke dem friedlich glänzenden Meeresspiegel zu. Aber auch sie willigten bald brummend, indem sie ihre

Hände in die Hosentaschen steckten und ohne sich weiter um die Sache zu bekümmern das Verdeck verließen, in Grossier's Vorschlag.

„Nun denn, faule Bestien! hinunter in das Wasser! Macht Euren Meistersprung und badet Euch und Eure Kleider, als wenn Ihr Euch heute noch für den Tanzplatz reinigen und putzen wolltet! — 'S wird ein verdammt lustiger Tanz werden, dieser da!" setzte er leise für sich hinzu.

Die drei Freunde, zuerst so erschreckt über die Dazwischenkunft Grossier's, wurden durch dessen Vorschlag in freudiges Erstaunen versetzt.

Hier zeigte sich ihnen also Rettung, nachdem sie den Gedanken an solche schon verzweifelnd aufgegeben hatten. Also nicht des Selbstmordes bedurfte es, um sie vor der drohenden Gefahr, Adelens Geschlecht verrathen zu sehen, zu schützen. Der Zufall, der hemmend zwischen den Entschluß und die Ausführung des Selbstmordes trat, zeigte ihnen zugleich einen andern, weniger schrecklichen Rettungsweg, welchen nicht selbst entdeckt zu haben sie jetzt erstaunten.

Indessen aus der Art und Weise, wie Grossier's Vorschlag von seinen Kameraden aufgenommen worden, ließ sich mit Bestimmtheit entnehmen, daß ein ähnlicher, von den Gefangenen ausgegangen, nicht angenommen worden wäre.

Ihre Rettung hatten sie also wirklich dem zuerst so brutalen und hämischen Grossier zu verdanken; und dies erkennend, richteten die drei Freunde nunmehr ihre Blicke mit einem Ausdrucke freudiger Dankbarkeit auf diesen Mann.

Dieser aber schien die Blicke nicht zu beachten. Seine Augen waren wieder in der früheren Richtung auf den Spiegel der See geheftet und schienen dort einen Gegenstand zu suchen.

Ein unruhiges Zucken spielte in den Zügen seines Antlitzes.

Jetzt hatten seine Augen wiedergefunden, was sie gesucht. Ein triumphirendes Lächeln glitt über seine Züge; zugleich aber zeigte sich in demselben der Ausdruck von nimmer zu bändigender Ungeduld.

Mit hastigen Worten und fast heiserer Stimme wandte er sich an die Gefangenen.

„Was steht Ihr noch da, verdammte Burschen, und reißt die Mäuler auf, statt meinen Befehlen nachzukommen! Sollen wir noch länger Eure verpestende Nähe erdulden? Macht, daß Ihr hinunter kommt in die See! — Aber halt! Nicht Alle zugleich. Hübsch Einer nach dem Andern, damit wir Eure Gesellschaft nicht gänzlich entbehren müssen. Daß Ihr indessen nicht fortschwimmt, daß Ihr uns nicht verlaßt, dafür ist wohl gesorgt! Ha, ha, ha! Ja wohl, gesorgt. Der Jüngste von Euch macht den Anfang;

der zarte Junge dort, der sich so ausgiebig parfümirt hat! Nun voran! Eins — zwei — drei!“ —

Während dieser Worte hatte er Adele vor sich her auf die Starbordseite des Fahrzeuges getrieben. Mit einem Fußtritte, da er seine Hände nicht an ihrer schmutzigen Kleidung verunreinigen wollte, zwang er sie, das Bollwerk zu besteigen.

Adele brauchte indessen nicht erst angetrieben zu werden, die ihr so nothwendige, so erwünschte Reinigung vorzunehmen. Im Gegentheile bemühte sie sich, eiligst den Befehlen nachzukommen. Sie fürchtete, daß möglicherweise noch vor Ausführung derselben ein neuer tückischer Zufall ihr hindernd in den Weg treten könne.

Sie hatte das Bollwerk erstiegen. Mit zagendem Blicke zwar maß sie die blaue, sich vor ihr ausbreitende Tiefe; allein sie konnte ja schwimmen; sie hatte mehr als einmal schon bewiesen, daß sie es in dieser Fertigkeit wohl mit einem guten Schwimmer aufnehmen könne: und also auf Gottes Hülfe bauend und eine ihr sonst fremde, ganz unerklärliche Bangigkeit besiegend, schloß sie die Augen, streckte beide Arme vor und stürzte sich, ehe noch das Wort „drei“ Grossier's Lippen entflohen war, in die hochaufspritzende See. —

Neugierig hatten sich die Wächter, welchen jede Unterbrechung ihrer Langenweile erwünscht war, Grossier an ihrer Spitze, um das Bollwerk gedrängt.

Lepaile und Bernard folgten ihrem Beispiele.

Alle sahen mit forschenden Blicken nach Adelen, welche jetzt, einige Klafter vom Buge des Schiffes entfernt, mit triefenden Haaren aus der Tiefe auftauchte.

Mit elastischen und anmuthigen Bewegungen zertheilte sie die leise wogende Fluth.

Ihr schöner Körper zeigte unter den sich enge anschließenden nassen Kleidern seine zierlichen, reizenden Formen.

Dieser Umstand, obwohl er einerseits Bernard entzückte — welcher Liebende hätte dieses Gefühl völlig unterdrücken können! — erfüllte ihn andrerseits mit gegründeter, banger Sorge.

Konnte nicht dadurch abermals die Gefahr, welcher sie kaum entflohen waren, die Gefahr, Adelens Geschlecht verrathen zu sehen, heraufbeschworen werden?

Bei diesem Gedanken überlief ein Zittern der Furcht Bernard's Körper.

Auch Lepaile verfolgte Adele mit den Blicken. Aber zugleich konnte

er nicht umhin, einige Augenblicke Grossier zu betrachten, auf dessen häßlichen Zügen sich ein triumphirendes, höllisches Lächeln zeigte.

Schon früher war Lepaile dieser Ausdruck im Gesichte seines Feindes aufgefallen.

Beunruhigt davon folgte er dessen Blicken, die — nachdem sie eine Zeit lang auf Adelen geruht — jetzt diese verließen und etwas seitwärts von ihr auf der spiegelnden Fläche nach etwas zu forschen schienen.

Dort mußte ein die Aufmerksamkeit Grossier's fesselnder Gegenstand sich befinden.

Anfänglich entdeckte Lepaile an dieser Stelle nichts, was diese Aufmerksamkeit gerechtfertigt hätte.

Aber plötzlich erschien, nur wenig hervorragend über die ruhige Wasserfläche, ein dunkler, eigenthümlich gestalteter Gegenstand auf der Fluth.

Lepaile ward bei diesem Anblicke wie vom Blitze durchzückt. Das Blut erstarrte in seinen Adern zu Eis, vor seine Augen legte sich eine vibrirende, rothe Nebelwand, seine Kniee schlotterten, und vergeblich bemühte er sich, aus der vor Schrecken zusammengeschnürten Kehle einen Laut hervorzustoßen.

Allein in demselben Augenblicke erscholl ein durchdringender, gellender Schrei von Bernard's Lippen.

„Allmächtiger Gott! — Ein Hai, ein Hai!"

Mit diesen Worten, welche mehr den tiefen Kehllauten eines Indianers, dem Brüllen eines angeschossenen Ebers glichen, stürzte Bernard — wie vom Schlage gerührt — leblos zu Boden.

Dieser Schrei, diese Worte waren so entsetzlich, so markdurchbebend, daß selbst die auf Deck befindlichen rohen Gefangenwärter davon ergriffen und bewegt wurden.

Nur der Elende, welcher dieses Bubenstück ausgeführt, Adele zum Baden im Meere veranlaßt hatte, blieb ruhig und ungerührt; da nun der Fall eintrat, welchen er vorausgesehen. — Er hatte ja schon lange den Haifisch um das Schiff kreisen gesehen; und eben die Anwesenheit dieses gefräßigen Raubfisches veranlaßte ihn, jenen Vorschlag zu machen, dessen Ausführung nun Adelens Leben in so furchtbarer Weise bedrohte.

Und welchen Grund hatte dieser Schändliche zu seiner niederträchtigen Handlungsweise? — Er, der Adelen weder, noch ihre Freunde je gekannt, der von ihnen nie beleidigt worden war? — Nicht Zorn, nicht Rache, nicht Eifersucht, noch eine andere jener den Menschen so oft zum Thiere herabwürdigenden Leidenschaften konnte hier die bewegende Ursache der grauenvollen That sein. — So unglaublich es auch erscheinen mag, daß eines

Menschen Seele solcher Gefühle fähig sei; so ist es nichtsbestoweniger wahr, daß nur Bosheit, rein teuflische Lust am Verderben, am Zerstören und Unheilstiften, verbunden mit dem Begehren, den drei Freunden, deren einer, Lepaile, ihn zuerst beleidigt hatte, zu schaden, den Schandbuben antrieb, Abelen in den Rachen des blutgierigen Thieres zu liefern.

Blutgierigere Bestie dieser Grossier selbst!

Höhnisch lächelnd, mit teuflischer Bosheit in den grinsenden Zügen, beugte sich der Elende weit vor über die Brüstung des Bollwerkes, um den Erfolg seiner bübischen That zu beobachten.

Die Anderen alle, Lepaile nicht ausgenommen, standen vom Entsetzen an ihre Stelle gebannt, lautlos, keiner Bewegung fähig, an die Planken gelehnt und starrten, ihre Seele in die Sehnerven legend, in athemloser Erwartung hinaus auf die See.

Auf der Backbordseite des Schiffes, in einer Entfernung von drei bis vier Kabellängen vom Buge desselben, zeigte sich auf der spiegelglatten, tiefblauen See die weiße, schäumende Furche eines Haifisches.

Es konnte kein Zweifel über die Gattung und Art des Thieres bleiben, welches diese Wasserfurche hervorrief. Kein anderer Fisch, als der Hai, durchpflügt das Wasser mit solcher Kraft und Schnelligkeit und in solcher Nähe an der Oberfläche, daß die schäumende, spritzende Fluth, von des Fisches hoher und scharfer Rückenflosse, die fast stets über das Wasser hervorragt, blitzschnell durchschnitten, gleich dem Kielwasser hinter einem Boote, lange, glitzernde, mit weißem Gischt bedeckte Wogenfurchen bildet.

Wäre indeß noch ein Zweifel erübrigt, so mußte ihn alsbald der Anblick des Thieres selbst zerstören, dessen kolossaler, langgestreckter Körper jetzt, fast an der Oberfläche der durchsichtigen, krystallenen Fluth sichtbar ward.

Es war ein Hai von der größten Gattung, von jener Art, welche sich besonders in der Nähe von Havanna und an der nordwestlichen Küste von Amerika aufhält, aber wohl auch in einzelnen Exemplaren von den Antillen herab an den Küsten Südamerikas hinstreicht.

Diese Art, deren gewaltiger Rachen und Schlund sie befähigt, Menschen g a n z zu verschlingen — was dem gewöhnlichen Hai, der sich hauptsächlich im atlantischen und stillen Ocean aufhält, den Schiffen tage- und wochenlang folgt und Hundshai oder Menschenfresser genannt wird, nur mit einzelnen Gliedmaßen gelingt — diese Art erreicht zuweilen eine Länge von vier- bis sechsundzwanzig Fuß.

Derjenige, der jetzt um den Castor schwamm, mochte vielleicht fünfzehn bis sechszehn Fuß messen.

Seine gewaltigen Seitenfinnen, welche hinter dem ovalen, etwa fünf

Fuß langen Kopfe — dessen kleine, tückisch blitzende Katzenaugen, dessen ungeheurer, mit mehreren Reihen spitzer, dreieckiger und sägeförmig eingeschnittener Zähne bewehrter Rachen tief unten an demselben gegen die Kiemen zu liegen — gleich Armen in horizontaler Richtung weit vom schlanken Körper abstehen, theilten mit rasender Schnelligkeit die Fluth und brachten ihn näher und näher zu dem unglücklichen, die so dringende Gefahr noch kaum ahnenden Mädchen.

In der That erfüllte Adelen, als sie wieder aufgetaucht war aus der Tiefe und nun die, wenn auch nicht reine und kalte, doch kühlende und erfrischende Fluth mit gewandten und zierlichen Bewegungen theilte; als sie den Schmutz von ihrem Körper und ihren Kleidern entfernt hatte, zu welchem Behufe, um möglichst unbeachtet zu sein, sie weit hinausgehalten hatte in die See; als sie sich frischer als seit langer Zeit, frei und ungebunden und gleichsam neugeboren fühlte: in der That erfüllte in diesem Augenblicke Adelen ein wohlthuendes Gefühl von Freiheit und Behaglichkeit, und sie benutzte die ihr gebotene Gelegenheit, sich zu erquicken und zu stärken, in ausgedehntestem Maße.

Seit langer Zeit zum ersten Male wieder spielte ein Lächeln des Frohsinns und jugendlicher Heiterkeit um ihre feinen Lippen, als sie sich, nachdem sie eine ziemliche Strecke vom Schiffe entfernt war, wieder nach diesem umwandte und auf dem Rücken liegend und mit einer anmuthigen Bewegung die nassen dunklen Locken aus dem Gesichte schüttelnd, sich langsam diesem wieder zutreiben ließ.

In dem Augenblicke, als sie den Kopf etwas erhob um nach dem hohen Borde des Castor zu schauen und zu entdecken, ob Bernard und Lepaile ihr nicht bald nachfolgen würden in das nasse Element; in diesem Augenblicke erschreckte sie jener gellende Schrei Bernard's, den dieser beim Anblicke des Haies ausgestoßen.

Adele wandte ihren Körper mit einer schnellen Bewegung wieder in die gewöhnliche Lage der Schwimmer und hob sodann ihren Oberleib möglichst hoch über die Fluth empor, um so, halbaufgerichtet aus dem Wasser, nach der Ursache dieses plötzlichen Schreies spähen zu können.

Sie hatte Bernard's Stimme erkannt. Was aber war vorgefallen, das diesem den Schrei erpreßte? War ihrem Geliebten ein neues Unheil widerfahren? — Sie konnte sich keine Antwort auf diese Fragen geben. Aber ihre Seele ward von tiefem Schrecken, von namenloser Angst erfüllt. Ihr Körper bebte und ihre Gliedmaßen waren fast unfähig, die nothwendigen Bewegungen zu machen, um diesen über dem Wasser zu erhalten. — Ihr Entsetzen vermehrte sich, als sie vergeblich hinter des Schiffes Boll-

werk die Gestalt Bernard's suchte. Vor ihre Augen legte sich ein dichter Schleier; ihre Glieder erlahmten; ein krampfhaftes Zucken erfaßte ihren Körper. —

Ihre Besinnung drohte sie zu verlassen. Von einem Taumel erfaßt, sank ihr schöner, nun so bleicher, so marmorähnlicher Kopf plätschernd nieder auf die leise schaukelnde Fluth; ihre Hände streckten sich, keiner Regung ihrer von Bewußtlosigkeit umnachteten Seele mehr gehorchend, krampfhaft aus; der Körper sank langsam und schwerfällig unter die spiegelnde Fläche; die Wasser spritzten empor; die Fluth schlug über den leblosen Körper zusammen. —

Adele schien verloren.

Jener Krampf, der so häufig schon die besten Schwimmer unter Wasser gezogen und dem Tode als wehrlose Beute überliefert hatte; manchmal veranlaßt durch physische Ursachen, manchmal, wie hier, durch Einwirkungen der Seele; dieser Krampf hatte auch Adele erfaßt und niedergezogen.

Wenn der gierige Hai, des Meeres Hyäne, Adelen erreicht haben wird, mag er einen todten Körper statt eines lebenden mit seinen gräßlichen Zähnen zermalmen.

Und es wäre dies ein Glück für das arme Mädchen. Der Tod des Ertrinkens ist weniger entsetzlich und grausam, als der zwischen den Zähnen des blutgierigen Raubfisches.

Allein so gut sollte es der Unglücklichen nicht werden. Nach wenigen Augenblicken erhob sich ihr Körper, lebhaft arbeitend, wieder aus der Tiefe. Die starrkrampfartige Ohnmacht hatte nur kurze Zeit gewährt. Derselbe Schrecken, der Adelen der Besinnungslosigkeit zugeführt, gab ihr auch das Bewußtsein wieder. Der Gedanke, daß Bernard ein Unglück zugestoßen, hatte die Ohnmacht veranlaßt; während derselben schien dieser Gedanke aber nicht geschlafen zu haben; er hatte sich weiter entwickelt zu einer Regung, welche sie wieder der Ohnmacht entriß. Diese Regung war: Bernard helfend und rettend beizuspringen und sein Schicksal mit ihm zu theilen.

Und ehe sich Adele dieser Regung noch vollkommen klar geworden, arbeitete schon ihr aus den starren Banden der Ohnmacht erlöster Körper in diesem Sinne; indem er sich aus der Tiefe emporruderte und mit Aufbietung aller Kräfte dem Schiffe zuschwamm.

Jetzt kehrte auch mit der Besinnung ihr Muth und ihr kräftiger Wille zurück.

Gar bald aber sollte derselbe auf eine neue, schreckliche Probe gestellt werden.

Eben hatte sich Adele auf einer leichten, aber breiten Woge, eine jener

Uferwellen, wie sie von der Brandung am Gestade an, immer schwächer werdend, gegen die See hin langsam in breiten Gürteln allmählich verfließen, emporgehoben, als sie — kaum hundert Schritte von sich entfernt — die Rückenflosse des Haies über dem Wasser gewahrte und gleich darauf, einmal aufmerksam gemacht auf diese Stelle, den graugrünen Körper des Ungethüms erblickte.

Adele hatte während ihrer Seefahrt oft genug den Hai gesehen, um ihn sogleich wieder zu erkennen.

Mit Blitzesschnelle ward ihr auch die Gefahr klar, in welcher sie sich — so nahe, so unrettbar dem furchtbaren Feinde preisgegeben — befand. In demselben Augenblicke auch erfaßte sie den Zusammenhang zwischen dieser ihrer Gefahr und Bernard's sie so erschreckendem Schreie.

In diesem entsetzlichen Momente, als sie der ganzen Größe des ihr drohenden Unheiles inne ward, als sie, einen raschen Blick über die See werfend, keine Hülfe, keine Rettung erblickte, überlief abermals ein Schauer des Schreckens ihren Körper, und ihre Glieder erbebten neuerdings unter konvulsivischen Zuckungen. Fast unwillkürlich entrang sich ein weithin gellender Schrei des Schreckens ihren Lippen.

Aber nur einen Augenblick dauerte diesmal der erste, lähmende Schrecken.

Zuerst hatte es sich um Einen gehandelt, dessen Leben ihr mehr werth war, als das eigene; und da ihr damaliger Schrecken weniger in der Wirklichkeit wurzelte, welche sie nicht kannte, als in den Gebilden ihrer aufgeregten und entsetzten Phantasie, so hatte er sie um so mehr ergriffen, daniedergeschmettert und der Besinnung beraubt.

Jetzt war die Sachlage eine völlig verschiedene, eine ganz andere. Nunmehr galt die Gefahr ihr, ihr allein. Und nicht unbestimmt, nicht versteckt, nicht unfaßbar nahte sich diese Gefahr; sondern offen, mit allen Schrecken der entsetzlichen Situation zwar ausgestattet, aber erkennbar, ein Feind, mit dem man kämpfen oder welchem man entfliehen konnte, kein unfaßbares Phantom.

Die Klarheit, das Entschiedene ihrer Lage brachte ihr auch die Klarheit ihres Geistes, die Entschiedenheit ihrer Willenskraft baldigst zurück.

Sie bewältigte fast augenblicklich das Zittern und Beben ihres Körpers. Sie faßte alle ihre Kräfte zusammen und — eine mögliche Rettung einzig und allein in rascher Flucht erblickend — griff sie mächtig aus und schwamm mit für ein Mädchen wirklich staunenswerther Kraft und Schnelligkeit dem Schiffe zu. —

An Bord desselben hatte sich währenddessen auch beinahe nichts verändert. —

Das Alles, was wir hier erzählt, von dem Erblicken des Haifisches durch Bernard und Lepaile an bis zur Flucht Adelens vor diesem Raubfische, war auch so schnell auf einander gefolgt, daß es kaum die Spanne einer kurzen Minute ausfüllte.

In der That, dem Schreie Bernard's, seinem Hinsinken, dem Entsetzen Lepaile's und der Gefangenwärter begegnete fast zu gleicher Zeit das Untersinken und Wiederemportauchen Adelens, ihr Schreckensruf beim Ansichtigwerden des Fisches und ihre Wendung zur Flucht.

In einem einzigen kurzen Augenblicke ereignet sich oft mehr, als man auf vielen Bogen beschreiben kann. —

Erst jener Schrei Adelens, als er markdurchschaudernd zum Borde des Castor herübertönte, erweckte die hinter dessen Bollwerke Stehenden aus ihrer starren Regungslosigkeit des Entsetzens.

Lepaile war der Erste, welcher wieder seine Geistesgegenwart fand.

Der Schrecken, welcher die drei Kerkermeister, die sich außer Grossier noch auf Deck befanden, erfaßt hatte, war allerdings weder so groß noch so lähmend gewesen wie jener, der Lepaile und Bernard der Besinnung beraubte.

Der Grund davon war auch einfach genug. Nicht nur nahmen sie keinen so regen Antheil an der Gefährdeten, als deren Freunde; nicht nur lag den Henkersseelen überhaupt an Menschenglück und Leben wenig oder gar nichts; sondern mehr als dies hatten sie sogar bei dem Antrage Grossier's schon eine Ahnung des Grundes haben müssen, der diesen zu letzterem bewogen. Es war vielleicht nicht das erste Mal, daß der Elende ähnliche „Witze" gemacht hatte; und daß hier die See voll von Ungeheuern der Tiefe war, die kein Baden, kein Schwimmen in ihr gestatteten, wußten sie gut genug.

Wenn sie aber auch, halb aus die Folgen nicht bedenkendem Leichtsinne, halb aus grausamer Lust an einem möglicherweise sich ihnen bietenden Schauspiele des Blutvergießens, eingewilligt hatten in Grossier's Vorschlag, so erfüllte sie nichtsdestoweniger der Anblick des gefräßigen Ungeheuers und seines ihm von ihnen übergebenen Opfers mit Grauen und Entsetzen, und es verging einige Zeit, bis sie dieses ersten Eindruckes des Schreckens Herr werden konnten.

Dies gelang ihnen fast in demselben Augenblicke, als auch Lepaile sich von seinem Entsetzen erholte.

Obwohl sie nunmehr mit einer, gemeinen Seelen und verhärteten Charakteren eigenen Lust der sich vorbereitenden Katastrophe entgegensahen, konnten sie dennoch ein leises Grauen nicht völlig unterdrücken, das sie erfaßte und ihre Seele mit Vorwürfen und Gewissensbissen erfüllte.

Bernard lag noch, von Bewußtlosigkeit umfangen, am Boden.

Lepaile warf, als ihn Adelens Schrei geweckt hatte aus seinem dumpfen Brüten, einen Blick der Verzweiflung auf die eben wieder von einer Woge gehobene Gestalt Adelens und auf den nur wenige Kabellängen von ihr entfernten Hai.

Dieser letztere befand sich zwischen dem unglücklichen Mädchen und dem Schiffe, so daß er Adelen den Rückzug zu dem Castor abschnitt.

Lepaile's Blick flog von diesem entsetzlichen Anblicke in der Runde über die See hin, als ob er Hülfe suchte, wo doch aller Wahrscheinlichkeit nach keine zu finden war.

Nicht weit von dem Castor entfernt, mehr gegen die offene See hinaus lag die Brigg „Fortuna," welche sie vor so kurzer Zeit erst verlassen hatten, um ihren neuen, gleich bei der Ankunft sich so furchtbar ankündigenden Aufenthaltsort zu betreten.

Auf der Brigg schien man die Vorgänge an Bord des Castor und dann im Wasser bemerkt zu haben. Lepaile konnte, als sein Blick auf der Fortuna haften blieb, die Matrosen des Schiffes in den Wanten, dessen Offiziere, mit Fernrohren versehen, auf dem Hinterdecke gewahren.

In diesem Augenblicke stieß ein leichtes mit vier Ruderern bemanntes Boot von der Fortuna ab und hielt auf die Stelle zu, an welcher Adele sichtbar wurde, offenbar in der Absicht, Letzterer zu Hülfe zu kommen.

Allein, was konnte dieser sich zeigende gute Wille des Fortuna-Kapitäns für einen Erfolg haben! Konnte das Boot denn noch rechtzeitig Adelen erreichen? Konnte dieser überhaupt noch eine Hülfe werden?

Mit Nichten! Das Boot war zu weit von dem Mädchen entfernt, der Hai zu nahe, um von ersterem Rettung erwarten zu können.

Dies erkannte auch Lepaile sowohl, wie Grossier, der ebenfalls das Aussetzen des Bootes von der Fortuna bemerkt hatte.

Ein satanisch höhnisches Lächeln flog bei diesem Anblicke und der sich daran knüpfenden Betrachtung über des Letzteren häßliche Züge.

„Ein verdammt guter Kerl, der Kapitän da drüben, aber ein Holzkopf, wenn er glaubt, die Bestie werde gerade auf seine Nußschale warten, um sich die schmackhafte Beute abjagen zu lassen! O nein! Freund Haifisch ist viel klüger, als Du da drüben, Tölpel mit dem gestickten Kragen! Ha, ha, ha! Meint, er werde warten! Ha, ha!"

Diese unter beständigem Lachen leise gemurmelten Worte Grossier's schlugen, ihn zu hell loderndem Zorne anregend, an Lepaile's Ohren.

Aber er warf dem Elenden nur einen einzigen Blick der Wuth und der Verachtung zu.

Ein neuer Gedanke, der blitzschnell in Lepaile's Seele auftauchte, bemächtigte sich alsbald all seiner Sinne, seines ganzen Geistes.

Es blieb ihm keine lange Zeit, diesen Gedanken völlig zu erwägen und nach allen Richtungen hin zu verfolgen. Wenn er überhaupt nutzbar sein sollte, so mußte dem Gedanken die That auf dem Fuße folgen.

Lepaile's Entschluß war auch sofort gefaßt, als der Rettungsplan, wenn man einen noch unreifen Gedanken so nennen kann, in ihm erwacht war.

Er hatte noch immer jenes Messer, welches er zuvor Bernard geben wollte, in der Faust. Diese hielt er unter der Blouse auf der Brust verborgen.

Die Klinge dieser Waffe war von dem härtesten Stahl, haarscharf geschliffen und über einen Fuß lang.

Mit einer schnellen, aber von den Umstehenden unbemerkten Bewegung enthüllte er diese Klinge wieder und trat, die Faust mit dem blanken Stahle erhoben, ganz nahe an die Bollwerks-Brüstung hinan.

Noch einmal warf er einen Blick auf die See hinaus.

Adele war währenddessen, einen kleinen Bogen um die Stelle beschreibend, an welcher sie zuerst den Haifisch erblickt hatte, dem Schiffe ziemlich nahe gekommen.

Aber auch der Hai hatte sich dem muthigen Mädchen in erschreckender Weise genähert.

Nur ein kurzer, kaum klafterlanger Raum trennte den Würger noch von seinem Opfer.

Im nächsten Augenblicke mußte er dasselbe erreichen.

Aber nein — in dem Momente, als der Fisch dem Mädchen schon ganz nahe war, verschwand dessen Rückenflosse plötzlich von der Oberfläche der See. Der Hai war blitzesschnell untergetaucht. Ein wirbelnder Fluthenkreis zeigte die Stelle seines Verschwindens an.

Lepaile wußte nur zu gut, was dieses Manöver zu bedeuten habe.

Der Hai, dessen ungemein scharfer Geruchssinn ihn zu seiner erlesenen Beute führt, vermag diese doch nicht, wenn sie auf der Oberfläche der See schwimmt, zu erblicken; da seine Augen, wie schon erwähnt, tief unten an seinem Kopfe sitzen und ihm nur erlauben, unter sich in die Tiefe, wo er auch seine gewöhnliche Nahrung zu suchen hat, nicht aber seitwärts oder gar in die Höhe zu blicken.

Ist er nun seinem Opfer schon so nahe, um es bald erfassen zu können, so taucht er unter, wendet sich wie ein Kreisel um sich selbst, bis seine

kleinen Augen die Beute erblicken und er dann mit einer rasend schnellen Bewegung wieder zur Oberfläche steigt, dieselbe zu verschlingen.

Dieser kritische Moment, in welchem ihr Leben schon so gut wie verloren war, schien auch Adelen nicht entgangen zu sein.

Sie so gut als Lepaile wußte dessen Bedeutung zu würdigen.

Aber noch gab sie die Hoffnung nicht auf. Sie schwamm mit einer dem zarten Körper kaum zuzutrauenden Kraft und Behendigkeit eine kurze Strecke zurück von der Stelle, an welcher sich der Wirbel gebildet. Sie wußte zwar, daß sie nun von den scharfen Augen des Haies beobachtet werde und daß es eigentlich gleich sei, wohin sie sich wandte, da er seine Beute doch nicht fahren lassen würde: allein sie wußte auch, daß das Unthier sie durch eine Veränderung ihrer Stelle etwas länger zu suchen habe, daß sie dadurch Zeit gewinne, und daß durch eine immerwährende, rastlose Bewegung mit Armen und Beinen, sowie durch das dadurch verursachte Plätschern auf dem Wasser, der Hai eine Zeit lang scheu gemacht und abgehalten werde, seine Beute zu erfassen.

Lange war dies allerdings weder auszuführen, noch der Hai dadurch abzuschrecken; allein sie wollte, in einer unbestimmten Hoffnung auf Hülfe, auch dieses letzte Rettungsmittel nicht unversucht lassen.

In dem Momente, als der Hai verschwunden war von der Oberfläche der See, wurden die auf Deck befindlichen, in lautlosem Schweigen ihre gespannte Aufmerksamkeit dem entsetzlichen Schauspiele zuwendenden Gefangenwärter durch einen lautplumpenden Fall in's Wasser aus ihren Beobachtungen emporgeschreckt.

Erstaunt und fragend schauten sie einander an. Dann blickten sie nieder auf das kurze Wellen schlagende Wasser zu ihren Füßen, aus dem sich eben ein von dunklem Haare, das sich in nassen Strängen selbst über das Antlitz legte, über und über bedeckter Kopf emporarbeitete; und mit einem nicht zu unterdrückenden Ausrufe der Ueberraschung bemerkten sie, daß Lepaile, der bis jetzt neben ihnen gestanden, von seiner Stelle am Bollwerke verschwunden sei; und erkannten seinen Kopf in jenem, der jetzt, die Haare aus dem Gesichte schüttelnd, über den Wellen sichtbar wurde.

Obwohl keiner dieser Männer seine Absicht begriff — denn daß ein einzelner, noch dazu unbewaffneter Mann einen Kampf mit dem Hai wagen würde, war so unwahrscheinlich, daß der Gedanke daran gar nicht aufkommen konnte — so war es doch für Jeden unzweifelhaft, daß Lepaile nicht zufällig über Bord gestürzt, sondern daß er in die Fluth gesprungen sei. Den Grund der That nicht weiter untersuchend, erblickten die Gefangenwärter in dieser selbst nur eine neue Würze ihrer Augenweide, eine neue

interessante Zugabe zu dem Schauspiele; und wie der Römer frohlockend rief: „Statt eines Christen werden wir heute deren zwei für den Tiger in der Arena haben," also tönte es auch jubelnd in der grausamen Seele jener: „Statt eines, zwei Opfer für den Haifisch!" —

Grossier besonders konnte seine Freude kaum mehr mäßigen. Der Mann, welcher ihn, seiner Ansicht nach, so tödtlich beleidigt hatte, als er ihn so unsanft von sich geschüttelt, dem aber feindlich zu nahen er bis jetzt weder den Muth, noch die Gelegenheit gefunden hatte, dieser Mann kam nun allen seinen Wünschen zuvor und lieferte sich selbst in den Rachen des Haifisches. Mehr konnte Grossier kaum verlangen. Wenn ihm noch ein Wunsch blieb, so war es der, auch den Dritten im Bunde, Bernard, der noch immer von Ohnmacht befangen regungslos am Boden des Deckes lag, seinen Kameraden nachzusenden. Er hatte fast Lust, diesen mit eigenen Händen in das Wasser zu werfen; allein einestheils die Scheu vor einer dennoch möglichen Mißbilligung von Seite seiner Genossen und die Betrachtung, daß es besser sei, sich auch für spätere Tage einen Gegenstand zu ähnlichem „Spaße" aufzubewahren, hielten ihn davon zurück.

Währenddessen war Lepaile mit schnellkräftigen Bewegungen ungefähr eine Kabellänge vom Schiffe abgeschwommen und hob sich nun mit halbem Oberleibe aus der Fluth empor, um seinen Feind, den Hai zu erspähen.

Bei dieser Bewegung ward die lange, in der Sonne funkelnde Klinge für die Beobachter an Bord des „Castor" sichtbar.

Nicht so bald hatte der Lichtblitz des auf dem blanken Stahle sich spiegelnden Sonnenbildes die Augen Grossier's getroffen, als dieser einen heulenden Schrei der Wuth ausstieß.

Sein Feind war also bewaffnet. Er konnte also möglicherweise einen Kampf mit dem Hai wagen. Ja er konnte sogar — schäumend vor Wuth verfolgte der Elende diesen Gedanken — vom Glücke begünstigt, dem Fische seine schon so sicher geglaubte Beute abjagen und sich und Adelen in Sicherheit bringen.

Auch die Bemannung des von der Fortuna gesendeten, schnell näher kommenden Bootes hatte jetzt den kühnen Schwimmer erblickt und beim Ansichtigwerden seiner Waffe auch dessen Absicht errathen.

Ein kräftiges „Hurrah!" tönte von den Lippen der Matrosen. Der Muth und die Opferwilligkeit finden stets Anklang in der Brust der Seeleute, welche diese Tugenden selbst so sehr bedürfen und so oft ausüben. —

Lepaile hörte weder diesen ermunternden Zuruf, noch den Wuthschrei Grossier's.

Seine Aufmerksamkeit war einzig und allein auf Adelen, welche jetzt seiner ansichtig wurde und ihn mit einem einzigen Dankesblicke begrüßte, und auf die Stelle gerichtet, an welcher, seiner Vermuthung nach, der Hai wieder auf der Oberfläche des Wassers erscheinen mußte.

Und in der That, kaum daß Lepaile seinen Kopf, emportauchend aus der Tiefe, in welche ihn der Sprung von der Höhe des Bordes geführt, wieder über die Wellen erhob, ehe noch der Hurrahruf der Fortuna-Männer verhallt war, zeigten aufquellende Wasserblasen das Emporschießen des Haies an.

Fast direkt neben Adelen, so nahe, daß der wild die Fluth peitschende Schwanz des Ungethümes sie gar leicht hätte treffen und in diesem Falle mit einem einzigen Schlage zerschmettern können, erschien der graugrüne, sich windende Körper des Haies nahe der Oberfläche.

Er hatte bereits jene Lage angenommen, welche ihm zum Erfassen und Verschlingen seiner Beute nothwendig ist, das heißt, er hatte sich, nahe der Oberfläche, mit einer gewissen anmuthigen Bewegung halb auf den Rücken gelegt, so daß sein weiß schimmernder Bauch sichtbar wurde; und, den Rachen weit aufsperrend, daß die zwei Reihen sägeartiger Zähne sich zeigten, die obere größere und schwerere Hälfte des Kiefers zurückschlagend, schien er nur noch den Moment zu erwarten, wo Adele, welche er in dieser Lage seines Körpers mit den kleinen Augen gut genug verfolgen konnte, einen Augenblick aufhören würde, mit Händen und Füßen um sich zu schlagen.

Dieser Augenblick mußte auch bald genug eintreffen. Adele hatte zwar mit einer raschen Bewegung dem um sich hauenden Schwanzende des Thieres bei seinem Auftauchen zu entkommen gewußt. Allein wieder und wieder machte der Hai neue Wendungen, um seine Beute mit einem Schlage seines Schwanzes zu treffen, da er sie, aus einer dem Haifische eigenen Furcht vor dem Umsichschlagen der Gliedmaßen, noch nicht mit dem Rachen fassen konnte.

Dieses ewige Ausweichen vor den drohenden, das davon getroffene Wasser zu zischendem Schaume geitschenden Schwanzschlägen; dieses fortgesetzte Bewegen mit Händen und Füßen: hatte Adele bereits in einem solchen Grade ermüdet und erschöpft, daß sie schon den Moment nahen fühlte, wo ein ihre Glieder fassender Krampf, der sich bereits in leichten Zuckungen ankündigte, sie unfähig zu jeder Bewegung machen würde.

Sie warf in dieser äußersten Noth einen Blick voll Todesangst nach der Seite, von der ihr Rettung nahen sollte, nach Lepaile.

Allein — allmächtiger Gott! — dieser war verschwunden.

Entsetzen und Todesschauer faßte ihre Seele. — Noch einmal, mit Aufgebot der letzten Kräfte, hob sie sich in die Höhe, um einen weiteren Umblick über die See zu gewinnen.

Sie suchte mit ihren Blicken über die glatte Fläche. Ihre Augen schienen fast aus ihren Höhlen zu quellen, als sie so, alle ihre Sinnenkraft in den Einen Nerv legend, mit einer, selbst die höher liegenden Wasser-Schichten durchdringenden Schärfe des Blickes um sich schaute.

Allein vergeblich. Lepaile war nicht mehr zu sehen. Er war verschwunden; keine Spur von ihm zu entdecken. —

Adele war verloren.

Während der kurzen Augenblicke, da sie nach Lepaile gespäht, hatte sich der Hai umgedreht, so daß jetzt, statt seines Schwanzendes, sein Kopf gegen Adele gerichtet war.

Dieser auf der Seite liegende Kopf mit emporgerichtetem, weit geöffnetem Rachen war jetzt senkrecht unter Adelen, vielleicht fünf Fuß von ihr entfernt, so daß er im nächsten Augenblicke — die kurze Strecke emporfahrend — ihre Beine fassen und zermalmen mußte.

Der Grund dieser plötzlichen Wendung des Haies lag darin, daß Adele, von lähmendem Schrecken beim Verschwinden Lepaile's erfaßt, nicht mehr daran dachte, sich durch das Bewegen ihrer Glieder vor dem Hai zu schützen.

Als sie die letzte Hülfe verschwunden sah, bemächtigte sich des unglücklichen Mädchens ein nicht mehr zu bewältigendes Todesgrauen. Sie erkannte, daß sie nunmehr unrettbar verloren sei. — Noch einen Blick richtete sie hinauf zum heiteren, tiefblauen Himmelsdome; noch einen Gedanken, den letzten, sandte sie zu Gott — dann legte sich ein blutrother Nebel vor ihre Augen, ihre Sinne verwirrten sich, ihre Glieder erlahmten — mit einem röchelnden Seufzer sank ihr edles Haupt auf die plätschernde Fluth.

Unter ihr, lauernd auf diesen Augenblick, da sich die schönen Glieder nicht mehr bewegten, sperrte sich der entsetzliche Rachen des Ungethümes auf. Jetzt sank Adelens Körper — jetzt hob sich des Haies Kopf — im nächsten Augenblicke hatte er sie erreicht. — — —

Ein lautes, entsetzliches Knirschen, hervorgerufen von den zusammenschlagenden Kinnladen des Haies tönt über die See, die Herzen der Hörer mit namenlosem Grauen erfüllend.

Adelens Körper ist verschwunden — an seiner Stelle spritzt ein Strahl rothen, warmen Blutes empor.

Die von dem Schwanze des Thieres zu Schaum geschlagene See färbt sich in weitem Umkreise mit dem vergossenen Blute. — — —

Ein einziger Schrei des Schreckens ertönte gleichzeitig von den Lippen der vier Matrosen und des Offiziers im Boote der Fortuna. Schaudernd bedeckten diese Männer bei dem gräßlichen Anblicke ihr Antlitz mit den Händen und wandten dann ihr Boot, da hier keine Hülfe mehr zu leisten war, ihrem Schiffe wieder zu.

Auch an Bord des „Castor" war die Scene mit allen Details genau beobachtet worden. Auch dort rief die endliche, entsetzliche Katastrophe einen Schrei des Schreckens hervor.

Nur auf Grossier's Zügen lagerte ein Lächeln teuflischen Triumphes und der Ausdruck befriedigter Rache. Grinsend langte er seine Schnapsflasche hervor, schwang sie mit der Rechten gegen die blutgefärbte See hinaus und rief:

„Auf Dein Wohl, alter Bursche von einem Hai! Sollst leben; und möge Dir das warme Blut so wohl bekommen, als mir der kalte Trunk hier!"

Und mit diesen Worten trank er der Flasche Inhalt bis auf den letzten Tropfen aus.

In diesem Momente wurde seine Aufmerksamkeit durch einen von dorther schallenden, vielstimmigen Schrei abermals der See zugewendet.

Diesmal war es aber kein Schreckensschrei, kein Schrei des Schmerzes oder des Entsetzens.

Ein laut donnernder Jubelruf war es, der sein Ohr traf.

Dieser Jubel scholl von dem Fortuna-Boote herüber, dessen Bemannung nun zu rudern aufgehört hatte und mit in die Höhe gerichteten Riemen bewegungslos und mit weit vorgebeugtem Oberleibe nach jener Stelle der See schaute, an welcher Adele verschwunden war in den blutgefärbten Wogen.

Grossier folgte der Richtung dieser Blicke.

Kaum glaubte er seinen Augen trauen zu dürfen bei dem sich ihm dort bietenden Anblicke.

Das Erste, was er bemerkte, war der gewaltige Körper des Haifisches, der mit empor gekehrtem, hellglitzerndem Bauche, starr und bewegungslos, ein Aas nunmehr, auf den rothgefärbten Wogen gegen das Schiff antrieb.

Aus einer breiten, klaffenden Wunde unter den Kiemen, dort wo der Kopf sich an den Rumpf ansetzt, quoll ein dunkler Blutstrom hervor und mischte sich mit dem Wasser der See.

Die mächtigen Seitenfinnen, der Schwanz selbst, bebten nur noch in leisen Zuckungen. Der gewaltige Kopf mit dem Oberkiefer hing tief in die Fluth hinein, während der emporgewendete kleinere Unterkiefer auf dersel-

den schwamm und aus dem solcherweise schlaffen und halbgeöffneten Rachen von Zeit zu Zeit eine mächtige Blutmasse strömte.

Es war kein Zweifel, daß der schreckliche Fisch bereits verendet war; und zwar mußte die ihm beigebrachte Wunde absolut tödtlich sein, da der Hai ein zähes Leben besitzt und sonst lange mit dem Tode kämpft. Die Stelle der Wunde aber und die Richtung derselben zeigten schon hinlänglich, daß hier das Herz des Thieres getroffen worden sei.

Nicht weit von dem nun unschädlichen Feinde schwamm Lepaile, das noch von Blut triefende lange Messer zwischen den Zähnen, mit der linken Hand den leblosen, aber unverletzten Körper Adelens über der Fluth haltend, während er mit der freien Rechten gegen das Boot der Fortuna hinsteuerte.

Dieses ward mit zum Zerspringen angestrengten Riemen, sobald die erste Ueberraschung und Freude über die gelungene Rettung der Mannschaft wieder ihre Ruhe und Besonnenheit ließ, gegen Lepaile hingerudert.

Jetzt hatten sich Boot und Schwimmer erreicht.

Unter dem Hurrahruf der Mannschaft hob Lepaile zuerst Adele über Bord und schwang sich dann dieser nach ebenfalls in dasselbe.

Erst nachdem es ihm dort, während das Boot mit kräftig geführten Ruderschlägen der Fortuna zugeführt wurde, gelungen war, Adelen aus ihrer Ohnmacht zum Leben zurückzubringen; erst nachdem das arme, so hart geprüfte Mädchen wieder die Augen aufschlug und zur Besinnung zurückkehrte; kam Lepaile den Bitten des Offiziers nach und erzählte ihm den Hergang der Sache, die Rohheit ihrer Peiniger, den Befehl an Adelen, über Bord zu springen, das Erscheinen des Haifisches und endlich die Art und Weise, wie er, Lepaile selbst, die Rettung der schon verloren Gegebenen vollbrachte.

„Als ich den Hai" — fuhr Lepaile in seiner Schilderung der Ereignisse fort, da er in seiner Erzählung bei der Stelle ankam, wo er nach dem Haifische ausspähend, die dessen Auftauchen anzeigenden aus der Tiefe quellenden Wasserblasen bemerkte — „als ich den Hai emporkommen sah und aus seiner Seitenlage, sowie aus dem weit aufgerissenen Rachen und dem wild um sich schlagenden Schwanze erkannte, daß die Bestie nunmehr nur noch einen günstigen Moment erwartete, um ungestört von den die Fluth schlagenden Armen und Beinen meines Freundes diesen zu packen und zu verschlingen; als ich dies mit schnellem Blicke sah, wußte ich auch, daß nun keine Zeit mehr zu verlieren sei, sollte meine Hülfe nicht zu spät kommen.

„Die Hand mit dem Messer fest an meine Seite pressend, tauchte ich tief unter, schwamm unter Wasser eine kurze Strecke fort, bis ich vermuthen konnte, den Hai gerade über mir zu haben, ließ mich dann sachte und jedes

Geräusch vermeidend in die Höhe gleiten und war wirklich so glücklich, binnen wenigen Sekunden gerade über mir den graugrünen Rücken des Fisches zu erblicken.

„Ich weiß, daß die Haut des Haifisches an den meisten Stellen seines Körpers für Messerstiche, selbst für Flintenkugeln undurchdringlich ist. Allein ich kenne auch eine Stelle, woselbst diese Haut sehr dünn und zart, sehr leicht verletzlich ist. Diese Stelle befindet sich unterhalb der Kiemen, und einem gut geführten Messerstoße ist es dort möglich, bis zum Herzen der Bestie zu dringen und dieses zu durchbohren.

„In dem Augenblicke, als ich auftauchen und dem Fische mein scharfes Messer an dieser Stelle in den Leib stoßen wollte, machte der Hai eine plötzliche, für mich unerwartete Bewegung, indem er etwas untertauchte, sich dann umdrehte, so daß sein Kopf nunmehr die Stelle einnahm, woselbst zuerst sein Schwanzende war, und sich dann wieder mit einer seinen ganzen Körper durchbebenden Zuckung gegen die Oberfläche emporhob.

„Oberhalb des Haies sah ich die Gestalt meines Freundes hier schweben.

„Der entscheidende Augenblick war gekommen. Ich fühlte es in allen Sinnen, daß es jetzt oder nie galt, das Ungethüm zu besiegen — oder mit meinem Schicksalsgenossen zu sterben. Schon öffnete der Hai wieder den furchtbaren Rachen, schon hob er den Kopf noch mehr in die Höhe und — zu meinem Entsetzen mußte ich bemerken, daß des Freundes Körper regungslos auf der Fluth lag, ja, daß er sogar zu sinken schien.

„Mein durch des Haies Bewegungen verzögertes Auftauchen, das dadurch erzwungene lange Anhalten des Athems, die entsetzliche Aufregung hatten mich nachgerade in einen Zustand von Schwäche und Entkräftung versetzt, wie ich ihn nie zuvor gekannt. Es flimmerte mir vor den Augen, und meine Glieder bebten. Aber gewaltsam unterdrückte ich diese Regungen menschlicher Schwäche. Es galt ja, meinen liebsten Freund zu retten. Noch konnte ich vielleicht einige Momente den Athem an mich halten, obwohl ich mein Herz schon krampfhaft schlagen und das Blut bleischwer gegen meine Schläfe drücken fühlte. — Aber ich *wollte*, und mein Körper mußte sich fügen. —

„Ich blickte noch einmal auf. Ich sah gerade über mir die Kiemen des Fisches. Dort also, etwas rückwärts von diesen — die Stelle selbst konnte ich nicht erblicken, da des Haies Bauch mehr gegen die Oberfläche gewendet war — dort mußte ich ihn treffen. Fester packte ich das Messer. Ich ließ mich emporschnellen. Auf der Bauchseite des Fisches streifte ich an ihm vorbei. Ich fühlte die glatte, schleimige Haut dieser Seite an mei-

nem Antlitz vorbei streichen. Ich fühlte mit der linken Hand die scharfe, rauhe Haut des Rückens, an der ich mich etwas zu halten suchte. Mit aller Kraft holte ich zum Stoße aus. — Jetzt bewegte sich des Feindes Kopf. Er schnappte nach Ab…, nach meinem Freunde. In demselben Momente fuhr ihm mein Messer bis an das Heft in die Brust.

„Ich konnte den Stoß nicht wiederholen. Ich mußte zur Oberfläche, wollte ich nicht ersticken. Ich tauchte auf, immer noch mit der Rechten das Messer festhaltend. Auf diese Art mich an das Ungethüm klammernd, das jetzt gewaltig mit dem Schwanze um sich schlug und einen hohen scharfen Strahl dunklen Blutes ausspritzte, gelang es mir nur, meinen Kopf über die Fluth zu heben.

„Allein, das genügte. Ich athmete wieder. Es ist mir nicht möglich, die Wonne zu beschreiben, welche mir dieser erste Schluck der heißersehnten Luft gewährte. Kein Genuß, sei es auch der allerraffinirteste, gleicht diesem des Athemholens.

„Während einiger Augenblicke hatte ich für nichts Sinn, als für dieses wonnevolle Einschlürfen der Luft. Meine Brust dehnte sich, meine Glieder streckten sich, und meine Augen erlangten wieder die schon fast verlorene Fähigkeit zu sehen.

„Ich schaute um mich. Der Hai hatte ausgetobt. Die letzten Lebenszuckungen durchrüttelten seinen Körper. Ich schwamm in einem Meer von Blut. — Aber von meinem Freunde entdeckte ich keine Spur.

„Hätte ihn der Hai verschlungen, so hätte ich es bemerken müssen. Ich wußte also, daß dies nicht der Fall sein könne. Ohne Zweifel hatte ihn der Starrkrampf erfaßt, und er war untergesunken. — Ohne mir Zeit zur Ueberlegung zu lassen und ehe sich meine Brust noch völlig erholt und erquickt hatte in der balsamischen Lebensluft, tauchte ich wieder blitzschnell unter, mein Messer aus des Haies Brust mit mir nehmend, um allenfallsigen neuen Gefahren dort unten gewachsen zu sein.

„Aber ich hatte nicht nöthig, lange nach meinem Freunde zu suchen. Sein lebloser Körper war an einer vom Meeresgrunde aufwachsenden Koralle hängen geblieben. Ich löste ihn von dieser ab. In meinen Armen riß ich ihn mit mir empor in's helle, freundliche Tageslicht. Euer Boot erblickend, suchte ich mit ihm diesem zuzuschwimmen und — das Uebrige wißt Ihr ohnedies, Herr.“ —

Während dieser Erzählung Lepaile's, welcher Alle aufmerksam zugehört hatten, näherte sich das, die zwei Geretteten bergende Boot immermehr der Fortuna.

Adele war wieder völlig zu sich gekommen. Sie hatte die Gelegenheit

benutzt, während Aller Blicke auf den Erzähler gerichtet waren, ihre in der heißen Luft schnell trocknende Kleidung einigermaßen zu ordnen und so zu richten, daß jene Formen, welche ihr Geschlecht hätten verrathen können, vollkommen verhüllt wurden.

Nunmehr war auch diese letzte Gefahr, welcher zu entgehen sie eigentlich alle übrigen hatte erdulden müssen, gehoben. Ruhig und gefaßt stieg sie mit Lepaile nach kurzer Fahrt an Bord der Fortuna.

Daselbst mußten die Geretteten die Erzählung ihres Abenteuers vor dem Kapitän wiederholen, der sie hierauf in seine Kajüte zu einer den Armen so nothwendigen „Herzstärkung," wie es der Kapitän benannte, einlud.

Dieser menschenfreundliche Kapitän, der ihnen auch früher schon den Aufenthalt auf der Fortuna so angenehm als möglich gemacht hatte, blieb nicht lange auf seinem Posten als Befehlshaber eines Transportschiffes der Regierung. Vielleicht hatte die Verwaltung durch ihre Spione Nachricht erhalten von des braven Mannes Thun und Treiben; und nicht einverstanden mit dessen Humanität und Gerechtigkeitsliebe denselben von seinem Posten entfernt, um einen anderen, mehr im Sinne der Regierung handelnden Mann damit zu betrauen. — — —

Während Lepaile und Adele sich's nach all den überstandenen Leiden und Gefahren auf der Fortuna wohl sein ließen, kehren wir an Bord des „Castor" zurück.

Grossier, der gleich seinen Genossen die Rettung Lepaile's und seines jungen Freundes mit angesehen hatte, war darüber in die höchste Wuth, in eine wahrhaft an Tollheit grenzende leidenschaftliche Aufregung gerathen. Er konnte sich durchaus nicht mit dem Gedanken vertraut machen, daß sein schurkischer Plan mißrathen und gescheitert sei; er konnte sich lange Zeit nicht überzeugen, daß der Haifisch wirklich todt und der junge Bursche sammt seinem Retter vom Boote der Fortuna aufgefischt seien. Und als er sich endlich vor der Wahrheit des Stattgefundenen nicht mehr länger verschließen konnte, wüthete er in blindem Rasen gegen Alles, was ihm in den Weg kam, seine Kameraden nicht ausgenommen, welche, durch sein Benehmen gereizt, ihm endlich entgegentraten und Wort mit Wort, Beschimpfung mit Beschimpfung, schließlich Schlag mit Schlag erwiderten.

Ein Streit, ein Geraufe, eine Balgerei entstand auf Deck des Castor, wovon der Lärm weit hin über die ruhige See drang.

Indessen waren derartige Vorkommenheiten, wie wir später noch sehen werden, nichts Ungewöhnliches; und Niemand an Bord der anderen Schiffe oder auf den Inseln kümmerte sich um dieses Kampfgetöse, welches mit dem

Kampfe selbst in der Besiegung und vollständigen Niederlage Grossiers sein Ende fand.

Während dieses abscheulichen Lärmes von Stimmen, Schlägen und Stößen war Bernard allmählich aus seiner so tiefen, so lang anhaltenden Betäubung erwacht.

Niemand aber auf dem Castor achtete auch nur im Geringsten seiner. Alle waren zu sehr mit der Rauferei beschäftigt.

Dies konnte wohl abermals als ein Glück für Bernard und die Seinen betrachtet werden.

Denn als er die Augen aufschlug, als sein Athem zurückgekehrt war und sein Blut wieder zu zirkuliren begann, war sein Geist noch so verwirrt, seine Besinnung noch so wenig hergestellt, daß er mit wieder halb geschlossenen Augen noch eine ganze Weile gleichwie im Traume vor sich hin redete.

Der letzte Eindruck seiner Seele, ehe er von Ohnmacht befangen niederfiel, hatte sich durch den Zustand der Bewußtlosigkeit fortgepflanzt bis zu seinem nunmehrigen Erwachen. Demnach war das erste Bild, welches wieder vor seinen inneren Blick trat, jenes Adelens, wie sie von dem Haifische verfolgt wurde.

Bei diesem ihm von der erregten Phantasie mit lebhaften Farben ausgemalten Bilde trat ihm neuerdings der Angstschweiß auf die Stirn, und ein lauter Schrei des Entsetzens entrang sich seinen Lippen.

„Adele, Adele, ich rette Dich! Süßes Mädchen meiner Liebe, Du sollst nicht so, Du sollst nicht vor meinen Augen sterben! Nein, beim ewigen Gott, ich will Dich schützen vor dem Hai, ich, Dein Geliebter!"

Diese Worte, mit gepreßter, fliegender Stimme von Bernard hervorgerufen, wären allerdings, wenn sie gehört worden wären von seinen Wächtern, hinreichend gewesen, um den Verdacht derselben auf Adele zu lenken, und jedenfalls jene Entdeckung zu veranlassen, welcher zu entgehen Letztere lieber den Tod gewählt hatte.

Aber die Wächter waren jetzt zum Glücke viel zu sehr mit sich selbst beschäftigt, als daß sie jene Worte vernommen hätten.

Bernard selbst hatte sich bei dem letzten Worte, noch halb taumelnd, emporgerichtet und suchte seiner Sinne wieder völlig Herr zu werden.

Er lehnte sich gegen die Brüstung des Bollwerkes und suchte, den brennenden Kopf in den Händen verbergend, seine Gedanken zu sammeln und zu ordnen.

Anfänglich glaubte er nur geträumt zu haben. Aber bald ward ihm klar, daß jener entsetzliche Traum in der Wirklichkeit wurzelte. — Tief

erschüttert und mit vom Entsetzen in die Höhe gerichteten Haaren, mit weit aufgerissenen, starren Augen schaute er hinaus auf den Schauplatz des Ereignisses, auf die See.

Aber, was war das? — Träumte er nun?

Er wagte kaum zu athmen, um, wenn dies wirklich ein Traum war, ihn nicht zu verscheuchen. Denn es war ein schöner, ein anmuthiger Traum.

Er erblickte das Boot der Fortuna; und in demselben, umgeben von jubelnden Matrosen, seine Adele, die Verlorengeglaubte, und seinen treuen Freund Lepaile.

Er sah das Boot weiter fortsteuern, der Brigg zu. Er sah es dort anlegen, am Fallreep seine Freunde emporsteigen; er sah sie dort empfangen vom Kapitän — nein, es konnte dies kein Traum sein, es war zu klar und deutlich — es war Wirklichkeit.

Und daß auch das frühere, entsetzliche Bild, wie jetzt das freundliche, kein Traum, sondern Wirklichkeit war, bewies ihm der todte, von der Strömung ganz nahe an die Seiten des Castor getriebene Hai, auf dessen langgestrecktem Körper bereits eine Anzahl Aasgeier Platz genommen und ihr ekles Mahl begonnen hatten.

Bernard wendete mit Schauder seinen Blick von diesem abscheulichen Bilde.

Aber mit innerem Frohlocken, mit einer seine abgehärmten Züge verklärenden Freude schaute er wieder und wieder zu der Fortuna hinüber, welche jetzt seinen köstlichsten Schatz barg, und versank gar bald in ein Träumen von vergangenem Glücke, von früherer, längst entschwundener Seligkeit. — —

An Bord des Castor war es still geworden. Der verwundete und von der Rauferei übelzugerichtete Grossier war unter Deck gebracht worden. Die anderen Wächter, ebenfalls mehr oder weniger Spuren des stattgefundenen Kampfes an sich tragend, folgten jenem, vor den glühender herniederprallenden Sonnenpfeilen der Mittagsstunde fliehend, gar bald nach.

Bernard, von Niemand beobachtet, da man wohl wußte, daß er nicht entfliehen könne — das einzige Boot des Castor war nicht an Bord, da es einen der Wächter, welcher Lebensmittel bringen sollte, nach Cayenne geführt hatte — Bernard hatte einen Augenblick gute Lust, seiner Adele und dem Freunde nachzufolgen auf die Fortuna, um von den Geliebten nähere Auskunft über das beendete Drama, dessen Hauptabschnitte er allerdings theils gesehen, theils errathen hatte, zu erhalten. — Auch drängte es ihn gar sehr, seiner vom Tode wieder erstandenen Geliebten in's treue Auge zu schauen, sie an die liebende Brust zu drücken.

Aber bald bedachte er das Unausführbare dieses Wunsches. Wären auch nicht die Wächter gewesen — welche ohnehin über die Aufnahme der beiden Geretteten auf der Fortuna voll Zornes waren und diesen kaum mehr bewältigen und unterdrücken konnten, aber dem Kapitän gegenüber, der allerdings zu seiner Handlungsweise vollkommen berechtigt war, sich in das Unvermeidliche fügen mußten; welche aber gewiß ein eigenmächtiges Verlassen des Gefangenenschiffes von Seiten Bernard's scharf gerügt und bestraft hätten; — wären diese auch nicht gewesen, so konnte Bernard doch nicht wissen, ob nicht außer dem getödteten Haifische auch noch andere lebende in den tückischen Fluthen verborgen seien und ihn am Erreichen der Fortuna, falls er dies schwimmend hätte thun wollen, gründlich hindern würden.

Die eben stattgefundene gräßliche Scene war — soviel er eben davon gesehen hatte — noch zu frisch in seinem Gedächtnisse, um ihn nicht von einem solchen, noch dazu nicht absolut nothwendigen Wagestücke abzuhalten.

Von der Sonne zu einem schützenden Obdache getrieben, legte er sich unter ein für die Wächter aus alten Segeln gefertigtes Sonnendach und entschlief gar bald zu seligen Träumen. — —

Spät am Nachmittage erst sandte der Kapitän der Fortuna die beiden von ihm bis dahin Gepflegten und Bewirtheten in seiner eigenen Jolle auf den Castor hinüber.

Es war ein Augenblick voll des unnennbarsten Glückes, als sich die beiden Liebenden endlich wiedersahen, nach all den Gefahren, nach all der Todesangst, nach all den erlittenen Seelenqualen. Und dennoch wurde dieser selige Augenblick getrübt durch die ihnen auferlegte Nothwendigkeit, ihre Gefühle, die sich so gern freie, leidenschaftliche Bahn gebrochen hätten, zu beherrschen und vor den Augen der Umstehenden zu verbergen.

Erst spät am Abende, in der einsamen Zelle, welche den drei Unglücks-Gefährten zum augenblicklichen Obdache war angewiesen worden, war es ihnen vergönnt, ihre Gefühle frei zu äußern, ihre Erlebnisse zu erzählen und ihre Pläne für die Zukunft — ach, sie gaben es nie auf, die Armen, stets neue, und stets nur bis zum nächsten Abende lebende Pläne zu machen — zu berathen. Und der Gott der Gnade und der Gerechtigkeit schickte den so hart Verfolgten zwei seiner Engel hernieder zum Troste und zur Entschädigung: die Liebe und die Hoffnung. — Unter deren Flügelfächeln entschliefen sie. —

Kaum war am nächsten Morgen die Sonne emporgestiegen aus der purpurnen Fluth, kaum schossen die vollen Strahlenbündel der jungen Tages-

göttin über das Verdeck des Castor, als auch schon die so glücklich Schlummernden von der rohen Hand der Wächter emporgerüttelt wurden aus ihren Träumen.

Ein Tagewerk voll Mühe und Noth, voll Qualen und Leiden erwartete sie.

Nach einem Frühstücke, dessen Quantität, wie sie allen Dreien geboten war, kaum für Einen von ihnen hinreichend gewesen wäre, dessen Qualität aber auch dieses Wenige nur mit zugemachten Augen und zugehaltener Nase verschlucken ließ; nach einem kurzen Vortrage über die Regeln, welchen die Gefangenen auf diesem Schiffe unterworfen seien: theilte man ihnen die für diesen Tag bestimmte Arbeit zu.

Zuerst ließ man die Unglücklichen das vom Schmutze thatsächlich zollhoch überzogene Verdeck reinigen.

Erst gegen Mittag waren sie mit dieser abscheulichen und ekelhaften Arbeit völlig zu Stande gekommen.

Nach einer kurzen Rast und einem ebenso schlechten, ebenso unzureichenden Mittagsmahle als das Frühstück gewesen, wurden die Freunde wieder, ungeachtet die glühend herniederbrennende Sonne jede Arbeit zu verbieten, ja fast unmöglich zu machen schien, zur Fortsetzung der begonnenen Schiffsreinigung angetrieben.

Diese Reinigung war jedesmal die Arbeit der neu an Bord des Gefangenschiffes kommenden Deportirten. Da sie dann während der Dauer ihres dortigen Aufenthaltes nicht mehr zu irgend einer Art Reinigung des Deckes oder der Zellen angehalten wurden, ja da man den Zellenbewohnern dieses Reinigen sogar verbot und unmöglich machte; da die Abberufung der Deportirten von diesem Schiffe zu anderem Bestimmungsorte gewöhnlich so plötzlich erfolgte, daß ihnen keine Zeit mehr erübrigte, das Schiff bei ihrem Verlassen desselben wieder in guten Stand zu setzen; da die Wächter selbst jeder Art Arbeit so entschieden abgeneigt waren, daß nicht einmal der Gedanke in ihnen entstehen konnte, selbst Hand mit anzulegen an die unter einem solchen Klima doch doppelt nothwendige Reinigung ihres Aufenthaltsortes: so läßt sich denken, in welcher Art sich der Schmutz und Unrath auf dem Verdeck und in den Zellen gemehrt und angehäuft hatten und welche Herkulesarbeit es war, diesen Augiasstall zu reinigen.

Nachdem das Deck, wenn auch nicht vollkommen gereinigt — denn dazu ließ man ihnen keine Zeit — doch mindestens von dem ärgsten Schmutze befreit war, wurden die drei Freunde angewiesen, die für sie bestimmten Zellen zu reinigen.

Diese Zellen liefen in der ehemaligen Batterie des ersten Deckes, von

der äußeren Schiffswand in einer Tiefe von ungefähr sechs Fuß gegen den Raum hineinragend, und durch Zwischenverschläge in einzelne Gelasse von vier bis fünf Fuß Breite eingetheilt, sowohl auf der Lar- als Star-Bord-seite des Schiffes, seiner ganzen Länge nach hin.

Der Raum zwischen diesen Zellen, das eigentliche Zwischendeck, war ebenfalls als Wohnort für Deportirte bestimmt, wenn gerade mehr an Bord beordert wurden, als in den einzelnen Zellen Platz fanden.

Hinten im Sterne, in den früheren Kajüten, befanden sich die Schlafstellen der Wächter und der manchmal, bei besonders großer Deportirtenzahl, zur Aushülfe anwesenden Marinesoldaten.

Die Zellen also, welche ihnen später zum Wohnorte dienen sollten, hatten die drei Freunde jetzt zu reinigen.

Als man ihnen zu diesem Zwecke die erste geöffnet hatte, quoll ihnen eine derartig verpestete Luft entgegen, daß sie, unfähig dieselbe einathmen zu können, entsetzt zurücktaumelten.

Erst, nachdem die Zelle eine Zeitlang geöffnet gestanden, war es ihnen möglich, sie zu betreten; allein auch dann noch konnten sie sich nur kurze Zeit in derselben aufhalten und waren genöthigt, je nach einer halben Stunde diesen ekelhaften Sammelplatz von Schmutz und Unrath zu verlassen, um — dort frische Luft zu schöpfen — auf Deck zurückzukehren.

Es ist unmöglich eine Beschreibung, eine eingehende Schilderung von dem dermaligen Zustande dieser Zellen zu geben. Adele wurde so unwohl beim Anblicke des Innern derselben und beim Einathmen des diesem entströmenden Pesthauches, daß sie eine Zeitlang, aller von dem sie begleitenden Wächter ihr angedrohten Strafen ungeachtet, durchaus nicht im Stande war, die abscheuliche Arbeit fortzusetzen.

Auch Bernard, selbst der so viel stärkere und abgehärtete Lepaile konnten nur mit Mühe ihren Ekel überwinden und die Arbeit verrichten.

Als sie bereits zwei Zellen gereinigt hatten und die dritte zu gleichem Zwecke öffneten, tönte ihnen aus derselben, zu ihrem unnennbaren Schrecken, ein leises, schmerzliches Stöhnen und Wimmern entgegen.

Die Dunkelheit in diesen Zellen war zu groß, um sogleich beim Eintritte in eine oder die andere derselben die darin enthaltenen Gegenstände unterscheiden zu können. Die Stückpforten, wovon je eine halbe sich in einer Zelle befand, da deren Zwischenwände gerade zur Mitte dieser Oeffnungen ragten, waren mit Eisenstangen dicht vergittert und über diesen noch, der ganzen Höhe und Breite nach, mit Brettern vernagelt. Nur das wenige Licht, das durch die Spalten und Astlöcher dieser letzteren

fiel, war es, das einen erst nach längerer Zeit der Anwesenheit bemerkbaren Dämmerschein verbreitete.

Die erstaunten und erschreckten Freunde konnten demnach unmöglich sehen, ob sich ein Mensch in dieser Zelle befinde und dieses Aechzen und Stöhnen verursacht habe.

Wenn ihnen aber hier der Gesichtssinn keine Aufklärung zu geben vermochte, so that es der Geruchssinn. Dieser sagte ihnen, daß es unmöglich für ein menschliches Wesen sei, hier zu athmen.

Denn, wenn die aus den früher geöffneten Zellen ihnen entgegenströmende Luft schon verpestet war, so war sie hier geradezu völlig zersetzt und verdorben. Sie wären, wenn sie nicht zurückgewichen wären, vor dem dieser Marterkammer entquellenden giftigen Brodem, dem Erstickungstode ausgesetzt gewesen.

Hier konnte kein Mensch athmen. Das Stöhnen, das sie vernommen, mußte also aus einer anderen Zelle kommen. Vielleicht auch war es ein Thier, eine Ratte möglicherweise, deren Quieken sie getäuscht hatte.

Aber nein! — Das Stöhnen wiederholte sich. Dazwischen mischten sich sogar einzelne, wenn auch unverständliche Worte. — Es war kein Zweifel, daß es menschliche Laute seien, die sie vernahmen; es war auch kein Zweifel, daß diese aus der eben geöffneten Zelle tönten.

Ein Schauder des Entsetzens und des Mitleides durchrieselte die Gebeine der vielleicht zu einem ähnlichen Schicksale, wie sie es von dem unglücklichen Bewohner dieser Zelle voraussetzten, verdammten drei Deportirten.

Ihren Abscheu und Ekel vor der stickenden Luft überwindend, drangen sie in die Zelle, an deren Dunkelheit sich ihre Augen bald so weit gewöhnten, daß sie in einer Ecke derselben auf einem modernden Strohhaufen eine menschliche Gestalt unterscheiden konnten.

Also doch wahr! — Also wirklich ein Mensch in dieser grausigen Höhle des Todes und der Vernichtung! —

Sie suchten den Unglücklichen aufzuheben von seinem Schmerzenslager.

In diesem Momente rief ihnen die zornige Stimme ihres Wächters zu, augenblicklich die Zelle zu verlassen, in welche sie gar nicht hätten eindringen sollen.

Dies wäre auch jedenfalls nicht geschehen, wenn sich der Wächter nicht auf eine kurze Zeit von den ihm zur Bewachung Anvertrauten hätte entfernen müssen und diese sonach sich selbst überlassen geblieben wären.

Da an der Zelle, in welcher sich der Unglückliche befand, der Schlüssel

stak, so waren die drei Freunde der Ansicht, daß auch diese Zelle zu jenen gehöre, welche sie zu reinigen hätten, und hatten demnach die Thür, wie die früheren, eröffnet. —

Der zurückgekehrte Wächter trat unter die Thür der Zelle, in welcher Lepaile und seine Freunde beschäftigt waren, den armen dort Eingeschlossenen von seinem Strohlager dort emporzuheben und aus der verpesteten Atmosphäre dieses Verließes an die freie Luft zu tragen.

Sie hatten, betäubt von dem entsetzlichen Eindrucke dieser Scene, hingerissen von den Gefühlen der Menschlichkeit und der Nächstenliebe, beschäftigt den Unglücklichen zu erlösen, die ganze Welt um sich vergessen und weder des Gefängnißwächters Nahen bemerkt, noch seinen Zuruf vernommen.

Allein, als es ihnen nun gelungen war, den Armen aufzurichten und sie mit diesem die Zelle verlassen wollten, trat ihnen, einen heftigen Zorn zur Schau tragend, vielleicht auch wirklich von einem solchen erfaßt, der Wächter entgegen und wollte sie an ihrem Vorhaben verhindern.

„Wer hat Euch geheißen, diese Zelle zu öffnen? — Wie könnt Ihr Euch erlauben, diesen Elenden zu berühren; ihn gar aus seinem Gefängnisse zu holen? — Wollt Ihr ihn wohl gleich in Ruhe lassen, Ihr vermeladeiten Bestien, oder Euch soll — — —"

„Aber Herr, seht Ihr denn nicht, daß der Arme dem Tode nahe ist, daß er in dieser abscheulichen Kloake unmöglich noch längere Zeit leben kann?" erwiderte Lepaile die Zornrede ihres Tyrannen.

„Was kümmert Dich das, dummer Teufel! Sei froh, daß Du selbst noch unter den Lebenden bist, und laß andere Leute in ihrem Schmutzneste ersticken, wenn es diesen beliebt. Wirst selbst noch an die Reihe kommen, mein Bursche, der Du jederzeit unberufen Deine Pfoten in anderer Leute Brei steckest! wirst selbst noch an die Reihe kommen — und dann gnade Dir Gott!"

Mit diesen Worten suchte der Wächter die aus der Zelle Tretenden wieder in dieselbe zurückzudrängen, was ihm indessen nicht so schnell gelang da Lepaile und Bernard, welche sich, von ihren edlen Gefühlen überwältigt, nicht wollten abhalten lassen in der Ausführung ihres menschlichen Vorhabens, mit vereinten Kräften ihn zurückstießen.

„Habt Ihr denn, Wütheriche, Kannibalen, die Ihr seid, kein Mitleid mehr, keine Billigkeit, keine noch so kleine menschliche Regung in Euren verschrumpften und zu Eis erstarrten Herzen, daß Ihr Euren Mitmenschen so wollt verkommen und elend sterben lassen! Ist denn dieser Mann zum Tode verurtheilt, zum langsamsten, schrecklichsten Tode, den eine entartete

Phantasie zu ersinnen vermöchte, oder zur Verbannung! Wer giebt Euch Henkern das Recht und die Gewalt, also mit Euren Opfern zu verfahren!"

Diese Worte Bernard's schienen mehr Hohn und Spott, als Zorn in des Wächters Seele wachzurufen. Wenn sie aber wirklich darauf berechnet gewesen, diesen sein Unrecht einsehen zu machen, so hatten sie eine vollständig entgegengesetzte Wirkung erzielt.

„Ho, ho, Bursche, pfeifst Du auf diesem Loch? Glaub wahrhaftig, Du hast die verrückten Ideen, die Du aus Deiner Mutter Stube mitgebracht, noch nicht loswerden können. Diable! Wir wollen dafür sorgen, daß dies bald geschehe!" —

„Thut, was Ihr wollt, Mann, aber laßt uns den Bedauernswerthen auf Deck führen!" rief Bernard wieder, indem er im Vereine mit Lepaile den regungslosen Bewohner jener Zelle vollends in den besser gelüfteten Mittelraum trug.

„Pest! Willst Du wohl bald meinen Befehlen Folge leisten! Oder soll ich Euch, weil Ihr nicht hören wollt, fühlen lassen, daß ich hier Herr bin, daß ich hier zu befehlen habe, Ihr aber blos zu gehorchen! — Nun, wird's bald?" —

Lepaile und Bernard ließen sich in ihrem Vorhaben nicht weiter aufhalten.

Sie hatten, den Wächter zurückstoßend und aus ihrem Wege schiebend, die Treppe erreicht, die vom Zwischendecke auf das Verdeck führte.

Der Wächter aber, immer mehr in Zorn gerathend, erschöpfte sich in Flüchen und Verwünschungen, welche hallend durch den Raum drangen und gar bald seine Genossen aus den entfernteren Theilen des Schiffes herbeiriefen.

Unter diesen befand sich Grossier.

Seit jener tumultuarischen Streit- und Rauf-Scene mit seinen Gefährten hatte Grossier bis jetzt sein Lager noch nicht verlassen.

Zum ersten Male, seit die drei Freunde abermals an Bord des Castor waren, traf er demnach wieder mit diesen zusammen.

Ein Zug bitteren Hasses zeigte sich bei deren Anblicke auf seinem Gesichte. Als er aber der sich im Zwischendecke ereignenden Scene ansichtig ward und den Lauf der dort vorgefallenen Begebenheiten von seinem Kameraden erfuhr, ging jener Ausdruck des Hasses in einem solchen des Hohnes und Spottes unter.

„Also diese dummen Bestien meutern? — Ei, beim Teufel, da wären sie ja reif zum Galgen, wenn wir nicht etwas Besseres für sie wüßten.

Doch vor der Hand wollen wir ihnen ihr Vergnügen nicht verderben. Wenn sie durchaus Lust haben, den verreckenden Hund da beim Tageslichte zu besehen, so mag's drum sein. — Laßt sie ihn nur hinaufführen!" —

Mit diesen Worten hinkte Grossier, dessen rechtes Bein bei dem gestrigen Raufhandel eine Verletzung davon getragen hatte, die Treppe herab und auf die Gruppe der Gefangenen und deren Wächter zu.

Einige derselben suchten sich diesem unerwarteten Beschlusse Grossier's zu widersetzen.

„Was fällt Dir ein, Grossier, daß Du den Burschen da erlauben willst, ihren sträflichen Willen durchzusetzen. Ist es uns nicht verboten, den Gefangenen von Nummer Drei aus seiner Zelle zu lassen?" —

„A bah! So viel um dieses Verbot!" entgegnete Grossier, indem er verächtlich mit den Fingern schnippte. „Wenn wir wollen, so lassen wir den Burschen auf's Deck — und wenn wir wollen, so lassen wir ihn in seinem Hundestalle verhungern und ver — —; wer frägt darum? Kein Hahn wird danach krähen! — Und ich will, daß unsere neuen Pensionäre ihren Vorgänger und Genossen genau sehen sollen; ich will, daß sie an seiner ausgemergelten Gestalt, an seiner verendenden Lebenskraft kennen lernen sollen, was ihrer wartet. — Das wird die Bestien mürbe machen; das wird sie lehren, uns noch einmal entgegenzutreten; uns, deren Willen allein hinreicht, auch sie binnen wenigen Tagen diesem Skelette ähnlich zu machen! — Marsch nun, hinauf mit Euch und mit Eurer „süßen Last" da — ha, ha, ha!"

Lepaile und Bernard schienen ebensowenig diese höhnischen, wiewohl ihren Willen gewährenden Worte zu vernehmen, als sie zuerst das Verbot des Wächters beachtet hatten.

Entsetzt über das Schicksal des Unglücklichen, welchen ihre Arme trugen, trauernd über die Verworfenheit der Menschen, die einen ihrer Brüder solcherweise martern konnten, eilten sie, unbewußt ihrer Umgebung und der Aeußerungen derselben, mit ihrer schrecklichen Bürde die Treppe hinauf.

Endlich hatten sie das Deck erreicht; endlich wehte sie eine zwar heiße, aber dennoch im Vergleiche mit jener des Zwischendeckes und der Zellen reine und frische Luft an. —

Sie legten den Unglücklichen, welchen sie aus seinem gräßlichen Verließe gezogen hatten, auf den Boden nieder, da dessen Schwäche und Kraftlosigkeit ihm nicht gestatteten, aufrecht zu stehen oder sich zu bewegen.

Mit Blicken des tiefsten Mitleides und des Entsetzens betrachteten sie nun diesen Armen, der nur mit schwacher Stimme ihnen seinen Dank auszudrücken vermochte.

Er mußte einst von athletischem Wuchse gewesen sein. Aber nunmehr war er auf das Aeußerste abgemagert und seine Haut wie vom Aussatze zerfressen. Seine Kniescheiben reckten sich weit hervor, und seine Beine hatten nur noch Knochen und Haut. Bart und Haare waren von entstellender Länge und vollkommen gebleicht.

Was seine Gesichtszüge betrifft, so war davon unter der dicken Kruste von Schmutz, welche die über edel geformte Knochen gespannte Haut bedeckte, nicht viel zu erkennen. Die erloschenen stieren Augen lagen tief in ihren Höhlen, und deren Wimpern zuckten und legten sich über dieselben. Der Unglückliche, so lange des Lichtes entwöhnt, konnte dieses, konnte den Anblick des strahlenden Himmels, des schimmernden Meeres nicht ertragen.

So lag er, zusammengekauert auf dem Boden des Deckes, zu den Füßen der beiden Freunde, endlich nach mehreren Jahren für eine Minute dem Lichte wiedergegeben — regungslos, geblendet, stumm.

Seine Augen konnten sich nicht an das Licht gewöhnen; aber der Schein des Tages flammte um ihn und gab ihm jenes süße Gefühl des Lebens zurück, das er nun seit Jahren verloren hatte. Sein Gehör — so lange der menschlichen Stimme, der heiligen Laute der Schöpfung entwöhnt — ließ ihn kaum das Wort seiner Brüder vernehmen, weniger noch verstehen; aber er fühlte, daß er wieder unter Lebenden sei, unter Menschen, unter Brüdern. Er fühlte, daß er auferstanden war aus dem Reiche des Todes und der Vernichtung; er fühlte die freie Himmelsluft in seinen weißen Haaren spielen und seine gebleichte Stirn fächeln; er fühlte, daß er noch in dem Verbande des Lebens stehe — und dieses Gefühl durchschauerte seinen Körper mit nieempfundenem Entzücken, erdrückte seine Seele fast unter der Wucht des Glückes und der Wonne — und machte zwei schwere Thränenperlen seinen Augen entströmen, die, langsam über die eingefallenen Wangen fließend, von den heißen Lüften aufgesaugt und mit fortgetragen wurden gen Himmel, zu dem Throne Gottes.

Und dort werden sie dereinst sprechen, diese köstlichsten Perlen der Erde, zu Gunsten jener, welche die Freudenthränen fließen gemacht. Aber die Thränen des Schmerzes, des Kummers und der Verzweiflung, die er in seinem Kerker vergossen, werden den Urheber derselben entsetzlich laut anklagen an jenem Tage des Gerichtes.

Armer Günstling irdischen Glückes, machtloser Gewaltiger der Erde von dem Augenblicke an, da der von Dir angebetete thönerne Götze des spannenlangen Erdenglückes Dir nicht mehr helfen kann; da er Dich höhnisch verläßt am Rande des Grabes. — Wehe Dir an jenem Tage, da all Deine

mit List und Gewalt errungenen, reichen Schätze keine Perle aufweisen werden, mit der Du Dich vor Gott schmücken könntest, keine Perle gleich jener Dankesthräne; da aber all Deine Blei- und Eisenkugeln, mit denen Du Völker unterdrückest und Menschenglück vernichtest, nicht halb so schwer wiegen werden zu Deinem Nachtheile, als Eine dieser Schmerzesthränen-Kugeln, die Dich anklagen beim ewigen Richter! —

Bernard, Lepaile und Adele fühlten ihre Seele tief ergriffen von dieser stummen und doch so beredten Scene, welche zu gleicher Zeit das höchste Menschenglück und das tiefste Erdenelend zum Ausdruck brachte.

Die Dankeszähren, welche über des Unglücklichen Wangen rieselten, machten auch ihren Augen sympathetische Thränen entquellen.

Selbst die rohen Wächter blieben nicht ungerührt bei dem Anblicke des aus seinem Grabe erstandenen Unglücklichen. Sie fühlten sogar einige Genugthuung über ihren, wie sie sich jetzt einredeten, hochherzigen Entschluß, ihn seiner Zelle entlassen zu haben.

Nur Grossier kannte derartiges Fühlen nicht.

Er sah nicht die schmerzliche Wonne, welche dieser Eine Moment der Freiheit nach jahrelanger Gefangenschaft in des Unglücklichen Seele gebar und auf seinen ausdrucksvollen Zügen wiederspiegelte; er sah nicht die Rührung in dessen und seiner Umgebung Wesen — und es war dies ein Glück für den Armen, den er sonst ohne Zweifel seinen Mißmuth auf's Neue hätte fühlen lassen — er sah nur die Spuren der Folter auf dessen ausgemergeltem Körper, nur die Wirkungen des entsetzlichen Gefängnisses, der barbarischen Einkerkerung — und labte seine Seele im Anblicke dieser Zeichen unerhörter Grausamkeit.

„Ah, seht Euch den Mann nur an, meine Jungen!" — wandte er sich mit vor scheußlicher Schadenfreude bebender Stimme an Lepaile und dessen Freunde — „seht, wie ihm unser Pensionat angeschlagen hat, seht den feisten Körper, die klaren Augen, die freundlichen Gesichtszüge — ha, ha, ha! so, meine Burschen, so werdet auch Ihr bald aussehen, verlaßt Euch auf mich!" —

Und in gräßlichem Lustgefühle seine Hände reibend und schmunzelnd auf und nieder gehend, warf er von Zeit zu Zeit stets auf's Neue einen ihn labenden Blick bestialischer Grausamkeit und teuflischer Befriedigung auf den Unglücklichen.

Die drei Freunde versuchten indessen, sich mit dem Armen in ein Gespräch einzulassen, während sie bemüht waren, seinen Körper einigermaßen von dem ihn bedeckenden Schmutze zu reinigen.

Was sie von ihm erfahren konnten, war nur wenig, da einestheils die

Nähe der Wächter ihnen nicht gestattete, eine laute und fortgesetzte Unterredung zu führen, sie vielmehr nur in flüchtigen, abgebrochenen Worten, wenn sie sich gerade zu ihm niederbeugten, ihren Gefühlen Ausdruck geben konnten, und andererseits der Unglückliche der menschlichen Laute zu sehr entwöhnt war, um jede Frage zu verstehen, seiner Sprachorgane, in Folge des so sehr geschwächten Körperzustandes, zu wenig mächtig, um viel reden zu können.

Sie erfuhren, daß der Bedauernswerthe ein Italiener sei; daß er, aus seinem Vaterlande verbannt, in London, dem Asyle aller Verfolgten, eine Zufluchtsstätte gefunden; daß er dort einer Vereinigung Gleichgesinnter und gleich vom Unglücke Heimgesuchter angehört habe; daß er eines Tages von dieser Korporation mit einer Sendung an einen früheren Angehörigen derselben, an Louis Napoleon, betraut worden und England verlassen habe; daß er in Paris gerade zur Zeit des Staatsstreiches angelangt und von dem Prinz-Präsidenten freundlich empfangen worden sei; daß er, nachdem seine Mission erfüllt, Paris wieder verlassen und den Rückweg nach London angetreten habe; daß er aber, mit dem Boulogner Eisenbahnzuge kaum im Bahnhofe von Amiens angelangt, da er sich in dessen Restauration begeben wollte, von einer Schaar Gensdarmen und Polizeioffizianten umringt und ohne Weiteres in's Gefängniß geführt worden sei. Ohne ihn zu verhören, ohne ihm den Grund seiner Verhaftung zu nennen, ohne ihn überhaupt mit irgend einem Menschen, außer den Kerkermeistern und Gensdarmen, in Berührung kommen, ohne ihn seit jener Stunde je wieder das Tageslicht blicken zu lassen, habe man ihn ohne Verzug aus dem Gefängnisse in Amiens in einem verschlossenen Wagen nach Hâvre, von dort in die dumpfige Zelle eines Regierungs-Schiffes nach Cayenne und hier in das grauenvolle Verließ des „Castor" gebracht, welches er bis zu diesem Augenblicke niemals verlassen durfte.

Grauenvolles Schiff, das einen Menschen plötzlich und unvorbereitet mitten aus dem vollpulsirenden Leben heraus um den halben Erdkreis bis in die finstere Kammer des Todes führt, ihn, den noch jugendlich Kräftigen mit all seinen Anforderungen an Lebensgenuß und Lust dort lebendig begrabend! —

Wir haben ohne Zweifel in diesem Unglücklichen jenen selben Italiener wieder erkannt, den wir an dem Entscheidungstage des Staatsstreiches in des Prinz-Präsidenten Vorgemach gesehen hatten.

Allerdings wäre es für den, der ihn damals erblickt und jetzt wieder vor sich gesehen hätte, unmöglich gewesen, ihn wieder zu erkennen.

Die Zeit nicht — denn solche Veränderungen bringen einige Jahre

nicht hervor — die Zeit nicht, die stets gerechte; sondern der Menschen ungerechte, schändliche Grausamkeit, hatte des Mannes Kraft gebrochen, seine dunklen Locken gebleicht, seine markigen Züge erschlafft und entstellt — hatte den in der Jahre Sommer Stehenden ohne Uebergang als Greis in den eisigen Lebenswinter geworfen. —

Was uns bei alledem in Erstaunen setzen kann, ist, daß dieser Mann überhaupt noch am Leben, Napoleons uns erinnerlichen Befehlen zuwider, nicht ermordet ist.

Napoleon verlangte — wie wir wissen — von dem Vollstrecker seines Willens, als Zeichen, daß der dem Verderben geweihte Mann nicht mehr unter den Lebenden weile, dessen Papiere und Briefschaften uneröffnet zugestellt.

Was diese Papiere enthielten, wissen wir nicht. Aber sie müssen von eben so großem Werthe für Napoleon gewesen sein, da er sich nicht scheute deren Besitz mit dem Leben seines Lebensretters zu bezahlen; als für diesen Letzteren selbst, da der Prinz-Präsident annehmen durfte, „daß er die Schriften lebend nicht aus den Händen lassen werde."

Und Napoleon erhielt diese Schriften an dem von ihm bestimmten Tage. Ob uneröffnet — können wir nicht behaupten. —

Wenn aber der Polizeibeamte, der des Gebieters Willen auszuführen hatte, diesen Willen so weit hinten ansetzte, daß er dem bestimmten Befehle zum Trotze den zum Tode Verurtheilten am Leben ließ — ist da zu zweifeln, daß er nicht auch noch weiter diese selben Befehle ignorirte und von den gefährlichen Papieren Kenntniß nahm?

Ein kluger Mann sichert sich für alle Fälle. Höhere Polizeibeamte pflegen in der Regel klug zu sein. Derjenige, von welchem hier die Rede ist, hatte ohne Zweifel, indem er die Vergänglichkeit alles Irdischen bei sich erwog, auch an jenen möglichen Zukunftsfall gedacht, da sein jetziger Gebieter, wie er nunmehr im Begriffe stand, den Gipfelpunkt irdischer Macht und Herrlichkeit zu erklimmen, eines Tages diesen auch wieder verlassen und, vielleicht schneller als er ihn erstiegen, von ihm herabgelangen dürfte auf das Niveau der Allgemeinheit. — Wie gut konnten dann ihm, des jetzigen Machthabers unterwürfigem Sklaven, gewisse Geheimnisse seines Herrn zu Statten kommen, in deren Besitz sich gesetzt zu haben er klug genug war, und welche ihm einst zur Introduktion bei des Staatssteuerers Nachfolger dienlich sein konnten. —

Es mögen gar viele kompromittirende Geheimnisse nur der Stunde des Gerichtes harren, um Auferstehung zu halten, laut zeugend gegen den Mann,

vor dessen Macht sie sich in den dunkelsten, unauffindbarsten Winkeln der Vergessenheit verbargen! —

Sei dem indeß, wie ihm wolle; so viel ist gewiß, daß der mit fraglichem Auftrage betraute Beamte seine Hände nicht mit dem Blute des Italieners beflecken wollte. Eine gewisse scheue Furcht vor der Vergeltung der Zukunft hielt ihn davon zurück; eine aber jedenfalls noch größere Angst vor den augenblicklichen Folgen seiner Pflichtübertretung, seiner Verletzung der Gebote des Prinz-Präsidenten nöthigte ihn, den Mann dessenungeachtet als todt verschwinden zu lassen.

Die erbärmliche Feigheit der Tyrannen hat stets und in allen Ländern die gleichen Wirkungen hervorgebracht.

Der niederträchtige Feigling fürchtet sich, schon halb erdrückt von der Last seiner Verbrechen, diesen noch neue hinzuzufügen, den schon zum Rande gefüllten Becher seiner Schändlichkeiten zum Ueberquellen zu bringen. Da er indessen nicht innehalten kann auf dem Wege seiner Laster, so bemüht er sich, die ihm nothwendig erscheinenden neuen Heldenthaten im Geschmacke des Nero von sich abzuwälzen und einem Phantome in die Schuhe zu schieben, das er da mit dem vagen Namen Schicksal oder Zufall beehrt.

Wer wird seine Hände mit dem Blute der Widersacher besudeln? — Man überläßt deren allerdings sehr erwünschten Mord der Natur. Alles, was man dabei zu thun hat, ist, dieser Natur einigermaßen den Weg zu bahnen, dem Zufalle ein klein wenig zu Hülfe zu kommen.

Dann fühlt sich der feige Mörder beruhigt. Mit Sophismen seine erbärmliche Seele einschläfernd, glaubt er diese selben Sophismen auch dereinst vor des ewigen Richters Throne geltend machen zu können; glaubt schuldlos dazustehen, wenn er nicht die eigenen Hände in das Blut, die eigenen Zähne in das zuckende Fleisch seiner Feinde drückt; läßt achselzuckend die Natur, deren Lauf er nicht zu hemmen vermöge, ihr grauenhaftes Werk verrichten; wäscht seine Hände in Unschuld — und tanzt, trinkt und jubelt, ohne das Todeswimmern seiner Opfer zu hören, ohne von ihrem Morde seine in Lüsten taumelnde Seele belastet zu fühlen, ja ohne ihrer nur zu gedenken! —

Jede Gewaltherrschaft hatte und hat noch ihr eigenthümliches Werbedepôt, woselbst sie gegen ein mäßiges Handgeld von List und Gewalt die Natur als Banditen und Henker in Dienst nimmt.

Ohne die lange Reihe dieser entsetzlichen Orte, dieser Höllen auf Erden anführen zu wollen, gedenken wir nur der Bleikammern und der noch grauenvolleren unterirdischen Gelasse im Dogenpalaste jener aristokratischen Republik; der fluchbeladenen Ebenen Sibiriens; der Bastille und ihrer Milch-

schwestern unter den früheren Königen Frankreichs; und jenes kleinen Felsens im Mittelmeere, jener Brescauischen Austernbank, wohin der Unglückliche, der sich das Mißfallen Ludwig XVI. zugezogen hatte, in einem Nachen geführt, mittels eines Taues in ein dunkles, hunderte von Klaftern unter dem Meeresspiegel liegendes, enges Verließ hinabgelassen und nimmer diesem Grabe der Lebenden, das die Meereswogen donnernd umbrandeten, entlassen wurde — es sei denn als verwesende Leiche oder von den Ratten abgenagtes Knochengerippe.

Alle diese Orte, als Ableitungskanäle der Furcht zugleich, der Rache und der Tyrannei hatten denselben Zweck: sich unliebsamer Personen, deren offenbarer Mord vor der Welt und dem fraglichen Gewissen nicht wohl zu rechtfertigen wäre, dessenungeachtet für immer zu entledigen.

Die neueste französische Metamorphose staatlicher Gipfelung, das neunapoleonische Kaiserreich, hat zu diesem edlen Zwecke, wie wir wissen, Cayenne erlesen.

Wie Napoleon in Masse und im Großen, so hatten seine getreuen Diener im Einzelnen diesen großen Leichenacker der Lebenden schon häufig zur Miststätte für ihre eigene Haushaltung, zur Ablagerung ihrer Feinde, ihrer Unbequemen benutzt.

Dies kann nicht wundern, wenn man bedenkt, daß es keines richterlichen Urtheilsspruches, keines Strafprozesses bedarf, um nach Cayenne zu deportiren. Maßregeln der Verwaltungsbehörden genügen zu diesem Ende. Und da eine Hand die andere wäscht, eine Krähe der andern die Augen nicht aushackt: so mögen auf Grund kollegialer Gefälligkeiten eben so viele Unglückliche blos in Folge von Privathaß, Eifersucht und Rache nach Cayenne deportirt worden sein, als Kassendeficite nicht aufgedeckt, Staatsgelder in Privattaschen gewandert und kompromittirende Handlungen versteckt worden sind. —

Als es jenem Polizeibeamten gelungen war, sich des Italieners zu bemächtigen, als er ihn, gleich einem gemeinen Verbrecher gefesselt, in's Gefängniß geworfen hatte: lächelte er bei dem Gedanken, daß dieser Mensch nur mit dem Tode seine Geheimnisse verrathen sollte. Wären es keine geschriebenen gewesen, so hätte sich die Sache allerdings schwieriger gestalten können; allein so bedurfte es nur einer genügend sichernden Fesselung, einer gehörigen Durchsuchung — und die Papiere waren in des Beamten Händen, ohne daß deren bisheriger Besitzer deshalb aufgehört hätte, zu leben.

Da des Italieners Tod sich demnach nicht als unbedingt nothwendig erwies; so ließ der Beamte den Unglücklichen auf ihm wohl bekannten und

geläufigen Wegen in jenes allgemeine kaiserliche Kehrichtfaß spediren, aus dem, wie er wohl wußte, nicht leicht eine Wiederkehr zu besorgen stand. Um diese indessen völlig unmöglich zu machen, schickte er geheime Instruktionen nach Cayenne, welche dieser Italiener mit noch zweien seiner Landsleute und Leidensgenossen der besonderen Sorgfalt der dortigen Aufsichtsbehörden empfahlen.

Welches Verbrechen diese beiden anderen Italiener begangen, wissen wir nicht. War es wahr, daß ein hohes kirchliches Oberhaupt sie aus ihrem römischen Vaterlande in die Hände der französischen Polizei geliefert hatte? — Wir können darüber nichts sagen. Alles, was wir wissen, ist, daß die Unglücklichen unter einem, ihnen selbst unbekannten Vorwande nach Cayenne transportirt wurden, und daß man sich scheute, sie mit den anderen politischen Gefangenen zusammen zu bringen. Warum? Dies ist noch ein Geheimniß der unergründlichen Feigheit der Tyrannen. —

Man brachte die drei Italiener, nach ihrer Ankunft in Cayenne, in die Kerker der Stadt, in das sogenannte Gefängniß vom Diamanten.

Aller Vorsichtsmaßregeln unerachtet gelang es indessen einem derselben zu entfliehen.

Man kann sich den Zorn und Grimm der Aufsichtsbehörden über diesen Vorfall denken. In Folge desselben hielt man die Gefängnisse der Stadt fürder nicht hinreichend zur Sicherung dieser Gefangenen.

Die beiden Uebriggebliebenen schleppte man demnach in die Zellen des Castor.

Das war ungefähr Alles, was Lepaile und Bernard über die Vergangenheit des von ihnen befreiten und seines noch in der entsetzlichen Zelle weilenden Gefährten erfahren konnten.

Die Gefangenwärter hatten sich unter das Sonnenzelt gesetzt und sich weiter nicht um die Gefangenen kümmernd, ein schmutziges Spiel Karten zur Hand genommen, um sich mit diesem die Zeit zu vertreiben.

Während sich solchergestalt die Wächter erlustigten; während die drei Freunde den Unglücklichen reinigten und ihn zu trösten, seine grausame Lage einigermaßen zu lindern versuchten; während dieser Letztere so auf dem Decke in einigen Minuten mehr Luft einathmete, als ihm seit mehreren Jahren vergönnt gewesen: brachte eine Barke zwei der grausamsten Wütheriche, zwei der folgsamsten Diener Napoleon's III. an Bord: den Admiral Baudin und den Gouverneur de la Richerie.

Niemand hatte, auf die angegebene Art beschäftigt, das Herannahen des Bootes früher bemerkt, als da es schon an der Fallreepstreppe anlegte.

Erst als der Bootssteuerer mit lauter Stimme das Schiff anrief und

das Zuwerfen eines Taues begehrte, damit sein Boot befestigen zu können, ward den Wächtern ihre nachlässige Unachtsamkeit klar, und sie sprangen wie von der Tarantel gestochen von ihren Karten empor, um wo möglich ihren Fehler wieder gut zu machen.

Während die Einen an die Fallreepstreppe liefen und ein Tauende in's Boot hinabwarfen, wollten die Andern den Italiener in seine Zelle zurückbringen. Allein schon war es dazu zu spät; schon war dieser vom Boote aus bemerkt worden. Ein lauter Zuruf des Admirals bannte die Wächter an ihre Stelle.

Die beiden hohen Offiziere, die zu so ungelegener Zeit für die Wächter eine Inspizirung der ihnen unterstehenden Gefängnißorte vornahmen, betraten das Deck.

Beim Anblicke seines dem Grabe entführten Schlachtopfers erblaßte der Admiral-Freiknecht vor Zorn.

„Wer ist dieser Mensch?" fragte er de la Richerie.

Der Ton seiner heiseren Stimme, seine blitzenden Augen, seine heftigen und zitternden Bewegungen zeigten die Hyänenwuth, die seine Seele erfüllte.

Wie er vor Zorn, waren die Wächter bei diesen Zeichen seines Grimmes aus Furcht bleich geworden.

Lepaile, Bernard und Adele hatten sich, als die glühenden Blicke des Tyrannen flüchtig über sie streiften, möglichst weit in den Schatten des Segelzeltes zurückgezogen, gleich wie auch der Muthigste, unbewaffnet, einem wüthenden Thiere aus dem Wege zu gehen trachtet.

Der Italiener aber, der Veranlasser dieser ganzen Scene, kauerte theilnamlos, ohne seine Umgebung auch nur eines Blickes zu würdigen, vielleicht ohne die Anwesenheit seiner Peiniger zu bemerken, gegen die Brüstung des Bollwerkes gelehnt, auf dem Decke und starrte mit wundersam leuchtenden Augen hinaus in die tiefblaue Luft, auf das glitzernde Meer, gegen das üppige, so einladend winkende Land — alle diese Herrlichkeiten der Schöpfung, welche er jahrelang entbehren mußte, die er vielleicht nach diesem kurzen Augenblicke der Freiheit nie mehr sehen sollte, mit voller Seele in sich aufsaugend.

Kann es Menschen geben, die so grausam sind, einem Elenden, einem Verzweifelnden, einem Sterbenden diese kurzen Wonneaugenblicke zu mißgönnen?

Es giebt deren. Es giebt solche, denen all diese Grausamkeiten noch nicht genügen und die wüthend sind über sich und über das Schicksal, welches ihnen das Erfinden neuer Leiden und Foltern für ihre Opfer so schwer

macht; die rasend darüber sind, wenn ein kleines Theilchen der so mühsam ersonnenen Qualen diesen erspart wird.

Der Admiral Baudin war einer dieser Menschen.

Da er auf seine Frage nicht allsogleich eine Antwort erhalten, wiederholte er dieselbe mit einem derben Fluche. Und ohne nun eine Entgegnung abzuwarten, fuhr er, gegen die Wächter gewendet, fort:

„Bringt mir dieses Ungeheuer augenblicklich in seine Zelle zurück! — Wer hat ihm gestattet, auf Deck zu kommen?"

Seine Augen fuhren blitzend und drohend, als wenn sie die Vernichtung in sich trügen, über die Reihe der zitternden Wächter, aus welcher nun Grossier, als der erste Aufseher und Befehlshaber an Bord des Castor, ziemlich fassungslos hervortrat und vor dem mächtigen Admirale bebend salutirte.

„Ihr seid es also, Korporal, der meine Befehle zu übertreten wagt!"

„Excellenz halten zu Gnaden — die Kränklichkeit des Gefangenen ist so groß, sein Körper so geschwächt — daß, wenn er nicht sterben sollte, ein Augenblick frischer Luft — — —"

Baudin unterbrach diese versuchte Entschuldigung Grossier's mit einem schändlichen Fluche und schrie schäumend vor Zorn:

„Es giebt keine Krankheit für diese Menschen! Versteht Ihr! Daß meine Befehle ja nicht wieder auf solche Art übertreten werden! — Fort mit dieser Bestie in seine Zelle!"

Und während man den unglücklichen Italiener fortschleppte, ihn auf's Neue in die trostlose Nacht des Grabes werfend, ließ der Admiral seiner Wuth freien Lauf, indem er die nicht avancirten Leute seines Gefolges mit Drohungen und Schimpfreden überhäufte.

Grossier erhielt Befehl, sich in seine Koje zu begeben und dort während dreier Tage Arrest zu halten.

Indem Grossier diesem Befehle anscheinend unterwürfig und voll Respekt Folge leistete, fluchte er im Stillen ingrimmig auf seinen Vorgesetzten, auf seine Kameraden, deren Sorglosigkeit er die Schuld des Vorgefallenen beimaß, und auf Lepaile und dessen Freunde, mit welchen er nicht zusammen kommen konnte, ohne an seiner werthen Person Schaden zu leiden. —

Nach einer kurzen Besichtigung des Schiffes, welche sie so flüchtig vornahmen, daß sie Lepaile, Bernard und Adele, die drei neuen Ankömmlinge, die neuen Pfleglinge ihrer Fürsorge, kaum beachteten, verließen Baudin, de la Richerie und deren Gefolge den Castor, um nach der Insel St. Joseph zurückzukehren. — —

Die drei Freunde waren von der vorgefallenen Scene auf's Aeußerste ergriffen.

Die Rohheit und die Grausamkeit, von deren Ausbrüchen sie Zeuge gewesen, ließ sie, wenn sie den Blick auf sich und ihre Zukunft richteten, nur das Schlimmste erwarten; gedachten sie aber des armen Italieners und seines gleich ihm lebendig begrabenen Freundes, so überstieg das Grausen, das sie dabei empfanden, das Maß ihrer Fassung; und mit thränendem Auge mußten sie sich abwenden von diesem Bilde menschlichen Elendes. — — —

Was aber geschah mit dem Italiener? — Was geschah mit seinem Gefährten? —

Was wir darüber sagen können, ist nur wenig. —

In derselben Nacht noch legte ein mit Gensdarmen bemanntes Boot an der Steuerbordseite des Castor an. Die beiden Unglücklichen wurden aus ihren Zellen gerissen und gebunden in das wartende Boot geworfen. Dann stieß dieses wieder, mit der entsetzlichen Fracht beladen, ab, um nach der Insel Royal zu rudern. Dortselbst wurden sie in einen Kerker des Chateau-Rouge geworfen.

Was geschah weiter mit ihnen? — Sind sie gestorben? — Wir wissen es nicht. — Niemand weiß es, als die Henker, als die Kerkermeister allein. — In ihrer Heimath, in ihren trauernden Familien ist nicht einmal bekannt, daß sie nach Cayenne transportirt wurden! — — —

Vierzehn Tage ungefähr mochten die drei Freunde an Bord des Castor sein, als sich ein Vorfall ereignete, der eben so sehr während dieser Zeit sich fortspinnende Ereignisse zum Abschlusse brachte, als er, sowohl an sich selbst wie in seinen Folgen von bedeutendem Einflusse auf Adele und ihre Freunde war.

Ehe wir daher diesen Vorfall näher beschreiben, erscheint es nothwendig, einen übersichtlichen Blick auf den diesem vorangehenden Zeitraum zu werfen. — — —

Nachdem die Gefangenen das Schiff, das heißt Deck, Zwischendeck und Zellen gereinigt hatten; nachdem die beiden Italiener den Castor verlassen hatten und die drei Freunde demnach für den Augenblick die einzigen Deportirten an Bord waren: hatte man Jedem von ihnen eine Zelle zur Wohnung und Schlafstätte angewiesen, ohne ihnen indessen zu verbieten, unter Tages diese Zellen zu verlassen und die anderen Räumlichkeiten des Schiffes, um sich Bewegung zu machen und frische Luft zu schöpfen, zu benutzen.

Nach Sonnenuntergang, sobald ein Kanonenschuß aus dem Fort der Stadt Cayenne, wiederholt auf dem Chateau-Rouge der Insel Royal, das Zeichen zur Ruhe gegeben, wurde Jeder in seine Zelle eingeschlossen und erst bei Sonnenaufgang dieser dumpfigen Höhle wieder entlassen.

Es waren also die Nächte, die sie einsam und trauernd in einem engen, schlecht gelüfteten und unreinlichen Raume, gepeinigt von der Härte des Lagers, von der Kälte der Nacht, gegen welche sie nur ungenügenden Schutz in leichten Decken fanden, und von zahllosen häßlichen Insekten, zubringen mußten; die Stunden der Nacht waren es also, welche sie fürchteten, denen sie mit Bangen entgegensahen, während die Tage ihnen weniger grausam, weniger qualvoll entschwanden, als sie gefürchtet hatten.

Die Nahrungsmittel, welche sie erhielten, waren allerdings schlecht und unzureichend; aber sie waren doch wenigstens noch genießbar: und dies ist mehr, als die Deportirten in Cayenne im Allgemeinen zu erwarten haben.

Der Grund ihrer vergleichsweise milden Behandlung auf dem Castor ergab sich aus einigen verschiedenen Ursachen.

Die erste dieser Ursachen war, daß die drei Freunde eben die dermaligen einzigen Gefangenen auf dem Castor waren; daß sich demzufolge die Wächter diese ihnen gewährte, selten genug vorkommende Ferienzeit zu Nutze machen und ihr süßes Nichtsthun nicht durch ihnen unnöthig scheinende Beschäftigung mit den Gefangenen unterbrechen, durch Quälereien derselben, welcher sie — auch die süßeste Speise wird, immerwährend genossen, zum Ekel — für den Augenblick überdrüssig waren, stören wollten; daß endlich für diese geringe Zahl der Gefangenen keine eigenen Lebensmittel aus der Stadt verabfolgt wurden, sondern dieselben jene der Soldaten und Wächter theilten.

Die zweite Ursache waren einige Worte des Admirals Baudin, welche dieser beim Hinuntersteigen vom Bord des Castor zu de la Richerie gesprochen hatte, und die von den umstehenden Wächtern vernommen worden waren.

De la Richerie hatte sich im letzten Augenblicke noch der drei neuen Ankömmlinge erinnert und sich mit der Frage an den Admiral gewendet, was mit diesen zu geschehen habe.

Die Antwort Baudin's lautete:

„Wir haben hier in Cayenne zwei Klassen von Verurtheilten; es sind deren hier, welche Sie für die Zwangsarbeiten bei Seite stellen können, weil sie durch Dekret zur Transportation verurtheilt sind. — Was die Uebrigen betrifft, so weiß ich nicht, was ich mit ihnen thun soll.

Rücksichtlich ihrer habe ich noch keine Befehle erhalten. — Von diesen drei Deportirten eben ist blos Einer mittels Dekret verurtheilt. Warten Sie noch, bis ein neuer Transport ankömmt; wegen dieses Einzelnen verlohnte es sich wahrlich nicht der Mühe, irgend eine Maßregel in Anwendung zu bringen. — Lassen Sie diese Leute einstweilen hier."

Diese Worte, welchen es Lepaile, Bernard und Adele zu danken hatten, daß sie nicht getrennt wurden und daß sie einstweilen noch auf dem Castor zu verbleiben hatten, dem jedenfalls angenehmsten und gesündesten Aufenthaltsorte von ganz Cayenne, beweisen indessen zwei Dinge: Erstens, daß derjenige, dessen mittels Dekret gefälltes Urtheil zur Transportation lautet, in den Augen Frankreichs nur zur Deportation verurtheilt ist, während er in Wirklichkeit zur Zwangsarbeit verdammt ist: zum Tode in den ersten Monaten, zum Tode ohne eine Hoffnung des Entrinnens. Zweitens daß der Gouverneur nichts thut, was ihm nicht von Paris aus befohlen wäre. — —

Die dritte Ursache der den drei Freunden zu Theil werdenden milderen Behandlung war eine, mindestens scheinbare Sinneswandlung ihres obersten Kerkermeisters, Grossier's.

Als Grossier nach Verlauf seines dreitägigen Arrestes zum ersten Male wieder auf Deck erschien, lagerte eine dichte Wolke des Unmuthes, des Zornes und der Rache auf seinem häßlichen Antlitze.

Es war in den ersten Nachmittagsstunden eines glühendheißen Tages, als dies geschah.

Die lothrechten Strahlen der Sonne brannten mit einer Alles erschlaffenden, verdorrenden und verzehrenden Hitze hernieder.

Die übrigen Wächter lagerten unter dem großen Sonnenzelte und hielten ihre, in diesem mörderischen Klima so unbedingt nothwendige Siesta.

Die drei Deportirten hatten sich aus einem alten, unbenutzt herumliegenden Segel ebenfalls eine Art von Zelt gemacht und ruhten nun unter dessen Schatten.

Alles schlief. Alles war still und ausgestorben. Die schlummernde See und die glühende Luft, das verdorrende Land und das abgetakelte Schiff — Alles, Alles, die ganze Schöpfung schien unter Phöbus' Gluthenpfeilen erstorben.

Nur das Verbrechen, nur die Bosheit, wie sie sonst der Mitternacht Recht streitig machen, ruhten auch hier nicht.

Grossier schlich mit leisen Schritten über das Verdeck.

Als er das kleine Segelzelt erreicht hatte, blieb er vor den ruhig schlummernden Gefangenen stehen.

Was beabsichtigte er? — Was ging in der schwarzen Seele dieses Wüthrichs vor? —

Seine tiefliegenden Augen glühten in unheimlichem Feuer. Seine Brust hob sich unter schwer röchelndem Athmen. Seine Haare waren emporgesträubt, wie die Rückenborsten der Hyäne, wenn sie Leichen wittert.

Wenn Grossier in diesem Augenblicke, da ihn seine blindrasenden Leidenschaften völlig beherrschten, überhaupt klar hätte denken können, so hätte sich dieser entsetzliche Vergleich auch seiner Gedanken bemächtigen müssen.

Denn auch er witterte Leichen. —

Leichen unter den Lebenden?

Ah, es bedarf ja nur so wenig, um Letztere in Erstere zu verwandeln! —

Ein hämisches Lächeln spielte, als diese Gedankenreihe in seinem Geiste erstand, um Grossier's dünne Lippen.

Nachdem seine glühenden Augen lange Zeit auf jeder der drei so ruhig daliegenden Gestalten verweilt hatten, während daß sich die in seiner Seele kämpfende Unentschlossenheit auf seinen Gesichtszügen wiederspiegelte, beugte er sich endlich über Adelens Körper hernieder.

In seiner Hand hielt er ein kurzes, aber festes Tauende.

Mit gedämpfter Stimme flüsterte er dabei leise Worte vor sich hin.

„Ja, ja — schlaft nur, schlaft! Ich wahrhaftig verlange Euer Erwachen nicht. Im Gegentheile will ich mich bemühen, Euren Schlaf noch fester, noch anhaltender zu machen. — Schlaf? Tod? — Hu! mich friert. Man muß in der That solche Gedanken verbannen, wenn man derartige Thaten ausführen will. — Und was liegt denn am Ende auch an so einem erbärmlichen Menschenleben! Nichts, was einen vernünftigen Mann, der gewohnt ist, mit den Füßen von sich zu stoßen, was ihm im Wege liegt, abhalten könnte, es zu zerstören. Ja wohl, lächle nur im Schlaf, Bürschlein! kannst Du lachend zur Hölle fahren, so hast Du's fürwahr noch weiter gebracht, als ich. — Verdamm' mich! s'ist 'ne Schande, daß ich diese elenden Ammenmährchen noch immer nicht gänzlich aus dem Gedächtnisse bannen kann!"

Mit diesen Worten hatte er sich wieder aufgerichtet. Eine fahle Bläße bedeckte sein Gesicht, und fröstelnder Schauder durchzitterte seine Glieder.

Mit innerem Widerstreben ging er, wie getrieben von einer Macht, die stärker als sein Wille, einige Schritte von Adelen zurück.

„Hol's der Henker!" — fuhr er nach einigen Augenblicken des Schweigens in seinem Selbstgespräche fort, was er nur deshalb zu unterhalten schien, um die ihm peinlich werdende Einsamkeit einigermaßen, sei's auch

nur durch seine eigene Stimme zu beleben, um sich Muth einzuflößen und gewisse grausige Bilder, welche vor seiner Seele aufzudämmern drohten, zu verscheuchen. — „Hol's der Henker! bin ich denn zum Kinde geworden! — Ist dies denn der erste Mord — dummer Ausdruck — ist dies denn die erste Beseitigung lebender Unbequemlichkeiten, die ich mir zu Schulden kom — — verdammt auch! — deren ich mich rühmen darf! — Grossier, Grossier! Du wirst alt! Man merkt's Deinen Reden und — Deinen Handlungen an. Man sagt, das Alter mache wieder zum Kinde. Elendes Gedächtniß, das mir immer und immer wieder die mit der Muttermilch eingesogenen Thorheiten vor die Seele führt. — Höll' und Teufel auch! Es giebt keine Seele und es giebt keinen Teufel — und es giebt — keinen — Gott!"

Diese letzteren Worte hatte er mit immer lauterer, rauher und gepreßter Stimme hervorgestoßen; wie wenn sie nur widerstrebend hervorwollten, er sie aber sagen, nein, schreien müßte, um damit andere, in seiner Seele Hintergrund lauernde, zu übertäuben und zu unterdrücken.

Diese lauten Worte schienen Adele, der er noch immer nahe genug stand, in ihrem Schlafe zu stören.

Sie bewegte ihre Glieder und veränderte unruhig ihre Lage.

Die übrigen Schläfer schlummerten ungestört fort.

Grossier bemerkte nicht so bald die Unruhe Adelens, als er bewegungslos, wie an des Deckes Bretter angenagelt, stehen blieb. Sogar den Athem, der bei den letzten Worten keuchend seiner Brust entstiegen, suchte er an sich zu halten.

Nach nur Momente währendem Hin- und Herwälzen senkte sich auf's Neue tiefer Schlaf auf Adelens Augenlider.

Grossier nahm nun, nachdem er sich von dem festen Schlummer Adelens überzeugt hielt, die Branntweinflasche, die er stets mit sich führte, hervor und that daraus einen tüchtigen Schluck.

„Brr! Wie das brennt! — Aber dies ist die richtige Medizin, um an Schwachherzigkeit Leidende zu heilen; dies ist die alleinige Glut, welche zu muthigen Thaten befeuert; dies ist der wahre Geist des Lebens — ha, ha, ha — der jetzt Einem zum Tode verhelfen soll!"

„Ja, komm nur her, mein Junge!" — fuhr er fort, indem er wieder dicht vor Adele trat — „Du und Deine Kameraden da sollt mir nicht umsonst Aerger und Verdruß gemacht haben, seit Ihr auf diesem Schiffe seid und — in der Hölle sollt Ihr dafür so viele Jahrtausende länger braten — mir, ohne daß ich mich an Euch rächte, drei Tage Arrest zugezogen haben! — 'Wollen sehen, ob Dich diesmal der Haifisch wieder nicht frißt! —

'Glaub' kaum, daß Du Dich durch Schwimmen erretten wirst, wenn Deine Hände und Füße gebunden sind. Und daß Du mir nicht etwa schreien und damit die Andern erwecken mögest, will ich Dir einen hübschen Schnuller in den Mund geben, der Dich stumm in die Ewigkeit eingehen läßt. — Hm! 'werden allerdings staunen, wenn sie Dich nicht mehr finden — aber 's wird schließlich doch kein Hahn danach krähen, wenn in den Rapport geschrieben wird: Nummer so und so viel durch eigene Unvorsichtigkeit in's Meer gefallen und spurlos verschwunden. Später soll dann, wenn's möglich ist, auch an Deine Kameraden die Reihe kommen!"

Der Elende war allerdings der Ueberzeugung, daß ein solcher Rapport baldigst erlassen würde; aber er dachte ohne Zweifel nicht im Entferntesten daran, daß in diesem wirklich binnen wenigen Tagen vom Castor abgehenden Schriftstücke der Name des Ertrunkenen ein Anderer sein sollte, als jener, den er wünschte; und daß er, Grossier selbst, diesen Rapport nicht mehr sollte unterzeichnen können. —

Während dieser leise vor sich hin gemurmelten letzten Worte hatte sich Grossier abermals über Adele gebeugt, in der offenbaren Absicht, deren Hände und Füße mit dem mitgebrachten Tauende zu knebeln.

Außer dem Stricke hatte dieser niederträchtige Diener des Verbrechens, dieser Scherge Napoleons, ein eigenthümlich geformtes, dicht mit getheertem Werg umwundenes Korkstück in der Hand, welches er in den Mund seines Opfers zu pressen Willens war.

Adele schien verloren.

Schon berührten die schwieligen Hände des Elenden ihren Körper.

In diesem Augenblicke ließ sie ein glücklicher Traum, der ihr ein seliges Lächeln auf die Lippen und blühende Rosen auf die Wangen zauberte, eine leise Bewegung machen.

Die schöne Schläferin zuckte, indem sie in leichter Wendung sich völlig gegen Grossier kehrte, mit dem feinen Händchen nach dem heftig schlagenden Herzen.

So schwebt die giftige, züngelnde Schlange über ihrem erkorenen schlafenden Opfer, nur dessen Bewegung erwartend, um den tödtenden Zahn in dasselbe zu bohren; wie jetzt der lauernde Mörder nur diese leise Regung, welcher bald völliges Erwachen zu folgen drohte, erwartet zu haben schien, um sein höllisches Werk zu vollführen.

Allein ehe er noch die Hand anlegte, den feigen Mord zu begehen, fuhr er plötzlich, von einer unerwarteten Erscheinung geblendet, mit einem leisen Ausrufe des Staunens zugleich und der Begierde zurück.

Und es war wirklich ein blendender Anblick, der sich ihm bot.

Bei jener Wendung Adelens hatte sich das vielleicht zuerst schon geöffnete, den Oberkörper bedeckende Hemde verschoben und ließ nun solchergestalt den reizend geformten, vollen Busen des schönen Mädchens gewahren.

Heftiges Athmen hob ihn in bebenden Wallungen.

Als hätte er das Medusenhaupt erblickt, so starr, so regungslos, so versteinert blieb Grossier bei diesem Anblicke neben die reizende Schläferin hingekauert.

Er getraute sich kaum zu athmen, aus Furcht, durch irgend eine Bewegung die feenhafte Erscheinung zu verscheuchen.

Seine Mordgedanken waren zweifelsohne aus seinem Gehirn entschwunden. Um besseren Gedanken Raum zu geben? — Dies wohl kaum.

Nach dem Gesichtsausdrucke mindestens zu schließen, der keine Blutgier mehr zeigte, keinen Grimm, keinen Rachedurst, wohl aber in der flammenden Röthe, die das Antlitz überzogen, in den blitzenden, feuersprühenden Augen, in dem halb geöffneten, nach rohem Genusse lechzenden Munde eben so schlimme Seelengäste erblicken ließ; hatte sich nunmehr seiner Gefühle an Stelle der Mordlust kaum minder entsetzliche Wollust bemächtigt.

Man muß, um die Größe und Gewalt der so plötzlich in Grossier's Seele erwachten neuen Gefühle würdigen zu können, nicht vergessen, den im höchsten Grade demoralisirten sowohl als leidenschaftlichen Charakter desselben zu berücksichtigen und zu erwägen, daß dieser Mann, entfernt aus dem Treiben der großen Welt, gleichsam als Einsiedler auf diesem Gefangenenschiff unter einem fremden Himmel lebend, nur auf die Gesellschaft seiner gleich ihm rohen Kameraden beschränkt, seit vielen Jahren jeglichen Umgang mit dem weiblichen Geschlechte entbehren mußte; daß er höchstens in seltenen Fällen eine schwarze Schöne zu Gesichte bekam.

Gerade durch dieses Isolirtsein, durch diese Entfernung von der zarteren, der Männer Wildheit mäßigenden Hälfte des Menschengeschlechtes, durch dieses Entbehren von — wenn denn schon Genuß sein muß — gewiß der edelsten Art desselben, hatte sein Charakter jene schreckliche Färbung erhalten, die ihn zum verabscheuenswürdigen Scheusal machte.

Wunder geschehen nun heutzutage nicht mehr. Und es wäre gewiß ein Wunder gewesen, wenn sein Charakter jenen Zündstoff — der, je nachdem er da- oder dorthin fällt, bald zur heiligen Liebe erglüht, bald in wildflammender Wollust raset, bald in dumpfer Genußsucht erstirbt — wenn seiner Seele entsetzliches Chaos diesen Zündstoff in sich aufgenommen hätte, um damit etwas Anderes, als eben die zertrümmerten, verbrechengeschwärzten Schlacken derselben zu beleuchten.

Man kann nicht verlangen, daß ein Teufel die Gaben der Engel, wenn sie zufällig in seine Krallen gerathen, so gebrauche, wie es jene gethan hätten.

Man kann nicht verlangen, daß ein Grossier, wie wir ihn geschildert, durch den Anblick edler Weiblichkeit emporgezogen werde aus der trostleeren Nacht seiner Verbrechen zu der erkenntnißhellen Klarheit der Tugend.

Die Wirkung dieses Anblickes war im Gegentheil eine völlig entgegengesetzte.

Grossier hätte eben nicht er selbst sein müssen, um anders zu fühlen.

Ohne indessen zu untersuchen, welche Art Menschen im gleichen Falle anders gefühlt hätten, konstatiren wir einfach die Thatsache, daß Grossier — weit entfernt, edle Regungen zu empfinden — sich einstweilen in wirbelnder Gedankenjagd abmühte, den ihm gebotenen Anblick, die daran sich knüpfenden Wünsche und Hoffnungen seinem Seelenzustande anzupassen.

Adele war, ruhig fortträumend, unverändert in ihrer reizenden Lage geblieben.

So hatte denn Grossier den vollen Anblick jener Reize vor sich, an welchen er sich nicht sattzusehen vermochte, die ihn entzückten und ihm gleichwohl die Pein unbefriedigter Begierden bereiteten.

Seine Gedanken ebenso wie seine Augen beschäftigten sich ausschließlich mit diesem Bilde und vergnügten, ja berauschten sich in dem seltenen Genusse.

Obwohl er in einer Art von Taumel seine Gedanken nicht zu leiten vermochte, sondern im Gegentheil von diesen in einen sprühenden Wirbel sinnbethörender Wünsche gezogen wurde, erstanden doch alsbald, gleich Schaumblasen aus diesem gährenden Chaos, drei klare und lichte Gedankenblitze vor seinem Geiste, die sich ihm unabweisbar aufdrängten und fest wurzeln blieben. — Einmal ward es ihm mit unzweifelhafter Gewißheit klar, daß er hier an Stelle seines von ihm dem Tode geweihten Opfers ein Weib vor sich habe, ein blühendes Weib, ausgestattet mit allen Reizen der Jugend und Schönheit. Was ihm dabei auffallend däuchte, war nur, daß er nicht schon längst das wahre Geschlecht desselben entdeckt hatte. — Dann stand nicht minder fest bei ihm, daß er diese ihm so unerwartet gewordene Kenntniß thunlichst zu seiner Wünsche Befriedigung benutzen wolle; welche Befriedigung mit Anwendung aller, auch der verächtlichsten Mittel zu erringen, er sich fest vornahm. — Endlich wollte er dieses Geheimniß für sich behalten und vor seinen Kameraden verbergen, um auf diese Weise den erhofften Genuß nicht mit diesen theilen zu müssen, sondern für sich allein zu sichern.

Bei diesem letzteren Gedanken warf er einen scheuen, forschenden Blick nach der Seite hin, woselbst seine Gefährten unter dem Segelzelte Siesta hielten.

Und als ob dieser Blick die Eigenschaft besessen hätte, die Schläfer zu erwecken, wurden in diesem Augenblicke die dort Ruhenden munter.

Grossier fuhr, dies bemerkend, mit einem lauten Fluche aus seiner bisherigen halbliegenden Stellung auf, indem er zugleich das noch in seinen Händen befindliche Tauende leicht über Adelens Schulter gleiten ließ, sie mit diesem Schlage aus ihren Träumen weckend.

Adele sprang, schnell den Schlaf abschüttelnd, empor. Fast augenblicklich bemerkte sie die Unordnung in ihrem Anzuge und suchte eben so schnell derselben abzuhelfen; was ihr auch sofort gelang. — Was sie aber in ihrer Bestürzung über diese sie so leicht verrathen könnende Nachläßigkeit nicht bemerkt hatte, war, daß Grossier, der sich mit eiligen Schritten entfernt hatte, ihr so nahe gestanden, wie es in der That der Fall gewesen.

Sie dankte im Stillen Gott, daß Niemand in der Nähe gewesen sei und ihren Schlaf beobachtet habe; und sie nahm sich vor, um für die Folge derartige Zufälle zu vermeiden, von nun an nie mehr, selbst nicht bei der drückendsten Hitze, ihre Sträflingsblouse abzulegen.

Welcher Umstand sie so plötzlich und so zur rechten Zeit erweckt hatte, das konnte sie sich nicht erklären. Aber sie beschäftigte sich auch nicht weiter mit Nachgrübeln darüber, da sie aus dem Benehmen der Wächter, selbst Grossier's, keinen Verdacht zu schöpfen vermochte. — —

Alles ging seinen gewöhnlichen Gang an Bord des Castor. Nur ein Unterschied gegen früher zeigte sich im Verlaufe der nächsten Tage: Grossier ward zusehends milder und freundlicher gegen Adele und deren Gefährten; obwohl es leicht kenntlich war, daß sein verändertes Betragen gegen Letztere ein erzwungenes und erkünsteltes sei.

Und diese eben erzählte Begebenheit war der Grund von Grossier's Sinnesänderung; diese Sinnesänderung aber die dritte der erwähnten Ursachen milderer Behandlung der Gefangenen. —

Man würde sich nun allerdings täuschen, wollte man annehmen, daß Grossier sich mit dieser öffentlichen Kundgebung seiner Sinneswandlung begnügt hätte.

Hatte er wirklich seine Meinungen und Absichten geändert, so waren doch seine Natur, sein Charakter dieselben geblieben; so waren doch diese äußerlichen Kennzeichen nur der Deckmantel verborgener Gelüste und Pläne des Schändlichen, der — wenn er augenblicklich nicht Mörder sein konnte oder mochte — doch nicht minder niederträchtige Thaten beabsichtigte.

Während einiger Tage nach der erwähnten Begebenheit suchte er Adelen und deren Freunde zu beobachten.

Bald mußte es ihm klar werden, daß das für ihn so lange Zeit verborgene Geschlecht Adelens es keinesweges auch für Bernard und Lepaile war.

Mehr noch; er erkannte in den Geberden, in den Blicken, im Tone der Worte Adelens sowohl als Bernard's die diesen Beiden innewohnende, unmöglich sich gänzlich verbergen könnende Liebe; er sah deren Glut in ihren Augen blitzen; er hörte deren mächtigen Drang auf ihren Lippen zittern; er fühlte deren heilige Macht in jeder Miene der beiden Liebenden offenbar werden.

Die Eifersucht sieht scharf.

Wir scheuen uns zwar, den Gemüthszustand des Elenden mit diesem Worte zu bezeichnen, das für eine Leidenschaft gebraucht wird, die, zwar an und für sich nichts weniger als lobenswerth, doch in ihrer Entstehungsursache, der Liebe, heilig ist.

Und diese Entstehungsursache eben fällt bei Grossier vollkommen weg — denn Liebe kann man doch unmöglich das Gefühl nennen, das er für Adele hegt?

Allein wir könnten dann statt Eifersucht höchstens Neid und Haß sagen; und diese beiden Laster — so häufig sie auch begleitende Erscheinungen der Eifersucht sind — drücken dennoch wieder nicht vollständig genug Grossier's Gefühle aus.

Darum, fehlt uns auch immerhin der rechte Ausdruck: das Gefühl, das wir damit bezeichnen wollten, scheint uns durch diese Erörterung klar genug gekennzeichnet; und wir können getrost sagen: Eifersucht ließ Grossier den ganzen Liebesroman der so schwer geprüften Liebenden entdecken.

Sein Haß gegen Bernard wuchs in demselben Verhältnisse, als seine Phantasie sich an Adelens Reizen mehr und mehr entflammte.

Er konnte zwar Bernard nicht als ein wesentliches Hinderniß seiner Pläne betrachten; denn da er, Grossier, die Gewalt in Händen hatte und nur mittels Gewalt sein schändliches Ziel zu erreichen strebte: so konnte es ihm durchaus nicht darauf ankommen, ob er von dieser Gewalt ein wenig mehr oder minder Gebrauch mache; ob er — indem er den ihm unbequemen Freund Adelens gewaltsam beseitigte — neben der Sättigung seiner Wollust auch noch seinem Blutdurste und seiner Grausamkeit Genüge leiste. — Im Gegentheil ist anzunehmen, daß er im letzteren Falle seinem Genusse neue Würze gegeben hätte.

Allein — so sonderbar ist die Kräftezusammensetzung der menschlichen Seele — neben dieser Wollust, neben dieser Grausamkeit machte sich in

Grossier noch ein anderes Gefühl geltend, das nicht hoffen durfte, Befriedigung zu finden: wir meinen die Eitelkeit.

In der That fühlte sich der vor keinem Verbrechen zurückbebende Elende gekränkt durch den Gedanken, daß ein Anderer in Folge rein menschlicher Vorzüge, ohne Anwendung von Gewalt, ja zweifelsohne sogar mit freudiger Einwilligung der Geliebten ein Glück sollte genießen können, welches er, Grossier, selbst durch rohe Gewalt sich nur unvollständig zu verschaffen hoffen durfte.

Sollte es ihm aber wirklich völlig unmöglich sein, dieses Glück auf gleiche Weise zu erreichen? —

In früheren Jahren mochte Grossier vielleicht nicht ganz ohne Glück und Erfolg um die Gunst des weiblichen Geschlechtes gebuhlt haben. Derartige Erinnerungen tauchten wenigstens in seinem Geiste auf; und er beschloß, sein altes Glück noch einmal zu versuchen. Glückte es ihm auf diese Art nicht — zur Gewalt konnte er dann ja immer noch greifen.

Und so — gleichwie die Katze mit der gefangenen Maus spielt, in der Gewißheit, daß ihr jene nicht entkommen und sie jeden Augenblick das Spiel enden und dieselbe verzehren könne — so wollte Grossier im Gefühle der Sicherheit, sein Ziel schließlich dennoch zu erreichen, es versuchen, durch milde Behandlung der Gefangenen, durch Freundlichkeit, durch Zurschaustellung seiner besseren Eigenschaften, mit einem Worte, durch Anwendung ihm völlig neuer Mittel, welche die Roheit und Gewalt ausschlössen, Adelen zu gewinnen. —

Der Erfolg dieser Handlungsweise mußte nothwendig ein für Grossier vollständig ungünstiger sein.

Das Erzwungene in seinem Benehmen gegen die Gefangenen einerseits; das Lauernde, Zurückhaltende, gewissermaßen Geheimnißvolle in seinem Verkehr mit Adelen andrerseits; machten ihn, der bis jetzt nur gefürchtet und gehaßt war, nunmehr auch verächtlich zugleich und unheimlich.

Die drei Freunde ahnten hinter seinem veränderten Betragen, hinter den manchmal sonderbaren, unverständlichen und zweideutigen Worten eine neue Tücke, eine abermalige, ihnen drohende Gefahr.

Welcher Art diese sei, ward ihnen gar bald durch das sichtbare Bestreben ihres Peinigers, mit Adelen sich zu beschäftigen, mit ihr zu reden, mit ihr wo möglich auf Deck oder im Zwischendecke allein zu bleiben, klar

Adele hatte nicht so vieler Beweise bedurft, um Grossier's Veränderung richtig beurtheilen zu können.

Der erste jener scharfen, gierigen und wollüstigen Blicke, die er forschend über die verhüllten Formen ihrer Gestalt gleiten ließ, hatte ihr

brennende Schamröthe auf die Wangen gejagt, indem sie das absichtlich suchende desselben sofort erkannte und in wunderbarem Ahnungsvermögen die unzweifelhafte Gewißheit erhielt, daß sie diesem Menschen gegenüber nicht mehr Mann dem Manne entgegenstehe, daß er ihr Geheimniß errathen und vor seinem geistigen Auge schon den Schleier, der ihr Geschlecht verdeckte, emporgehoben habe.

Das weibliche Zartgefühl — jene Seelenmacht, die gleich dem urkräftigsten Instinkte sofort Alles erräth, was, der geschlechtlichen Sphäre angehörend, in den Berührungskreis ihrer Seelenfühlhörner gelangt, und die deshalb auch in der Liebe so überraschende Phänomene zeigt — dieses Zartgefühl ließ Adelen schon den Inhalt und die Wesenheit der drohenden Gefahr entdecken, ehe der Männer Geist, obwohl ihre Freunde stets sorgsam und ängstlich auf Adele und all ihre Beziehungen achteten, auch nur das Nahen irgend einer Gefahr erkannte. —

Adele, heftig erschreckt über ihre Entdeckung, wagte dennoch nicht, dieselbe ihren Freunden mitzutheilen. Sie wollte erst noch positivere Beweise von der Wahrheit ihrer Vermuthungen abwarten.

Diese Beweise ließen auch nicht lange auf sich warten; und Adele ward durch die Deutlichkeit derselben, welche — wie wir schon erwähnt — binnen wenigen Tagen auch ihren Freunden die Lage klar machte, der Unannehmlichkeit überhoben, diese erst auf die Spur leiten zu müssen.

Lepaile und Bernard waren, sobald sie nicht mehr, wie sie doch so gerne gethan hätten, zweifeln konnten, daß ihr Kerkermeister Adelens Geschlecht, sei es auf welche Art immer, entdeckt habe, in eben so großer Bestürzung, wie Adele selbst.

Sie waren alle Drei mit dem Gedanken an die Gefahr, welche eine solche Entdeckung herbeiführen mußte, schon so vertraut geworden, daß es für sie kaum mehr eine neue Seite derselben zu beleuchten, eine neue Konsequenz aufzufinden; gab und dennoch waren sie andrerseits, da Adele seither dem stets drohenden Damokles-Schwerte immer so glücklich entgangen war, vor deren wirklichen Eintritt so sicher geworden, daß sie sich jetzt fast rathlos von der Thatsache überrascht fanden.

Zu ihrer Furcht vor den Folgen der Entdeckung gesellte sich alsbald mächtiges Erstaunen, als sie gewahr wurden, daß Grossier nicht, wie sie vermuthet, seinen Genossen von der erlangten Kenntniß Mittheilung mache, daß der Fall nicht untersucht, die Liebenden nicht getrennt, Adele nicht schlimmer behandelt werde: mit einem Worte, daß nichts von dem einträfe, was sie so sehr gefürchtet hatten.

Einen Augenblick glaubten sie nun, sie hätten sich überhaupt in den

Beweggründen zu Grossier's sonderbarer, ohne Zweifel Adele ganz besonders betreffenden Handlungsweise getäuscht.

Aber dieses Erstaunen über die gefürchteten und dennoch unterbliebenen Folgen gebar bald neue, nur zu gegründete Furcht.

Sie erkannten, daß Grossier allerdings nicht die Absicht habe, die ihm gewordene Kenntniß von Adelens Geschlecht zu einer Anzeige bei den betreffenden Behörden zu benutzen; aber sie konnten sich auch nicht länger verhehlen, daß er diese Kenntniß nur deshalb bei sich behalte, um mittels derselben seine eigenen, schändlichen Zwecke zu verfolgen.

Die Unglücklichen konnten in ihrer traurigen Lage nichts thun, um der unvermeidlich heranrückenden Katastrophe auszuweichen.

Ihr Bestreben konzentrirte sich darauf, diesen schrecklichen Moment, da die Mine unter ihren Füßen explodiren mußte, so weit als möglich hinauszuschieben.

Diesem Vorhaben folgend, bemühten sie sich, Adele, so viel nur irgend thunlich, niemals allein zu lassen; und dies konnte ihnen um so leichter gelingen, da Grossier, wenngleich er diese ihm entgegengesetzten Hindernisse nur zu wohl mit innerem Grolle merkte, dennoch, seinem einmal gefaßten Plane getreu, jeden Gewaltakt zu vermeiden und sich voll Freundlichkeit und Liebenswürdigkeit zu zeigen suchte.

Da indessen dieser Zustand nicht von langer Dauer sein konnte, so bemühten sich die drei Freunde ferner, einen möglichst rettenden Ausweg aufzufinden für den Augenblick, da das Unausbleibliche sich vollbringen mußte.

Allein, wenn sie zwar Jeder für sich ihre Pläne machen und ihre Entschließungen fassen konnten, so war es ihnen gar bald verwehrt, dies in Gemeinschaft zu thun.

Gleicherweise, wie sie sich bemühten, Grossier nicht allein mit Adelen zu lassen; benutzte dieser wieder jedes Mittel, um die drei Freunde niemals ungestört, niemals ohne Zeugen zu lassen. Bei Nacht war dem ohnehin durch die schon erwähnte Zellenabsonderung vorgebeugt; und bei Tage fand Grossier ebenfalls genug Vorwände und Gelegenheiten, die so sehr erwünschte Vereinigung zu hintertreiben und unmöglich zu machen. —

Dieser kleine Krieg, so peinlich er für Bernard, Adele und Lepaile war, wurde doch bald noch unerträglicher für Grossier.

Seine heftige, leidenschaftliche und niederträchtige Natur bäumte sich gewaltig unter dem Kappzaum, den er ihr selbst anzulegen versucht hatte.

Täglich wurde seine Begierde nach Adelens Besitz größer. Täglich vermehrte sich sein Zorn gegen Bernard. Täglich ward ihm seine Zurückhaltung unerträglicher, das Vorhalten seiner Maske schwieriger.

Während der letzten Tage hatte er schon hin und wieder versucht, mit seinen Absichten gegen Adele freier herauszurücken.

Das arme Mädchen befand sich hierdurch in einer grausamen Lage.

Nur mit Mühe und Aufgebot all' ihrer Klugheit entging sie einer direkten Erklärung.

Aber Grossier hatte die Absicht, diese zu erzwingen. Er hatte gefunden, daß es auf die versuchte Weise mit Erreichung seines Zieles nicht vorwärts ginge. Demnach hatte er beschlossen, andere Maßregeln zu ergreifen. —

Die Situation war nicht mehr haltbar. Sie mußte baldigst ihr Ende finden.

Und sie fand ihr Ende.

Auf welche Weise, werden wir im Verlaufe des nächsten Kapitels erfahren. — — —

Sechstes Kapitel.

Im Chateau-Rouge.

Nach jener im vorhergehenden Kapitel gegebenen nothwendigen Erörterung kehren wir zur Erzählung jenes Vorfalles zurück, der sich — wie schon erwähnt — ungefähr vierzehn Tage, nachdem die drei Leidensgenossen Bernard, Adele und Lepaile an Bord des Castor gekommen, ereignete.

Schon seit einigen Tagen machte sich in den Räumen des Gefangenenschiffes, sowohl auf Deck als in dem Zwischendecke und der Batterie ein mehr als gewöhnlich lebhaftes Schaffen und Treiben bemerkbar.

Diese Bewegung ging indessen nicht von den Gefangenen, sondern von den Wächtern selbst aus; und nur gelegentlich, und wo es galt grobe Arbeiten zu verrichten, wurden Erstere mit in die allgemeine Regsamkeit gezogen.

Diese mit viel Lärm und Geschrei von statten gehenden Vorbereitungen hatten allerdings nicht den Zweck, das Schiff für die Ankunft eines neuen Transportes von Gefangenen herzurichten. — Sie bezweckten auch nicht, das alte abgetakelte Wrack in Vertheidigungszustand gegen irgend welchen Feind zu setzen. — Eben so wenig ward beabsichtigt, damit in See zu gehen

und das schöne, glückliche Cayenne, diesen Geburtsort aller Flüche und Verwünschungen gegen die Unterdrücker Frankreichs, diese Begräbnißstätte der französischen Patrioten, zu verlassen. —

Diese Vorkehrungen bezweckten nicht mehr und nicht weniger, als das alte, faulende Schiffsgerippe herzurichten zu einem — Napoleonsfeste. —

Seit lange schon hatten die Wächter des Castor von ihrer wöchentlichen Löhnung Geld erspart und zusammengelegt zu einem beabsichtigten großartigen Trinkgelage, welches nicht nur ihr einförmiges Leben unterbrechen sollte, sondern auch — in Anbetracht, daß die würdigen Männer Werkzeuge und Kreaturen Napoleon's, folglich gute Patrioten waren — ihnen Gelegenheit geben sollte, diesen ihren napoleonischen Patriotismus in vollem Lichte glänzen zu lassen.

Also ward diesem Saufgelage, statt es beim wahren Namen zu nennen oder ihm irgend eine andere, ebenso nichtssagende Bezeichnung wie die erwählte beizulegen, der stolze Titel „Napoleonsfest" gegeben.

Aber es versteht sich von selbst, daß man ein solches Fest nicht für sich allein giebt, sondern daß man zu demselben Einladungen an seine Freunde ergehen läßt. Da nun die Schergen Napoleon's unmöglich andere Freunde haben konnten, als wieder Schergen, Wächter und Gensdarmen; so waren zu besagtem Feste vier Wächter der nächstliegenden Insel St. Joseph geziemend eingeladen worden. —

Der Tag des Festes war erschienen.

Der Himmel allerdings lächelte nicht auf dasselbe hernieder.

Wir sind weit entfernt zu behaupten, daß der Himmel sich in so irdische Angelegenheiten mische und aus Abneigung gegen dieses Fest etwa oder gegen dessen Titel heute seine ersten Thränengüsse herniederschicke — fürwahr, die Thränen, die über Cayenne vergossen werden, nicht der Tropenhimmel entsendet sie, sie werden in Frankreich geweint! — allein wir müssen der Thatsache erwähnen, daß der Tag des Festes zugleich der erste Tag war, an dem es regnete, seit die drei Deportirten an Guyana's Küsten angelangt waren. —

Der April war zu Rüste gegangen. Mit ihm die trockne Jahreszeit. Die ersten Tage des Monat Mai, an deren einem das Fest statt hatte, kündigten den Beginn der Regenzeit durch schnell heraufziehende Gewitter an.

Schon gegen Mittag hatte sich der bis jetzt stets so reine, so tiefblaue, so strahlende Himmel mit dichtem Gewölke umzogen.

In demselben Verhältnisse, wie Wolken am Horizonte aufstiegen, umwölkten sich auch die seit einigen Tagen so heiteren und frohen Stirnen der Wächter des Castor.

Das Fest drohte zu Wasser zu werden. Und dies im buchstäblichen Sinne.

Wir haben schon einmal eine kurze Beschreibung eines tropischen Gewitterregens gegeben.

Man wird begreifen, daß ein solcher Regen, wie er eben jetzt wieder drohte, um sich fortan täglich, immer stärker werdend, immer länger andauernd, zu wiederholen; daß ein solcher Wolkenguß nothwendig Alles, was sich auf Deck befand, in Wasser hüllen, dieses selbst völlig unter Wasser setzen und die erhofften Wein- und Branntweinherrlichkeiten in Wasser verwandeln, das Fest selbst demnach in Wasser auflösen müßte.

Und dennoch sollte der hauptsächlichste Theil des Festes auf Deck stattfinden. —

Da die Wächter nun — waren sie gleich voll Zornes über diesen mißlichen Zufall — doch mit dem Himmel nicht rechten, ihn weder strafen noch foltern konnten; da sie auch kaum hoffen durften, gegen dessen Unbilden Schutz und Hülfe bei ihren vorgesetzten Behörden zu erlangen — ja einige der verwegensten, zornigsten und deshalb zweifelsüchtigsten Wächter waren sogar der majestätsbeleidigenden Ansicht, daß selbst ihr Götze, der allgewaltige Napoleon, gegen den Himmel nicht sonderlich viel ausrichten könne — so blieb ihnen nichts Anderes zu thun über, als, nachdem sie ihrem Groll mindestens in Worten Ausdruck gegeben hatten, den Schauplatz des Festes vom Decke in das Zwischendeck zu verlegen.

Unter den Zornigen der Zornigste war bei dieser Veranlassung Grossier.

Er wollte durchaus von dem Vorschlage einiger seiner Kameraden, das Fest auf einen anderen Tag zu verschieben, nichts hören. Er bestand fest und mit einer Art von jeden Widerspruch niederschmetternder Wuth dabei, das Fest, sei das Wetter, wie es nur immer wolle, heute abzuhalten.

Es wäre dies allerdings auch nicht mehr leicht zu vertagen gewesen, da bereits seit dem vorigen Tage einer der Wächter nach der Stadt abgegangen war, um die nothwendigen Spirituosen und andere zur Verherrlichung des Festes bestimmte Dinge dortselbst einzukaufen, und dieser ferner beauftragt war, auf dem Rückwege in seinem Boote die eingeladenen Freunde von St. Joseph abzuholen.

Diese konnten also jeden Augenblick eintreffen, da der Beginn des Festes auf den späteren Nachmittag, das ist, auf die ersten, der geheiligten und unter allen Umständen abgehaltenen Siesta folgenden Stunden anberaumt war.

So gut dieser Umstand auch immerhin das Abhalten des Festes begründen mochte, dennoch war dies nicht der Grund, der Grossier zu seiner erwähnten, halsstarrigen Vertheidigung desselben veranlaßte.

Grossier hatte neben der ausgesprochenen auch noch eine versteckte und verheimlichte Ursache zu seinem Benehmen.

Wir haben im vorigen Kapitel erzählt, wie Grossier nachgerade des von ihm zur Erreichung seines schändlichen Zieles eingeschlagenen Weges der Milde und Freundlichkeit, der Gewinnung durch seine Persönlichkeit, überdrüssig wurde; und zwar, von seinem Standpunkte aus betrachtet, mit vollem Rechte, da er auf diese Weise keinen Erfolg hoffen konnte.

Wir haben gesehen, wie die unbefriedigte Begierde nach Adelens Besitz dem Elenden mehr und mehr zur unerträglichen Pein wurde; wie sein Entschluß, nunmehr Gewalt zu gebrauchen, gar bald zur Reife gedieh; und wie er nur noch der Gelegenheit harrte, diesen Entschluß auszuführen.

Unter den Verhältnissen, wie die unglücklichen Deportirten in Cayenne der Willkür der dortigen Behörden, mehr noch, sogar der untergeordnetsten der Wächter und Gerechtigkeitsdiener schutzlos preisgegeben sind; bei dem Umstande, daß keine Klage über Ungerechtigkeit, Grausamkeit oder Mißbrauch der Amtsgewalt dortselbst jemals erhört worden, da es ja ein Leichtes war, der Klagenden Mund für ewig verstummen zu machen; unter solchen Verhältnissen, die dem jeweiligen Befehlshaber des Gefangenenschiffes beinahe uneingeschränkte Gewalt in die Hände gaben: wäre es für Grossier leicht gewesen, seinen Entschluß ohne Weiteres auszuführen, Adelen zur Erfüllung seiner Wünsche zu zwingen und deren ihm vielleicht unbequem werdende Freunde zu beseitigen. —

Die Furcht vor den Folgen weder, noch Gewissensbisse hätten den an alle Arten von Verbrechen Gewöhnten davon abhalten können. Allein ein anderer Umstand that dies.

Er hätte nämlich sein Ziel kaum erreichen können, ohne die Hülfe der übrigen Wächter dabei zu beanspruchen, mindestens nicht, ohne daß diese davon erfahren hätten; und in diesen beiden Fällen wäre er unausweichlich gezwungen gewesen, seine Kameraden Theil nehmen zu lassen an jenen für sich allein erhofften Genüssen.

Dies wollte er aber um jeden Preis vermeiden.

Er hatte daher einen Plan gefaßt, seinen Willen durchzusetzen, ohne dabei weder auf diese, noch jene Art gehindert zu werden. Und zur Ausführung dieses Planes schien ihm die Gelegenheit des Festes die beste, ja die einzig mögliche.

Daher sein Zorn, als das heraufsteigende Gewitter das Stattfinden des Festes zu verhindern drohte; daher sein Bestreben, dessen Abhaltung dennoch durchzusetzen. —

Nach Beendigung der Siesta, welche heute kürzer als gewöhnlich währte,

wurden die Gefangenen angetrieben, das Zwischendeck zur Aufnahme der erwarteten Gäste und zur Abhaltung der Festlichkeit herzurichten.

Noch zwar hatte das Gewitter nicht begonnen sich zu entladen; allein es konnte jeden Augenblick ausbrechen.

Die Festvorrichtungen wurden daher vom oberen Decke in das Zwischendeck gebracht und daselbst von den drei Deportirten nach der Angabe und unter Mitwirkung der Wächter geordnet und aufgestellt.

Diese glänzende Vorbereitungen waren eigentlich einfach genug.

Sechs in die Mitte des Raumes gerollte leere Wassertonnen wurden daselbst, je zwei zusammen, in klafterweiten Zwischenräumen aufgestellt und mit rohen, ungehobelten Brettern, wie sie zu irgend welchem Gebrauche auf Deck lagen, überbrückt.

Der also gebildete Tisch wurde mit altem, aber rein gewaschenen Segeltuche überdeckt und gewährte, beladen mit einigen Schüsseln, die der Speisen, mit einigen Karaffen, die der Weine harrten, und mit einem halben Dutzend, Talglichter enthaltender Messingleuchter, alles symmetrisch geordnet, alles blank geputzt, im Ganzen genommen, keinen unangenehmen Anblick.

Damit begnügten sich aber die prunkliebenden Wächter nicht.

In der Rumpelkammer des Schiffes, woselbst die Herrlichkeiten der früheren Offiziers-Kajüten aufgespeichert waren, hatten sich unter Anderm eine Hängelampe und einige Wandleuchter gefunden, welche nunmehr hervorgeholt und, erstere über dem Tische, letztere an den Zellenwänden befestigt und mit Lichtern versehen wurden.

So mußte das Ganze, wenn es nur erst beleuchtet sein würde, belebt durch die in ihre besten Uniformen gekleideten Wächter, durchwallt von dem würzigen Dufte der Speisen und Getränke, einen wahrhaft imposanten Eindruck hervorbringen.

Nachdem solchergestalt Alles zum Beginne der Festlichkeiten bereitet war und nur noch die Gäste erwartet wurden, sowie eine nicht minder wichtige Person, jener Wächter nämlich, der die Speisen und Getränke aus der Stadt zu holen übernommen hatte; nachdem Alles in unthätiger Erwartung der Dinge, die da kommen sollten, ruhte, mit Ausnahme des Koches, der in seiner rauchenden Kambüse emsig hantierte: trat eine längere Pause ein, die wir nicht besser benutzen zu können glauben, als indem wir letzterer Person, dem Koche nämlich, dessen wir noch kaum gedachten, unsere wohlverdiente Aufmerksamkeit zuwenden.

Denn dieser Mann war bestimmt, eine nicht unwichtige Rolle in dem sich vorbereitenden Drama zu spielen.

Wie, ein Drama? — War nicht zu vermuthen, daß ein Lustspiel vorgeführt würde? —

Vielleicht wohl! — Allein, so ändern sich die Dinge auf Erden. — Was erst, allem Anscheine nach und den Erwartungen der Betheiligten zufolge, ein Lustspiel sein sollte; gestaltet sich schließlich durch das den Mitspielenden ganz unerwartete Eingreifen einer nicht vorgesehenen Gestalt, des Geschickes nämlich, zu einem grassen Trauerspiele! — —

Der Koch der Vertreter Sr. Majestät Napoleon's III. auf dem Castor — ein Mann, der, obgleich er ein Sträfling war, doch an innerem Werthe mehr wog als jene, — war ein Schwarzer.

Er hatte, obwohl er sich stets von aller Berührung und allem Umgange mit den Wächtern sowohl, als mit den Gefangenen fern zu halten pflegte, und selten seine Kambüse oder seine Schlafkoje verließ, um sich auf Deck von den glühenden Sonnenstrahlen ein wenig rösten zu lassen; er hatte dessenungeachtet schon einige Male während solcher Erholungsstunden sich mit den drei Freunden in Gespräche eingelassen, und, wenn auch anfänglich scheu und zurückhaltend, bald, gleichsam unter deren freundlichen Worten aufthauend, ihnen durch die Erzählung seiner Erlebnisse manche Stunde angenehm verkürzt.

Besonders zu Adelen schien er eine große Zuneigung gefaßt zu haben, deren Grund ebensowohl in ihrer ihm besonders zusagenden braunen Gesichtsfarbe, in der Schönheit ihrer Körperformen, in dem Wohllaute ihrer milden Stimme; als in ihrer herzgewinnenden Freundlichkeit und in ihrem Zutrauen erweckenden Benehmen liegen mochte.

Vielleicht war auch hier jener geheimnißvolle Zug der Sympathie mächtig, der dem Umgange zwischen Personen verschiedenen Geschlechtes, selbst wenn sie nicht um diese Verschiedenheit wissen, so häufig eine eigenthümliche Färbung giebt.

Sei dem, wie ihm wolle: seit manchem Tage schon hatte der gute Schwarze — der sich sonst um nichts, was außerhalb des Umkreises seiner engen Kambüse vorzufallen pflegte, im Geringsten bekümmerte — Adele, jede ihrer Handlungen, jede ihrer Reden, ihren Umgang mit Bernard und Lepaile sowohl, als ihre sich immer auffallender gestaltende Lage gegenüber Grossier, beobachtet und mit ungewöhnlicher Ausdauer verfolgt; und hatte auch bald mit dem die schwarze Raçe kennzeichnenden Scharfsinne den wahren Kern der Sache entdeckt.

Er ließ sich zwar gegen Niemand, weder gegen die Wächter, noch gegen die Gefangenen von dieser seiner Kenntniß etwas merken; aber er verdop=

pelte seine Aufmerksamkeit gegen seine Umgebung und faßte im Stillen seinen Plan, nicht unthätig der Entwickelung der Katastrophe zuzusehen.

Dieser schwarze Bursche — er mochte ungefähr vierzig Jahre zählen und war von großer, starkknochiger, hagerer Statur mit zwar schwachscheinenden und fettlosen, aber eisenharten, stahlelastischen Muskeln und Bändern — war, wie er Adelen erzählt hatte, als Knabe von zwölf bis dreizehn Jahren — des ganz genauen Alters konnte er sich nicht mehr entsinnen — seiner westafrikanischen Heimath entrissen und als Sklave nach Westindien verkauft worden.

In seinem Vaterlande, dem Königreiche Whidah, war er Urrshue genannt worden und, obwohl man ihn später, je nachdem er von einem an den andern Herrn verkauft worden, verschiedene Namen beigelegt hatte, so liebte er es doch, sich dieses seines Heimathnamens zu bedienen. Die Wächter auf dem Castor freilich erzeigten ihm nicht diese Ehre; sie nannten ihn einfach Jean. —

Seine Lebensgeschichte enthielt eine Episode, welche seinen Zuhörern, Adelen und ihren Gefährten, um deswillen besonders interessant erschien, weil sie zeigte, daß keine Erscheinung vereinzelt und ohne Beispiele in der Welt und deren Geschichte vorkömmt.

Auch Urrshue war, gleich ihnen, das Opfer eines „zweiten Dezember;“ auch seine Heimath war, gleich der ihren, der Schauplatz eines „Staatsstreiches“ gewesen.

Der Thron des Königreichs Whidah war eines Tages, in Folge Ablebens des bisherigen Herrschers, erledigt. Allerdings hatte der Verstorbene von seinen vierhundert Frauen eine erkleckliche Anzahl von Söhnen hinterlassen. Aber eben diese große Anzahl bildete die Schwierigkeit. — Der Tamegah, der erste Minister des Landes, und der Mayhau, d. i. der zweite Minister und Ober-Ceremonienmeister des verstorbenen Königs, hatten nach althergebrachter Sitte, gleich jener im Königreiche Dahomey, das Vorrecht und die Pflicht, aus diesen Söhnen den Nachfolger des Königs zu ernennen.

Urrshue war der Sohn dieses zweiten Ministers.

Sobald der alte König die Augen geschlossen hatte, entstand im Innern des Palastes eine Scene der wildesten Verwirrung und der blutigsten Anarchie. Die Weiber zerschmetterten alles Geräthe und alle Kostbarkeiten und fingen dann an, sich untereinander hinzumetzeln. Mehr noch, diese Scenen der an Wahnsinn grenzenden brutalen Zügellosigkeit beschränkten sich nicht allein auf des Königs Palast. Die ganze Hauptstadt nahm daran Theil. Die Bürger derselben fielen mordend, raubend und plündernd über

einander her. Kein Recht galt mehr, kein Gesetz. Ungestraft wurden die entsetzlichsten Gräuelthaten verübt. Griwi oder Gregoy, dies ist der Name von Whidah's Hauptstadt, war der Schauplatz einer um so entsetzlicheren Verwirrung und Auflösung aller Banden des Gemeinwesens und der Familie, da für diese Gräuelscenen kein anderer Grund angegeben werden könnte, als das jahrtausende alte Herkommen, welches regelmäßig diese traurigen Vorkommnisse jedesmal bei dem Tode eines Herrschers längs der ganzen Zahn,- Gold- und Sklaven-Küste in's Leben ruft.

Den Negervölkern muß überhaupt im Ganzen genommen ein unbegreiflicher Mangel an Gefühl gegen ihre Nebenmenschen zur Last gelegt werden. Dies zeigt sich sogar bei dem weiblichen Geschlechte, welches wohl nirgend wo anders auf der ganzen bekannten Erde, als in Afrika, vollkommen ausgerüstete, gutgeschulte Heere weiblicher Soldaten bildet.*)

---

*) Seit dem 16. Jahrhunderte hat man Nachricht von kriegerischen Weiber im Innern von Afrika.

Nimmt man den Angaben des Pigafetta, de Bry und anderer Erzähler das Uebertriebene und Unwahrscheinliche, z. B. das Abbrennen der linken Brust, die gänzliche Entfernung vom männlichen Geschlechte u. dgl., so bleiben diese bewaffneten Weiberheere doch stets als ein höchst merkwürdiges Phänomen übrig, dessen Wahrheit sich durch heutige Augenzeugen beurkunden läßt.

Dergleichen Heldinnen lebten früher unter dem Zepter des großen Monarchen von Monomotapa, und es finden sich ihnen ähnliche noch in unsern Zeiten im Innern der Goldküste. Die Amazonen von Monomotapa machten einen bedeutenden und sehr gefürchteten Theil der dortigen Armeen aus. Ihre Waffen waren nur Bogen und Pfeile; allein ihre Gewandtheit, ihr Muth und ihre Kriegslisten waren selbst den wildesten Antropophagen dortiger Länder furchtbar.

Von den Amazonen der jetzigen Zeiten giebt unter Anderen der Engländer Dalzel die sicherste Nachricht.

Er sah vor noch nicht sehr langer Zeit drei tausend dieser weiblichen Militärs des Königs von Dahomey von einem weiblichen General angeführt, wie sie, der Europäischen Waffen völlig kundig, geschickter ihre Evolutionen machten, als oftmals ein Corps männlicher Soldaten.

Der König benutzte diese seine Garden zum Bestrafen der Großen wie der gegen ihn rebellirenden Ortschaften. Sie verheerten alsdann Alles, und Niemand wagte es, ihnen Widerstand zu leisten.

Auch das weit von den Küsten entlegene Binnenland giebt in unsern Zeiten gleiche Beweise des kriegerischen Muthes der Negerinnen.

Essata, eine der entferntesten Provinzen des Königreichs Benin, bildet gegen Abessinien hin ein herrliches, gesegnetes Thal. Obgleich dem Könige von Benin unterworfen, wird diese Provinz dennoch durch ihre eigene Obrigkeit, durch die Aeltesten vom Lande, regiert. Diese Regierung ist sehr milde, die Lebensart der

Der Neger im Allgemeinen legt eben dem Menschen-Leben und Glück, sein eigenes nicht ausgenommen, keinen besonders großen Werth bei, und es wird im ganzen südwestlichen Theile von Afrika kein einziges der Hauptfeste ohne Opfer, ohne Vergießen von Menschenblut gefeiert.

Aus demselben Grunde kennen diese Menschen, sobald ihre Leidenschaften entfesselt oder ihr Fanatismus angeregt worden, keine Schonung gegen ihre Mitbrüder, kein Maß und Ziel im Vertilgen und Zerstören.

Im besprochenen Falle aber war wohl noch ein anderer Grund vorhanden, die Bürger zum gegenseitigen Kampf und Raube anzuspornen. — Nach des Königs Tode bis zur Wahl seines Nachfolgers war kein Oberhaupt des Staates, kein Richter, kein Gesetz vorhanden. Was geschah, konnte ungestraft geschehen. — Es läßt sich denken, daß gar viele Menschen diese Gelegenheit benutzen wollten, ihrem Haß, ihrer Eifersucht, ihrer Wollust ihren Diebesgelüsten Genüge zu leisten. Dies um so mehr, da eine solch günstige Gelegenheit wie der Tod des Königs sich nicht alle Tage ereignete.

Und zugleich dokumentirte man ja durch solche Gräuelthaten in königsloser Zeit, wie nothwendig ein König für das Volk sei. —

Deshalb ward diesen Scenen auch weder von Priestern noch Beamten Einhalt gethan. Ein abschreckendes Exempel ist mehr werth, als zehn anspornende.

Indessen mußte doch zur Wahl eines Nachfolgers geschritten werden. Das längere Gewährenlassen der blindrasenden Volkswuth, wenn dies auch eine Zeit lang genehm sein konnte, schien denn doch für die Dauer gefährlich. Die Ankündigung der Wahl eines neuen Königs aber, welche die Minister dem Volke durch Kanonenschüsse zu wissen thun, macht dieser Anarchie so-

---

Unterthanen sehr einfach; dennoch giebt es dort oftmals sehr blutige Fehden, worin die Weiber, mit breiten Schwertern bewaffnet, neben den Männern kämpfen.

„Ich war," sagt der gewissenhafte Olaudah Equiano oder Gustav Wasa, „einmal Augenzeuge eines Gefechtes unserer Gemeinschaft. Ich kletterte auf einen Baum in einiger Entfernung und sah zu. Auf beiden Seiten waren viel Weiber sowohl, als Männer. Unter Andern war auch meine Mutter dabei; ihre Waffen bestanden in einem breiten Schwerte. Nachdem man eine geraume Zeit mit vielem Muthe gefochten und Viele getödtet hatte, erhielten die Unsrigen den Sieg und nahmen den feindlichen Anführer gefangen. Er bot zwar ein großes Lösegeld, allein er ward getödtet. Auch wurde eine angesehene feindliche Jungfrau im Gefechte erschlagen und ihr Arm auf unserem Marktplatze zur Schau ausgestellt." — — — (Zimmermann, Taschenbuch der Reisen, Band I. 1802.)

gleich ein Ende. Allerdings nimmt bald darauf eine nicht minder schreckliche Scene, die Beerdigungs-Ceremonie, ihren Anfang.

Urrschue's Vater und der erste Minister hatten endlich ihre Wahl getroffen. Der jüngste Sohn des verstorbenen Herrschers, ihnen Beiden als der Würdigste erscheinend, ward zum neuen Könige ausgerufen.

Der Hingeschiedene ward beerdigt.

Inmitten eines großen viereckigen Platzes in der Nähe des Palastes ward für den königlichen Leichnam ein Grab bereitet und die Leiche hinein gelegt. Unter Gepränge und betäubender Musik fanden sich der Nachfolger des Königs, des Verblichenen ganze, umfangreiche Familie, die Großwürdenträger des Reiches an der offenen Gruft ein; ihnen folgte die ganze Bevölkerung der Hauptstadt Griwi.

Nach mancherlei ebenso entsetzlichen als lächerlichen Ceremonien wurden des verstorbenen Lieblingsfrauen in den weiten, um das Grab freigelassenen Raum geführt. Ihr betäubendes Wehgeheul durchzitterte die Lüfte.

Bald sollte diesem ein noch markdurchbohrenderes Schmerzgeschrei folgen.

Diese Lieblingsfrauen, mehr als fünfzig an der Zahl, wurden dem Andenken des Geschiedenen hingeopfert.

Mit schweren Keulen zerbrach man, unter dem, ihr Schmerzgebrüll übertäubenden Donner der Kanonen und der Kleingewehre, unter dem Lärmen der Musik und dem Jauchzen des Volkes, diesen Märtyrinnen der Pöbeldummheit und des grassen Aberglaubens die Knochen, und warf dann die wimmernden, zuckender, vom Blute rauchenden Körper, zum Theile der Königsleiche nach in die Gruft, zum Theile in die ebenfalls zu Gräbern bereitete Einfassung dieses Gräuelortes, sie noch lebendig begrabend.

Ihnen folgte der erste Günstling des Verstorbenen, der sich zu dessen Lebzeiten der größten Vorrechte erfreute und sich durch einen eigenen, in solcher Farbe und Schnitt nur von ihm getragenen Talar vor allem Volke öffentlich ausgezeichnet hatte.

Auch er wurde hingerichtet und neben seinem Gebieter begraben.

Endlich wurden noch auf dieselbe Weise mehrere hundert Sklaven barbarisch hingemordet, um dem Könige zur Dienstleistung in die andere Welt nachzufolgen.

So trank denn der Tyrann nach seinem Tode noch Blut, dessen er während seines Lebens so viel vergossen hatte, ohne davon jemals satt bekommen zu können.

Der Begräbnißplatz schwamm im Blute.

Mit diesen letzteren Hinrichtungen war die entsetzliche Feierlichkeit

beendet. Aber noch sollte damit das Morden, das Blutvergießen sein Ende nicht erreicht haben.

Während das Volk nun, nachdem die Würdenträger sich entfernt hatten, sich auf dem Blutacker versammelte und über den Köpfen der zwar Begrabenen, aber noch vielleicht manchen Tag Lebenden, unter den schrecklichsten Qualen langsam Hinsterbenden, zu singen und zu tanzen begann, erhob sich vom Palaste her ein neues Kampfgetöse, Schreien und Schießen.

Was bis jetzt geschehen, war etwas dem Volke natürlich Scheinendes, Gewohntes und Althergebrachtes. Der neue Kampfeslärm aber setzte die Menge in gerechtes Erstaunen. Dies hatte man nicht erwartet; dies war auch früher bei ähnlichen Veranlassungen nicht vorgekommen; dies war neu.

Das gute Volk, in seiner Bildung weit hinter jenem von Europa zurückstehend, hatte eben noch keine Ahnung von Staatsstreichen.

Wir können auch nicht behaupten, daß derselben Sache in jenem uncivilisirten Lande ein gleicher Name gegeben ward, wie bei uns. Vielleicht nannten sie dies dort „Thronenraub, Ausübung des Faustrechtes, schändliche Ueberlistung und Vergewaltigung der gerechten Volkssache."

Sei dem aber wie ihm wolle, der Name thut gar nichts zur Sache. Wollte Gott, daß die Sache auch nichts zum Namen gethan und jenem an und für sich gewiß unschuldigen Ausdrucke einen so bitteren Beigeschmack von Blut und Leichen, von Kerkerduft und Gelberfieberluft gegeben hätte. — —

Das erwähnte Kampfgetümmel im Palaste von Griwi rührte also von einem dortselbst ausgeführten Staatsstreiche her.

Der Louis Bonaparte jener Tage und jenes Landes war Niemand anderes als der Bruder des von den Ministern auf den Thron von Whidah gesetzten Königs, der bei sich selbst berathen und beschlossen hatte, daß er und Niemand sonst auf der weiten Erde der Würdigste und Fähigste sei, der Regierung Zügel zu ergreifen, und der, da er diesen löblichen Entschluß gefaßt, auch gewillt war, seinem bis jetzt mißrathenen Volke durch eine vollbrachte Thatsache zu beweisen, daß dessen Heil nur in ihm blühe.

Ueberrumpelung, rasches Handeln sind zwei der hauptsächlichsten Ingredenzien zur Bereitung eines gut aus dem Kochgeschirre sich lösenden Staatsstreiches. Da dieser Satz nicht nur von Napoleon III., sondern seiner Zeit auch von Maheda III. anerkannt wurde, so hatte dieser Letztere die Zeit und Gelegenheit der Begräbnißfeier benutzt, um mit seinem Häuflein Getreuen den Palast, der fortan einem Anderen hätte gehören sollen, zu besetzen, den rechtmäßigen Eigenthümer desselben bei dessen Heimkehr mit

wohlgezielten Schüssen zu empfangen, das Volk und das Heer zu verblüffen und die große Menge durch Aussprengung falscher Gerüchte, durch Versprechung niemals erfüllter Herrlichkeiten und durch Androhung fabelhafter Strafgespenster in Unthätigkeit zu erhalten.

Der Erfolg konnte kein zweifelhafter sein. Wer auf die Dummheit und Schwäche der Massen spekulirt, hat nie eine falsche Rechnung gemacht. —

Ehe der Abend sein Zweites Dezember-Dämmern über die beglückte Stadt bereitete, gab es nunmehr einen Herrscher in Whidah, und dieser war Maheda III.

Die Folgen dieses Ereignisses ließen nicht lange auf sich warten.

Maheda III. war allerdings nicht so glücklich, ein Cayenne zu seiner Verfügung zu besitzen.

Dessenungeachtet fand er Mittel, seine Feinde und Widersacher auf andere Weise unschädlich zu machen.

Und in Einer Beziehung hatte er es sogar noch besser, als sein hoher Nachahmer in Frankreich. Wie dieser schickte auch er seine Gegner und alle jene, die es einst hätten werden können, in die Sklaverei. Aber nicht wie dieser, hatte er für jene unnütze Fracht auch noch Auslagen zu bestreiten. Im Gegentheile ließ er sich für diese noch bezahlen; und dieses Manöver führte nicht unbeträchtliche Summen seiner Privatkasse zu.

In Frankreich wäre allerdings auch diese Privatkasse vorhanden, aber — — — Europa hat, wie wir sehen, noch Einiges von Afrika zu lernen. —

Unter Jenen, die auf hohen Regierungsbefehl aufgegriffen, gebunden und geknebelt, je vier und vier durch Stricke an einander gefesselt, der Küste zugeführt wurden, um dortselbst als Sklaven an die Europäischen Händler verkauft zu werden, befand sich auch Urrschue und dessen Vater, der ehemalige Minister.

Ueber Urrschue's nunmehrige Erlebnisse können wir flüchtig hinweggehen, wenn sie auch an und für sich interessant genug waren.

Von den Soldaten seines Königs und für dessen Rechnung mit seinen Leidensgenossen auf ein Europäisches Sklavenschiff verkauft, welches übrigens, wie er sich zu erinnern glaubte, unter amerikanischer Flagge segelte, wurde er, nachdem dieses seine Ebenholz-Ladung komplettirt hatte, seiner Heimath entführt und nach Westindien gebracht.

Auf der Insel Cuba begann er seine dornenvolle Sklavenlaufbahn. Dortselbst von seinem Vater getrennt, wurde er später auf eine Plantage nach New-Orleans gebracht. Nachdem er einige Male verkauft, einmal

versteigert, einmal als Hinterlassenschafts-Gegenstand vererbt und einmal verspielt worden, nachdem er ein halb Dutzend Herren und Herrinnen gehabt und sich bereits an den Gedanken gewöhnt hatte, kein Mensch, sondern eine Sache zu sein, wurde er eines Tages plötzlich aus dieser seiner dumpfen Gleichgültigkeit gegen sich, sein Geschick und die Welt durch die Worte eines verkappt auf den Plantagen umherschleichenden Missionärs emporgerüttelt, aus welchen Worten er zu seinem unbegrenzten Erstaunen entnahm, daß seine bisherigen Herren und Peiniger, von welchen er eher alles denkbare Andere vermuthet hätte, eine Religion besaßen, an einen Gott glaubten.

Sein Erstaunen vermehrte sich, als er, eingeweiht durch jenen braven Mann in die heiligen und ewig schönen Grundsätze der reinen Christus-Lehre, daraus entnahm, daß alle Menschen Brüder seien, daß diese Religion nur Milde, Liebe und Duldsamkeit predige.

Es ward ihm sofort klar, daß der Schwarze entweder kein Mensch oder alle Weißen, mit welchen er bis jetzt zusammen gekommen, keine Christen sein müssen.

Später, als er nicht nur Amerika, sondern auch einen Theil von Europa kennen lernte, fand er sich in letzterer Meinung immer mehr bestärkt.

Daß er diese Länder aber kennen lernen konnte, verdankte er wieder jenem würdigen Missionär, der ihm, wie noch manchem seiner schwarzen Leidensbrüder auf anderen Pflanzungen, die Mittel zur Flucht verschafft hatte; für dieses wahrhaft christliche und gottgefällige Beginnen aber eines schönen Tages von dem souveränen und freien Volke der Sklavenhalter ganz einfach gelyncht wurde.

Urrshue fand bald, daß dies, obgleich große, doch nicht die einzigen Widersprüche auf dieser schönen Erde seien, deren Produkte ja selbst dieses Schicksal theilen, deren reines Gold zum Beispiel die darin wühlenden Hände befleckt, deren heilende Pflanzenkräfte so oft Giftmorde verursachen, deren nährendes Getreide als Feuerwasser ganze Stämme vernichtet. —

Als Urrschue nach mannigfachen Fährlichkeiten, nachdem er von Stadt zu Stadt, von Land zu Land gleich dem scheuen Rehe gejagt, nirgend eine Ruhestätte, nirgend eine Bruderhand findend, endlich auf einem nach Europa segelnden Schiffe die Freiheit gefunden zu haben glaubte, beschloß er als Matrose sein Leben zu fristen, als Seemann einst zu sterben.

Allein auch hier sah sich der Arme immer und immer wieder nicht als gleichberechtigten Menschen, sondern als schwarze Bestie behandelt. Und

als er Europens Küsten mit der Hoffnung betrat, hier die Freiheit zu finden — sah er sich abermals getäuscht.

Nur eine phantastische Negerseele kann auch solches Hirngespinnst, solchen Morgentraum für die Hoffenden, solches Nachtgespenst für die Fürchtenden suchen.

Nach mancherlei Irrfahrten kehrte endlich Urrschue — die Lust nach der Heimath war ihm, wie sich leicht denken läßt, gründlich vergangen — nach Amerika zurück.

In Guyana landend, suchte er die Schlupfwinkel der Maronneger auf, sich diesen zugesellend und viele Jahre mit ihnen lebend.

Ein Ereigniß, welches wir später noch kennen lernen werden, veranlaßte ihn, diese Wälder endlich zu verlassen. Aber er blieb in deren Nähe. In Cayenne ließ er sich als Handarbeiter, als Gärtner, als Fischer, als Alles, zu was ihn gebrauchen mochte, nieder. —

Indessen, wie er in früher Jugend die eine Art der Sklaverei kennen gelernt, sollte er nunmehr auch mit der andern Art Bekanntschaft machen.

Ein Streit wegen einer geringfügigen Ursache, wegen eines schönen Negermädchens, das in Urrshue's Hütte wohnte und welchem einer der Machthaber des Landes, ein Gensd'arm, ihr unannehmbar scheinende Anträge gemacht hatte, brachte den sonst ruhigen Mann in der Hitze des Wortwechsels und aufgereizt durch höhnende Gegenreden so weit, daß er, sich vergessend, Schmähworte gegen diesen Diener der Gerechtigkeit ausstieß.

Vielleicht mochten auch solche Worte mit unterlaufen sein, welche diese französische Gerechtigkeit selbst angriffen.

Wie dem auch sei, soviel ist gewiß, daß der arme Neger arretirt, eingekerkert, verhört und verurtheilt wurde — diese schönen Dingen folgen sich zwar nicht sehr schnell aufeinander in Cayenne, da die Siesta den Richtern und Beamten so viel Zeit wegnimmt, aber sie folgen sich dafür desto unvermeidlicher — verurtheilt zu drei Jahren Strafarbeit.

Diese Strafzeit büßte er — da man seine Brauchbarkeit einsehen gelernt — als Koch auf dem Castor ab. — — —

Wenn wir uns mit Urrschue, dem Negerkoche, so lange beschäftigt, so findet dies seinen Grund darin, weil dieser Mann noch eine bedeutende Rolle im Leben jener drei Personen zu spielen berufen ist, welchen wir nun schon so lange auf ihrem Leidenswege gefolgt sind.

Nun aber kehren wir zu diesen zurück, welche müßig an der Schanzkleidung ihres schwimmenden Gefängnisses lehnten, und den imposanten Anblick der sich über ihren Häuptern dichter und dichter ballenden, schwarzen Gewitterwolken genossen. —

Nicht drei Schritte von ihnen entfernt stand Grossier, der seine Aufmerksamkelt scheinbar zwischem dem mit schnellen Ruderschlägen heranhüpfenden Boote, das die erwarteten Freunde brachte, und den ersten Blitzen theilte, welche den dunklen Wolkenmantel zerrissen; in der That aber nichts sonst auf der Welt als die Gruppe der drei Freunde betrachtete und mit wahrhaft merkwürdiger Kunstfertigkeit seine Blicke, wenn er sie jetzt der See zu, jetzt himmelwärts geworfen hatte, immer wieder, flammender und durchdringender noch als früher, auf Adele zurückschleuderte.

Keine ihrer Bewegungen, keine ihrer Mienen entging ihm auf diese Art. Ebensowenig eines ihrer Worte, selbst wenn sie solches leise geflüstert hätte. Denn sein Gehör noch mehr als sein Gesichtssinn, den er doch nach drei Richtungen anstrengen mußte, war einzig auf Adelen konzentrirt.

Diese lauernde, horchende, spionirende Aengstlichkeit, welche sich in Grossier's ganzem Benehmen kund gab, rührte von jener bangen Ungewißheit her, welche im letzten Augenblicke vor Ausführung einer verbrecherischen That, einer entscheidenden Handlung oder eines lang gehegten Wunsches auch den Verwegensten und Muthigsten überfällt, ihm alle Möglichkeiten des Mißlingens seines Vorhabens in scheußlichen Fratzen vor die Seele führt und die kurzen Minuten, die noch bis zum endlichen Vollbringen desselben verfließen müssen, zu endlos langen Stunden ausdehnt.

Konnte nicht irgend ein hämischer Zufall auch seinen Kameraden Adelens Geschlecht entdecken? Konnte nicht die eine oder die andere seiner Vorkehrungen mißlingen und seinen Plan stören? Konnten nicht Lepaile und Bernard, die beiden kräftigen Burschen — besonders vor des Ersteren Kraft und Muth hatte er seit jener Affaire mit dem Haifische einen ganz entschiedenen Respekt — ihm schließlich noch hindernd in den Weg treten und seines Vorhabens Ausführung hemmen? — Ja, konnte nicht sogar — und bei diesem Gedanken, welcher vielleicht ebensowohl durch einen mächtig schmetternden Donnerschlag, den ersten des heutigen Gewitters, erzeugt, als von diesem begleitet wurde, durchzuckte ein schauerndes Beben sein Gebein — konnte nicht sogar der Himmel durch einen den Castor treffenden Wetterstrahl sein hemmendes Votum einlegen? —

Wie sonderbar! Der verbrechengewöhnte, vor keiner Gefahr, vor keiner Schuldbelastung zurückbebende Elende, erzitterte jetzt bei eines Phantoms wesenlosem Schimmer! —

Allein die wollüstige Begierde, welche Gluth durch seine Adern strömte, entzog dieses Feuer gleichermaßen seinem Muthe, wie das stürmische Wallen seiner Sinnlichkeit seinem Geiste die Klarheit und die Ruhe raubte. —

Adelen und ihren Freunden war weder die Bewegung, die rastlose Unruhe Crossier's entgangen, noch dessen lauerndes Beobachten.

Sie erkannten aus diesem eben so sehr die Unmöglichkeit, so nothwendig sich dieses auch zeigen mochte, ihre Gedanken auszutauschen, ihre Gefühle zu erklären, ihre Befürchtungen durch Freundestrost zu mäßigen und ihre Seele durch der Liebe Zuspruch zu stärken, als sie aus jener das Näher-treten der ihnen drohenden Gefahren entnahmen.

Mit unabwehrbarer Gewalt drängte sich allen Dreien die Ueberzeugung auf, daß binnen wenigen Stunden diese bis jetzt versteckt heranschleichenden Gefahren sich offen zeigen würden, daß die Katastrophe heute noch erfolge, deren Ausgang sie vielleicht unsäglich elend machen konnte.

Ein einziger Blick, den sie fast gleichzeitig sich gegenseitig zuwarfen, gab ihren stürmischen Gefühlen Ausdruck; ein einziger schnell gewechselter Händedruck versicherte sie, daß, wie auch die Würfel fielen, sie vereint dem Geschicke Trotz bieten, oder — vereint unter dessen Schlägen erliegen würden. — — —

Das Boot hatte an der Seite des Castor angelegt.

An einem zugeworfenen Taue klommen die eingeladenen Wächter der Insel St. Joseph an Bord; ihnen folgte der Abgesandte des Castor mit seinen in der Stadt eingekauften Vorräthen von Fleisch, Früchten und Wein.

Dieser Lebensmittel bemächtigte sich sofort der schwarze Koch, um sie zur Zubereitung in seine Kambüse zu bringen.

Kaum war die Gesellschaft solchergestalt vollzählig, als sich der bis jetzt schlafende Wind in einzelnen, heftigen Stößen erhob und sausend über die kochende See, über das mastlose Deck fuhr.

Schwarze Wolken verhüllten die untergehende Sonne. Tiefe Nacht breitete sich über Meer und Land. Das Gewitter, das bis jetzt nur einzelne Blitze entsendet, entfaltete sich in seiner ganzen furchtbaren Herrlichkeit.

Jene elektrischen Himmels-Depeschen, die Blitze, verkündeten in flammenden, das Firmament überdeckenden Schriftzügen ihren Inhalt, der da ist: Gottes allgewaltige Herrlichkeit. Nicht minder eindringlich, nicht minder ergreifend sprach des rollenden Donners hehre Stimme zu jenen Herzen, die ihn verstehen wollten, von der Macht des Ewigen.

Und der Sturmwind heulte, zum Orkane anwachsend, über die Fluthen.

Das von drei Ankern gehaltene Schiff, geschützt durch vorspringende Landzungen und Inseln vor der vollen Wucht der draußen über den Ocean stürmenden Luftströmungen, geborgen auf dem ruhigen Wasser der Bucht vor den wild rollenden Wogen der Außensee, schwankte gleichwohl unter

des Sturmwindes ersten Stößen und legte sich vor deren Gewalt auf die Seite.

Allein diese rasende Bö dauerte nicht lange. So plötzlich, wie sie aufgesprungen, legte sie sich auch wieder; und in einigen Minuten schon war es nur noch eine starke und stete Brise, die über die von den nimmer endenden Blitzen grell beleuchtete See fegte.

Nun aber quollen des Himmels Wasser über, die regenstrotzenden Wolken borsten, und das Luftmeer löste sich auf in unermeßlichen Wasserströmen.

Jedes andere Geräusch, selbst des Donners mächtiges Grollen verstummte unter dem Prasseln der schweren und großen, mit unerhörter Gewalt niederschmetternden Regentropfen; Alles, was früher sichtbar gewesen, verschwand unter dem grauen, von bläulichem, elektrischen Lichte durchflochtenen Regenschleier.

Beim ersten Hereinbrechen des Gewitters war alles Lebende am Bord des Castor, die Ratte nicht ausgenommen, die ihre Abendpromenade auf Deck gehalten, in das Zwischendeck geeilt, um sich daselbst vor des Sturmes Wehen sowohl, als vor den drohenden Regenströmen zu schützen.

Unter dem ersten Eindrucke der entsetzlichen Majestät des Gewitter-Ausbruches, wankend auf den sich vor dem Sturme neigenden Balken, umflossen von elektrischem, die ganze Atmosphäre erfüllenden Fluidum, betäubt durch das Grollen des Donners, fiel es keinem der Castorwächter, noch der von diesen Eingeladenen bei, an den eigentlichen Zweck ihrer Versammlung, an das Fest zu denken.

Nicht einmal die so prächtig vorgerichteten Beleuchtungs-Objekte suchte man anzuzünden oder auf andere Weise den Raum zu erleuchten.

In stummer, schweigender Bewunderung, von Manches Seite vielleicht auch in bebender Furcht, waren Aller Gedanken gänzlich dem erhabenen Schauspiele der Natur zugewendet.

Für die drei Deportirten war der Anblick dieses ebenso großartigen und Bewunderung einflößenden, wie furchtbaren und erschütternden Natur-Ereignisses ein völlig neuer und deshalb um so ergreifenderer. Denn ob sie gleich während ihrer Reise, besonders während der einsamen Bootfahrt, tropische Gewitter kennen gelernt hatten, so waren diese doch minder heftig und großartig, als jenes unter dem Aequator gewesen; und hatte anderseits ihre damalige Lage sie weniger empfänglich, ja in der letzten Zeit völlig fühllos für die Eindrücke der Außenwelt gemacht.

Aber selbst auf die rohen Gefangenwärter, welche nun doch schon so manches Jahr die Regenzeit in Cayenne durchlebt hatten und gewöhnt sein

konnten an jene dieselbe stets eröffnenden und während deren ganzen Dauer begleitenden Unwetter, äußerte sich dessen mächtiger Einfluß im hohen Grade, da dieses das erste diesjährige Gewitter war und als solches in ungewöhnlicher Heftigkeit auftrat.

Ihre Seelen und ihre Sinne, während vieler Monate eingeschläfert durch die stets gleiche, stets ruhige und einförmige Daseinsäußerung ihrer Umgebung, des Meeres und der Luft, wurden nun durch diese, wenngleich lange erwartete, doch scheinbar plötzlich und ohne Uebergang hereinbrechende Revolution der Elemente emporgerüttelt aus ihrer trägen und stagnirenden Ruhe zu dem im Sturme sich ihnen aufdrängenden Bewußtsein, daß die gewaltigen Kräfte der Natur, des Lebens und der Vernichtung, noch herrschen auf Erden, jetzt wie immer. —

Erst nachdem der heftige Sturm nachgelassen und das Gewitter sich aufgelöst hatte in den mächtig strömenden Regen, löste sich auch die bange Beklommenheit, die scheue Bewunderung der Menschen, und konnten diese ihre Gedanken von dem Drama der Natur ab- und ihren eigenen Angelegenheiten wieder zuwenden.

Die auf dem Castor Anwesenden erholten sich allmählig von den Eindrücken dieser Elementar-Revolution und begannen an die wichtige Sache zu denken, wegen welcher sie sich hier versammelt hatten.

Die Lichter im Zwischendecke wurden angezündet.

Als sich deren freundliche Helle durch den bis jetzt so düsteren Raum verbreitete und ihn, den festlich geschmückten, in all seinen Reizen den erstaunten Augen der Gäste zeigte, begannen diese und deren Wirthe, als ob erstere eben erst angelangt wären, sich zu begrüßen und jene höflichen Redensarten auszutauschen, welche der Franzose im Salon und im Feldlager, im Bureau des Ministeriums wie hier auf dem Gefängnißschiffe, stets in Bereitschaft hat und an den Mann zu bringen trachtet.

So lange das Gewitter um sie tobte, hatten die Ankömmlinge diese Begrüßungs-Formalitäten unterlassen müssen und betrachteten sich daher erst jetzt, nachdem sie die ihnen nothwendig erscheinenden Höflichkeiten gewechselt hatten, als wirklich anwesend auf dem Castor.

Die vier Wächter von St. Joseph hatten, gleich ihren Herren Kollegen vom Castor, die besten Uniformen hervorgeholt und sich mit Schleppsäbeln und Federhut so stattlich als möglich herauszuputzen gesucht.

Es war in der That eine ebenso würdige als glänzende Versammlung, die sich im Zwischendecke des Gefängnißschiffes zusammengefunden hatte.

Grossier, als der Oberste der Castorwächter, machte die Honneurs mit vollendetem Anstande.

Alsbald entspann sich zwischen den Eingeladenen und deren Gastgebern eine lebhafte und vertrauliche Unterhaltung, deren Ton nicht anzumerken war, weder daß sie von Schergen und Folterknechten, noch daß sie in einem Gefängnißraume geführt wurde.

Das Tosen der mit lautem Murren an den Schiffswänden brandenden Grundwellen der Bucht, das Brausen des in Zwischenräumen laut heulenden Windes, das gleichmäßige Plätschern der auf das Verdeck strömenden Regenmassen, vermehrten das Gefühl der Behaglichkeit und Sicherheit der im Zwischendecke vor des Wetters Unbilden Geborgenen.

Währendem hatte Urrshue, der schwarze Koch, in der Kambüse ein Feuer anzuzünden versucht, um das Mahl bereiten zu können.

Nur mit vieler Mühe war ihm dies auf der durchnäßten Kochstelle gelungen. Dabei mußte der arme Bursche fortwährend zwischen der Kambüse und der Kajütentreppe hin und her laufen, um die Befehle seiner Herren auszuführen, was ihm auf dem überschwemmten Decke, auf welchem das Regenwasser zollhoch stand, äußerst beschwerlich und lästig wurde. Innerlich fluchend versah er indessen seinen Dienst und brachte dann auch nach einiger Zeit die von ihm bereiteten Speisen auf die Tafel des Zwischendeckes. —

Grossier hatte gleich beim Beginn des Festes, als die Lichter des Raumes angezündet wurden, die Gefangenen in Sicherheit gebracht.

Zu ihrem Erstaunen und Schrecken mußten diese wahrnehmen, daß sie nicht in die ihnen bisher zum Aufenthalte angewiesenen Zellen gesperrt wurden, wenigstens Lepaile und Bernard nicht, wenn man auch Adele in ihr früheres Gefängniß führte.

Die beiden Ersteren aber brachte Grossier auf die Adelens Zelle entgegengesetzten Seite des Zwischendeckes, deren Verließe bisher weder von ihnen benutzt, noch gereinigt worden waren, und sperrte sie daselbst, ungeachtet ihres heftigen Widerstrebens, in die zwei am Weitesten von einander entfernt liegenden Zellen.

So waren sie denn völlig und zwar durch weite Zwischenräume getrennt.

Mehr noch, die Unglücklichen mußten, mit Ausnahme des zuletzt in sein Verließ gesperrten Lepaile, nicht einmal in welcher der vielen sich vollkommen gleichenden Zellen sie ihre Freunde zu suchen hätten.

Wenn es also wirklich nothwendig geworden wäre, sich gegenseitig Beistand zu leisten, wenn es in diesem Falle auch möglich gewesen wäre, daß Einer oder der Andere seine Zellenwand durchbrochen und sich befreit hätte, so wäre dann immer noch die große Schwierigkeit zu besiegen geblieben,

unter den vielen Zellen diejenige zu finden, in welchen die Freunde schmachteten, um diese zur Hülfe herbeizuziehen.

Eben diese Vorkehrungen sagten ihnen aber deutlich und unzweifelhaft, daß jener Fall, welchen sie so sehr gefürchtet, welchen sie schon lange vorher geahnt, nunmehr wirklich eintreten werde; daß ihr gegenseitiger Beistand, welchen sie eben vorher noch sich versprochen hatten, heute nothwendig werden würde.

Hätten die Armen ihre traurigen Befürchtungen nicht schon durch die erwähnten Vorkehrungen bestätigt gesehen, so wäre dies durch Grossier's Anblick selbst geschehen, dessen Antlitz in fieberhafter Erregung glühte, dessen Züge nicht mehr zu bändigende Ungeduld scheußlich verzerrt hatte und dessen Augen leidenschaftlich, unheimlich, dämonisch fast, unter den struppigen Brauen hervorfunkelten.

Nicht der Ekel vor dem daselbst aufgehäuften Schmutz und Unrath, nicht der Abscheu vor der aus den geöffneten Zellen dringenden verpesteten Luft allein waren es also, welche Lepaile und Bernard zum Widerstande gegen die von Grossier beliebte neue Folter veranlaßten: es war vor Allem die sich ihnen mit Gewißheit aufdrängende Ueberzeugung, daß diesen Abend ein entsetzlicher Schurkenstreich ausgeführt werden sollte, daß Adele, die treue Freundin, die vergötterte Geliebte, von dem Niederträchtigen bedroht sei, daß jenes furchtbare Geschick sie nunmehr ereilen werde, dem sie bisher mit allen Kräften zu entfliehen gestrebt hatten.

Adele hatte sich, zitternd und bebend zwar, aber durch einen mutheinflößenden Blick Bernard's gestärkt, ohne Widerstand in ihre Zelle einschließen lassen.

Sie war der Meinung, daß Bernard und Lepaile die nebenliegenden Zellen betreten würden.

Die beiden Freunde indessen, als sie Grossier auf die entgegengesetzte Seite des Deckes führte, als ihnen sein Vorhaben klar wurde, setzten sich gegen dessen Ausführung heftig zur Wehre.

Freilich konnten sie den wahren Grund ihres Widerstrebens nicht angeben. Denn dadurch hätten sie ja die Gefahr selbst heraufbeschworen.

Einen Augenblick allerdings war Bernard willens, die übrigen Wächter von dem bisher so sorgsam bewahrten Geheimnisse in Bezug Adelens zu unterrichten und dieselben zur Hülfe gegen Grossier, zur Wahrung ihrer gesetzlichen Rechte aufzurufen.

Allein ein Wort Lepaile's, der Bernard's Gedanken auf dessen Antlitz gelesen hatte, brachte ihn von diesem Vorhaben sofort zurück. Konnte denn auf die Menschlichkeit, auf die Billigkeit, auf die Achtung vor dem Rechte

und dem Gesetze bei diesen Menschen gerechnet werden, die sich eben darum zu Napoleon's Henkersknechten herabgewürdigt hatten, um über jedem Gesetze zu stehen? — Mußte denn nicht Adelens Gefahr verdoppelt und verzehnfacht werden, indem man durch fragliche Mittheilung Grossier's Gefährten zu Genossen und Theilnehmern seines beabsichtigten Verbrechens machte? —

Andere, als diese Folgen wären zweifelsohne nicht zu erwarten gewesen! —

Bernard und Lepaile begnügten sich demnach als Grund ihres Widerstandes die Unreinlichkeit und den Pesthauch der für sie bestimmten Zellen anzugeben.

Man kann sich denken, welche Wirkungen durch diese Worte bei der rohen Schaar erzielt wurden.

Unter Lachen und Schelten, unter Spott und Mißhandlungen trieb man die beiden sich zur Wehre setzenden Freunde in die dunklen, verpesteten Marterhöhlen, sie in dieselben, sobald sie, der mächtigen Ueberzahl weichend, deren Schwellen überschritten hatten, fest einschließend, und die Wächter von St. Joseph erklärten dann unter wieherndem Gelächter, daß dieser Zwischenfall ein köstlicher Witz und eine der angenehmsten Zugaben ihres heutigen Festes sei, womit sie die Castor-Wächter hätten überraschen können. —

Grossier rieb sich nach vollbrachter Heldenthat, im frohen Bewußtsein, den ersten Theil seines Planes ausgeführt zu haben, schmunzelnd die Hände.

Mit diesem Anfang hoffte er auch sein weiteres Vorgehen in diesem von ihm beabsichtigten höllischen Unternehmen ungehindert und ohne ernstlichen Widerstand ausführen zu können.

Niemand, als seine eigenen Genossen hätten ihn darin zu stören vermocht.

Indessen war noch Jemand an Bord, an den er ebensowenig jetzt dachte, als er ihn beim Entwurf seines Planes mitzurechnen für gut befunden hatte.

Diese Person war allerdings nur ein Schwarzer, also freilich in Grossier's Augen nur eine Sache, ein Nichts. —

Während der erzählten Begebenheiten, jener schmerzensreichen Erniedridung und Mißhandlung der Deportirten, jenes belustigenden Spaßes der Wächter, war der schwarze Koch, einige Flaschen Wein im Arme, in den Raum getreten.

Selbstverständlich achtete Niemand der „schwarzen Bestie."

Umsomehr aber beachtete Urrshue Alles, was um ihn her sich ereignete.

Während er scheinbar emsig beschäftigt war, die Weinflaschen symmetrisch auf dem Tische zu ordnen, die Stühle herbeizuziehen und die Falten aus dem Tischtuche zu streichen, während er dabei, grinsend und die weißen, plattgefeilten Zähne zeigend, vor sich hinlachte und ein Heimathliedchen summte, entging seinen scharfen und spähenden Blicken, welche er verstohlen und in fliegender Hast nach allen Seiten des Raumes und auf alle darin befindlichen Personen haftete, nicht der geringste Umstand jenes brutalen Vorfalles.

Ebenso sehr wie seine Augen, nahmen auch seine Hörorgane Theil an dem Späherwerke.

Er vernahm die Protestationen Bernard's und Lepaile's gleich den übrigen Anwesenden, aber er entdeckte auch in ihren Blicken, in ihren ängstlichen zugleich und zürnenden Mienen jene Gedanken, die sie unausgesprochen ließen, und er errieth einerseits so gut als die beiden Freunde, daß Grossier's Plan heute in's Werk gesetzt werden solle und daß dieser deshalb die Gefangenen trenne, anderseits aber auch — was selbst Grossier nicht wußte — daß jene von seinem Vorhaben unterrichtet seien, es mindestens ahnten.

Ohne sich seine Beobachtungen und deren Resultate im Geringsten anmerken zu lassen, faßte er jene Zellenthüren, durch welche die Gefangenen gestoßen wurden und die, hinter ihnen verschlossen, durch nichts sich von den übrigen unterschieden, scharf in's Auge.

Das Blitzen seines Auges bekundete, daß er sich diese Zellen wohlgemerkt habe und mit den nächstliegenden nicht verwechseln werde.

Als Grossier, nachdem die Gefangenen besorgt und aufgehoben waren, mit zufriedener Miene sich der Festtafel wieder zuwandte, und um dieser seiner Zufriedenheit Ausdruck zu geben nach irgend einem ihm dazu passend erscheinenden Gegenstande sich umsah, erblickte er den Neger mit seiner gewöhnlichen, nichtssagenden und ausdruckslosen Miene vor sich, aus welcher er ebensowenig, wie aus dessen über den Tisch gebeugten Stellung die Vermuthung schöpfen konnte, daß der schwarze Bursche mehr als ein völlig theilnahmsloser Zuschauer des beendeten Auftrittes gewesen.

Das vermehrte Lächeln in Grossier's Antlitz bezeigte, daß er nun gefunden, was er suchte: einen tauglichen Gegenstand, damit seine innerliche Zufriedenheit zu dokumentiren.

Indem er, um dieses zu thun, ganz nahe an den Schwarzen herantrat, der, scheinbar in seine Arbeit vertieft, den Gebieter kaum zu beachten schien, packte er ihn plötzlich laut lachend bei der krausen Wolle seines Hauptes und, dieselbe fest um seine Finger wickelnd, schleppte er an dieser

Handhabe den Anfangs heftig Widerstrebenden vor die Gruppe der St. Joseph-Wächter auf die andere Seite der Tafel, zu deren Füßen er ihn, gleich einem Ballen Waaren, verächtlich hinschleuderte.

Das Wimmern und Schreien des armen Burschen bei dieser barbarischen Prozedur wurde durch das laute Gelächter Grossier's, seiner Kameraden und der von diesen Eingeladenen übertäubt.

Wenn man sich erinnert, was wir früher von des Schwarzen Leibesbeschaffenheit gesagt haben, so wird man zu der Frage gelangen: ob denn dieser kräftige Mann sich, wenn er nur wollte, der grausamen Behandlung des viel schwächeren Grossier's nicht leicht durch eine einzige Aeußerung seiner Kraft und Behendigkeit hätte entziehen können? —

Die Antwort darauf liegt aber in diesem selben „wenn er nur wollte."

Der kluge Neger wußte sehr gut, was er im Falle eines ernstlichen Widerstandes gegen den Vollzug dieses „Spaßes" nicht allein von Grossier, sondern von dieser ganzen Meute weißer Männer zu erwarten gehabt hätte.

Innerlich vor Schaam und Wuth über diese schändliche Behandlung bebend, sah er doch ein, daß ihm nichts übrig bleibe, als sich derselben zu fügen, da — wenn schon in einem Lande, wie Guyana, in der Nähe und unter dem direkten Einfluße von Sklavenhaltenden Staaten der Neger niemals als Mensch betrachtet wird — dies noch weniger in Cayenne der Fall war, wo man selbst die weißen Männer, mit Ausnahme der Gewalthaber und ihrer Diener, nicht besser, manchmal noch schlechter, als Thiere behandelte; aber er beschloß in innerster Seele und schwur es sich zu, wie er es schon oft bei ähnlichen Anläßen gethan hatte, keine sich bietende Gelegenheit vorübergehen zu lassen, ohne sich an seinen grausamen Peinigern zu rächen.

Urrshue war, der Sitte seines Landes und seines Stammes gemäß, schon in frühester Jugend daran gewöhnt worden, körperliche Schmerzen jeder Art lautlos und ohne Weheruf, ja selbst ohne Verzerrnng der Gesichtszüge, zu ertragen. Während seines Sklavenlebens hatte er auch in der That oft genug Veranlaßung gehabt, diese Jugendgewöhnung auszuüben.

Wenn er daher dessenungeachtet jetzt heulte und wimmerte, so geschah es nicht deshalb, weil er die Schmerzens-Aeußerungen nicht hätte unterdrücken können, sondern weil er wußte, daß das Gelächter und die frohe Lust seiner Peiniger um so höher stiegen, je lauter und ohrenzerreißender seine Klagen ertönten, die ihren gefühllosen Herzen gleich Musik erklangen, und daß somit der Spaß um so eher seinen Gipfelpunkt erreiche, seine Leiden um so eher beendet würden. —

Allein Grossier, der lustige Henker und Folterknecht, war in diesem Punkte, wie in so manchen andern, nicht der Ansicht des Negers.

Wenn er den armen Schwarzen noch länger quälte, so wußte er damit mehr als einen Zweck zu erreichen.

Vor allen Dingen wurde er auf diese Weise, indem er seinen Gedanken eine andere und zwar eine ihnen vollkommen zusagende Richtung gab, seiner quälenden Ungeduld einigermaßen los.

Ferner beschäftigte er seine Gäste und Kameraden auf eine ihnen angenehme Art und brachte dadurch auch für die Folge deren Gespräch auf jene Themas, welche sie anregten, erhitzten und in gute, trinksüchtige Laune versetzten.

Demnach begann er den zu Boden geschleuderten und noch auf demselben kauernden Neger auf die jovialste Weise seinen werthen Gästen vorzustellen.

„Hier meine Herren, habe ich die Ehre, Ihnen eine Person vorzustellen, welche bisher Ihrer Aufmerksamkeit entgangen zu sein scheint, eine Person von eben so ausgezeichnetem Range, als zarter und blühender Hautfarbe."

Wenn es nicht Dummheit war, so war es die Sucht, ihrem Wirthe ein Compliment zu machen oder irgend ein sich damit verbindender Nebengedanke, was die St. Joseph-Wächter veranlaßte, bei diesen Worten in ein lautes Gelächter auszubrechen.

Grossier, durch diese Beifallsäußerung geschmeichelt, fuhr fort:

„In der That, meine Herren, dieser Mann hier ist nichts mehr und nichts weniger, als der Sohn eines mächtigen und vielvermögenden Ministers."

Das Gelächter wiederholte sich.

Urrshue dagegen wurde durch diese Worte in gewaltige Aufregung, in hell lodernden Zorn versetzt. Obwohl er alle Beleidigungen, alle Beschimpfungen, selbst wenn diese zu Thätlichkeiten ausarteten, scheinbar demüthig und ohne ernstlichen Widerstand zu erdulden schien, so durfte doch niemals eine solche Beleidigung seine Aeltern oder seine Vorfahren treffen, ohne daß er, wie von des Scorpiones Stachel an seiner empfindlichsten Stelle verwundet, zornig seine vorgehaltene Maske der Ruhe und Gelassenheit abwarf.

So jetzt auch. Bei Grossier's letzten Worten schienen seine bis jetzt so starren und ausdruckslosen Augen Feuer zu sprühen. Seine Glieder dehnten und streckten sich, alle Muskeln spannten sich an und seine geballten Fäuste, sein keuchender Athem, der konvulsivische Schauder, der seinen Körper durchbebte, waren gleicherweise Zeichen des in ihm tobenden Sturmes, wie Vorboten von dessen baldigem Ausbruche.

Indessen, während er sich, gleich der Tigerkatze seiner Heimath, zum vernichtenden Sprunge auf seine Feinde richtete, überflogen seine Gluthenaugen den Raum des Zwischendeckes und blieben, als sie jene Zellenwand, hinter welcher Adele schmachtete, erreichten einen Augenblick, wie in plötzlicher Erinnerung einer beinahe vergessenen Sache, nachsinnend und überlegend darauf haften.

Ein gewaltiger Entschluß kämpfte in seiner Seele mit der aufgeregten Fluth des Zornes. Unverständliche Worte entrangen sich dabei seinen Lippen, während die Spannung in seinen Zügen allmählich nachließ.

Grossier hatte die Zornesregung des schwarzen Burschen wohl bemerkt und richtig gedeutet.

„Hol mich dieser und jener, ich glaub' wahrhaftig, der Nigger untersteht sich, gegen meine Worte Einwendungen machen zu wollen! Wolltest Du's, he? Nun, will die schwarze Kanaille wohl reden!"

Mit diesen Worten gab Grossier dem armen Burschen einen derben Fußtritt in die Seite, so daß dieser, aus seinem Gleichgewichte gestoßen, über den schwankenden Boden hinrollte.

Die Lust und das Vergnügen der edlen Versammlung vermehrten sich im Verhältnisse von Urrshue's Leiden.

Grossier war dem Fortkollernden nachgesprungen und zerrte ihn nunmehr vor die Wächtergruppe zurück, indem er ihn abermals wie früher bei dem Wollhaare, zugleich aber bei dem Kragen seiner Jacke faßte. Bei diesem Griffe öffneten sich die Knöpfe derselben und sich auseinanderschlagend ließ sie, da der Neger kein Hemde zu tragen pflegte, Brust, Nacken und Schulter des Gefolterten sehen.

Die ebenholzschwarze Haut dieser Theile war mit eingebrannten Schriftzügen überdeckt.*)

Beim Ansichtigwerden dieser Sklavenzeichen erhob sich im Kreise der Wächter ein lautes Schreien und Poltern.

„Ein Sklave! — Ein entlaufener Nigger! — Aus den Louisiana-

---

*) Sobald ein Neger verkauft und einem neuen Herrn zugefallen ist, so erhält er auch von diesem sofort einen neuen Namen. Die Anfangsbuchstaben desselben werden ihm in die Haut gebrannt. Diese Operation ist indessen nicht so fürchterlich, als man glauben sollte. Der dazu bestimmte Theil der Haut, z. B. auf der Schulter, wird mit Fett bestrichen und ein geöltes Papier darauf gelegt. Eine kleine silberne Platte, welche die Anfangsbuchstaben enthält, erhitzt man über einer Weingeistflamme und drückt sie dann leicht auf das Papier. Sofort läuft die Haut auf, und dieses Zeichen bleibt auf immer. — Ein oft verkaufter Sklave ist daher mit Schriftzügen überladen, wie ein Obelisk. —

Pflanzungen entflohen! — Greift ihn und schickt ihn seinem Herrn zurück!"

Mit diesen Worten drängte sich die schreiende Schaar um Grossier und dessen schwarzes Opfer.

Vergeblich bemühte sich der Unglückliche, dem nun wirklich — bei dem bloßen Gedanken an seine früheren Tyrannen — Angst wurde um seine Sicherheit, die Wächter zu überzeugen, daß er kein Sklave, daß er frei sei. — Dabei radebrechte er die französische Sprache durchaus nicht in jener Weise, wie es Neger gemeiniglich zu thun pflegen, wenngleich sein Accent und die Stellung der Worte Manches zu wünschen übrig ließen. —

„Wie, Nigger! Du wagst es, uns anzulügen! — Wie kommen denn dann diese Verzierungen auf Deine Schneehaut?"

„Ich war Sklave, allerdings, Herr, ich war es! Aber ich habe mich, oh, es ist schon lange, sehr lange her, losgekauft!"

„Das lügst Du, elende schwarze Bestie! — Zeige uns Deinen Freibrief, wenn wir Dir glauben sollen!"

„Es ist nicht wahr, was der Nigger sagt! — Er ist ein entlaufener Sklave — laßt uns an ihm ein Exempel statuiren!"

Also riefen die rohen Söldlinge wirr durcheinander, indem sie den Neger Grossier zu entreißen suchten. — Dieser aber fand es jetzt für nothwendig, sich in's Mittel zu legen. Er allein von den Anwesenden war auch einigermaßen mit Urrshue's Vergangenheit vertraut.

„Beruhigt Euch, meine Herren!" — wandte er sich an seine Gäste — „dieser Bursche hier ist allerdings eine ehemaliger Sklave. Auch mag er wohl seinem Herrn entlaufen sein — allein — — —"

„Hört Ihr's, hört Ihr's — er ist ein Maronneger!"

„Allein" — fuhr Grossier fort, ohne sich durch diese Unterbrechung irre machen zu lassen — „dem mag sein, wie ihm wolle — wir haben uns darum nicht zu kümmern. — Meine Herren, für uns ist diese schwarze Bestie ein von französischen Behörden" — bei diesen Worten griff Grossier gravitätisch salutirend an seinen Hut — „verurtheilter Sträfling. Da demnach das glorreiche Frankreich seine Hände auf den Elenden gelegt, so ist seine Vergangenheit ausgewischt, sein Vorleben nicht mehr vorhanden. — Ich möchte den Amerikaner sehen, der es wagen wollte, diesen Burschen von uns zurückzuverlangen! — Beim Teufel auch! Ich schlüge, kraft meiner Stellung, den unverschämten Republikaner zu Boden! — Der Nigger gehört uns; und da er uns die Speisen zu bereiten hat, so wäre es jetzt wohl angezeigt, ihn in seine Kambüse hinaufzuschicken — wobei Euch Herren allerdings nicht verwehrt sein soll, dem ehemaligen amerikanischen

30*

Sklaven einen Beweis zu geben, daß er eben nichts gewonnen hat, nun er französischer Sklave geworden!" —

Mit allgemeinem Jubel wurden diese letzteren Worte von der Versammlung aufgenommen und deren Sinn augenblicklich errathen. Wo es sich um Grausamkeiten handelte, hatten diese Herren ein schnelles Fassungsvermögen.

„Recht so! Wir wollen dem Nigger einen Denkzettel geben! — Jeder nach seiner Art — wie es ihm eben beliebt!" —

Mit diesen Worten fielen sie über den armen Neger her, ihn stoßend, schlagend, an seinem Wollhaare und den Ohren zausend, so lange sie eben Lust hatten und bis ihr Müthchen einigermaßen gekühlt war.

Endlich ließen sie den Mißhandelten laufen.

Zerkratzt und geschunden, blutrünstig und zerschlagen wankte die schwarze Gestalt aus dem Kreise der lustigen Versammlung der Kajütentreppe zu.

Als Urrshne diese erreicht hatte und im Schatten derselben sich unbeachtet wußte, wandte er sich gegen seine Peiniger, und seine zur Faust geballte Rechte gegen dieselben schüttelnd, während er die Linke wie zum Schwure erhoben hatte und seine Augen, gleich feurigen Kreisen, durch die Dunkelheit glühten, murmelte er heisere Worte eines Racheschwures vor sich hin. — — —

In der besten Stimmung von der Welt setzten sich nach dieser die Eßlust vermehrenden Bewegung die Herren an die Tafel.

Das Gelage begann.

Wir wollen uns selbstverständlich nicht damit aufhalten, alle die Gerichte herzuzählen, welche, zum Theile von dem schwarzen Koche bereitet, dort aufgetragen wurden. — Eben so wenig wollen wir die Art und die Quantität der Getränke beschreiben, welche dort ihren Weg durch die immer durstigen Kehlen der Diener der französischen Gerechtigkeit fanden.

Wir können nur einfach erwähnen, daß eben so viel gegessen, als getrunken, eben so viel gelacht, als bramarbasirt wurde, und daß in diesen vier Thätigkeitsäußerungen wirklich das Erstaunlichste und Unglaublichste geleistet ward.

Um aber der Wahrheit ihr Recht zu geben, müssen wir bemerken, daß diese Herren, diese Diener des Verbrechens, diese Todtengräber für Lebendige, sich — wenigstens anfänglich — gegenseitig mit vollendeter Artigkeit behandelten.

Die Hunde von gutem Hause fressen mit einer gewissen Würde.

Es wäre wohl zu erwarten gewesen, daß Grossier, dessen halbes Leben dem Trunke gewidmet war, während er dessen andere Hälfte der Grausam-

keit geweiht hatte, bei diesem Trinkgelage die Hauptrolle spielen und es in der Fertigkeit der Getränke-Vertilgung all' seinen Genossen voraus thun würde.

Allein, dem war nicht so.

Gegen seine Gewohnheit war Grossier heute im Genusse des Weines und Branntweines äußerst mäßig.

Während er stets bemüht war, durch Anregungen und direkte Aufforderungen seine Tischgesellschaft zum Trinken zu nöthigen; während er stets besorgt war, jedes geleerte Glas, kaum daß es dieses oder jenes Trinkers Mund seines Inhaltes beraubt, wieder zu füllen; netzte er selbst seine Lippen kaum mit dem feurigen Weine und nippte nur selten und dann nur, um seine Nerven zu stärken und zu beruhigen, von dem starken Branntweine.

Um indessen durch diese an ihm um so befremblichere Enthaltsamkeit nicht die Aufmerksamkeit und den Verdacht seiner Kameraden und Gäste zu erregen, gebrauchte er die Vorsicht, den Inhalt seines Glases in unbeachteten Augenblicken unter den Tisch zu gießen. — — —

Die Gefangenen in ihren einsamen, weit von einander entlegenen Zellen litten während dieses Gelages und der diesem vorausgehenden Scenen wahre Höllenqualen.

Nicht nur war der Aufenthaltsort Bernard's und Lepaile's an und für sich schon ein grauenvoller und entsetzlicher, dessen Dunkelheit und Schmutz, dessen erstickende Hitze und abscheulicher Geruch ihnen jeden Augenblick neue Qualen bereiteten und immer unerträglicher wurden, sondern alle drei, auch Adele, deren Aufenthalt etwas weniger schlecht war als der ihrer Freunde, litten bei weitem mehr noch dadurch, daß sie in einem Zustande, in welchem kein Schlaf in ihre Augen zu kommen vermochte, gezwungen waren, Alles mit anzuhören, was außerhalb ihrer Zellenwände im Raume des Zwischendeckes sich ereignete und so Zeugen jener Rohheiten und Schurkereien zu werden, welche sie zum Theile vernahmen, zum Theile erriethen, in beiden Fällen aber deren peinliche Wirkungen mitfühlten.

Als sich diese Schergen Napoleon's zur Tafel gesetzt hatten und ihre Gespräche in den kurzen Pausen zwischen Essen und Trinken lauter und häufiger wurden, war es besonders Adele, welche sich vor deren abscheulichem und mit grellen und gemeinen Worten gemalten Inhalte entsetzen mußte, welcher Inhalt gleichermaßen jene Sorte von Liebesabenteuern der Soldaten und Matrosen, jene Ausschweifungen des Pöbels als auch derartige Niederträchtigkeiten der Großen berührten, von welcher die Erzähler auf irgend eine Art Kenntniß erhalten hatten.

Umsonst versuchte Adele, ihre Ohren derartigem Gespräche zu verschlie-

ßen; jene gewaltsame und peinliche Aufregung, welche die bange Furcht vor dem Kommenden in ihrer Seele hervorgerufen, machte ihre Nerven empfänglicher als je für jegliche sinnliche Wahrnehmung, und wider ihren Willen drangen die Worte nicht blos zu ihren Ohren, sondern schafften sich auch einen Weg zu ihrem Verständnisse.

Man könnte dies für unwahrscheinlich halten und der Ansicht sein, daß Adele gerade wegen ihrer sich von Minute zu Minute steigernden Beklommenheit, ihre Gedanken und Gefühle gänzlich von der Gegenwart abziehen und der drohenden Zukunft zuwenden mußte; allein die Erfahrung lehrt es, daß des Menschen Geist und Sinne gerade während der peinlichen und fieberhaften Erwartung eines folgenschweren Ereignisses sich mit den kleinlichsten und nichtigsten Dingen ihrer Umgebung beschäftigen, als wenn die Seele, das heißt, jene alle Geisteskräfte beherrschende Macht, konzentrirt und vertieft in die Räthsel der Zukunft, keine Gewalt mehr auf die ihrem Willen unterstehenden Kräfte auszuüben vermöchte und diese letzteren unwillkürlich jeder äußerlichen Anregung Folge leisteten. —

Solchergestalt unter den unmittelbaren Eindrücken der Gegenwart leidend, konnten die drei Gefangenen sich nicht von diesen losreißen, ohne einem grausam quälenden Bangen vor der nächsten Zukunft anheimzufallen, einer Furcht, welche zwar im Laufe der letzten Stunden genugsame Begründung erlangt haben konnte, dessenungeachtet aber bislang nur noch mit Phantomen zu kämpfen hatte. — —

Das Fest, das heißt, da man nun mit dem Speisen zu Ende war, das Trinkgelage nahm seinen ungestörten Fortgang. Stunde um Stunde verrann. Mitternacht rückte immer näher.

Das Wetter hatte sich während dessen aufgeklärt. So langsam das Gewitter heraufgestiegen am Horizonte — und dies war eine Abnormität, da die tropischen Gewitter gewöhnlich eben so schnell erscheinen, als entfliehen — so eilig hatte es sich entfernt. Die Millionen Sterne des südlichen Himmels strahlten wieder mit vermehrtem Glanze durch die von Dünsten gereinigte Atmosphäre. Der hellleuchtende Mond sandte sein weißes Licht hernieder auf die schimmernde See, auf die üppige Laubdachung des Landes, durch welche zu dringen er sich vergeblich bemühete, auf die in der Bucht zerstreuten Felseneilande.

Selbst der Wind war wieder völlig erstorben. — Alles athmete Ruhe und Frieden. Von dem eben noch tobenden Unwetter war jede Spur verschwunden. Nur im fernen Norden schwammen noch einige dunkle Wolkenballen mit grell vom Monde beleuchteten Rändern über den Palmenwipfeln.

Es versteht sich von selbst, daß Niemand an Bord des Castor diese

Aenderung des Wetters bemerkt hatte, da die Wächter ihre Aufmerksamkeit völlig dem Feste zuwandten, die Gefangenen aber jeder Wahrnehmung der Außenwelt verschlossen waren; Niemand als Urrshue, der schwarze Koch.

Dieser aber hatte dafür seine Aufmerksamkeit auf die Witterungsverhältnisse verdoppelt. Mit besorgtem Blicke beobachtete er in der Richtung des entflohenen Gewitters den Horizont; und jene Wolken, deren wir zuerst gedachten, schienen ihn hinlänglich zu beunruhigen, um ihn, so oft er bei seinen Wanderungen von und zur Kambüse über das Deck gelangte, zu vermögen, ihnen einen aufmerksamen und forschenden Blick zu widmen.

Er war zu sehr Kind der Natur und zu lange zur See gewesen, um bei Beobachtungen, wie diese, nicht sogleich das richtige zu treffen. Und wenn er immer und immer wieder seinen Wollkopf schüttelte und mit stets besorgteren Mienen jene Wolken erblickte, so ist anzunehmen, daß wirklich von dieser Seite etwas Bedrohliches zu erwarten stand. — —

Im Zwischendecke war die Unterhaltung immer lebhafter geworden, die Stimmung in Folge des unmäßigen Weingenusses immer erregter.

Von der ganzen Versammlung war, mit Ausnahme Grossier's — der, getreu seinem Vorsatze, sich des Weines und Branntweines möglichst enthielt, Niemand mehr nüchtern oder mindestens noch in einem Zustande der Zurechnungsfähigkeit.

Der Wein war den Meisten schon derart zu Kopfe gestiegen, daß sie ihren Gedanken zwar einen völlig freien Lauf ließen, ihre Zungen aber nicht mehr hinlänglich beherrschen konnten, um diese Gedanken schnell und formgerecht ausdrücken zu können.

Das Gespräch hatte sich, nachdem man längere Zeit von der Vergangenheit und vom schönen Frankreich, und dabei besonders, wie wir schon erwähnt, von dessen schönen Weibern und Mädchen und den bei diesen errungenen Erfolgen gesprochen hatte, der Gegenwart und Cayenne zugewendet.

Hiermit war das Thema erreicht, welches eben so reich und unerschöpflich, als erwünscht und aufregend war. Besonders Grossier war zufrieden, als er das Gespräch in dieser Richtung sah, welche er lange schon angebahnt und provozirt hatte und welche ihm ganz geeignet erschien, die Leidenschaften seiner Gefährten aufzureizen, sie noch trunkener zu machen und dadurch seinen Zweck zu unterstützen.

Dies geschah indessen in noch höherem Grade fast, als ihm eigentlich genehm war.

Die Meisten der Anwesenden fanden die Maßregeln der Regierung gegen die Deportirten viel zu milde und unzureichend.

Diese Herren waren der schönen und vernünftigen Ansicht, daß die scheußliche Brut der Unzufriedenen im Mutterlande nur dann gänzlich unschädlich gemacht werden könne, wenn man sie bis in den jüngsten Keim herab mit Feuer und Schwert völlig ausrotte und vertilge. Nur dann könne Napoleon, der Glorreiche, auf Ruhe im Lande und gesicherte Stellung rechnen. Sie selbst, die Bedauernswerthen, welche bisher mit Aufopferung so mancher Annehmlichkeit dem herrschenden Gestirne durch Dick und Dünn gefolgt seien, könnten auch nur dann hoffen, ihre treuen Dienste genügend belohnt zu sehen. Und wie sie bedauerten, daß Napoleon diese ihre Ansicht nicht so theile, wie sie es zu seinem und ihrem Besten wünschten, so bemitleideten sie sich selbst für die Zeit, da in Folge der thörichten Milde und Nachsicht ein Systems- und Thronwechsel eintreten könne; und beschlossen zugleich, die Symptome, so viel dies ihnen hier in der Verbannung eben möglich sei, gehörig zu beobachten, um, sobald sich Napoleon's Macht wankend zeige, noch zur rechten Zeit einlenken und der neuen Gottheit huldigen zu können.

„Und ist es denn nicht wahr, Ihr Herren!" — rief einer der Gäste, indem er sein volles Glas vorher noch bis auf die Nagelprobe geleert hatte — „ist es denn nicht wirklich eine Schande, daß man in neuerer Zeit so wenig Deportirte nach Cayenne schickt, wo doch noch für so viele dieses Ungeziefers Platz wäre! Pest auch! für was bemühen wir uns denn, hier mit dem Gesindel so schnell aufzuräumen, wenn man dort drüben in Frankreich ganz vergißt, uns neue Sendungen zu machen! Als ob es nicht noch genug von diesem Lumpenpacke im Mutterlande gäbe, genug von diesen unzufriedenen Hunden, deren Platz eigentlich hier unter unserer Fuchtel wäre!"

„Und dann" — rief, ehe der Vorredner noch völlig geendet hatte, ein anderer dieser prächtigen Patrioten taumelnd und mit lallender Zunge — „Und dann, wie erschwert man es uns, den Stützen der Gewalt, diese Kanaillen zu zähmen und zu bändigen! — Fürwahr, es wäre eben kein Wunder, wenn man allmählich die Lust an diesem Treiben verlöre und es vorzöge, ein Sklavenaufseher in Louisiana zu sein!"

„Beim Teufel! Du hast recht!" — rief wieder ein Anderer. — „Dort ist noch ein Leben für unsereins! Bougre! das Wasser läuft einem im Munde zusammen, wenn man mit so einem Burschen aus den Sklavenstaaten in's Gespräch kömmt! Wie neulich erst, da der Faktor von Master Jakson's Pflanzung am Mississippi hier war, um wegen Erbschafts-Angelegenheiten Rücksprache zu nehmen — eine schöne Erbschaft war's übrigens, eine verfallende Hütte in der Stadt drin und ein Bündel alter Kleider; —

was der erzählte — Höll' und Teufel! man möchte wüthend werden, daß es hier nicht auch so sein kann!" --

„Ist auch nicht das Wahre dort drüben" — meinte ein Anderer — „haben blos Schwarze unter ihrer Zuchtruthe!" —

„Freilich sind's nur Nigger, die man dort unter seiner Peitsche hat;" — entgegnete der frühere, sein eben geleertes Glas wieder voll schenkend und es mit solcher Gewalt auf den Tisch niedersetzend, daß d'raus der Wein hoch aufspritzte — „aber 's ist doch ein wahres Gaudium, so recht nach Herzenslust die Bestien maltraitiren zu können! — Da erzählte mir der Faktor, der dumme Kerl, der eigends den weiten Weg herüber machte, um sich die paar Fetzen zu holen, da erzählte mir der F — — —"

„Apropos Nigger" — unterbrach den immer hitziger werdenden Redner ein anderer seiner Kameraden — „Grossier — Ihr habt etwas auf dem Gewissen! — Ihr hättet uns heute wohl das Vergnügen machen können, uns diesen schwarzen Teufel, den Ihr da oben auf Deck habt, ein wenig zum freien Gebrauche zu überlassen, nicht zu solcher nichtssagenden Narrethei, wie wir sie an ihm vollführten, sondern zu ernstlicheren Versuchen auf seinem ungegerbten Felle!"

„Nun — und was hättet Ihr denn in diesem Falle mit dem Burschen gemacht?" — entgegnete Grossier, der an der lebhaften Unterhaltung bis jetzt kaum Theil genommen hatte, da seine Gedanken mit ganz anderen Dingen beschäftiget waren.

„Was ich mit ihm gethan hätte?" — rief jetzt wieder der frühere, hitzige Redner, die Frage beantwortend, die gar nicht an ihn gerichtet war — „Verdamm' mich, was ich damit gethan hätte? — Nun hört einmal erst, was man thun kann; dann mögt Ihr auch draus sehen, was ich gethan hätte! — Der Faktor erzählte mir, daß er seine Nigger — natürlich nur bei leichten Vergehungen, wie zum Beispiel zu spätes Aufstehen und dergleichen; denn die Strafen für wirkliche Vergehen oder gar Verbrechen gehören in ein anderes Kapitel — daß er also seine Nigger, wenn der sogenannte Jumper oder peinliche Gerichtsdiener kömmt und nach ihm zu gebenden Aufträgen frägt, an einen eigends zu diesem Zwecke angeschafften Krahn an beiden Armen aufhängen und an die Füße große, zentnerschwere Gewichte binden lasse. Dann wird der schwarze Bursche, völlig entkleidet wie er ist, oder — ha, ha, ha! vielleicht eine schwarze oder farbige Venus — so lange mit dornichten Ebenholzzweigen gepeitscht, bis der Jumper, und der ist doch gewöhnlich ein starker und rüstiger Mann, dessen müde wird. — Noch den nächsten Tag nach so einer Prozedur liegt eine derartige Bestie dann über den ganzen Leib geschwollen da, und mag sich von einem andern

Neger die Stacheln aus dem Fleische ziehen lassen. — Das nenn' ich mir doch ein vernünftiges und richtiges Verfahren. Der Erfinder desselben soll leben — vivat hoch!"

Mit diesen letzteren Worten war der Schandbube von seinem Sitze aufgesprungen, und taumelnd von dem genossenen Weine und der barbarischen Lust, welche er bei dem Erzählen dieser Grausamkeiten empfand, stieß er sein Glas an die entgegengehaltenen seiner Kameraden, welche gleich ihm in ein gellendes Vivatschreien ausbrachen.

Diese selben Menschen hatten eine Viertelstunde früher in demselben Raume und mit den gleichen Gläsern auf ähnliche tumultuarische Weise das Wohl ihres Herren, Sr. Majestät Napoleon's **III.** getrunken. —

Wollten sie damit unbewußt eine Parallele zwischen dem Erfinder jener grausamen Sklavenzüchtigung und dem Erneuerer der Transportation nach Cayenne ziehen? —

Als sich der Lärm, das Schreien und Gläserklirren allmählich gelegt hatten, fuhr der Ausbringer des Toastes mit immer lauterer und gellenderer Stimme in seinem Vortrage fort.

„Ja, ja, meine Kameraden, so macht man es dort mit den Sklaven! Morgens und Abends, während des Frühstücks und ehe der Pflanzer sich zu seinen Karten und seinem Punsch oder Sangaree*) verfügt, werden vor des Herren Augen die schwarzen oder farbigen Männer und Weiber, Burschen und Mädchen, die Anlaß zur Unzufriedenheit gegeben haben, an einen Pfahl gebunden und mit langer Parforce-Peitsche zerhauen, daß es eine wahre Freude ist. Und damit der Spaß noch größer wird, müssen die also Gezüchtigten dann noch ihr freundliches „Dankee, Massera!" (ich danke Euch, Herr!) rufen und mit zerfleischten Gliedern an die Arbeit gehen. — Dort geht man also, wie Ihr seht, nicht so ängstlich zu Werke, wie hier bei uns. Und bleibt auch einmal solch eine schwarze Bestie unter den Streichen liegen — was liegt daran? — Für Geld kann der Herr sich eine neue kaufen — und für sein Geld hat er sich dann doch ein wahrhaft kaiserliches Vergnügen verschafft!" —

„Vivat! — Dieses kaiserliche Vergnügen!" — rief wieder die ganze übrige, weindußelige Schaar, indem auf's Neue die Gläser zusammen klangen.

„Auch Frankreich ist nun ein Kaiserreich —"

---

*) Sangaree wird auf den Antillen und dem nahe liegenden Festlande eine eigenthümliche, köstliche Mischung von Madeira-Wein, Eis oder Wasser, Muskatnuß und Zucker genannt, welche mittels eines Rohres oder Halmes eingeschlürft wird und zugleich kühlend und erhitzend wirkt.

„Folglich sollten auch wir uns nun solches Vergnügen verschaffen können!" —

„Noch ein besseres — denn dort sind's ja nur Schwarze, die unter der Peitsche verenden!"

„Nur Schwarze?" — unterbrach hier wieder der frühere Redner dies wüste Durcheinanderrufen und Schreien — „Nur Schwarze? — Hol' mich der Teufel mit sammt seiner Frau Großmutter! — wenn nicht die Hälfte der Louisiana-Sklaven so weiß sind, wie meiner Mutter Sohn! Was? — Ihr lacht? — So habt Ihr also nie etwas von Quarteronen und Quinteronen vernommen, von jenen schönen Sklavinnen mit dem blauschwarzen, lockigen Haare, mit der weißen, durchsichtig zarten Haut und den üppigen, vollen, schöngeformten Gliedmaßen, von jenen Nachkommen der Neger, welche nur deren feurigeres und leidenschaftlicheres Temperament und ihre größere Schönheit von den Kreolinnen unterscheidet?" —

„Und auch diese sind Sklavinnen?"

„Diese erst recht! — Bougre! Dort verlohnt sich's doch der Mühe, Sklavenaufseher zu sein! — Denkt Euch, Kameraden, so ein schönes, blühendes Kind von dreizehn oder vierzehn Jahren vielleicht — noch völlig rein und unverdorben — vielleicht von einer Nachbarspflanzung auf die Eurige verkauft — von einer Nachbarspflanzung, deren Besitzer des schönen Mädchens Vater war und der sie sorgsam hatte erziehen lassen — der aber nun plötzlich gestorben war, ohne seiner Tochter einen Freibrief zu hinterlassen. — Denkt Euch also dieses wundervolle, unschuldige Kind nun plötzlich unter Eure Aufsicht, unter Eure Peitsche gegeben — denkt Euch die völlige Freiheit, die Ihr der Kleinen gegenüber habt, die Schutzlosigkeit derselben, die kleinen, vorbereitenden Vergnügungen, wobei Ihr immerhin Eure Peitsche und Eure Dornenzweige in Anwendung bringen könnet — denkt Euch dies Alles — und dann ihren Widerstand — und wie Ihr diesen, erst recht Eure Lust aufreizend, mit Martern und Foltern bezähmet — denkt an — — — Hol' mich der Teufel! man darf's nicht denken — denn man könnte sonst toll werden darüber, daß es hier nicht auch so ist!" —

Der also Redende war bei diesen Worten in eine förmliche Extase gerathen. Seine Augen leuchteten und glühten unheimlich unter den buschigen Augenbrauen hervor; seine harten Züge, von den Einwirkungen der im Uebermaße genossenen Spirituosen und der seine Leidenschaften aufstürmenden Phantasien wild erregt, zuckten und bebten, während dessen ungeachtet die Grundlinien des Gesichts — gleich eines Sehers Antlitz in die Ferne starrend — etwas ungemein Regungsloses an sich hatten.

Dieser Mann bot den scheußlichen Anblick eines die Niederträchtigkeit predigenden und deren Gewährung von der Zukunft erhoffenden Teufelspropheten.

Die wilde Schaar aber, die ihn umgab, fand seine Worte ganz nach ihrem Sinne. Sie jauchzte dem frechen Burschen Beifall zu.

Grossier allein wurde dadurch unangenehm berührt. Freilich nicht von der Schändlichkeit jener Worte — denn was diese Eigenschaft betrifft, so hätten sie dieselbe in noch weit höherem Grade besitzen dürfen, ohne daß es ihn gestört hätte; — aber es war ihm, als drohte ihm daraus eine noch unerkannte, verdeckte Gefahr.

Im nächsten Augenblicke schon enthüllte sich diese Gefahr und trat näher an Grossier heran.

„Und warum ist's hier nicht so? — Warum schickt uns die Regierung unter den Tausenden von Deportirten nicht ein einziges Weib — lauter Männer? — Als ob es unter den Weibern nicht auch unzufriedene gäbe! — Als ob wir nicht wüßten, daß eine erkleckliche Anzahl von Mädchen und Frauen gleich nach den glorreichen Dezembertagen und später noch eingezogen worden sind! — Aber 'kann mir's wohl denken — die behalten die Herren drüben für sich — die läßt man unsereinem nicht zukommen! Hol' der Teufel so eine Wirthschaft, wo man blos für andere Leute sich schinden und plagen muß, die Annehmlichkeiten des Dienstes aber nicht zu schmecken bestimmt ist!“ —

Grossier wurde bei dieser Rede des exaltirten Menschen noch unruhiger als zuvor.

Eine unerklärliche Bangigkeit bemächtigte sich seiner.

Er mußte sich gestehen, daß das Gespräch eine Wendnng genommen, welche er weder erwartet hatte, noch die ihm erwünscht sein konnte. Es bedurfte nur noch eines geringen Zufalles, um das Gespräch in jene Bahn zu leiten, an deren Ende der Versammlung der Aufenthalt eines Mädchens an Bord dieses Schiffes kund werden mußte.

So sehr derartige Befürchtungen begründet sein mochten und so sehr diese ihn auch ängstigten, so waren sie doch nicht die alleinige Ursache seiner Unruhe und einer ihm unerklärlichen Beklemmung.

Ihn drückte ein Etwas, dessen Wesen er nicht entziffern, sich nicht klar machen konnte. —

Keineswegs aber war dieses Etwas die Furcht vor dem von ihm beabsichtigten Verbrechen oder vor dessen Folgen; eben so wenig ein Gedanke an die strafende menschliche Gerechtigkeit oder an die rächende Gottheit — dies Alles wären zu bestimmte Formen seines Bangens gewesen, das im Gegentheile nebelartig, unfaßbar, drohend über ihm schwebte.

Dazu war die Luft im engen, geschlossenen Raume drückend, die Hitze nachgerade unerträglich geworden.

Schwere Schweißtropfen perlten auf Grossier's Stirne. Eine fieberhafte Gluthitze durchschauerte seinen Körper. — Mit einem ängstlichen Grauen, wie er's nie noch empfunden, schaute er sich bangen Blickes nach allen Seiten um.

Seine Blicke trafen, als sie die Seite erreichten, wo die auf's Deck führende Treppe sich befand, auf Urrshue, dessen Gestalt im dort herrschenden Halbdunkel auf dieser Treppe kauernd, in unbestimmten Umrissen sichtbar wurde.

Nur seine Augen glühten gleich feurigen Kreisen aus der Dunkelheit hervor und bohrten sich flammend und Unheil verkündend in die seines Feindes Grossier.

Dazu tönte von seinen Lippen die dumpfe, düstere und einförmige Weise eines jener afrikanischen Gesänge, die eben so wohl Todtenklage als Schlachtlied sind, je nach ihrer Betonung.

Schauerlich drangen die schweren und dumpfen Worte, bald heulenden, bald wild donnernden, bald langgezogen klagenden Tones, zu Grossier's Ohren, der sie bis jetzt in dem allgemeinen wilden Lärme nicht vernommen hatte, nun aber, da er seine Aufmerksamkeit einmal nach dieser Seite gewendet, sich ihnen nicht mehr verschließen konnte.

Völlig unähnlich seiner sonstigen Art und Weise, fühlte sich Grossier, der mit einem leisen Beben die Augen von Urrshue abwandte, ohne sich dessen Bann entziehen zu können, durch diesen Blick gefoltert, durch diesen Grabgesang erschüttert.

Indem er die triefende Stirn abzutrocknen suchte, flüsterte er leise vor sich hin.

„Weiß der Teufel! — wenn ich nicht plötzlich zum alten Weibe umgewandelt worden, so muß ich ein Fieber haben — ein garstiges Fieber! — Hu! mich schauert schon wieder! — Verdamm' mich, wenn nicht meine thörichte Enthaltsamkeit vom Trinken d'ran Schuld ist! — Aber dem wollen wir bald ein Ende machen, so wahr ich Grossier heiße und nicht Veronika!"

Und mit einem gotteslästerlichen Fluche griff er nach der ihm zunächst stehenden Branntweinflasche, um sie an die Lippen zu führen.

In diesem Augenblicke erzitterte das Schiff vom Kiele bis zu den Maststumpfen hinauf durch alle Rippen und Hölzer auf eine eben so unerwartete als eigenthümliche Weise. Wie von innerer Gewalt aus der Fluth emporgehoben und in sich selbst durcheinander gerüttelt, schwankte es einige Momente hörbar stöhnend, ächzend und kollernd bald nach dieser, bald nach

jener Seite. — Dazu ließ sich jenes sonderbare Geräusch vernehmen, jenes Knistern und Knirschen, das eines Schiffes Kiel verursacht, wenn er auf eine Sandbank oder ein Riff geworfen, noch eine kurze Zeit vor dem völligen Festsitzen darüber hinstreicht.

Aber dies war nicht das einzige Geräusch, das sich vernehmlich machte. —

Ein nicht zu beschreibendes, grauenhaftes Sausen und Brausen, gleich dem tausendstimmigen, oftmals vom Echo zurückgeworfenen Heulen des Schakals und des wilden Hundes tönte, langsam verziehend, durch die schwülen, bleiern drückenden Lüfte. Es war begleitet von einem tiefen Dröhnen, von einem dumpfen, aber gewaltigen Prasseln, den Donnern des Himmels ähnlich, aber entsetzlicher noch, furchtbarer als dieses, da es eben nicht aus der Höhe, sondern aus der Tiefe zu ertönen schien.

Nur einen Moment lang währten diese grausigen Töne. Aber dieser eine Moment genügte, um das Schrecken, das er geboren, rings auf die Erde zu streuen, in die Tiefen der Wasser, in die undurchdringlichen Verstecke der Wälder, deren Bewohner ängstlich heulend das Freie suchten, und in die Herzen der Menschen.

Selbst die wilde Schaar im Zwischendecke des Castor war bei diesen unerklärlichen, bangen Lauten emporgeschreckt aus ihrem wüsten Treiben.

Einen Augenblick war das laute Reden und Schreien, der wilde Lärm der Trunkenen verstummt.

Tiefes Schweigen herrschte im Raume sowohl, als draußen in Luft und Meer.

Nichts ließ sich hören, als das Verbrausen jener sonderbaren Töne, das Plätschern der wild bewegten, an die Schiffswandungen anprallenden Wogen und Urrshue's nunmehr lauter und schrill tönender Gesang.

Diese Todtenklage wirkte in der sie umgebenden allgemeinen grausigen Stille niederschmetternd und ernüchternd auf die Hörer.

Es war, als hätte Gottes Hand sein „Mene tekel upharsim“ an die Wand geschrieben.

Ein Schauder des Schreckens rieselte durch jedes Anwesenden Gebeine. —

Aber auch nur Einen Augenblick dauerte dieser Schrecken, dieses dumpfe Schweigen, diese entsetzensbange Ruhe. Ehe der morsche Bau des Gefangenschiffes noch völlig aufgehört hatte hin und herzuschwanken, ehe jene unheimlichen Kundgebungen der im Verborgenen waltenden Naturkräfte noch völlig verhallt waren, ehe demnach die Gründe, welche die schmutzige und niederträchtige Unterhaltung der Gäste des Castorzwischendecks unterbrochen hatten, noch vollkommen beseitigt waren, hatten diese Gäste und deren

Wirthe — da sie eine augenblickliche Folge dieser drohenden Anzeichen nicht bemerkten und in ihrem halbbetrunkenen Zustande deren Ursache weder verspürten, noch ihnen überhaupt ein so großes Gewicht beilegten — sich schon von dem augenblicklichen Schrecken erholt und — als wären sie nie unterbrochen worden — wieder begonnen zu trinken, zu schreien und zu fluchen.

Nur Grossier machte hierin eine Ausnahme von seinen Genossen.

Mit schreckensbleichem Angesichte, bebend und mit schlotternden Gebeinen hatte er sich — ein Bild der Furcht und des Todesgrauen — von seinem Sitze erhoben.

Seinen blassen Lippen entrang sich, zitternd, rauh und von krampfhafter Angst hervorgestoßen, ein Schrei des Schreckens.

„Was — was ist das?"

Ehe er diese heiseren, halbunterdrückten und unverständlichen Worte beendet, war der Lärm verstummt, hatte das Schwanken des Fahrzeuges aufgehört.

Aber dem war nicht also mit seinem Schrecken.

Denn nicht eine bestimmte Ursache konnte er sich für diese seine Furcht klar machen — eine gewaltige, unerklärliche Angst, für ihn ebenso wenig zu enträthseln als jene ebenso kurzwährende wie erschütternde Naturerscheinung, hatte ihn erfaßt und seine aufgeregten und überreizten Nerven zerrüttet, seinen Geist gelähmt und seine Seele mit einem bangen, unbestimmten Grauen erfüllt.

Noch horchte er eine Zeit lang den entschwindenden, verhallenden Tönen nach, noch starrte er, als wäre vor seinen Blicken das Bild grausiger Vernichtung aufgestiegen, mit angstentstellten Zügen in die leere Dunkelheit des entfernteren Raumes hinaus, als seine Freunde und Genossen längst wieder ihre abscheuliche Unterhaltung aufgenommen und der momentannen Unterbrechung völlig vergessen hatten.

Endlich schien er sich des seine Sinne lähmenden Schreckens zu erwehren, der tollen, wirr vor seinem inneren Auge kreisenden Bilder zu entziehen. Noch bebend an allen Gliedern raffte er sich auf, in der Absicht, auf's Deck zu eilen und dort der Veranlassung dieses sonderbaren Ereignisses nachzuforschen.

Aber ehe er noch zwei Schritte in dieser Richtung gemacht hatte, hielt er plötzlich, von einer entgegengesetzten Regung erfaßt, an.

Zwei Gefühle der Furcht und des Bangens, beide gleich mächtig, beide gleich nahe ihn berührend, beide gleich heftig ihn ergreifend, rangen in seiner Seele um die Oberhand.

Das eine dieser beiden Angstgefühle haben wir eben erst gekennzeichnet,

so weit eben ein unklares und nur theilweise motivirtes Gefühl sich beschreiben läßt. Es gipfelte dieses in der Furcht vor einem noch unbekannten, drohenden Naturereignisse.

Der anderen Furcht, wir möchten sie die ältere nennen, haben wir ebenfalls schon gedacht, als sie noch nicht durch den späteren Schrecken abgelöst worden war in Grossier's Seele.

Während der letzten Augenblicke hatte er selbst dieser Furcht völlig vergessen, allein eben als er sich von dem Tische, um welchen seine wilden Kameraden zechten, abwenden wollte, rief sie ihm ein dort laut gesprochenes Wort wieder in Erinnerung zurück.

Wie schon erwähnt, war dort die Unterhaltung nach nur sekundenwährender Unterbrechung wieder in den alten Fluß gerathen und hatte wieder dort angeknüpft, wo sie vor der kurzen Pause stehen geblieben.

„Ja, ja! meine Kameraden" — rief jener Schreier wieder, der, vielleicht in Folge seines grellen Organes und seiner schonungslosen und gemeinen Redeweise bis jetzt fast allein die Unterhaltung geleitet hatte — „wie ich zuerst schon sagte, bin ich der Ansicht — und, bei Napoleon und allen Teufeln! ich habe Grund dazu — daß schon mehr als einmal Weiber, wirkliche, veritable Weiber, nach Cayenne deportirt worden sind!"

„Ah papperlapapp! Was Ihr uns da wieder vorfaseln wollt! Sind nicht vielleicht auch Kinder herübergeschickt worden?"

„Spottet nur, Mann! Ich glaub's Euch beweisen zu können. Denn was ich sage, das hat Alles Grund und Ursache. — Glaubt Ihr, ich habe meine Augen in der Tasche stecken? — Glaubt Ihr, ich beachte nicht so gut, wie irgend Einer, was um mich her vorgeht? — Mög' Euch der gelbe Jack an den Hals fahren, wenn Ihr's nicht glauben wollt; aber 's ist die reine Wahrheit, wenn ich sage, daß ich schon verkleidete Mädchen unter den Deportirten getroffen habe!" —

„Verkleidete Mädchen!?" —

„Wie ich Euch sage! Hört mich nur an. — Aber zuerst noch einen frischen Trunk, Kameraden!" —

Er ergriff sein volles Glas, um es an die Trinkgefäße seiner Genossen zu stoßen, welche sich voll Spannung und Neugierde um ihn drängten.

Dies war der Augenblick, in welchem Grossiers den Tisch verlassen wollte.

Aber die letzten Reden, welche er unwillkürlich hatte mit anhören müssen, waren die Veranlassung, seine Schritte urplötzlich anzuhalten.

Der Gedanke an Adelen, die Furcht, daß dennoch, all seiner Vorsicht

ungeachtet, deren Geschlecht von den Wächtern errathen werden könne, tauchten mit verstärkter Gewalt in seiner Seele empor.

Um also das Gespräch seiner Kameraden überwachen und leiten zu können, beschloß er, nicht auf's Deck zu gehen, sondern bei denselben zu bleiben.

Er trat zu dem ersten besten heran, ergriff ein volles Glas, das er mit dem lauten Ausrufe: „Das Vergnügen soll leben! meine Freunde, das Trinken, die Liebe und — die Sklavenpeitsche!" austrank; „denn sage man mir, was man will," fügte er hinzu, „außer Wein und Liebe, giebt es nicht Angenehmeres, als den Genuß, die Peitsche über den Rücken eines Verurtheilten tanzen zu lassen. Habe ich recht, Kamerad?"

„Freilich, freilich," erwiderte der St. Joseph-Wächter, „Ihr solltet nur einmal nach Louisiana kommen, wie lustig wird dort mit den Niggers umgegangen, ich wollte Euch Geschichten erzählen, daß Euch die Haut grausen sollte: Wenn man z. B. einen Neger, der sich vergangen hat, in den Gipfel eines Baumes aufhängen lassen und bei lebendigem Leibe den Geiern zum Fraße geben darf, ohne daß ein Hahn danach kräht. Freilich, hier ist es eine andere Sache, man wird auf Tritt und Schritt bewacht, und alle Augenblicke heißt es: „Gesetz! Gesetz!" Und es gilt noch die Devise der Republik: „Freiheit und Gleichheit!"

Bei diesen Worten, welche an die republikanische Zeit erinnerten, entstand ein förmlicher Aufruhr unter den Wächtern.

„Was Freiheit! was Gleichheit!" riefen sie wild durcheinander, „bei uns ist nur Einer frei, und das ist Seine Majestät Napoleon der Dritte," sagte einer der Wächter, indem er ironisch lächelnd den Hut zog, „und wir Menschen sind allerdings gleich vor ihm, das heißt, er hat sich die Macht gegeben, uns alle gleich zu behandeln, wenn wir nicht nach seinem Willen leben."

Dies wollte der erste Redner nicht gelten lassen, und es entstand ein wüthender Zank, der zuletzt in Thätlichkeiten ausartete.

Grossier bemühte sich vergeblich den Streit zu schlichten; er theilte aber mit allen Vermittlern das gleiche Schicksal, daß er bei seiner Rolle am schlechtesten weg kam und von beiden Parteien durch Püffe und Stöße so traktirt wurde, daß er endlich eine in der Ecke lehnende Muskete ergreifen und drohen mußte, den Alarmschuß zu thun, um Hülfe vom Lande herbei zu rufen.

Sehr ernst war es ihm mit dieser Drohung freilich nicht; denn wenn er wirklich das Signal gegeben hätte, so wäre er zwar von aller Verantwortlichkeit wegen der Exzesse frei geworden, zugleich hätte aber auch sein

Hauptplan in Beziehung auf Adelen gefährdet werden können; er hatte also von Glück zu sagen, daß diese Drohung genügte, die Ruhe wieder herzustellen. Furcht trennte die Kämpfenden; denn jeder von ihnen hatte eine oder die andere schöne That auf dem Gewissen, die bei Einleitung einer Untersuchung leicht entdeckt und selbst bei solchen Behörden, wie sie Cayenne zur Zierde gereichten, nicht ungeahndet geblieben wäre. Das wollte natürlich jeder vermeiden und begnügte sich, an seinen Platz zurückzukehren, und sich mit den gegenseitig ertheilten und empfangenen Hieben zu begnügen.

Da nun einmal kein Blut fließen sollte, so wollten sie sich am Wein entschädigen, unglücklicher Weise war aber das erste Faß geleert und das zweite nirgends zu finden.

„Das ist kein anderer gewesen, wie der schwarze Hund von einem Neger, der uns das Faß heimlich bei Seite geschafft hat, aber er soll mir dafür büßen!" rief Grossier, der das Richtige gleich errathen hatte. „Laßt uns suchen!"

Den St. Joseph-Wächtern konnte die Aussicht auf das Wiederfinden des Verlorenen indessen nicht genügen, denn ihr Urlaub war abgelaufen, und es war die höchste Zeit, den Castor zu verlassen, wenn sie mit dem anbrechenden Morgen nach St. Joseph zurückgekehrt sein wollten. Taumelnd und mit unsicheren Schritten gelangten sie bis zum Fallreep, an welchem sie, nicht ohne Gefahr, zu ihrem Boote hinabstiegen.

Das Letztere wurde von Sträflingen, die nicht zu der Klasse der politisch Verurtheilten gehörten, sondern wegen gemeiner Verbrechen deportirt worden waren, geführt, und diese empfingen ihre trunkenen Herren hämisch und mürrisch, setzten die Ruder ein und verschwanden bald mit denselben in dem Dunkel der sternlosen Nacht, natürlich zur Freude der Castorwächter, welche nun die Aussicht hatten, das zweite Fäßchen allein leeren zu können, vorausgesetzt, daß es sich wieder fand. Um nichts zu versäumen und das Fäßchen zu suchen, polterten sie alle hinunter in's Zwischendeck.

Grossier hatte einen Blick nach dem Himmel und auf das Meer hinausgeworfen und blieb deshalb noch einen Augenblick zurück. Das Aussehen des Wetters war jedoch so bedenklich, so beängstigend schwül geworden und seine Verantwortlichkeit als Wächter des Schiffes so groß, daß er es der Mühe für werth hielt, einen Augenblick seine Aufmerksamkeit darauf zu richten. Diese gelbe, das Athmen erschwerende Atmosphäre verkündigte jedenfalls einen nahe bevorstehenden, gewaltsamen Losbruch der Elemente.

„Sollte diese Nacht," fragte er sich, von düsterer Ahnung befallen, schaudernd, „die letzte Deines Daseins werden? Solltest Du wirklich vor Deinen Richter schon Rechenschaft — — — Pah, Unsinn!" sagte er schnell,

seiner Schwäche sich schämend, und da er von unten herauf sich bei Namen rufen hörte, raffte er sich zusammen, schüttelte alle feigen Bedenken und alle, wie er sagte, dummen Ammenmärchen von sich, um wiederum der zu sein, der er früher gewesen war, d. h. ein Bösewicht, im vollsten Sinne des Wortes.

Ehe sich noch der Wächter aus der Luke herausgewunden hatte, war Grossier bereits wieder vollkommen gesammelt, und es war ihm sogar gelungen, zum eigenen Troste einen herzhaften Fluch auszustoßen. Er fragte seinen Kameraden, weßhalb man ihn rufe, und vernahm aus der etwas unklaren und unzusammenhängenden Antwort, daß es trotz des besten Willens nicht hatte gelingen wollen, das Fäßchen Wein im Zwischendeck zu finden, er möge deshalb ihnen mit guten Rath beistehen. Obschon es ihm selber gleichgültig war, ob er noch ein Paar Gläser Wein herunterstürze oder nicht, so war ihm doch alles daran gelegen, seine Mitwächter so vollständig in bewußtlosem Zustande zu versetzen, daß sie seinem ferneren Vorhaben nicht weiteren Widerstand entgegensetzen konnten. Er entschloß sich also, ihnen nach dem Zwischendeck zu folgen und in den Kojen der Gefangenen die fernere Nachsuchung zu leiten. Wie es vorauszusehen war, konnte die Recherche zu nichts führen und trotz aller Schmähungen, womit er die Unschuldigen überhäufte, blieb ihm nichts übrig, als nach einer Viertelstunde unverrichteter Sache zurückzukehren.

Der Neger Urrshue, fiel ihm plötzlich ein, hat das Faß gewiß in seiner Kambüse verborgen, und theilte dies seinen Kameraden mit. Alsbald stürzten diese nach der Gegend des Deckes, auf welcher die Kambüse angebracht war. Kaum bemerkte der Neger die Richtung der Suchenden, als sich seiner sonst so muthigen Seele die Furcht vor den Folgen seines Wagnisses bemächtigte; denn er wußte, welche Strafe seiner wartete. Mit der ihm eigenen Geschicklichkeit schlüpfte er an ihnen vorbei und stürzte nach dem Zwischendecke, wo er sich in eine der unbesetzt gebliebenen Zellen von inwendig einschloß. Zum Glück hatte er sein scharfes Messer, welches er stets als Koch gebrauchte, bei sich. Schlimmsten Falls konnte er sich mit dieser Waffe vertheidigen oder vor den Qualen, die seiner warteten, durch Selbstmord retten. Die Zellen Bernard's und Lepaile's zu erreichen, die sonst gewiß mit ihm gemeinsam ihre Peiniger abgewehrt haben würden, war nicht mehr möglich, denn schon ließen sich die Schritte der vom Verdeck Herunterkommenden hören. Die betrunkenen Bösewichter rasten und tobten wie die wilden Thiere.

Grossier war an ihrer Spitze und hatte Mühe seine Gefährten abzu-

halten, den schwarzen Verbrecher auf der Stelle auszuspioniren, um an ihm ihre Rachsucht zu befriedigen. Allein dies paßte, wie wir wissen, nicht in seinen Plan.

Die Nacht neigte sich bereits ihrem Ende zu. Es mußte also unverzüglich zur Ausführung seines Vorhabens geschritten werden.

„Morgen, morgen, werden wir es ihm bezahlen!" rief er seinen Kameraden abwehrend zu, „der schwarze Hund und die Freude an seiner Strafe entgeht Euch ja doch nicht. Wir werden ihm ein besonderes Lied aufspielen und ich denke, es soll ein würdiges Nachfest zu dem heutigen werden."

Das Fäßchen wurde sogleich angebohrt und bald ging der Weinkrug die Runde. Niemand gedachte mehr des Negers, außer Grossier, der demselben mißtraute und ihn bitter haßte, weil er die wahre Schuld der Verzögerung ihm aufbürdete. Er hatte auch hier wieder seinen wahren aber sehr abgenützten Spruch im Gedanken: daß Morgen ja auch noch ein Tag sei. Er hätte nur nicht vergessen sollen, daran zu denken, daß nicht jeder, der beim Kerzenschein jubelt, die aufgehende Sonne begrüßt. Endlich hatte er seine Absicht erreicht.

Es wurde immer stiller im weiten Raume des Zwischendecks, die Lichter waren herabgebrannt, zum Theil schon verlöscht, und einer der Trunkenbolde nach dem andern war, seiner Sinne nicht mehr mächtig, unter den Tisch hinabgesunken, oder lehnte sich in seinen Sessel schlafend zurück.

Der Neger Urrshue stand noch immer lauschend an der Thür der Zelle, in welche er sich geflüchtet hatte. Alle seine Sinne waren auf das gespannt, was die nächste Minute bringen mußte. Die Ohren gespitzt, lag er auf der Lauer.

Plötzlich hörte er die Thür des Zwischendeckes, leise knarrend, vorsichtig öffnen. Mit leisem Schritt huschte Jemand an den Zellen entlang, und machte vor der, welche Adele einschloß, Halt. Nun erst wagte es Urrshue, die Thür ein klein wenig zu öffnen und durch die Ritze hindurch zu lauschen.

Grossier, der an jener Thür, welche zu dem Gefängniß Adelens führte, stehen geblieben war, versuchte mit einem Schlüssel das Schloß möglichst lautlos zu öffnen. Alles war still und dunkel in der Zelle und Niemand wehrte demselben den Eintritt; denn Adele war ohne Zweifel, nachdem Furcht und Entsetzen sie lange wach gehalten hatte, gegen ihren Willen vom Schlaf überwältigt worden. Vorsichtig tastete er an den Wänden umher, und richtig in der Ecke der Zelle fand er ein tief athmendes, lebendes Wesen — die arme gequälte Dulderin! Ein halb unter-

drückter Ausruf der Freude entfuhr seinen Lippen. Das Ziel war erreicht, Adele konnte ihn nun nicht mehr entgehen; auf Hülfe von ihren Freunden konnte sie nicht mehr rechnen und an Urrshue, der ganz in der Nähe wartete, um als Retter und Rächer zu erscheinen, hatte er in diesem Augenblick selbst nicht gedacht.

Der Moment der That war gekommen, es galt keine längere Zögerung mehr. Schon beugte sich Grossier über ihren Körper, der ihm, trotz der überstandenen Leiden, noch immer reizend schön erschien, um sich desselben zu bemächtigen, als sie mit einem lauten Schrei des Schreckens in die Höhe Höhe fuhr, und den frevelhaften Angreifer mit einer solchen Gewalt von sich stieß, daß er einige Schritte zurücktaumelte. Der Schrei, welchen sie dabei ausstieß, fand sein Echo in den Zellen Bernard's und Lepaile's, deren Kräfte leider nicht hinreichten, um die Riegel zu sprengen, und der Geliebten und Freundin zu Hülfe zu eilen. Freilich rüttelten sie daran mit aller ihnen zu Gebote stehenden Macht, doch wußte Grossier recht wohl, daß alle ihre Bemühungen fruchtlos sein würden. Indem er sich aufrichtete, lachte er höhnisch über die vergeblichen Anstrengungen, und wandte sich zu Adelen zurück, um sein Opfer zu erfassen und es nach seiner eigenen Koje zu schleppen, indem er sagte:

„Oho mein Täubchen, hätte Dir nicht so viel Kräfte zugetraut, besser ist's, Du fügst Dich in Dein Schicksal, denn Widerstand wäre doch vergeblich. Und nichts für umsonst," fügte er flüsternd hinzu, „denn eine Liebe ist der andern werth. Vielleicht wird Deine Zukunft, und die Deiner Freunde sich besser gestalten, wenn Du hübsch Vernunft annehmen willst. Ich verspreche es Dir, Ihr sollt es künftig besser haben, und vor Allen Du, mein Täubchen. Wozu also spröde thun, da doch Deine Stunde geschlagen hat; — fort, in meine Zelle, dort wird sich das Weitere schon finden."

Adele hörte nicht mehr die letzten schmeichelhaften Anerbietungen Grossiers, das Bewußtsein, in der Gewalt des Schrecklichen sich zu befinden, bemächtigte sich aller ihrer Sinne; sie wurde ohnmächtig, ehe er sie noch sammt seinen guten Vorschlägen nach seiner Koje bringen konnte, er fühlte das an der plötzlich zunehmenden Schwere des Körpers, der widerstandslos in seinen Armen hing.

Er stolperte so gut es ging nach der Treppe, die auf's Deck führte, um sie dort oben in der frischen Nachtluft erst zu sich kommen zu lassen unglücklicherweise fiel er aber über einen seiner trunkenen Gefährten, der schnarchend quer über den Weg lag und warf dabei seine süße Bürde weit

von sich. Die Heftigkeit des Falles hatte eine schnellere Wirkung gethan, als die Nachtluft. Adele war wieder zu sich gekommen, raffte sich empor und entfernte sich mit behutsamen aber eiligen Schritten in der Richtung der Lukenöffnung.

Grossier fluchte anfangs entsetzlich, bald aber fiel ihm ein, daß ja Adele, wohin sie sich auch verstecke, zuletzt doch seine Beute werden müsse und er lachte laut und höhnisch hinter ihr her, als sie geflügelten Schrittes die wenigen Stufen hinaufsprang. Sie war auf Deck und athmete hoch auf als ob sie einen Alp abgeschüttelt hätte. Eine Rettung blieb jedoch, das weite schwarze Meer!

Ob auch seine Wogen jetzt still vor ihr dalagen, als wollten sie sich gar nicht mehr öffnen, sie theilten sich doch gern dem Ruhe suchenden Unglücklichen, der in ihrem Schoß sich betten wollte und es war drunten auf dem finstern Grunde noch Platz genug, er konnte noch Millionen von Sterblichen friedlich neben einander beherbergen, die droben auf der Welt nicht dieselbe Gottesluft athmen wollen.

Zu diesem Letzten und Aeußersten sollte es jedoch nicht kommen! die Erlösung nahte; während Adele nach dem Steuerbord hinüberrannte, war Grossier dicht an ihrer Seite, aber er versäumte den günstigsten Augenblick, da ihn das gefahrdrohende Aussehen des Firmaments, auf welches sich zufällig sein Auge richtete, einen leisen Ausruf des Staunens und Grauens entlockte und er einen Moment lang wie versteinert stehen blieb. So hatte er den Himmel noch nicht gesehen! Es war wirklich wie kurz vor dem Beginn des jüngsten Gerichtes, wie es den Gläubigen die Priester schildern, wenn sie kein gutes Gewissen, aber viel Geld für die Kirche und deren Diener übrig haben.

Ein dunkelfahler Dämmerschein, der nicht von der nahenden Morgenröthe herrühren konnte, schwebte über dem Wasser und ein glühender Hauch, gerade das Gegentheil von der erwarteten Nachtkühle, die unter diesen Breiten-Grade oft sehr empfindlich ist, wogte und wallte ein glühender Hauch durch die Luft, als ob er aus einem Schmelzofen komme. In der innersten Tiefe brauste, schäumte und kochte das Meer. Ein eigenthümliches, bald pfeifendes und zischendes, bald laut rollendes und prasselndes Getöse ließ sich rings umher vernehmen. Der Wind war förmlich erstorben. Man vermochte kaum zu athmen, so schwer war die Luft. Für alle diese seltsamen Erscheinungen hatte Grossier bis jetzt kein Auge gehabt, weil das seine nur einem andern Ziele entgegengerichtet gewesen war. Der rothe Dunst um ihn verdichtete sich immer mehr. Es war kaum möglich durch die glühende Nebeldecke auf einige Schritte weit etwas zu erkennen, die Augen

selbst schmerzten und brannten, die unbedeckte Haut des Körpers wurde wie von tausend Stichen glühend gemachter Nadeln gefoltert, es war ein heißer Aschenregen, der aufs Verdeck hernieder gefallen war und es in kurzer Zeit mit einer grauen Kruste überzogen hatte, auf welcher Grossiers Fuß ausglitt gerade in dem Augenblick, als er Adele wieder erhaschen wollte.

„Hölle und Teufel!" rief er wild mit dem Fuße stampfend, „hat denn auch Satan sich gegen mich verschworen, daß er mir seinen glühenden Sand vor die Füße streut. Er soll schwere Arbeit mit mir haben, denn ich habe ihm in die Karten gekuckt und weiß, daß er nur Gaukelspiel mit mir treibt, um mich ein Stündchen eher in seine Krallen zu bekommen. Aber gemach, Vetter! so rasch geht es denn doch nicht mit uns, erst müssen wir Abrechnung mit einander halten, noch bist Du tief in meiner Schuld.

Während dessen machte das unglückliche Opfer der Brutalität einige leise Bewegungen. Die heiße Asche, welche auf ihr Gesicht und ihre Arme niederfloß, mochte ihr Schmerzen verursachen; aber je heftiger das Unwetter tobte, desto kühner wurden die Hoffnungen Grossiers. Ein Blitz, welcher so gewaltig und blendend war, daß Land und See auf viele Meilen weit hinaus mit mehr als Tageshelle übergossen wurden, zuckte aus dem Firmament herunter; aber er war nicht die einzige Feuererscheinung, denn auch die Erde und das Meer schienen electrische Strömungen von sich zu geben. Wenige Augenblicke darauf durchdonnerte ein betäubendes, sinnverwirrendes Geprassel die Lüfte, wie er es noch niemals in seinem Leben gehört hatte.

Noch größer wurde sein Entsetzen, als er dicht vor seinen Augen eine schwarze riesenhafte Gestalt, mit glühenden Bicken und drohend erhobenen Fäusten zu erblicken glaubte. Aber die Erscheinung dauerte nur so lange als der Blitz, indem bald darauf die tiefste Finsterniß folgte. Doch fühlte er noch immer die Nähe des Unholdes und er ahnte, daß es kein Anderer sein konnte, als der Mohr Urrshue. Halb bittend, halb jammernd rief er diesen Namen aus, als wolle er einen bösen Geist bannen; aber ehe er noch völlig ausgesprochen war, fühlte er sich von einem starken Arme umklammert, während zugleich eine eiserne Faust seine Kehle zusammenpreßte, so daß ein weiteres Hülferufen unmöglich wurde.

Die Vertheidigung, die er versuchte, war die eines Kindes gegen einen Riesen. So gewann Adele Zeit, sich von ihrem Verfolger zu entfernen, während dieser dumpf röchelnd, nichts als ein unverständliches Geheul ausstoßen konnte.

Trotz alles Sträubens faßte der riesige Schwarze ihn um die Mitte

des Leibes und trug ihn mit lautem und teuflischen Gelächter über das Deck hinüber nach dem Fallreep, über welches er ihn, trotz der wüthendsten Anstrengungen Grossiers mit den Worten: „O! Urrshue hat ein gutes Gedächtniß und der Sohn des großen Kriegers von Ulidha vergißt nicht, wem er Rache geschworen hat! Vielleicht haben heute Nacht die Haifiche bessseren Appetit als gestern Morgen auf Jungfrau Adele, die ihnen geopfert werden sollte", hinabzuschleudern suchte.

Während des Kampfes hatte jedoch Grossier Zeit gehabt, seine rechte Hand frei zu bekommen und ein geladenes Pistol blindlings auf den Neger abzufeuern und zwar so glücklich, daß dieser beinahe zu gleicher Zeit mit ihm zu Boden stürzte.

Himmel und Erde gewährten eine passende Umrahmung zu dieser fürchterlichen That: der erstere schien ein unermeßliches Flammenmeer zu sein, dem auch aus der See hier und da Flammen, Rauch und Qualm entgegenschlugen. Das gesammte Gestade gerieth in eine wellenförmige Bewegung, ja es thaten sich hier und da tiefe Schlünde auf, um sich im nächsten Augenblick krachend wieder zu schließen.

Das furchtbare Erdbeben, welches die ganze Küste von Guyana heimsuchte, war ausgebrochen. Der Erdball schien sich in seine Elemente auflösen zu wollen. So weit das Auge reichte, ein wirres Chaos, ein Schutt- und Trümmerhaufen, ein entsetzliches Wasser- und Feuergemenge. Die tückische Windstille hatte sich in wenigen Minuten in den furchtbarsten Orkan verwandelt, der je über jene Gegend hingeweht war. Die Meereswellen hoben sich unter seinen gepeitschten Fittigen zu einer unermeßlichen Höhe und überflutheten das ganze Küstenland, ganze Felsen und Bäume übereinanderstürzend, als seien es Strohalme. Ueberall Heulen und Wehrufe, als ob der letzte Tag der Erde gekommen sei.

Das Gefangenschiff, der Kastor hatte von Glück zu sagen, daß seine Ankertaue noch fest genug waren, die Stöße, die in kurzen Zwischenräumen von unten her erfolgten, auszuhalten und nicht, wie fast alle auf der Rhede befindlichen Fahrzeuge, zu zerbersten.

Es verging keine halbe Stunde so war das Werk der Zerstörung vollbracht, und als die, dem folgenden Tage nur wenige Minuten vorangehende Morgenröthe aufstieg, sah man in dem weiten Wasserbecken des Hafens von Cayenne nichts als Trümmer und Leichen, die sich auf den Wellen hin und her schaukeln ließen. Ueber 4000 Menschen waren das Opfer dieses Morgens geworden, was sich natürlich erst später, als die Listen aufgenommen worden waren, ergeben konnte.

Wir müssen uns nun nach den Schicksalen der Hauptpersonen

umsehen, die uns während der Katastrophe aus den Augen gekommen sind. —

Als sich Adele durch die Zwischenkunft des Negers befreit sah, eilte sie in das Zwischendeck hinab, ohne sich noch einmal nach den Kämpfenden umzusehen. Unten angelangt, drängte sich zuerst die Nothwendigkeit auf, ihrem eigentlichen Retter zu Hülfe zu eilen. Sie wußte ihre Freunde in der Nähe und rief, unbekümmert daß sie Jemand hören könne, die Namen Bernard's und Lepaile's so laut, daß sie einer Antwort gewiß war. Und in der That ließ sie auch nicht lange auf sich warten und sie erfuhr nun, in welcher Zelle sie eingeschlossen waren. Der von außen befestigte Riegel wich ohne Schwierigkeit und Bernard stürzte in demselben Augenblick in ihre Arme, als der furchtbare Donnerschlag, dessen wir schon erwähnt haben und welcher das furchtbare Erdbeben einleitete, erdröhnte.

Nach vielen vergeblichen Versuchen gelang es Lepaile Licht zu machen und er übersah nun die zum Theil lächerliche, theils tragische Verwirrung, welche im Zwischendeck herrschte. Selbst das Tosen der Elemente hatte die betrunkenen Wächter nicht erwecken können. Sie lagen bunt neben und über einander. Der Spund des letzten Fäßchens war geöffnet, und zwar, wie sich später herausstellte, durch den Neger, ehe er den Kampf gegen Grossier aufnahm, um sich womöglich vor der Verfolgung und der Dazwischenkunft der Kameraden zu sichern. Auch Adele war durch das Hin- und Herschwanken des Schiffes an der Stirne leicht verwundet, und die Freunde trugen sie auf das Quatredeck, damit die durch den Platzregen abgekühlte und gereinigte Luft sie wieder belebe.

Die See ging freilich noch hohl aber der Aschenfall hatte gänzlich aufgehört und es wehte eine frische Brise von Osten her; nur am westlichen Horizonte zuckten sich schlängelnde Blitze, der Donner verhallte leiser und immer leiser und im Zenith schienen bereits helle Sterne. Als Lepaile zu dem Krahne ging, vermittelst dessen man frisches Wasser heraufholen konnte, sah er zu seiner Verwunderung Grossier's Leichnam, von einem Haifische gräßlich zerfleischt, an der Kette hängen. Der Neger Urrshue aber lag halb über die Brüstung gelehnt, blutend und bewußtlos. Die Schiffsbrüstungen auf der Backbordseite waren fast ganz zerdrückt und zerbrochen. Die Küche, welche eben noch das Beste hatte hergeben müssen, war rein weggefegt und das ganze Deck von einer weißen, teichartigen Masse überzogen.

Im Morgengrauen bemerkte Lepaile nicht fern vom Kastor eine auf den Wogen schaukelnde dunkle Masse, in welcher er beim genaueren Hinsehen ein umgestürztes Boot erkannte, welches die Wächter von St. Joseph zur Ueberfahrt hatten benutzen wollen, und durch dessen Umschlagen sie ihr

unerwartetes Ende gefunden hatten. So war denn Niemand mehr vorhanden, der über die Ereignisse des letzten Abends Auskunft und über das Ableben Grossier's hätte Mittheilung machen können, denn daß der Neger, selbst wenn er wieder hergestellt worden wäre, gegen sich selbst aussagen würde, war nicht zu erwarten.

Das beste Geschäft hatten in dieser Nacht die Haifische gemacht, denn Alles, was die See verschlang, wurde ihnen zur willkommenen Beute.

Adele hatte sich von den Schrecknissen und ihrer Angst bald erholt. Die Liebkosungen und Schmeichelworte Bernards vollendeten ihre Kur, und sie wandte ihre Augen von dem Schauplatze jener nächtlichen Ereignisse zu dem von Minute zu Minute sich aufklärenden Himmel. Sie konnte sich eines leichten Schauders nicht erwehren, als sie ihren Freunden erzählte, welchen Gefahren sie ausgesetzt gewesen und auf welche wunderbare Weise sie durch die Hand des Allmächtigen daraus errettet war.

Der anbrechende Morgen zeigte erst den Bewohnern von Guyana und den Antillen bis zu den Bahama-Inseln hinauf, welche Verwüstungen das Erdbeben der vergangenen Nacht angerichtet hatten. Unzählige Menschenleben waren zu beklagen und an Pflanzungen, Häusern und Gärten war unermeßlicher Schaden geschehen. Ueberall hörte man Klagen, nur in Cayenne selbst schien man das Unglück nicht sehr zu fühlen und Niemand klagte, außer denen, welche auch in guten Zeiten jammerten, nämlich die Deportirten; ihnen hatte das Erdbeben nichts rauben können. Sie hatten sich keines Besitzthums zu rühmen, keiner Häuser, keiner Familien und waren unter Allen gewissermaßen die Glücklichsten, denn was ihnen geraubt werden konnte, das Leben, war für sie eine Last. Einige von ihnen waren allerdings von herniederstürzenden Felsen zerschmettert, von den Erdrissen verschlungen oder von dem Aschenregen erstickt worden. Aber sie wurden von den Ueberlebenden nicht beklagt, man beneidete sie vielmehr um ihr Schicksal; denn sie waren jetzt ein für alle Mal befreit von der Mißhandlung und der Folter ihrer Tyrannen, die von nun an keine Gewalt mehr über sie hatten.

Die Behörden von Cayenne bekümmerten sich selbstverständlich gar nicht um die in dieser Nacht umgekommenen Deportirten; man strich ganz einfach ihre Nummern in dem Hauptbuch der von Frankreich nach Cayenne Importirten.

Die Stadt selbst war merkwürdiger Weise von dem Erdbeben gänzlich

verschont geblieben und Plantagen waren ebenfalls wenig verwüstet, aus dem einfachen Grunde, weil eben dort keine vorhanden waren und man sich mit wichtigeren Dingen zu beschäftigen hatte, als mit der Landes-Cultur.

Die amtlichen Berichte vom Castor und von St. Joseph zählten sieben Todte auf; aber es hatte ziemlich lange gedauert, ehe vom Caster aus Nachricht in die Stadt gelangte.

Die Folgen der durchschwärmten Nacht machten sich noch bis zum Mittag hin fühlbar und noch lange konnten die Wächter nicht begreifen, warum Alles um sie her so zerstört aussah, — sie mußten die drei Gefangenen um Aufklärungen bitten, damit sie vor ihren oberen Behörden doch einige Rechenschaft ablegen konnten.

Acht Tage nach der Meldung kam endlich in Nord-Ost ein Segel in Sicht. Ein Segel! das war hier ein Ereigniß. Während in den anderen Häfen Guyana's und der angrenzenden Colonieen täglich Schiffe, Böte und andere Fahrzeuge sich kreuzen, ohne daß man ihrer achtet, ist dies in Cayenne etwas Anderes. Alle Schiffe, auch die französischen, vermeiden gern dieses Land des Todes und laufen lieber in jeden schlechten Hafen als in den von Cayenne ein.

Das herannahende Fahrzeug war ein Verbrecherschiff mit voller Ladung, es brachte dreihundert und etliche Deportirten an Bord des Castors. Man kann sich die Ueberfüllung des Raumes und das Leben denken! Es war kein Platz für die neuen Kostgänger. Der neue Kommandant und seine Henkersgenossen hatten nicht Arme und Augen genug, um all diese Ketten und Zellenthüren zu schließen und alle Gefangenen zu überwachen.

Aber sie sollten nicht lange auf dem Castor bleiben. Schon nach wenigen Tagen kamen der Admiral Baudin und der Gouverneur de la Richerie zur Musterung an und gaben den Befehl, daß ein Theil der Deportirten nach der Königsinsel (île royal) abgeführt werden sollte.

Unter ihnen befanden sich auch unsere Freunde Lepaile, Bernard und die noch immer verkleidete Adele. Baudin hatte glücklicherweise nicht mehr daran gedacht, daß Bernard vermittelst Decret verurtheilt war. Hätte er sich dessen erinnert, so wären die Freunde sogleich getrennt worden und Bernard wahrscheinlich einem schlimmeren Loose verfallen.

So blieben sie zu ihrem größten Trost vorläufig beisammen.

An einem herrlichen, aber doch schon heißen Morgen der eingetretenen Regenzeit, wo die Gewitter meistens in der Regel erst in den Nachmittags-

stunden beginnen, legten drei oder vier Böte an die Steuerbordseite des Castor an, um die dazu Bestimmten nach der Ile royal abzuführen.

Die Gefangenen waren bereit, es kostete ja den Unglücklichen nicht viele Vorbereitung. Das kleine Bündel mit ihren Utensilien, Kleidern und Wäsche, die man ihnen belassen hatte, einige Lebensmittel, worunter Zucker und Taback eine Hauptrolle spielten, war bald verpackt.

Man bestieg die Bote.

So schlimm es Allen auf diesem schwimmenden Gefängnisse ergangen sein mochte, so viele Gefahren sie dort bedroht hatten, so waren diese morschen Bretter doch auch der Schauplatz mancher schönen That der Freundschaft und der muthigen Opferwilligkeit gewesen: und es beschlich nun auch die drei Freunde ein gewissermaßen wehmüthiges Gefühl, als sie den Bord verließen und nicht mit Unrecht. Was sie hier auf dem Gefangenschiffe zu leiden und zu hoffen hatten, wußten sie, was ihrer auf dem Festlande und den Inseln von Cayenne wartete, das verbarg die Zukunft noch mit einem unheimlich trüben Schleier. —

Indessen blieb ihnen nicht lange Zeit, ihren Betrachtungen nachzuhängen. Die Wächter hatten nicht sonderlich Gefühl für derlei Dinge. Mit rohen Worten und einigen noch roheren Stößen bedeuteten sie die drei Freunde was sie zu thun hatten.

Nun denn in Gottes Namen! Auf! nach dem eigentlichen Cayenne! Muthig dem Unvermeidlichen entgegen! —

Die Ruder senkten sich in die gelbe Fluth der Binnensee. Das Boot schaukelte auf den leise bewegten Wogen dahin.

Die Fahrt war nichts weniger als angenehm. Die Sonne brannte mit verzehrender Gluth und die Hitze wurde noch um ein Beträchtliches vermehrt durch die Ueberfüllung des kleinen Boots.

Außer den Ruderern, früheren Bagno-Sträflingen, und den zur Aufsicht mit gegebenen Wächtern, war jedes der Boote mit zwölf bis fünfzehn politischen Deportirten beladen.

Länger als eine Stunde brauchten die Boote zur Ueberfahrt.

Endlich war das Felsen-Eiland erreicht.

Die Uferwände sind über dreihundert Fuß hoch und entbehren jeglicher Vegetation. Eine in den Felsen gehauene, fast ohne Windungen in gerader Linie hinaufsteigende Treppe führt auf das Plateau, welches an dieser Stelle einige Befestigungen zieren.

Adele, Bernard und Lepaile betraten hier zum ersten Male den Boden Amerika's.

Cayenne gehört eben so wenig zu Amerika, wie ein garstiger Schmutz-

fleck auf ein weißes Ballkleid. Der Stoff, der unter dem Flecken ist, gehört allerdings zu dem Kleide und der Boden Cayenne's zu dem von Columbus entdeckten Festlande, aber der verunstaltende Schmutz, hier wie dort, ist ein fremdes Ding, das ausgemerzt werden muß, soll nicht das Ganze darunter leiden. —

Die Wächter trieben die halb verschmachteten Deportirten mit Püffen und rohen Scheltworten an, die glühenden Steinstufen hinanzusteigen.

Es war dies keine leichte Aufgabe.

Der steile, unbeschattete Weg, das heiße und scharfe Gestein, das ebensowohl die Fußsohlen verwundete und brannte, die versengenden Sonnenstrahlen, die Schwierigkeit, mit dem schweren Sacke belastet das Gleichgewicht zu erhalten und endlich das zu Boden drückende Gewicht dieses Sackes selbst — dies Alles machte das Emporsteigen oder vielmehr Klimmen ungemein beschwerlich.

Und doch, wer sich auch nur einen Augenblick niedersetzte, um ein wenig auszuruhen und Athem zu holen, der konnte gewiß sein, im nächsten Momente von einem oder dem andern Wächter Stockstreiche zu bekommen, die nicht selten den also Mißhandelten in Gefahr brachten, die steilen Klippen wieder hinabzustürzen.

Daran wäre nun freilich weder den Wächtern, noch den Behörden etwas gelegen gewesen.

Adele litt unsäglich. Obgleich sich Bernard und Lepaile bemühten, sie zu stützen und ihr das Emporklimmen zu erleichtern, wenn der Zufall gerade einen oder den andern in ihre Nähe brachte. Vordrängen durften sie sich deshalb nicht, um ihre Dienste nicht auffallend zu machen.

Mehr als einmal traf der Stock Adelens Glieder und jedesmal mußte sich dann Bernard gewaltig zusammennehmen, um nicht seinem innerlich kochenden Zorne Ausdruck zu geben und den brutalen Wächter die Treppe hinabzuwerfen. Aber auch das Schwerste nimmt einmal doch ein Ende.

Oben wartete bereits eine Anzahl Gensd'armen auf sie, um sie ohne Rast und Aufenthalt in der glühenden Mittagssonne über eine sandbedeckte, brennende Felsfläche in das Chateau-Rouge*), die Bastille der Insel Royal, zu geleiten.

Diese Insel, der erste cayennesche Boden, den unsere Freunde nunmehr betreten hatten, ist beinahe gänzlich ohne Vegetation.

Hie und da ein kleiner Grasfleck, gelb und vertrocknet, an den Felsen wachsende Aloen und nicht minder spitzenbewaffnete Euphorbien, an einigen

*) Das rothe Schloß.

wenigen Stellen ein paar Palmbäume — dies wird ungefähr der ganze vegetabilische Reichthum der Königlichen Insel sein.

Desto mehr ist sie aber mit Gebäuden versehen, fast der einzige Fleck in ganz französisch Guyana, wo sich wirkliche Bauwerke befinden. Die Häuter in Cayenne kann man mit wenigen Ausnahmen nicht füglich anders als Hütten und Barraken nennen. Die übrigen Bauwerke der Insel Royal sind ohne Ausnahme nur Regierungsgebäude.

Außer den schon erwähnten Befestigungswerken befinden sich dort auch einige flache und niedere, langgestreckte Häuser — die Casernen der Wächter und Gensd'armen. Ferner stehen in einiger Entfernung davon ein paar etwas comfortabler aussehende Gebäude — die Wohnungen der Aufsichtsbeamten, des Arztes und der Geistlichen.

An diesen letztern — es sind Väter der Gesellschaft Jesu — ist in Cayenne eben so wenig ein Mangel, wie an Gensd'armen, Wächtern und Henkersknechten.

Dies bringt das napoleonische System nun einmal so mit sich. Sie sind seine Stützen, traurig genug. Das Hauptgebäude der Insel Royal aber und ganz französisch Guyana's ist das Chauteau-Rouge.

Diese Gefangenen-Kaserne ist so bonapartistisch gebaut als möglich; sie wird ohne Zweifel derjenigen im schönen Mutterlande, mit Ausnahme der Größe, in keinem Punkte nachstehen.

Sie ist ganz aus rothen Felsstücken der an Felsen so reichen Insel selbst entnommen, aufgebaut — was dem Gefängniße wohl seinen Namen gegeben haben mag — und hat die Form eines regelmäßigen, länglichen Viereckes. Ihre Höhe beträgt drei Stockwerke. Die massiven Mauern sind am Fundamente und im Erdgeschosse eine Klafter dick. Die Fenster — wenn man kleine, eisenvergitterte Luftlöcher anders so nennen kann — befinden sich in bedeutender Höhe vom Zimmerboden der einzelnen Stockwerke.

Das ganze Gebäude ist mit einer mächtigen, hohen Mauer umzogen, in welcher sich Schießscharten befinden. Außerdem ist es auch noch durch einige Erdwerke geschützt, so daß es auch recht gut als Castell benutzt werden kann.

Nicht weit von dem Chateau-Rouge erhebt sich das Hospital.

Dieses Hospital ist das einzige Krankenhaus in ganz Cayenne, d. h. das einzige für die Strafanstalt bestimmte; denn für die Soldaten, Gensd'armen und Wächter, mit einem Worte, für die Individuen jener Classe, welche in Cayenne einzig und allein als Menschen betrachtet und gewürdigt werden, besteht ein anderes, weit besser gebautes und eingerichtetes Hospital auf dem Silberberge.

Zu der Zeit, von welcher wir sprechen, bestand dieses Krankenhaus auf der Insel Royal aus drei großen, aneinanderstoßenden, hölzernen Hütten, welche Luft und Licht nur durch kleine in der Hinterwand befindliche Oeffnungen erhielten.

Jetzt ist ein neues, größeres und geräumiges Krankenhaus aus Steinen erbaut worden. —

Dies ist das Aussehen, dies sind die Bauwerke der Insel Royal. —

Nach einem mühseligen Marsche hatten die Deportirten mit ihrer Gensd'armen-Begleitung endlich ihr Ziel, das Chateau-Rouge, erreicht.

In dem durch die äußere Umfassungsmauer gebildeten Hofraume angekommen, wurden sie vor den Commandanten dieser Insel geführt, der sie einer strengen Musterung unterwarf, indem er durch seinen Schreiber jeden Einzelnen beim Namen aufrufen ließ, ihm für diesen, den er nunmehr für die ganze Dauer der Anwesenheit auf seiner Insel als erloschen und confiszirt erklärte, eine Nummer gab und sich schließlich bemühte, jedem seiner neuen Pfleglinge eine Grobheit, eine Beleidigung, oder eine Spottrede zu sagen.

Im Hofe standen bei dieser Gelegenheit, wie sie fast immer unbeschäftigt im Hofe stehen oder spazieren gehen — neben einigen Unteroffizieren und einigen Jesuiten, welche die neuen Ankömmlinge mit bekehrungsgierigen Augen betrachteten — ein paar Dutzend Galeerensträflinge, jene aus den Bagnos hierher Transportirten, welche par excellence „Sträflinge" genannt werden.

Nachdem der höfliche Commandant der königlichen Insel seine neuen Kostgänger gebührend empfangen hatte, wurden diese in das Innere ihres neuen Wohnsitzes eingeführt.

Dumpfige, feuchte, mit Miasmen erfüllte Corridore waren es, die sie aufnahmen. Kein Sonnenlicht fiel in diese Gänge. Echte Kerker-Verbindungen waren sie mit rauchenden und stinkenden Oellampen beleuchtet.

Endlich hielt jenes Häuflein von zehn Mann, welchem Lepaile, Bernard und Adele zugetheilt worden waren — je zehn Mann bekamen nämlich ein Zimmer als Wohn- und Schlafstätte zugewiesen — vor der festen, eisenbeschlagenen Thüre des für sie bestimmten Gelasses.

Als sich die Thüre in ihren rostigen Angeln bewegte und nach wiederholtem Dagegenstemmen endlich nachgab, wurden die drei Freunde durch den ihnen aus ihrer zukünftigen Wohnstätte entgegenströmenden abscheulichen Geruch lebhaft an ihren Aufenthalt auf dem Castor erinnert, als sie die dortigen Zellen zur Reinigung geöffnet hatten.

Es war dieselbe stinkende, verpestete Luft, dasselbe nicht zu athmende

Gas vielmehr, hier wie dort; und es stand allem Anscheine nach zu erwarten, daß sie auch denselben Schmutz und Unrath finden würden.

Aber wenn man ihnen auf dem Castor erlaubte, ja sogar befohlen hatte, die Zellen zu reinigen, so war dies hier, im Chateau-Rouge, durchaus nicht der Fall.

Keiner der Männer wagte es, in diese verpestete Höhle einzudringen. In diesen Räumen schien das gelbe Fieber sein Hauptquartier aufgeschlagen zu haben und permanent darin zu wohnen.

Von einem unwillkührlichen Schauder erfaßt, wichen auch die Muthigsten davor zurück.

Adele, schon durch die Hitze und die Anstrengungen der Fahrt und des Marsches im höchsten Grade ermüdet und leidend, wurde bei dem Anblicke dieser stinkenden Cloake, welche sie von nun an bewohnen sollte und durch die entsetzliche, verpestete Luft, die sie nothgedrungen einathmen mußte, von einem solchen Abscheu und Ekel befallen, daß sie des Aufbietens all' ihres Muthes ungeachtet nach einigen vergeblichen Bemühungen, sich aufrecht zu erhalten, ohnmächtig zu Boden fiel.

Ein rohes Hohngelächter ihres Kerkermeisters und ein Fußtritt, den er der Armen versetzte, war die behördliche Antwort auf diese stumme aber dennoch unendlich beredte Demonstration gegen diese zur Wohnung aufgedrungene Marterhöhle.

Durch die Reihen der als Zeugen dieser unerhörten Brutalität anwesenden Männer lief ein Murren des Zornes und der Entrüstung, das bei Einigen in thätliche Entgegnungen auszuarten drohte.

Und diese Männer gehörten nicht ausschließlich der sogenannten gebildeten Classe an, welche ein Alleinrecht auf den Besitz des feinen Gefühles zu haben sich anmaßt; unter diesen Männern waren Leute aus allen Ständen der Gesellschaft, Handwerker, Schiffer, Soldaten der Republik und Landbebauer — aber nein, ein Stand war nicht vertreten, der Stand der Henker und Folterknechte, denn die Angehörigen dieses Standes befinden sich alle in napoleonischen Diensten.

Der niederträchtige Mensch, den man vielleicht gerade dieser seiner Eigenschaften wegen auf seinen jetzigen Posten befördert hatte, nachdem er vorher Abdecker, Straßenräuber und amerikanischer Plantagen-Aufseher gewesen war, der jetzige kaiserlich französische Kerkermeister hörte das Gemurre und sah die Bewegungen, die seine Handlungsweise hervorgerufen.

Aber er begnügte sich, auf diese versteckten und offenen Drohungen mit einem scheußlichen Verzerren seiner Gesichtszüge zu antworten, und ohne ein Wort zu verlieren, eine kleine silberne Pfeife an den Mund zu

setzen, während er seine Rechte, die den Schlüsselbund hielt, befehlend gegen die offene Thüre ausstreckte.

Diese Pantomime war bezeichnend genug; dennoch wollte Niemand eintreten, ehe sich die Luft nicht ein wenig durch das Mischen mit jener des Corridors, die freilich immerhin auch schlecht genug war, gebessert hätte.

Lepaile und Bernard waren, im Innersten empört über diese Behandlung, Adelen zu Hülfe geeilt. Ihren Bemühungen gelang es nach einiger Zeit, sie wieder in's Leben zurückzurufen.

Während dieser wenigen Augenblicke waren auf das Zeichen des Kerkermeisters eine Anzahl Gensd'armen und Wächter herbeigeeilt und hatten, nachdem ihnen der erstere mit einer abermaligen Geste und ohne ein anderes Wort als „Canaillen" über seine Lippen zu lassen, den Widerstand der Gefangenen bezeichnet, sich auf diese gestürzt und die Unglücklichen mit Püffen und Schlägen in den Kerker getrieben.

Die beiden Freunde, welche sich, mit Adelen beschäftigt, ein wenig von der Thür weg in den nur spärlich beleuchteten Korridor zurückgezogen hatten, waren die Letzten, die von den rohen Söldnern bemerkt und von diesen zur Thür geschleift und in das Gelaß geworfen wurden. An ihnen besonders kühlten die Barbaren ihr Müthchen.

Einen solchen Einzug hielten die Freunde in ihrem neuen Wohnort.

Einer, der nach Cayenne verbannt ist, verspricht sich nun zwar allerdings dort kein freundliches Willkommen und keinen angenehmen Aufenthalt; und wer erst die Marterschule auf den kaiserlichen Transportschiffen und auf dem Gefängniß-Ponton durchgemacht hat, der wird sicherlich auch nachher in Bezug auf Aufenthalt und Behandlung nicht besonders wählerisch sein.

Ungeachtet aber unsere Freunde und deren jetzige Leidensgefährten die schlimmsten Befürchtungen nach Cayenne mitgebracht und jene Vorstudien mit Erfolg durchgemacht hatten, so überstieg die schreckliche Wirklichkeit, die ihnen beim Betreten der cayennischen Erde entgegentrat, doch so sehr ihre trüben Erwartungen, daß sie durch das Entsetzliche ihrer Lage völlig betäubt und darniedergeschmettert wurden.

Erst nach geraumer Zeit waren sie im Stande, sich von dem ersten Eindrucke soweit zu erholen, daß sie ihren Aufenthaltsort einer vorläufigen Prüfung unterziehen konnten.

Ihr Kerker befand sich im ersten Stockwerke des Château-Rouge. Sie nahmen dies daraus ab, daß sie nur eine Treppe emporgestiegen waren. Im Erdgeschosse waren die Bagnosträflinge untergebracht. Zu jener Zeit ungefähr fünfhundert.

Nach welcher Weltgegend hin die Fenster dieses Kerkerraumes führten, konnten sie allerdings nicht errathen. Denn diese Fenster oder besser Luftlöcher waren in mehr als Mannshöhe vom Boden angebracht und liefen in gegen den Boden geneigten Winkel in so schiefer Richtung durch die dicke Mauer, daß durch sie nichts als der Himmel zu erblicken war, selbst dann, wenn sich ein oder der andere Neugierige auf den Schultern eines Kameraden bis zu ihrer Brüstung erhob. Sie waren Schießscharten ähnlich, fünfzig Centimeter hoch und acht Centimeter breit, überdies waren sie lothrecht von einer Stange durchkreuzt, deren Dicke vollkommen genügte, um mindestens ein Drittel der Breite einzunehmen.

Als die Deportirten ihren Kerker betreten hatten, waren diese Luken, aus irgend einem Grunde mit Brettern vernagelt gewesen. Dadurch wurde Luft- und Licht-Zutritt vollkommen abgesperrt. Erst nach einigen Stunden erschien, auf das wiederholte Rufen und Klagen der Gefangenen, und da wirklich die Gefahr nicht fern war, in dieser Pestgrube zu ersticken, der Kerkermeister wieder und nahm die Bretterverschläge fort.

Nun konnten sie ihr Gefängniß genauer untersuchen.

Es mochte ungefähr zwanzig Fuß breit und eben so lang sein. Die Wände waren mit träufelndem Naß, der Boden mit Schmutz und Unrath überzogen. An den beiden Seiten, die mit jener, worin Thüre und Fenster waren, einen Winkel bildeten, waren hölzerne Pritschen angebracht, welche bei Tag in die Höhe geschlagen, während der Nacht herabgelassen und mit Strohsäcken überdeckt wurden. Grobe, schmutzige Decken dienten zum Schutze gegen die meist sehr empfindliche Kälte der Nächte.

Dies war der neue Aufenthaltsort unserer Freunde und dessen Einrichtung. Dies waren die allgemeinen für je zehn oder noch mehr Unglückliche bestimmten Gefängniß-Säle. — Wie mochten nun erst die Einzel-Kerker, die abgesonderten Zellen beschaffen sein, wie solche den unglücklichen, unsern Freunden vom Castor vorangegangenen Italienern zum Aufenthalte dienten! —

Adele fühlte sich ernstlich unwohl. Ihr Bräutigam und ihr Freund litten die schrecklichste Angst. Wer konnte wissen, ob sich nicht aus diesen Krankheitskeimen das entsetzliche Gespenst der Tropenländer, das gelbe Fieber, entwickeln würde! Und wenn auch dieser schlimmste Fall nicht eintrat, ein längeres Kranksein mußte die Arme zweifelsohne in's Spital und in diesem gar zu leicht eine Entdeckung ihres Geschlechtes herbeiführen! —

Den Rest des Tages, welchen abermals ein schweres Gewitter beschloß, und die Nacht verbrachten Bernard und Lepaile in beständiger Angst und Sorge an Adelens Seite, stets bemüht, ihr jede mögliche Erleichterung zu

verschaffen, welche leider freilich nur darin bestehen konnte, daß sie das wenige Trinkwasser, was sie erhalten, sich vom Munde absparten, um Adele damit zu erquicken; stets besorgt, ihre neuen Genossen zur Ruhe an- und von Adelens Lager abzuhalten, und Alles aufbietend, dem armen Mädchen ihr Leiden vergessen zu machen, sie zu trösten und zu beruhigen.

Der Himmel segnete ihr Bemühen. Adelens kräftige Natur, ihre volle Jugendkraft besiegten das Fieber. Vielleicht trug auch die durch das Gewitter gereinigte Atmosphäre das ihrige zur Herstellung Adelens bei. Diese bessere Luft konnte nunmehr durch die, nach Hinwegräumung der Holzverschalung — denn Glasfenster waren natürlich nicht vorhanden — völlig geöffneten Luken ungehindert eindringen.

Als der Morgen zu grauen begann, sank Adele in einen ruhigen und gesunden Schlaf. Ihre beiden Freunde fühlten sich von einer schweren Angst und Beklommenheit befreit. Auch sie überließen sich nun dem Schlummer, den sie bis spät in den Tag hinein fortsetzen konnten, da Niemand erschien, sie in guter oder böser Absicht zu stören; und ihre Genossen, in dumpfem, ruhigen Schweigen ihr Geschick überdenkend, nicht im Geringsten Willens waren, den beneidenswerthen Schlaf der zwei Brüder zu unterbrechen, — als welche sich Bernard und Adele ihren neuen Kameraden gegenüber ausgegeben hatten, um dadurch die gegenseitige Zärtlichkeit und Besorglichkeit, die sie an den Tag legten, zu erklären.

Wir sagten, daß Niemand erschien, sie zu stören. Dies war leider nur zu wahr. Gestern schon war es keinem der Kerkermeister eingefallen, die Hungernden mit einem Mittagsessen zu versorgen, ebensowenig mit einem Abendbrode. Es schien bei alledem noch eine besondere Rücksicht darin zu liegen, daß man ihnen wenigstens ein Paar Krüge Wasser in ihren Kerker setzte und sie nicht neben dem Hungertode auch noch dem Verschmachten preisgab.

Auch an's Frühstück schien Niemand zu denken. Wenigstens keiner der Wächter in Bezug auf die Gefangenen. Denn was des Kerkermeisters eigenes Frühmahl betraf, so hatten sie dafür sicherlich gehörige Vorsorge getroffen. Umsomehr dachten aber die armen Deportirten daran; und ihr Magen ließ sich kaum mehr durch Vertröstung auf den Mittag von seinen berechtigten Forderungen abwendig machen.

Endlich erschien der Mittag — und mit ihm wirklich die langersehnte Nahrung. — Aber Du lieber Himmel! in was bestand diese! — War diese winzige Menge denn hinreichend für zehn ausgehungerte Magen? —

Und nun gar die Beschaffenheit dieser sogenannten Fleischsuppe! —

Welche Art Fleisch dazu verwendet worden und in welchem Zustande dieses gewesen sein mußte, konnte man deutlich aus Geschmack und Geruch entnehmen. Nichtsdestoweniger durfte man daran nicht denken, wollte man sich nicht selbst in Folge von allzugroßem Ekel den Genuß dieser Speise völlig unmöglich machen. — Des Hungers ungeachtet aß man doch nur wenig davon; man beschwichtigte den knurrenden Magen, indem man von dem morgenden Tage etwas Besseres erwartete.

Nach diesem vortrefflichen Mittagsessen ging man daran, das Gemach etwas wohnlicher zu gestalten. Wußte man auch, daß man hier nicht lange verbleiben werde, so erforderte doch die Reinlichkeit einerseits, daß man den Schmutz so viel eben möglich, entferne; und andrerseits verschaffte doch eine Unterbrechung der entsetzlichen Einförmigkeit des Kerkerlebens einige Unterhaltung.

Adele ging hier mit Rath und aufmunterndem Beispiele voran.

Gegen Abend, bei Beginn des Gewitters war man damit zu Ende. Der Boden, das Holzwerk, die Strohsäcke, waren, so gut es ohne Wasser gehen wollte, gereinigt. Wasser war hier ein kostspieliger Artikel. Jeder der Gefangenen bekam davon nur eine geringe, knapp zugemessene Menge. Denn, da auf der Insel Royal keine Quelle war, so mußte alles Trinkwasser in Fässern von Cayenne herübergebracht werden. Seewasser, wie es zum Reinigen vollkommen tauglich gewesen wäre, hätten sie freilich genug haben können, wenn man den Gefangenen erlaubt hätte, es sich zu holen. Aber sie durften ihren Kerker keinen Augenblick verlassen.

Die Gefangenen waren bald mit einander bekannt und vertraut geworden. Man theilte sich gegenseitig seine Schicksale und Erlebnisse mit, freilich nur, soweit man dies für gut fand. — Was unsere drei Freunde betrifft, so glaubten sie die Wahrheit — insofern es sich um Adele handelte, verschweigen zu müssen, und in Folge dessen waren sie auch genöthigt, so manches Andere zu verschweigen, zu entstellen und zu verändern.

Ungern sagten sie diese Lügen. Aber es war nothwendig. Gar nichts über und von sich mitzutheilen, wäre hier nicht leicht thunlich gewesen und hätte nur den Verdacht und das Mißtrauen ihrer Schicksalsgenossen erregt. Andrerseits aber konnte man auch nicht wissen, wie weit diesen Männern, die man erst seit wenigen Stunden kannte, zu trauen war. Und aus mehr als einem Grunde wäre hier die Enthüllung des wahren Geschlechtes von Bernard's angeblichen Bruder, mehr als mißlich gewesen.

Adele mußte alle Vorsicht aufbieten, um hier in dem engen Raum in

dem nahen Zusammenleben mit Männern, kein verrätherisches Wort zu sagen, keine auf die Spur der Wahrheit leitende Handlung zu begehen.

Lange Gewohnheit, ihr keuscher und züchtiger Sinn, der Beistand ihrer Freunde und die völlige Ahnungslosigkeit der Gefährten ließen sie glücklich alle die Enthüllung der Wahrheit drohenden Klippen umschiffen. —

Es gewährte den drei Freunden einigen Trost, nachdem sie nun so lange schon aus der Heimat entfernt und gewissermaßen abgesperrt gewesen von dem Leben, hier von den später Eingetroffenen so manches Neue und Interessante aus dem schönen Vaterlande zu vernehmen.

Das Vaterland hatte sie verstoßen; es ist wahr. Das Vaterland, das sich geduldig knechten ließ von dem Unterdrücker der Freiheit und dem Mörder der Gerechtigkeit, war unwürdig des Legitimisten und verächtlich dem Republikaner; dies ist nicht minder wahr. Aber bei alledem und alledem war und blieb Frankreich doch das Vaterland, das schöne, theure Heimathsland der Vertriebenen und Ausgestoßenen; und — was auch geschehen sein mochte, welches Unrecht, welche Schmach und Schande auch der größere Theil seiner verblendeten Bürger über dasselbe gebracht haben mochte — es giebt kein Wort in den Sprachen aller Völker, das nur entfernt gleichmäßigen Klang hätte wie das heiligsüße Wort: Vaterland! —

Bis spät in die Nacht lauschten die Freunde den Mittheilungen und Erzählungen aus der Heimath. —

Am nächsten Morgen nahm Lepaile einen und den andern der neuen Leidensgefährten auf die Seite und suchte durch direkte und indirekte Fragen von ihm zu erforschen, ob er den seiner Zeit in Paris wohnenden Dr. L . . . nicht gekannt, noch etwas von ihm in den verschiedenen Gefängnissen, in welche sie ihr Schicksal geführt, vernommen habe; denn seit Bernard sich damals in der Conciergerie von seinem Lebensretter hatte trennen müssen, hatte weder er, noch Lepaile, der in Paris noch eifrige Nachforschungen nach ihm angestellt hatte, etwas über dessen weitere Schicksale erfahren können.

Auch jetzt hatten Lepaile's Fragen keinen Erfolg. Keiner dieser Männer konnte über den Doctor Auskunft geben. Da die Mehrzahl dieser Unglücklichen Provinzbewohner waren und vielleicht niemals Paris gesehen hatten, so konnte ihnen Dr. L . . . auch gar nicht bekannt sein. Einer der Deportirten, ein Pariser, erinnerte sich allerdings des Vermißten, aber noch aus der Zeit vor dem Staatsstreiche — die Deportirten alle und mit ihnen noch viel andere Männer Frankreichs rechnen nämlich und theilen ihre Erinnerungen nur ein nach jenem entscheidenden Zeitpunkte: vor und nach dem

Staatsstreiche. — Seitdem hatte er nichts mehr von ihm gehört. Auch in den Gefängnissen nicht. Ebensowenig wie die Andern. Dr. L... blieb also verschollen für die, seiner noch immer mit Liebe und Dankbarkeit denkenden treuen Freunde. —

Zu derselben Zeit dachte auch Dr. L . . . Lepaile's und dessen Freunde. Wir werden früher als die Deportirten in Cayenne erfahren, was mit ihm geschehen war und wo er sich gegenwärtig befand. — — —

Die Mittagsstunde nahte abermals. Der Hunger der armen Eingekerkerten war noch größer, als am vergangenen Tage. Denn es war nicht Brauch im Château-Rouge den Gefangenen Frühstück und Abendessen vorzusetzen. Eine Mahlzeit schien den dortigen, vorsorglichen und menschenfreundlichen Behörden genügend. Sie mußten die, ihrer Sorgfalt Uebergebenen nothwendig vor einer möglichen Magenüberladung schützen, die bei dem Mangel jeglicher Bewegung diesen gar leicht hätte verderblich werden können.

Mit dem zwölften Glockenschlage öffnete sich die schwere Kerkerthür. Der Wärter erschien mit den dampfenden Speisen auf der Schwelle des Gefängnißes.

Ein großer Kessel war es, den er in der Mitte des Gemaches auf den einzigen darin befindlichen Tisch setzte.

Allem Anscheine nach hatte man heute die Gefangenen besser bedacht. Die Portionen waren mindestens größer.

Der Gefängnißwärter entfernte sich wieder.

Nur seinen Abgang schienen die Deportirten erwartet zu haben, um gleich gierigen Wölfen über die Speisen herzufallen.

Aber wenn ihre erste Bewegung sie dem aufgetragenen Mahle nahe geführt; so war ihre zweite Bewegung, daß sie sich wieder, und zwar mit Schrecken und Abscheu, davon abwandten.

Des Kessels Inhalt verbreitete einen abscheulichen, unerträglichen Geruch.

Was in aller Welt mochte in dem Kessel sein? Die Unglücklichen sahen mit verdutzten und schreckensbleichen Gesichtern einander an.

Der Hunger überwand endlich den Abscheu.

Abermals näherte man sich, allein diesmal weder mit Hast noch mit Gier, dem ominösen Kessel.

„Stockfische, verdorbene, stinkende Stockfische!" rief der Erste, der den Muth gehabt hatte, die Speisen zu untersuchen.

Die Bestürzung wuchs. Man hatte auf Fleisch gehofft — der aus-

gehungerte Magen rechtfertigte diese Hoffnung — und statt dessen fanden sie nun Fisch und zwar verdorbenen, ekelhaften, ungenießbaren Stockfisch vor.

Aber die Armen hatten vergessen, daß der heutige Tag ein Freitag, also ein Fasttag sei und daß sie sich auf den Glückseligkeits-Inseln, die unter der milden Seelsorge der Patres Jesuiten floriren, befanden und daß Cayenne eine Colonie „des allerkatholischesten Landes unter der Regierung „des ältesten Sohnes der Kirche war.

Der Kessel verbreitete fort und fort seinen entsetzlichen Duft.

Die zehn Ausgehungerten — selbst Adele — umstanden, ohne zu wissen was sie thun oder beginnen sollten, das abscheuliche Gericht. Jedermann hatte seinen Appetit von drei Tagen.

Einige der Verwegensten und Hungrigsten nahmen endlich Stücken dieses verdorbenen Fleisches. Sie suchten ihm von allen Seiten beizukommen. Der Magen rief: „Nimm!" — allein Geruch und sogar das Gesicht, riefen: „laß!" —

Der Hungrigste aß. Es war dies ein Republikaner, der in blutigen Kämpfen manche Wunde davon getragen hatte. Sein Name war Gabriel Lapierre. —

Drei Andere, darunter Lepaile, kosteten nur, die Uebrigen konnten sich nicht überwinden, auch nur den kleinsten Bissen dieser vergifteten Speisen über die Zunge zu bringen.

Wohl ihnen! — denn diese Speise war wirklich Gift, wie sich alsbald schrecklich genug zeigte. Alle drei, die davon genossen, wurden kurze Zeit darauf von bedenklichem Unwohlsein befallen. Lepaile und die andern Beiden kamen mit Bauchgrimmen und Erbrechen davon. —

Nicht so günstig sollte die Sache für Lapierre ablaufen. Ehe eine Stunde verflossen war, wälzte sich dieser Unglückliche auf dem Boden, von den heftigsten Schmerzen gepeinigt. — Man kann sich das rathlose Entsetzen der Eingekerkerten vorstellen!

Sie hatten viel Schlimmes von Cayenne erwartet, aber daß sogar die wenige Nahrung, die man ihnen reichte, Krankheit, vielleicht Tod unter sie bringen sollte, das war mehr als sie sich hatten denken können. Keiner wußte, was nun zu beginnen, nur Adele wußte es. —

Die edele Natur des Weibes, dessen Aufopferungsfähigkeit und thätiges Mitleid, das vor keiner Gefahr zurückbebt, das in angeborner Liebe zu Samaritaner-Diensten stets da helfend beispringt, wo das Einzelunglück den mit schweren Mißgeschicken muthig kämpfenden Mann ver-

zagt und ohnmächtig findet, diese edle Natur des Weibes zeigte sich in ihrer ganzen Größe und Glorie nunmehr in Adelens Handlungweise.

Mit geschäftigen Händen hatte sie, ehe die Männer sich noch von ihrem ersten Schrecken hatten erholen können, ein Lager bereitet und Bernard aufgefordert, den Kranken mit ihr dorthin zu tragen und möglichst sorgsam zu betten.

Der Kranke lag in furchtbaren Krämpfen. Blutiger Schaum stand vor seinem verzerrten Munde, die Augen stierten weit und glanzlos aus ihren Höhlen. Adele stand bei ihm und hielt ihn mit Bernard's Hülfe, wenn ihn die Krämpfe schüttelten, oder wischte den kalten Angstschweiß von seiner Stirne; allein wirklich helfen konnte sie hier doch nicht, dazu fehlten ihr alle Mittel. —

„Medizin! Ein Brechmittel! — Um's Himmels Willen — ist denn kein Arzt da — gar Niemand, der helfen will und kann?"

Ängstlich suchend, als wenn sie wirklich in Cayenne hätte Hülfe erwarten können, schaute sich das Mädchen nach allen Seiten um.

Der Kranke stöhnte auf's Neue und ärger noch als vorher.

Adelen schien ein rettender Gedanke zu kommen. Mehr fliegend als gehend, eilte sie in die Ecke, wo der Wasserkrug stand. Sie hielt ihn in der Hand, enttäuscht ließ sie ihr Köpfchen sinken. Zwei Thränenperlen standen in ihren schönen Augen!

Allgütiger Gott! Nicht einmal ein Tropfen Wasser und der Kranke lechzt nach Labung! —

Auch in den andern Krügen fand sie kein Wasser mehr.

„Wasser, Wasser! Hülfe Ihr Wächter!" tönte ihr vereinter Ruf in den Corridor hinaus, während sie mit Füßen und Fäusten gegen die Thür donnerten.

Allein vergeblich war ihr Bemühen. Niemand erschien. Es war, als ob das weitläuftige Gebäude plötzlich ausgestorben sei. — Man war in Verzweiflung. Thränen des Mitleids weinend und von unsäglicher Qual erfüllt, saß Adele an dem Schmerzenslager des Verbannten, dessen Tochter und Schwester sie vertrat, da die Fernen im Heimathslande nichts ahnten von ihres Vaters und Bruders Leiden.

Nach wohl stundenlangem, vergeblichem Klopfen, Poltern und Schreien ließen sich endlich Schritte im Corridor vernehmen.

Die Männer verdoppelten ihr Rufen.

„Holla! Verdammte Brut! Was ist bei Euch da drinnen los?"

„Herr! Wir verlangen Hülfe! Einer von uns ist krank! Seht nur selbst herein!"

„Teufel auch! Werd's bleiben lassen! Was geht das mich an?"

„Aber um's Himmels Willen, Herr! der Kranke stirbt. Schickt doch nur den Doctor!"

„A bah! Doctor Chabassu ist jetzt nicht auf der Insel. Vor Morgen Abend kömmt er nicht zurück. Müßt Euch schon gedulden bis dahin!"

Und mit diesen Worten wollte der Unbarmherzige wieder seiner Wege gehen, indem er ein Liedchen vor sich hinträllerte.

Aber mit einem Wuthgebrülle wiederholten sie ihr Klopfen gegen die Thüre.

Der Wächter kehrte zurück.

„Wenn Ihr jetzt nicht augenblicklich Ruhe haltet, Ihr verfluchten Schlingel, so melde ich's dem Kommandanten und dann gnade Euch Gott!"

„So laßt uns doch wenigstens Wasser bringen, Herr, und gebt aus unsern Säcken, die Ihr uns beim Eintritte hier abgenommen, Zucker. Thut es doch um des Kranken willen."

„Wird's wohl ohne Zucker auch thun, he? — Solche Burschen und Zucker — den können wir selbst gebrauchen, wir — — —"

Die letzteren Worte sprach der Wächter schon im Weitergehen, indem er noch, so lange man ihn auf dem Corridor hören konnte, vor sich hinbrummte. —

Spät am Nachmittage erst brachte der Wächter einige Litres Wasser. Von Zucker war keine Rede mehr.

Die Krämpfe des armen Lapierre hatten indessen nachgelassen. Die Natur hatte sich selbst geholfen. Aber ein schlimmerer Zufall noch war eingetreten. Während seines krampfhaften Hin- und Herwerfens hatte sich eine seiner Ehrenwunden wieder geöffnet.

Die Wunde blutete stark. Adele versuchte einen Verband anzulegen. Die Männer halfen ihr. Alle bewunderten den Muth, die Thatkraft und die liebreiche Sorgfalt des vermeintlichen schönen Knaben.

Um den Verband anfertigen zu können, zerriß Adele ihr Taschentuch und als dieses nicht hinreichte, wetteiferten die Männer ihr andere Leinenstücke aus ihrer dürftigen Wäsche anzubieten.

Sie wusch die Wunde, näßte und legte die Leinewand auf dieselbe. Keiner der Genossen des unglücklichen Lapiere trank an diesem Tage einen Tropfen Wasser; so groß auch die Hitze, so verzehrend der Durst war. In stillschweigendem Uebereinkommen versagten sie sich die einzige Labung, um ihrem kranken Kameraden Linderung und Hülfe zu verschaffen.

Aber Stunde auf Stunde verrann — und die Wunde blutete fort.

und fort. Leise, langsam, tropfenweis flckerte das Blut daraus hervor — aber es hörte nicht auf zu fließen.

Die Nacht brach herein, die gewitterschwangre Nacht, ohne Stern, ohne Mondeslicht. Und ohne Licht blieb der grausige Kerker; ohne Licht blieben die Lebenden am Lager des Sterbenden.

Oede und stille war's im Gemach. Kein Laut regte sich als der leise, bang angehaltene Athem der schlaflos auf ihrem ärmlichen Strohlager die Nacht Durchwachenden, als das dumpfe, immer schwerer, immer langsamer werdende Röcheln des Sterbenden.

Adele und Bernard waren am Krankenlager geblieben. In einiger Entfernung davon saß Lepaile stumm und in sich gekehrt. — Schwarze, grausige Gedanken jagten sich in seiner Seele, wie die Wolken draußen am sternenleeren Firmament.

Ununterbrochen legte Adele frische Compressen auf und Bernard drückte das Blut aus den gebrauchten und feuchtete deren neue mit Wasser an, um sie stumm der liebevollen Pflegerin zuzureichen. Ununterbrochen floß das Blut; jetzt sogar stärker noch und anhaltender als vordem aus der Wunde.

Das war ein leises und gespensterhaftes Treiben in dem öden Kerker. Und doch waltete ein Engel darin; mehr noch, eine ächte und treue, reine Mädchenseele! —

Der Wind tobte um das Felsenland und um das rothe Schloß. Die Meereswellen brandeten mit Macht an den Riffen und leckten hierauf mit schaumgekrönten Zungen zu der Zwingburg Napoleons. In der Ferne rollte der Donner.

Bis jetzt hatte der Kranke stumm und still dagelegen. Er schien schon lange das Bewußtsein verloren zu haben. Ein heftiges Wundfieber schüttelte seinen Körper. Plötzlich vernahm man durch die unheimliche Stille seine matte und leise Stimme:

„Kameraden, Freunde! — Ich sterbe — kein falsches — Tröften — ich — sterbe!"

Nur langsam und abgebrochen hatte der Sterbende diese Worte hervorzubringen vermocht.

Die Männer erhoben sich schweigend von ihrem elenden Lager und stellten sich um des armen Freundes Sterbelager.

Lapierre hatte es versucht, sich mit Hülfe Bernard's ein wenig emporzurichten, Adele knieete und preßte mit zitternder Hand das blutgetränkte Leinen gegen die verwundete Brust.

Im Kreise um diese Gruppe standen finster und schweigend, aber Schmerz und Wehe in den gefurchten Zügen, die Männer der Arbeit für

das Volk, des Kampfes für die Freiheit, die Exilirten für die Ehre und das Recht.

In diesem Augenblicke zerrissen die über den Himmel fegenden Wolkenfetzen und zeigten die volle Scheibe des Mondes, der die Gruppen mit ätherischem Scheine beleuchtete.

Von der Commandantenwohnung her tönte in hellschwingendem Klingen die, Mitternacht verkündende, Uhr.

Es war ein so feierlicher, so ernster, so eindringlich zu den Herzen, auch der Verhärtetsten sprechender Moment, daß die rauhen Männer, die hier versammelt standen, einen noch nie empfundenen Schauer vor dem mächtigen Geiste der Gottheit fühlten und ehrfurchtsvoll und bebend den Blick in ihre Seelen innerste Tiefen zu dem Urquell des Guten, das da ruhet in jedes Menschen Brust, zurücklenkten.

Ein Augenblick der weisevollsten Ruhe trat ein.

Auf den Lippen des Sterbenden lag ein heiliges, sanftes Lächeln.

So stirbt nur der Gerechte.

„Brüder! — Hört meine letzten — Worte! — Ihr wißt Alle — wie ich gelebt. — Mein Dasein galt — der Freiheit — dem Rechte — der Ehre und mit — und in diesen drei höchsten Gütern — dem theueren Vaterlande! — Ich habe dafür — redlich gekämpft. Ihr mit mir — und mit uns — noch tausend Gleichgesinnte. — Und mit all diesen braven — und Rechtlichen — und mit Euch — bin ich unterlegen. — Die Finsterniß hat noch einmal gesiegt — die Finsterniß und die Gewalt — und die Schlechtigkeit. — Und nun sterbe ich — hier in — der Verbannung — gemordet — von den Tyrannen! Aber laßt nicht den Muth sinken! — Jubelt mit mir — glaubt einem Sterbenden: — es wird Tag — baldiger — lichter — ewiger Tag! — Die Nebel des Truges — und der Hinterlist fliehen; — Die Macht der Gewalt weicht — die Finsterniß der Verdummung entschwindet und — klar und licht — bricht der ewige Tag der Wahrheit, der Freiheit und des Rechtes an! — Ich sehe es kommen das Licht — das alle Völker des Erdkreises vereinet — ich sehe es strahlen — Heil! Heil Euch, die Ihr es erlebet!

Das Blut hörte auf aus der Wunde zu fließen. Sein brechendes Auge sagte, daß sein Geist die Fittige zum Fluge in das Jenseits rege.

Als am nächsten Morgen der Kerkermeister erschien, um die Wasserkrüge der Gefangenen wieder zu füllen, war er nicht weniger erstaunt über den Anblick der Leiche, wie über den eigenthümlichen Hauch von Glück und

Zufriedenheit, mit leiser Wehmuth vermischt, der über den Zügen der Eingekerkerten schwebte.

Er konnte sich dies nicht erklären, denn, er wahrlich nicht, und soviel er wußte, auch Niemand Anderes, hatte den Deportirten Anlaß zur Zufriedenheit gegeben. Aber er ärgerte sich darüber, sowie auch deshalb, daß Lapierre gestorben, ohne erst vom Dr. Chabassu gequält und gepeinigt worden zu sein.

Aber für den Augenblick konnte er gegen die Gefangenen nichts machen. — Bald genug — hoffte er — würde sich dazu schon Gelegenheit finden. —

Lapierre's Leiche kam in's Spital. Dort wurde sie erst noch untersucht, — was allerdings nie geschieht, wenn ein Deportirter unter des Doctor Chabassus' Händen gestorben war. — Man weiß eben, daß er wirklich und nach Cayenne'schen Brauch gestorben, d. h. gemordet worden war.

Die Gefangenen in ihrem abgesonderten Kerker erfuhren nichts, was weiter mit ihres Freundes Leiche geschehen war..

Einer der lästigen Deportirten weniger, das genügte vollkommen.

Den verstorbenen Deportirten wird nicht einmal die Ehre erzeigt, sie einzusegnen, oder sonst eine priesterliche Handlung mit ihnen vorzunehmen. Und Priester wären doch wahrlich mehr als genug in Cayenne! — Aber es geschieht eben doch nicht. Die Leiche wird einfach entkleidet und in's Meer geworfen. Dessenungeachtet findet sie doch ein anderes Grab als den Meeresgrund. Ihre Gebeine ruhen gar bald im Magen irgend eines mitleidigen Haifisches. — —

Lapierre war wieder eines der Beispiele mehr, daß politische Verbrecher in Frankreich zu einer Anzahl von Verbannungsjahren nach Cayenne verurtheilt werden; in Wahrheit aber zum Tode verbannt sind. —

Wie er, sterben Hunderte jährlich, Hunderte, die nur zur Verbannung verurtheilt sind. Und daß sie so sterben, daß sie bald sterben, wissen die sie verurtheilenden Richter nur zu gut.

Nun könnte man fragen, warum Louis Napoleon seine Opfer, wenn er sie denn doch schon einmal dem Tode überliefert, nicht gleich zum Tode verurtheilen läßt, zum Tode durch Pulver und Blei, oder durch das Fallbeil, oder eine andere, jedenfalls minder grausame Hinrichtungsart, als es jene zufällige in Cayenne ist? —

Nach Lapierre's Tode hatte sich in der Behandlung der Gefangenen nichts verändert. Sie blieben eingeschlossen wie bisher. Zum Glücke be-

kamen sie indessen während zweier Tage doch einigermaßen genießbare Speisen. Sie verhungerten also nicht.

Aber in ihrem Kreise selbst war ein herzliches, inniges Einvernehmen, eine aufrichtige Liebe und Freundschaft zwischen allen Gliedern desselben, an Stelle der früheren kalten Genossenschaft getreten.

Ihr Wunsch war nun vor Allem, daß sie nicht wieder getrennt würden, sondern ihre ferneren Schicksale vereint möchten tragen können.

Dieser Wunsch sollte sich nicht verwirklichen.

Siebentes Kapitel.

Der Arzt und der Loafer.

Wir müssen nunmehr unsere freundlichen Leser ersuchen, mit uns Cayenne, überhaupt Guyana, zu verlassen und uns, an den Westindischen Inseln vorbei, beinahe vierzig Grade nordwärts an den Küsten der United-States hinauf, nach Newyork zu folgen. — —

Es war am Abende eines schönes, aber glühend heißen Juni-Tages, am Abende desselben Tages, an welchem Bernard und Lepaile das Château-Rouge verließen.

Während der Sommermonate ist die Hitze in Newyork fast ebenso unerträglich wie in den weiter südlich gelegenen Ländern. Erst der Herbst, der sogenannte Indianische Sommer, bringt wahrhaft angenehme Tage.

Auch am heutigen Tage hatte eine erschlaffende Hitze geherrscht. Sie schien alles Leben erstickt und ertödtet zu haben.

Alle Läden, alle Wirthshäuser waren geschlossen. Kein Frachtwagen, kein Omnibus rasselte über das Pflaster. Die ganze Stadt schien ausgestorben.

Nur die unzähligen Kirchen und Bethäuser waren geöffnet und in diese und aus ihnen strömten in gewissen Stunden zahlreiche andächtige Schaaren von Männern, Weibern und Kindern, das Gebetbuch unter dem Arm, die Glieder in steife, schwarze Kleidung gehüllt, das Antlitz in strenge und langweilige Falten gelegt.

Es war Sonntag. —

Die reichen Leute, die Geldfürsten von Broadway, von Parkplace, Murraystreet und Bondstreet, haben um diese Jahreszeit schon lange die Stadt mit den modischen Badeorten vertauscht und langweilen sich heute, statt in ihrem kühlen „Parlor," in den dumpfigen und unbequemen Stuben von Saratoga oder Newport.

Die ärmeren Klassen aber, deren Geschäfte ihnen nicht gestatten, New-York zu verlassen, langweilen sich in der Stadt, Jeder auf seine Weise.

Der Amerikaner sitzt, oder liegt vielmehr, in seinem Schaukelstuhle hinter den mit Jalousien verschlossenen Fenstern seines Steinhauses und raucht und gähnt. Der Irländer kauert bei seiner wohlgefüllten Schnapsflasche und trinkt bis er hinüberduselt in den Schlaf der Trunkenheit.

Nur der Deutsche hat ein Mittel gefunden, dieser allgemeinen Langeweile ein Schnippchen zu schlagen. Dieses Mittel ist das Sacred-Concert.

Sacred-Concert, zu deutsch „Kirchenmusik," ist ein Concert, das nur kirchliche, erbauliche Musikstücke enthalten soll. Allein in welcher Weise legen die deutschen Wirthe das Wort aus?

Ihre Lokale sind am Sonntage überfüllt. Menschen aus allen Ständen, jedes Alters und Geschlechtes drängen sich in den Räumen der deutschen Wirthshäuser. Aber nicht blos Deutsche sind es, die dort verkehren. Franzosen und Russen, Italiener und Engländer, Bewohner aller Welttheile und Zonen, jeder Religion und jeder Sekte, finden sich am Sonntage bei der Quelle des deutschen Lagerbieres und bei den Klängen der rauschenden Musik zusammen. Auch die jüngeren Amerikaner fangen nachgrade an, an dieser Art „Kirchenmusik," besonders aber am Lagerbiere Geschmack zu finden. — —

In einer der unzähligen deutschen Bierwirthschaften der Chatamstreet war an dem Abende, von welchem wir sprechen, eine besonders zahlreiche Gesellschaft versammelt.

Das Lokal war erst seit Kurzem eröffnet und zeichnete sich vor ähnlichen anderen durch das, dort ausgeschenkte gute Bier, durch die freundliche Bedienung und die verhältnißmäßig nicht schlechte Musik aus. Es befand sich im ersten Stockwerke dieses Hauses und war also ein „Salon."

Auf besondere Eleganz konnte dieser Salon nun allerdings kein Anspruch machen. Das ziemlich geräumige Gemach war einfach genug möblirt. Außer der Bar oder dem Schenktische, hinter welchem Wirth und Barkeeper hanthierten, befand sich nichts darin, als ein Dutzend größere und kleinere Tische nebst der entsprechenden Anzahl hölzerner Stühle. Zwei kleinere Zimmer zu beiden Seiten des Mittelraumes sahen diesem vollkommen ähnlich, nur daß dort die Bar fehlte.

Die Bedienung bestand außer den schon erwähnten beiden Hauptpersonen aus einer Anzahl hübscher, junger Schenkmädchen.

Alle Tische waren reichlich mit Gästen besetzt; besonders im Mittelzimmer, woselbst sich auf einer etwas erhöhten Tribüne, der Bar gegenüber, die Musikbande niedergelassen hatte, deren rauschende Klänge durch die Gemächer schwirrten und, untermischt mit dem lauten Rufen, Schreien und Singen der Gäste und dem Klirren und Klingen der Gläser und Teller, einen wahrhaft betäubenden Lärm verursachten. Freilich waren dies nicht die ernsten Klänge von Kirchenmusik. Walzer und Yankeedoodle, Opern-Pieçen und Tyroler Ländler verherrlichten den amerikanischen Sonntag.

In der entferntesten Ecke des Kleineren der beiden Nebengemächer saß einsam an einem halbrunden Seitentischchen ein ernster, finsterblickender Mann in dunklem, etwas abgetragenem Gewande.

Er allein unter den Anwesenden schien die allgemeine Lust und Heiterkeit nicht zu theilen; ja deren Veranlassung sowohl, wie deren Ausbrüche kaum zu bemerken.

Weder den Jubel der Gäste hörte er, noch die Klänge der Musik; weder das vor ihm auf den Tisch hingepflanzte Bierglas hatte er berührt, noch des freundlichen Grußes der Schenkmädchen geachtet — stumm und düster, theilnahmlos an dem um ihn wogenden Treiben, starrte er vor sich nieder, allein, — wie es schien — mit seinem Schmerze und seinen finsteren Erinnerungen beschäftigt.

Jedenfalls war es kein Amerikaner, mindestens kein Newyorker. Nicht blos der Schnitt seiner Kleider bekundete dies, sondern auch seine Haltung, die zwar nicht gebeugt, aber nichts weniger als steif war; seine Gesichtsfarbe war zwar bleich, aber nicht käsig und krankhaft weiß; sein schwarzer dichter Bart umrahmte das ganze Antlitz und seine fremdartige Aussprache des Englischen, verrieth, in den wenigen Worten, die er beim Eintritte gesprochen, den Fremdling. Er mußte Franzose sein. Ob aus den Westindischen Besitzungen oder aus dem Mutterlande, war freilich nicht zu enträthseln. Uebrigens gab sich auch Niemand die Mühe, dies thun zu wollen.

Der einsame Mann hatte aus der Brusttasche seines Rockes ein Blatt Papier hervorgezogen.

Es war ein altes, stark zerknittertes nnd beschmutztes Zeitungsblatt. Augenscheinlich war es oft auseinander gefaltet, oft in Händen gehalten und oft wieder zusammengelegt worden.

Der Mann mußte ein besonderes Interesse an dieser Zeitung haben. Denn auch jetzt schlug er es wieder auseinander und begann scheinbar eifrig darin zu lesen. Seine Blicke flogen aber mehr über die Zeilen, als daß

sie sich darin vertieften; wie wenn er den Inhalt schon auswendig wüßte, und nur aus alter Gewohnheit und um seine Gedanken zu fixiren, diesen körperlich ausgedrückten Gegenstand seiner Geistesthätigkeit betrachtete.

Auch wir wollen — es ist nothwendig — dieses Zeitungsblatt näher im Augenschein nehmen.

Es war eine Nummer des „Courier für die Vereinigten Staaten" vom Jahre 1853. (Die Zeit, von welcher wir jetzt erzählen, war der Juni des Jahres 1854.) Die Zeitung war damals also über ein Jahr alt.

Jener Artikel, welcher den schweigsamen und finsteren Zeitungsleser so sehr zu beschäftigen schien, lautete wörtlich:

„Newyork, 6. Januar 1853.

An den Herrn Redakteur
des „Courier für die Vereinigten Staaten."
Mein Herr!

„Sie haben vor einiger Zeit einen Brief abgedruckt, welcher von der Entweichung von zwölf Deportirten von der Insel La Mère (französisches Guyana) handelt. — Dieses Drama ist heute zu Ende. Ich hoffe, Ihnen nicht lästig zu fallen, wenn ich Sie bitte, nunmehr auch diesen Brief aufnehmen zu wollen, der unseren Freunden in Amerika jene Entweichung in allen ihren Einzelnheiten bekannt geben wird. — Da sich kein Haß in meine Grundsätze mischt, so werde ich nur die Thatsachen ohne weitere Erörterung darstellen. —

„Seit ihrer Abreise von Frankreich konnten die nach Cayenne Deportirten die üble Behandlung ihrer Wächter kaum ertragen; allein, Dank klugen Ermahnungen, fand während der ganzen Ueberfahrt nicht die geringste Unordnung statt. — Auf der Insel La Mère angekommen, verdoppelten sich ihre Qualen. Es verging kein Tag, an dem nicht Dubourg der Jüngere, Werkmeister für Straßen- und Brücken-Bau und ernannter Gouverneur der Insel La Mère, mit Eisen und Erschießen gedroht hätte; und dies ohne den geringsten Grund. — Die Herzen, welche durch grausame Qualen sich nicht niederschlagen ließen, empörten sich gegen diese Behandlung, und entschlossen sich, entweder zu sterben, oder ihre Freiheit wieder zu gewinnen.

„Es wurden mehrere Flucht-Anschläge entworfen. Anfänglich handelte es sich darum, sich bei einem seiner Besuche auf der Insel des General-Gouverneurs und seines Stabes zu bemächtigen. — Mit solch wichtigen Geiseln war nichts leichter, als sich insgesammt an Bord des Dampfbootes einzuschiffen und Amerika zu erreichen, wo wir einer guten Aufnahme sicher waren. Wenige Augenblicke vor der That versagten mehrere der vornehmsten

Verschworenen ihre Mitwirkung, weil sie ernstlichen Widerstand und somit Blutvergießen befürchteten. Außerdem hielt die Hoffnung, dereinst wieder zu ihren Familien zurückkehren zu können, deren Stützen sie waren, viele Väter zurück.

„Ein anderer, umfassenderer Anschlag wurde entworfen: Wir wollten uns Guyana's bemächtigen, indem wir beabsichtigten, den Schwarzen die Hand zu reichen. Ich halte es für meine Pflicht, über diesen Punkt nicht weiter zu sprechen; meine Freunde werden begreifen warum. Auch dieser Plan war — für den Augenblick mindestens — nicht ausführbar.

„Da solchergestalt die Pläne für eine allgemeine und massenhafte Entweichung gescheitert waren, so vereinigten sich am 8. September 1852 zwölf Männer und besprachen und bereiteten den Plan für eine theilweise Entweichung.

„Um 10 Uhr Abends begaben sich deren zwei nach den Telegraphen und zerstörten die Drähte. Nachdem die Runde der Gensd'armen in den Baracken beendet war, verließen die zwölf Flüchtlinge so leise als möglich ihre Zimmer und begaben sich, jeder mit einem kleinem Päckchen unter dem Arme, an einen vorher verabredeten Ort. Daselbst war ein kleiner Sack mit Zwieback, Entersäbel und einiges Zimmermannsgeräthe verborgen gehalten worden. Dies Alles wurde in ein kleines Boot gebracht, welches die Flüchtlinge schwimmend in das Weite zogen.

„Während dieser Zeit war Barthélemy, einer unserer besten Schwimmer, daran, eine zweite Barke zu lösen, welche sich in Pistolenschußweite vom Hause des Gouverneurs und seiner Lootsen befand.

„Nachdem dies geschehen, wendeten wir uns insgesammt, die Einen schwimmend, die Anderen die Barken fortstoßend, gegen die zwei großen Lootsenboote, welche in der See lagen. — Nach unerhörten Anstrengungen wurden deren Anker gelichtet, die Segel angezogen — und wir gelangten in das Weite, während wir sämmtliche Barken in's Schlepptau nahmen.

„Eine Stunde darauf versenkten wir Alles, was uns unnütz erschien, und segelten gegen Westen, ohne Karte, ohne Kompaß, ohne Lebensmittel, mit Ausnahme von fünf Pfund Zwieback, einem Häuflein roher Kartoffeln, die sich zufällig am Bord befanden, vier Fäßchen Wein und zwei Töpfchen Senf, jedoch ohne einen Tropfen Wasser.

„Während der Nacht ging Alles ziemlich gut; und mit Anbruch des Tages konnten wir die Uebelstände in unserm Segelwerke beseitigen. — Von da an kamen wir rasch vorwärts. Als wir die Inseln du Salut gewahrten, waren wir unglücklicherweise der Meinung, schon an den holländischen Kolonien zu sein. Wir verloren eine kostbare Zeit, indem wir diese

kennen lernen wollten und waren endlich nicht wenig überrascht, deren Allarmkanonen zu hören.

„Da erkannten wir unseren gefährlichen Irrthum und bald jagten wir vor einem Kriegsschiffe her, welches der Kommandant der Inseln du Salut mit dem Befehle zu unserer Verfolgung ausgeschickt hatte, ohne weiteres darein zu feuern. (Dies wurde uns später von dem Maschinisten dieses Schiffes, des „Voyageur," sowie von dreien unserer Kameraden, welche nach uns entflohen, bezeugt.) — Indessen unser Boot segelte gut und war vortrefflich mit Kupfer beschlagen.

„Wir kamen in die Brandung von Synamary und, da die Ebbe eingetreten war, auf eine Schlammbank, wohin unsere Feinde uns unmöglich verfolgen konnten. Die Nacht machte der Jagd ein Ende. Schon glaubten wir uns gerettet, als wir plötzlich in der Ferne das Licht einer Goelette, welche auch auf uns Jagd machte, bemerkten. Es waren Gensd'armen. Glücklicher Weise konnten sie uns jedoch aus der Entfernung nicht gewahren, und bei dem seichten Grunde uns auch nicht näher kommen.

„Endlich, um 3 Uhr nach Mitternacht, stieg das Wasser und befreite uns aus der Gefangenschaft des Schlammes und von der Verfolgung der Gensd'armen. Wir lavirten eine Strecke von acht Stunden in die hohe See hinaus; dort wurden wir nicht mehr beunruhigt. Nach zwei und achtzig stündiger Fahrt waren wir in Branwarscht, dem ersten holländischen Posten. Sobald wir ein Nothsignal gegeben hatten, kam man uns zu Hülfe.

„Wir baten um Wasser und Lebensmittel und schickten drei Mann an's Land, um diese Provision zu holen. Der Kommandant des Postens selbst war abwesend. Wir wurden daher von dem holländischen Residenten empfangen, der uns für entlaufene Sträflinge von den Glückseligkeits-Inseln halten mochte und uns arretiren ließ. Uns blieb nichts übrig, als die Erklärung abzugeben, daß wir zwölf politische Deportirte von der Insel La Mère und entflohen seien, daß uns zwar das unbedeutende Fort nicht hindern könnte, unsern Weg fortzusetzen, daß wir es aber, um jeden Zweifel zu verscheuchen, vorziehen würden, uns unter dem völkerrechtlichen Schutz der holländischen Flagge zu stellen.

„Hierauf gab uns der Resident die schriftliche Zusicherung, uns unter keinerlei Umständen als politische Gefangene auszuliefern, worauf ich mit meinen Kameraden an's Land ging.

„Am folgenden Tage kam der Kommandant selbst. Es war ein Franzose, der uns wie Brüder in seinem Hause Aufenthalt gab. — Endlich, nach Verlauf von drei Tagen, wurden wir nach Paramaribo geführt, wo wir wie Fremde, die ohne Paß ankommen, empfangen wurden. Das

Heldin wurde uns zum Aufenthalt angewiesen, welches wir natürlich so lange als Gefängniß zu betrachten hatten. Während dieser Zeit that der Gouverneur alle nöthigen Schritte, um sich von der Identität unserer Person zu überzeugen, und wurden dann am 2. Dezember völlig in Freiheit gesetzt.

„Während unseres Aufenthaltes in Paramaribo waren drei andere Republikaner aus Cayenne entwichen und unter amerikanischer Flagge in das holländische Fort gekommen. — Der Kommandant der französischen Brigg „Le Voyageur," der am darauf folgenden Tage anlangte, reklamirte sie; allein sofort versammelten sich sämmtliche zur Zeit dort verweilende amerikanische Kapitäne bei dem Kaufmanne, welcher die Funktionen ihres Consulats versah, und es wurde beschlossen, daß jeder politische Gefangene frei sei, sobald er den Fuß auf ein amerikanisches Schiff gesetzt habe. Maßnahmen wurden angeordnet, um unseren Freunden eine gute Verpflegung am Bord zu sichern, und drei Tage später segelten wir nach Boston.

„An Euch, amerikanische Brüder, an Euer Herz muß ich mich jetzt wenden! Viele meiner Kameraden sind in großem Jammer und elender Knechtschaft in Guyana geblieben; Alle hegen den Wunsch, nach Amerika zu entkommen; — Gäbe es denn kein Mittel, ihnen zu Hülfe zu kommen? — Ich stelle nur die Frage, da ich überzeugt bin, daß die großen und edlen Herzen der Amerikaner und der Franzosen in Amerika sie bald beantworten werden!

„Meine Kameraden sind sämmtlich gute Vorkämpfer der allgemeinen Demokratie; sämmtlich jung und thätig und Besitzer den besten Willen

„Folgendes sind die Namen der zwölf freigewordenen Deportirten: (Hier folgen deren Namen, mit der Bemerkung, daß die meisten derselben in holländisch und englisch Guyana zurückgeblieben sind.)

„Ich bin, Herr Redakteur, mit aller Hochachtung im Namen der Zwölf :c. N. N."

Indem wir diesen ebenso wahrheitsgetreuen, als interessanten Brief hier seinem vollen Wortlaute nach abgedruckt haben, sind wir sowohl den Anforderungen unserer Erzählung nachgekommen, als wir auch glauben, dem Leser durch die Schilderung dieser Flucht einen neuen Einblick in die cayennische Verhältnisse und einen nicht werthlosen Beitrag zur richtigen Beurtheilung des Folgenden gegeben zu haben.

Kehren wir nun zu Demjenigen zurück, der in dem Lärm und Tumulte der deutschen Sonntagsfeier in jenem Wirthshause der Chatamstreet die Zeitung und den Brief vielleicht zum fünfzigsten Male durchgelesen hatte.

Eben hatte er seine Lektüre beendet. Die Zeitung war seiner Hand

entfallen. In tiefes Nachsinnen versunken starrte er vor sich hin, ohne irgend, was um ihn her vorging, zu beachten.

Die Musik hatte eben wieder begonnen. Alles jubelte schrie und sang. Da legte sich leise aber fest eine Hand auf die Schulter des einsam Träumenden.

Er fuhr aus seinem Brüten empor.

Vor ihm stand ein junger Mensch von ungefähr sechszehn bis siebzehn Jahren mit einem bleichen, noch bartlosen, aber doch ausdrucksvollen und energischen Gesicht, dessen große sprühende Augen kühn, oder besser gesagt keck in die Welt hinausblitzten.

Sein Anzug war der eines herabgekommenen Gentleman, aber der Bursche schien sich durchaus nicht zu bemühen, diesen schäbigen Zustand zu verhüllen. Im Gegentheile trug er die Schmutzflecke und eingerissenen Löcher in denselben mit einer gewissen Affektation zur Schau. Auf das Haupt hatte er, keck gegen das Ohr geneigt, einen schwarzen, abgegriffenen Cylinderhut gestülpt.

Jeder, der einigermaßen mit amerikanischen Sitten und Gestalten vertraut gewesen, hätte auf der Stelle errathen, daß dieser junge Mensch der sehr ehrenwerthen Gilde der „Loafer" angehöre, nämlich Loafer nennt man einen Straßenlungerer, Herumstreicher und Landläufer, ohne jedwede bestimmte Beschäftigung. Eigentlich läßt sich aber Loafer gar nicht in's Deutsche übersetzen, weil er eben eine specifisch amerikanische oder vielmehr Newyorkische Figur ist. Er ist Alles, Bettler, Faullenzer und Dieb, auch gelegentlich Mordbrenner und Räuber und versteht doch dabei das Ansehen eines Gentleman zu bewahren — freilich nur für den, der eben nicht weiß, was „Loafer" ist.

Unter der großen Zahl dieser Bursche sind jedoch auch gar Manche, die durch ihren Verstand, durch ihren Muth und ihr, wenn auch verdorbenes, doch auch edler Regungen fähiges Gemüth verdienten, einem besseren Kreise der Gesellschaft anzugehören; wie sich denn auch so Manche schon aus dieser Loafer-Carrière rüstig emporgearbeitet haben.

Unser Loafer, dessen Bekanntschaft wir soeben gemacht haben, gehörte der besseren Sorte an. Der Mann, den er so eben gestört hatte, schien ihn zu kennen. Er sandte nur einen beredten, fragenden Blick zu ihm empor, den dieser mit einem bedeutsamen Kopfnicken erwiderte.

„Gefunden?"

„J suppose — ja!" war die lakonische Antwort.

„Billy — wo?"

„In der Mercerstreet, Herr Doktor," antwortete der Bursche, indem ein leises, fast verächtliches Lächeln seine dünne Lippen kräuselte.

„In der Mercerstreet? Diable! Wie kommt der Mann in diese verrufene Straße?"

Diese letzteren Worte hatte der französische Doktor mehr zu sich selbst, als zu dem jungen Manne gesprochen. Dessenungeachtet beantwortete dieser dieselben.

„Hm — Herr! Man kommt dort, wie überall hin, wo einen eben die Noth und das Schicksal hintreiben. — Herr, Newyork ist nicht Paris — und wer dort mit hohen und edlen Damen verkehrte, darf — wenn ihn das Schicksal als armen Fremdling zu uns wirft — vielleicht froh sein, hier den Mercerstreet-Damen zum Tanze aufspielen zu können!"

„Er ist also dort Klavierspieler?"

„Das ist er, Sir! angestellt mit zehn Dollars monatlich!"

„Und Du hast ihn gesprochen, Billy?"

„Ja! — Ich traf ihn endlich nach dreitägigem Suchen — aber nicht in seiner Wohnung (er wohnt in einem elenden Boarding-Haus), sondern auf der Straße, als ich eben durch die Mercerstreet schlenderte. Erkannte ihn augenblicklich nach Ihrer Beschreibung und — — —"

„Und hast ihm gesagt, daß ich ihn suche, ich, sein alter Freund aus der Heimath?" unterbrach der Franzose des Loafer's Rede, indem er, halb die Bejahung seiner Frage heischend, halb ängstlich vor einer solchen, den Burschen, der immer gleich ruhig und gelassen blieb, anschaute.

„Das hab' ich nicht, Herr!" antwortete dieser, während er das, so lange unberührt gebliebene Bierglas faßte und ohne Umstände mit einem einzigen Zuge leerte. Dann fuhr er fort: „Sie gaben mir für diesen Fall keine genauen Instruktionen — und so dacht' ich, was Sie ihm etwa mittheilen wollen, könnten Sie ihm selbst ebenso gut sagen!"

„Und was sagtest Du ihm denn?" — fragte der Doktor wieder, dem nun eine unangenehme Beklemmung abgenommen schien.

„Ei, Herr — fragt' ihn einfach, indem ich direkt und entschieden auf ihn zuging, ob er nicht der und der, aus Paris gebürtig und nach Cayenne deportirt — und von dort entflohen sei. Da hätten Sie sein Gesicht sehen sollen, Herr! — Leichenblaß ist er geworden und, ohne mir weiter Red' und Antwort zu stehen, in das geöffnete Thor des siebenten Hauses auf der rechten Seite gelaufen, als wäre der leibhafte Satan hinter ihm her! — Ha, ha, ha! Ich glaube wahrhaftig, der Mann ist der Ansicht, es gebe auch in den glorreichen United-Stats Polizei-Spione Napoleons!"

Der französische Doktor hatte sich von seinem Sitze erhoben und war

einige Schritte auf- und abgegangen. Dann blieb er wieder vor dem Loafer stehen, der sich unterdessen eine neue Cigarre angezündet und eines der hübschen Schenkmädchen herbeigewinkt hatte.

„Es ist gut, Billy, es ist besser so, daß er meinen Namen noch nicht erfahren — denn möglicherweise ist's doch nicht der rechte Mann!"

„Möglicherweise ist's nicht der Rechte, das ist wahr, Herr! — But I suppose — möglicherweise ist sogar der Mann, den Sie mir als den Ihrigen bezeichneten, auch nicht der Rechte — he, Herr Doktor Thomsen, mit dem englischen Namen und der französischen Aussprache! — ha, ha, ha!"

Eine Wolke des Unmuthes lagerte sich bei diesen kecken Worten des Loafers auf des Doktors hohe, edle Stirn und seine Augen blitzten zornig den jungen Spötter an.

„Ah, Nichts für ungut, Herr! 'Kann manchmal meine Zunge nicht gehörig wahren — aber — ich mein's nicht böse, und Sie, meinen Lebensretter, möcht' ich am allerwenigsten beleidigen!"

Diese Worte sagte der junge Mann in fast weinerlichem Tone, welchem man es anhörte, daß es keine Verstellung sei, sondern in Wirklichkeit aus gutem Herzen kamen. Dabei suchte er die Hand des Doktors zu fassen und ihm in's Auge zu sehen, das nun schon wieder lächelnd auf den Burschen blickte.

„Vorwärts, Billy, führe mich zu dem Hause in der Mercerstreet!"

„Wollen Sie denn mit den schönen Lady's tanzen?" rief der Loafer, in ein lautes Gelächter ausbrechend.

„Bursche! wahre Deine Zunge!"

„Warum? — Ich rechne, 's ist noch nicht zwei Uhr nach Mitternacht!"

„Nein, Billy, da hast Du recht! 's ist kaum zwölf Uhr vorüber!"

„Also mißverstehen Sie mich nicht! Da das Haus nicht vor zwei Uhr geschlossen wird, kann sich auch der Klavierspieler nicht früher entfernen. Wenn Sie früher hinwollen, so müssen Sie schon mit den schönen — —"

„Gut, gut! So warten wir denn hier ab, bis es Zeit ist. Ich muß den Mann durchaus, sobald als möglich, sprechen!"

„'S wird auch besser sein; denn wer weiß, ob er Morgen noch in die Mercerstreet geht, wenn er die Häscher des Franzosenherrn hinter sich glaubt!"

Und abermals lachte der Bursche so seelenvergnügt in sich hinein, als ob er gar kein Amerikaner wäre. Es mochte wohl irisches Blut in seinen Adern fließen, und „grün Erin" lachte aus seinen Augen ebensowohl als aus seinem Munde.

Der französische Doktor hatte sich wieder gesetzt, und neben ihn, ohne eine Einladung abzuwarten, der junge Loafer.

„He da! Mary — Lucy! Verdammte Dirnen — wollt Ihr mich verdürsten lassen!" rief Billy mit so lauter und durchdringender Stimme, daß sie selbst durch all' die Musik und den Lärm hindurch bis in's vordere Zimmer vernommen werden konnte.

„Sie erlauben doch, Herr, daß ich auf Ihr Wohl mit Ihnen anstoße?" und ehe er noch eine Antwort erhalten, rief er auf's Neue nach den Schenkmädchen.

„Brandy her! — aber echten — von drüben herüber —"

Es war klar, daß der junge Mann sich in einer guten Schule befunden hatte und im Trinken nicht weniger als im Fluchen es mit einem Alten aufnehmen konnte.

Der Franzose war wieder in sein düsteres Träumen verfallen. Die Musik tönte lustiger und lauter noch als vorher. Der Lärm der Sonntagsgäste hatte seinen Gipfelpunkt erreicht.

Und in gleichmäßigen Wolken den Rauch der Cigarrre von sich stoßend, von Zeit zu Zeit einen Schluck Brandy nehmend, schaukelte sich der junge Loafer auf dem harten Stuhl und pfiff dabei die Melodie des Yankeedoodle vor sich hin.

Benutzen wir diesen Augenblick, um einige Erläuterungen zu geben, die nicht verschwiegen bleiben können.

Der finstere, schweigsame Herr, der ehrenwerthe Gentleman, der mit dem Loafer in so intimen Beziehungen zu stehen schien, ist ein alter Bekannter des Lesers, der Dokter L . . . aus Paris.

Als wir seiner zuletzt erwähnten, befand er sich mit Bernard in den Kerkern der Conciergerie. Von dort war er einige Tage später, als sein junger Freund, in das Gefängniß Mazas abgeführt worden.

Auch er wurde dort Zellenbewohner und lebte in einsamer Haft, ohne zu wissen, daß er mit seinem Freunde unter demselben Dache athme. Jeder war dort begraben in seinem eigenen Grabe. Und doch fand ein großer Unterschied zwischen Beiden statt. Doktor L . . . blieb nicht lange in Haft, er wurde vor ein Kriegsgericht gestellt, schuldig befunden und zur Deportation nach Algier verurtheilt.

In Toulon wartete seiner und einer Anzahl Leidensgenossen bereits das Schiff, das sie nach Afrika überführen sollte. Ehe er aber dessen Bord betrat, wurde er vor den Präfekten geführt, der ihm mittheilte, daß er frei

sei. Dies schien ein Wunder, war aber leicht zu erklären. Doktor L... war ein geschickter Arzt. Es fehlte ihm nicht an hochgestellten, mächtigen Gönnern. Was ist natürlicher, als daß man einem solchen Manne freundlich und dienstfertig zu helfen suchte.

Eine Person aus den exclusiven Kreisen der Gesellschaft erinnerte sich seiner. Sie war mit dem alten Systeme nicht gefallen, sondern auch bei dem neuen Oberhaupte der Franzosen in Gunst geblieben, weil sie eben eine finanzielle Größe war — und, mag das System noch so oft wechseln, das Geld seinen Rang denn doch behauptet.

Doktor L... wurde also durch dessen erfolgreiche Bemühungen frei. Aber mit dem Befehle der Freilassung war zugleich die strenge Weisung eingetroffen, den Mißliebigen zu befehlen, unverzüglich das schöne Frankreich zu verlassen und nie wieder — bei Strafe der Deportation — dorthin zurückzukehren.

Er verließ auf einem englischen Boote das Vaterland und wandte sich nach London, dem Sammelplatz der Verbannten und Unzufriedenen aller Nationen Europa's.

Dort lebte er seiner Wissenschaft und seinem Berufe; das Letztere war freilich mit Schwierigkeiten verbunden und von keinem oder nur sehr geringem Erfolge begleitet. Denn die Herren Engländer sind etwas zäher Natur und exclusiver Gesinnung; und es bedarf schon einer sehr guten Empfehlung oder eines ganz besonderen Zufalles, um in irgend welcher Weise von ihnen als gleich berechtigt aufgenommen zu werden. Aber dennoch gelang es ihm, bald einigen „Ruf" zu erwerben und der Wohlthäter der Armen und Unglücklichen zu werden.

Mit den Kreisen der politischen Flüchtlinge stand er dabei nur dann in Verbindung, wenn sie seiner ärztlichen Hülfe bedurften. Was aber all' die Clubs und Vereine, und all' die Pläne und Verschwörungen, und Meetings und Demonstrationen betraf, so hatte er sich davon fern gehalten. Nicht aus Furcht — denn derartige schöne Dinge sind in der Themsestadt wohlfeil genug und ohne Einsatz von Freiheit und Leben zu bekommen — sondern aus Abneigung. Er glaubte die Erfahrung gemacht zu haben, daß der Gesammtheit des Volkes, vor Allem des französischen, nicht mehr und nimmermehr zu helfen sei; und daß es sich gar nicht der Mühe verlohne, für dessen Wohlfahrt zu kämpfen.

Bei seinem geringen Umgang mit den Landsleuten hatte er indessen niemals, wo sich Gelegenheit dazu bot, versäumt, sich nach Lepaile und Bernard zu erkundigen.

Diese Männer standen mit seinen letzten Erinnerungen aus der Hei-

math in zu enger Verbindung, als daß er ihrer so leicht vergessen hätte. Die Freundschaft mit Lepaile war eine alte, festgekittete, jene mit Bernard, jung zwar, aber um nichts weniger innig und treu. Er hatte während der kurzen Zeit ihrer Bekanntschaft den jungen Mann schätzen und lieben gelernt. Er interessirte sich lebhaft für den Verfolgten und seine schöne Gefährtin. Während der Zeit ihrer gemeinsamen Gefangenschaft in der Conciergerie hatte sich das Freundschafsband noch fester geknüpft.

Nun aber hatte er seit dieser Zeit durchaus nichts mehr, weder von Bernard, noch von Lepailen oder Adelen erfahren können. War jener transportirt oder zu Pulver und Blei begnadigt worden? Waren diese frei geblieben oder ebenfalls in die Hände der „Gerechtigkeit" gefallen? Was mochte aus ihnen geworden sein? —

Vergeblich hoffte er auf diese Fragen von den in London lebenden Flüchtlingen Auskunft zu erhalten. Aber seine Nachforschungen blieben erfolglos.

Eines Tages erlebte Doktor L . . . eine unverhoffte Freude. Jener reiche Mann, welcher seine Befreiung erwirkt hatte, war in Geschäfts-Angelegenheiten nach London gekommen, und suchte dort — ein wirklich unerhörter Fall — den armen, verbannten Arzt auf.

Ihr Zusammensein war nicht von langer Dauer. Aber unter andern Angelegenheiten, welche die beiden Männer besprachen, hatte L . . . sich auch bei demselben nach dem Schicksale seiner Freunde Lepaile und Bernard erkundigt.

Der Befragte wußte zwar nichts von ihnen, was um so natürlicher war, da er sie nie gekannt, nie etwas von ihnen gehört hatte. Aber er versprach Doktor L . . . sich nach seiner Rückkehr nach dem Loose derselben zu erkundigen und ihn von seinen etwaigen Erfolgen Nachricht zu geben.

Nach einiger Zeit erhielt dieser auch wirklich einen Brief seines Gönners. Er erfuhr daraus, daß der politische Verbrecher Bernard vor wenigen Tagen Paris im Zellenwagen verlassen habe, um nach Cayenne transportirt zu werden. Von Lepaile konnte nichts gemeldet werden.

Um dieselbe Zeit ward dem Doktor die Stelle eines Arztes auf einem der größten Auswandererschiffe angeboten, welches in kurzer Zeit, nach Amerika bestimmt, in See gehen sollte.

Zerstreuung war dem Verbannten erwünscht. In London hatte er nichts zu verlieren. Da er von Lepaile nichts weiter erfahren konnte, so gab er es, für jetzt wenigstens, auf, nach diesem zu forschen; er wandte seine Sorge und Aufmerksamkeit dafür aber ausschließlich Bernard zu und beschloß, diesem womöglich seine Hülfe angedeihen zu lassen.

Da dieses, wenn es überhaupt möglich war, in London jedenfalls nicht geschehen konnte, so hoffte er in Amerika eher Gelegenheit dazu zu finden.

In Newyork verließ er das Schiff. Sein Gehalt, welches er dort ausbezahlt erhielt, reichte gerade hin, um ihn während des ersten Monates seines Aufenthaltes auf amerikanischem Boden vor Mangel zu wahren.

Er hatte durchaus keinen bestimmten Plan, weder in Bezug auf seine Zukunft, noch hinsichtlich Bernard's nach Newyork mitgebracht. Aber die Noth zwang ihn bald, wenigstens in ersterer Beziehung einen Entschluß zu fassen.

Es war im letzten Monat des Jahres 1853 gewesen, wie er zuerst seinen Fuß auf amerikanischen Boden gesetzt hatte. Zu der Zeit, da wir ihn wieder gefunden, war er demnach bereits ein halbes Jahr in Newyork.

Nachdem seine geringen Geldmittel auf die Neige gegangen waren, hatte er sich nach Beschäftigung umgesehen, oder, wie der Amerikaner sagt, versucht „sein Leben zu machen."

Nichts leichter als dies in dem glorreichen Lande der Verheißung. Arbeit findet sich genug. Und mit dieser die Mittel zum Leben. Aber freilich, was für Arbeit? — Ohne Zweifel solche, zu der man Alles mehr, als den Kopf benöthigt! Kräftige Arme und Beine und — Fäuste, wer die besitzt und anwenden will, „kann sein Leben machen," als Schiffslader oder „Farmers-Help" d. i. Bauernknecht, als Barkeeper oder Porter.*)

Auch wer ein ehrlich Handwerk gelernt hat und darin fleißig arbeitet, als Schneider oder Tischler, als Schuster oder Fleischhacker, wird „sein Leben machen können."

Etwas Anderes ist es mit jenen Männern, welche bis jetzt kein Handwerk, sondern Werke des Kopfes betrieben hatten, welche ihre Geistesthätigkeit ausbildeten und vermehrten statt jener des Körpers, welche ihre Studien, statt hinter dem Pfluge oder der Hobelbank, in den Schulstuben und Hörsälen der Universität, im Gerichtszimmer und im Hospitale gemacht hatten.

Diese Männer sind in den allermeisten Fällen vollkommen unnützer und werthloser Ballast, welcher zugleich mit den brauchbaren und erwünschten Arbeiter-Waaren der Emigranten-Schiffe zu ihrem eigenen Unglücke auf dem Boden der Vereinigten Staaten abgelagert wird.

---

*) Barkeeper wird jene Person genannt, welche als Kellner, Aufschreiber und Schenker hinter der Bar oder dem Schenktische hantiert; Porter ist auf deutsch Hausknecht.

Daher sah sich Doktor L... bald in einer ziemlich bedrängten Lage, und erkannte nicht minder schnell die Eigenthümlichkeiten der Situation. Aber einem Manne von seinen Kenntnissen und Fähigkeiten konnte es unmöglich fehlen, selbst unter solch ungünstigen Verhältnissen sich Bahn zu brechen.

Er verschmähte zwar die gewöhnlichen und besonders in Amerika florirenden Hülfsmittel, sich einen Ruf zu verschaffen. Von ihm standen keine ellenlangen Annoncen in den Zeitungen, an seiner Thür prangte kein ungeheures Schild mit Namen und Titel in Goldschrift; er lief auch nicht in den Wirthshäusern und Schenken herum, um selbst seinen Ruhm zu verbreiten, oder bezahlte zu diesem Zwecke eine Anzahl von Loafers und anderem Gesindel. Allein er erwarb endlich durch angestrengte Thätigkeit genug, um eben leben zu können. Mehr verlangte er nicht.

Während dieser Zeit war er so mit seinen Angelegenheiten und den Pflichten seines Berufes beschäftigt gewesen, daß er nur selten seine Gedanken den abwesenden und verschollenen Freunden zugewendet hatte. — Da wollte es eines Tages der Zufall — es mochte ungefähr acht Tage vor jenem Abende sein, an dem wir ihn in der Schenke der Chartamstreet gesehen — daß er ein altes Zeitungsblatt in die Hand bekam, dessen einer Artikel sofort seine Aufmerksamkeit in hohem Grade fesselte.

Wir kennen den Inhalt dieses Artikels.

Bei Durchlesung dieser Zeilen erwachte wieder in stärkerem Grade als je das Gefühl der Freundschaft, des Mitleides und der Menschenliebe in seinem edlen Herzen. Und er wurde durch den Aufruf für die Befreiung seiner Freunde und Landsleute begeistert. Er wollte dieselbe zu seiner Lebensaufgabe machen.

Als Franzose, der darin einen Flecken auf dem Schilde seines Vaterlandes, als Republikaner, der dort den schrecklichen Kerker seiner Gesinnungsgenossen, als Freund, der die Folterbank für Bernard in denselben erblickte: schauderte er zurück vor dem Inbegriff des Entsetzlichen und Empörenden, vor dem Worte: Cayenne.

Die Befreiung schien ihm um so möglicher und leichter ausführbar, da er in dem Briefe der glücklich Entflohenen ganz bestimmte und klare Andeutungen gefunden zu haben glaubte.

Seit er jenen Artikel gelesen und wieder gelesen hatte, war sein Geist nur noch mit Cayenne, mit seinem Freunde Bernard und mit Plänen beschäftigt, auf welche Art dieser zu befreien wäre.

Er glaubte endlich jenes Mittel gefunden zu haben, mit dessen Hülfe er sein Ziel zu erreichen hoffen durfte.

Zu diesem Zwecke war es aber vor Allem nothwendig, Jemanden zu finden, der die Verhältnisse von Cayenne, das Festland, die Inseln und deren Vertheidigungsanstalten genau kannte.

Wer konnte darüber und über so manches Andere noch bessere Auskunft geben, als einer der entflohenen Deportirten selbst!

Der Unterzeichner jenes Artikels, früher Professor an einem Gymnasium Frankreichs, war ein alter Freund Doktor L...'s. Ihn wollte er aufsuchen, mit ihm seinen Befreiungsplan berathen und ihn zur Mitwirkung und Hülfeleistung auffordern.

Er ging sofort daran, jenen Professor aufzusuchen.

Allein dies war eine bei weitem schwierigere Aufgabe, als er sich gedacht hatte.

Fremdenpolizei existirt in Amerika nicht; ebensowenig irgend etwas, das einem Paßwesen ähnlich ist. Jeder kommt und geht, wann und woher und wohin er will, ohne daß Jemand darum frägt; jeder ändert seinen Namen wie seinen Aufenthalt und seine Beschäftigung, ohne daß irgend Jemand darauf Rücksicht nimmt oder dessen achtet. Der heutige Tischlermeister Schmidt in New-Haven ist morgen vielleicht zum Notar Maier in Hoboken umgewandelt, und der Pfarrer O'Flaherti in Louisville ist in Jahresfrist vielleicht Plantagenbesitzer Rocher in New-Orleans.

Wo und bei wem sollte sich also Doktor L... nach seinem Freunde dem Professor N. erkundigen?

Im Direktory von Newyork nachzuschlagen, wäre eine völlig nutzlose Arbeit gewesen; denn darin standen nur jene Namen verzeichnet, welche Amerikanern und solchen angehörten, die schon lange in der Stadt wohnten und mindestens der wohlhabenden, wenn nicht reichen Klasse angehören.

Eines fiel ihm ein, was möglicherweise dienlich sein konnte, ihn auf die richtige Spur zu leiten.

Er ging in die Redaktion des Courier für die Vereinigten Staaten. Dort fragte er nach dem Einsender jenes Artikels und ob man nicht dessen jetzigen Aufenthalt anzugeben vermöge.

Anfänglich erinnerten sich die Herren gar nicht mehr des Artikels und dessen Inhalt. Und als Doktor L... ihnen das Zeitungsblatt gezeigt und sie auf den unterschriebenen Namen aufmerksam gemacht hatte, da lachten sie ihn einfach aus, mit „seinem verdammt närrischen Begehren" und fragten ihn, ob er denn glaube, daß sie zur Aufsichtführung über jeden hergelaufenen Strolch da seien. Wenn der Mann währenddem nicht gestorben sei, meinten sie, so wäre er wahrscheinlich — noch am Leben; aber wo, das solle er andere Leute fragen, die's besser wüßten. Mit diesem tröstlichen

Bescheide entließen die stolzen Herren von der Feder den, über solche Unhöflichkeit im höchsten Grade erzürnten Doktor L . . .

Nunmehr blieb diesem nur Eines noch zu thun übrig.

Er hatte kurze Zeit nach seiner Ankunft, eines Abends spät, als er durch eine unbelebte und vom Mittelpunkte der Stadt entfernte Straße ging, in derselben einen, wie es schien, leblosen menschlichen Körper gefunden.

Ohne sich lange zu besinnen hob er — für sein Alter war Doktor L . . . ein kräftiger und starker Mann — den starren Körper auf und trug ihn einige Straßen weit bis zur nächsten Apotheke.

Der Apotheker wurde herausgeläutet, der Shop geöffnet, der leblose Körper beim Scheine der Gasflamme näher betrachtet — und da fand sich, daß derselbe einem blutjungen Burschen angehörte, der über und über mit Blut bedeckt war und kaum mehr ein Lebenszeichen von sich gab.

Es zeigte sich, daß der Unglückliche einen tüchtigen Messerstich in die rechte Seite bekommen hatte. Doktor L . . . reinigte die Wunde, sondirte und fand, daß glücklicherweise kein edler Theil verletzt, vielmehr die Klinge an einer Rippe abgeprallt und in's Fleisch gedrungen sei.

Der starke Blutverlust hatte den Kranken indessen so geschwächt, daß derselbe ohne Gefahr für sein Leben nicht transportirt werden konnte.

Doktor L . . . war rasch entschlossen. Er bewog den Apotheker, gegen das Versprechen für den Verwundeten zu sorgen und alle aus der Pflege erwachsenden Kosten zu tragen und gegen eine nicht unbeträchtliche Anzahlung, den Verwundeten in seinem Hause zu behalten.

Dieser erholte sich schneller, als Doktor L . . . gehofft hatte, der täglich mindestens einmal kam, um die Verbände zu erneuern und die in Folge des eingetretenen Wundfiebers nöthigen inneren Mittel zu verschreiben.

Bald hatte sich herausgestellt, daß der also Gerettete eine vater- und mutterlose Weise sei. In Newyork von irischen Eltern geboren, hatte er nach deren frühem Tode jenes freie und ungebundene Straßenleben geführt, welches ihn gar bald, als er nur einmal von seinen Gliedern den durch diesen Stand bedingten Gebrauch machen konnte, zum Mitgliede der sehr ehrenwerthen Korporation der Loafer machte.

Seine jetzige Verwundung verdankte Billy — so war sein alleiniger Name, da er sich dessen, den seine Eltern geführt, nicht mehr entsinnen konnte — einer Rauferei mit einem seiner Kameraden, die in Folge eines Streites um den Besitz einer schönen Mulattin entstanden war.

Billy war, obgleich Loafer, dennoch keine gänzlich schlechte und verdorbene Natur. Seine Dankbarkeit gegen seinen Lebensretter kannte keine Grenzen.

Der etwas starke Aderlaß, die lange erzwungene Ruhe, die Art und Weise der Behandlung von Seiten des Doktor L... — all dies hatte auf das Gemüth des jungen Landstreichers eine heilsame Wirkung ausgeübt. Bisher hatte er ohne zu denken, in den Tag hineingelebt. Doktor L..., der oft stundenlang an seinem Bette verweilte, bemühte sich, nicht nur den Körper zu heilen, sondern auch die Seele zu retten. Er fand, daß dieses verwahrloste Gemüth wohl noch auf den rechten Weg zu lenken sei; und er beschloß, dieses zweite Werk der Barmherzigkeit zu vollbringen, wie er das erste nun beinahe vollendet hatte.

Billy aber schwur, seinen Wohlthäter niemals zu verlassen und seinem Willen im Allem Folge zu leisten. — —

Nachdem Doktor L... also sich vergebens bemüht hatte, eine Spur des Professor N. aufzufinden, wandte er sich an Billy mit der Frage, ob dieser wohl im Stande sei, seine Bemühungen hierin zu unterstützen.

Freudig und voll Begierde, seine Dankbarkeit bethätigen zu können, machte sich dieser sogleich daran, den Gesuchten aufzustöbern.

Ein Loafer hat gar viele Bekanntschaften, und würde ein guter Helfershelfer der Polizei sein. Indessen hatte er die Ersteren, wie überhaupt seinen früheren Umgang, seit seiner Herstellung, da ihn der Doktor zu sich genommen hatte, aufgegeben.

Allein nun fing er für kurze Zeit sein früheres Leben wieder an, da er nur auf diese Art hoffen konnte, seines Wohlthäters Wunsch zu erfüllen.

Lange bemühte er sich vergebens. Aber heute war es ihm endlich gelungen, den so sehnlich Begehrten aufzufinden.

Wir haben gehört, wie er den Doktor hiervon unterrichtete.

Es war eben zwei Uhr nach Mitternacht vorüber. Die ungeheure Stadt schien im tiefem Schlafe zu ruhen.

Ein leichter Wind hatte sich erhoben und milderte die Hitze, die selbst in dieser Stunde der Nacht noch drückend und erschlaffend gewesen.

Das herrlich tiefblaue Himmelszelt, übersäet mit Myriaden hellglänzender Sterne, spannte sich über die weit ausgebreitete Stadt der Manhattan-Insel, deren zweihundert und siebenundzwanzig parallel laufende Riesenstraßen sich vom Hudson oder Nordriver zum Eastriver oder Sundausfluß ziehen und im rechten Winkel von vierzehn großen und breiten Alleen (Avenues) durchschnitten werden, die an manchen Stellen zwei bis drei Stunden lang sind.

In einer der dem Broadway nahe liegenden, ruhigen und fein aussehenden Straßen, deren Häuser alle gleichmäßig aus soliden Backsteinen erbaut und durch keine dazwischen liegenden Baracken verunstaltet sind, in der Mercerstreet, wandelten um diese Zeit zwei Männer in gleichbleibenden Zwischenräumen auf und ab.

Es war Doktor L... und der Loafer Billy.

Die Fenster des Hauses, auf welches ihre Aufmerksamkeit gerichtet schien, glänzten noch in strahlendem Lichtmeer. Sie waren der Hitze wegen geöffnet und man konnte deutlich die Töne eines Klaviers, das Lachen und Jubeln männlicher und weiblicher Stimmen und das Klingen von zusammenstoßenden Trinkgläsern durch die friedlich stille Nacht vernehmen.

Die Fenster der nächstliegenden Häuser waren in ähnlicher Weise beleuchtet und auch aus diesen ertönte derselbe Lärm.

Alles schien hier die froheste Lust zu athmen. Nur Glück und Jubel schien in dieser Straße zu wohnen. Und doch weilten hier nur die Verworfenen ihres Geschlechtes, die Ausgestoßenen aus der Familie und der Gesellschaft, die schönen schillernden Nachtfalter, die nach kurzen Monden der bachantischen Lust diese Wohnstätten des Luxus und der Pracht vertauschen müssen mit dem Spitale oder mit den Spelunken der Matrosen, mit den Absteigequartieren der niedrigsten Volksklassen.

Aber heute gehört ihnen noch die Jugend und die Schönheit, und das Glück und — die Liebe? — nein, nicht die Liebe, sondern der Sinnengenuß.

Der Champagner fließt in Strömen. Die Atmosphäre ist mit künstlichen Wohlgerüchen und mit dem Dufte der herrlichsten Blumen erfüllt. Ein Strahlenmeer beleuchtet den prächtigen Salon mit den weichen, knöchelverhüllenden Teppichen, mit den herrlichsten, geschnitzten Möbeln von Rosenholz, mit den glänzenden Goldrahmen an den Wänden, in welchen sinnbethörende Bilder prangen.

Und in all' dieser Herrlichkeit schweben sie nach dem Takte der Musik auf und nieder und drehen und wenden sich in bezaubernden, stets neue Schönheiten enthüllenden Verschlingungen, die reizenden Nymphen, die üppigen Houris dieses Sündentempels.

Auf den seidenen Ottomanen sitzen die Herren, die hier einen Theil ihrer Nächte zuzubringen pflegen; die alten Herren mit den stieren Augen und den kurzen, röchelnden Athem; die jungen Herren mit den fiebergeröthеten Wangen und den wankenden Schritten — da sitzen sie, in der einen Hand das schäumende Champagnerglas haltend mit der andern die üppige Büste der von Leidenschaften durchtobten Schönen umschließend.

Doktor L . . . war mit immer ungeduldigeren Schritten auf- und nieder gegangen.

„Wollen denn diese Orgien da oben kein Ende nehmen?“

In den nächstanstoßenden und gegenüberliegenden Häusern war die Musik bereits verstummt, die Lichter waren verlöscht. — Von Zeit zu Zeit taumelte ein Trupp betrunkener junger Leute an den Doktor vorüber; und nach einiger Zeit öffnete sich wieder geräuschlos eine Thür — die dicke Niggerin ließ beim Scheine der bunten Laterne über der Pforte, eine dunkle Gestalt aus dem Hause; scheu sich umsehend, und tief verhüllt schlich diese Person dann zur nächsten Ecke, wo ihrer ein Wagen harrte, um sie zur Ruhe zu führen.

Billy lächelte beim Ansichtigwerden dieser heimlichen Sünder hämisch vor sich hin.

„Ah — Master Pegginson, der Mäßigkeits-Apostel — der Champagner scheint ihn nicht übel zugerichtet zu haben! — Goddam, der Methodisten-Prediger Linser — und da — wen haben wir da? Wahrhaftig! Seine Ehren, der dicke Richter vom Cityhall-Courthaus! ha, ha — eine hübsche Gesellschaft, nicht wahr, Herr Doktor?“

Mit den letzten Worten war er an Doktor L . . . herangetreten, der seine Ungeduld fast nicht mehr zu bändigen vermochte und den unberufen Fragenden mit unfreundlichen Worten zur Ruhe wies.

In diesem Augenblicke verstummten die Töne des Klaviers auch in jenem Hause, vor dem die Beiden bis jetzt potrouillirt hatten.

Allmählig verloschen die Lichter.

Die Hausthür öffnete sich und ein langer, dürrer, vom Schmerz oder Alter gebeugter Mann trat aus derselben.

Aber er war noch nicht so alt, wie sein Gesicht glauben ließ, das zwar von den Falten des Grames durchfurcht war, aber noch jugendlich kräftige Züge aufwies. Schwarzes Haar ringelte sich in einzelnen Locken um die hohe Stirn.

Beim Anblicke dieses Mannes, dessen Gestalt und Antlitz gerade von der Laterne voll beleuchtet wurde, konnte Doktor L . . . nicht umhin, einen Ausruf der Freude, der Ueberraschung und des Schmerzes zugleich auszustoßen.

Wie freute er sich, seinen alten, so lange vermißten Freund wieder zu sehen; endlich, nach manchem Jahre des Alleinseins wieder einmal die treue Hand eines Landsmannes, eines Gesinnungsgenossen, eines Freundes drücken zu können!

Und wie schmerzte es ihn, diesen Mann, den er zum letzten Male,

blühend und kräftig, im Schooße des Glückes und im Kreise einer geliebten Familie erblickt hatte, jetzt zu begegnen, gebeugt von Leiden und Kummer, allein und verlassen, fern von den Seinigen, die ihn vielleicht als einen Todten beweinen!

Beim Tone von Doktor L...'s Stimme hielt der hagere Mann überrascht seine Schritte an.

Ehe er sich aber noch klar machen konnte, woher diese ihm bekannt scheinende Stimme erschalle, fühlte er sich schon von zwei Armen kräftig umschlungen und an eines Mannes Brust gedrückt, der mit zitternder Stimme des Ueberraschten Namen nannte.

Sie hielten sich lange umschlungen, die beiden Kämpfer für die Freiheit des Volkes, die beiden Verbannten, die beiden Heimathlosen — hier in der fremden Weltstadt — hier in der Straße der „Verlorenen." —

Der Himmel aber sendete seinen schönsten Sternenschimmer auf die Häupter dieser beiden Männer.

Nachdem die ersten Begrüßungen gewechselt, die ersten Fragen beantwortet waren, wandten die wiedergefundenen Freunde ihre Schritte des Doktors Wohnung zu.

In einiger Entfernung folgte ihnen Billy, den der Doktor L... in der Erregnng dieser Momente gänzlich vergessen hatte.

Während des Weges hatten die beiden Freunde sich gegenseitig ihre Schicksale und Erlebnisse, seit sie sich nicht mehr gesehen hatten, mitgetheilt.

Endlich wagte N. mit bebender, leiser Stimme die Frage:

„Und — und meine Frau — lebt sie noch?"

„Ja, sie lebt und denkt Deiner, alter Freund; ich habe es in London erfahren, wo ich genaue Nachrichten über all die Hinterlassenen unserer gefesselten Helden empfangen hatte!"

„Und meine Kinder? Mein braver Henri, meine edle Mathilde?"

„Auch sie leben und stehen der Mutter tröstend und helfend bei. — Wenigstens war dies Alles damals der Fall, als ich die letzten Nachrichten erhalten, also vor mehr, als einem halben Jahre. — Aber sage doch, wie kommt es, daß Du keine neueren Nachrichten hast? Du bist doch schon über ein Jahr in Freiheit — hast Du nie Deiner Frau geschrieben?"

„Oh, welche Frage! Das Erste, was ich nach meiner Ankunft hierselbst vornahm, war nach Hause zu schreiben und meine glückliche Errettung aus der Schmach und Gefangenschaft anzuzeigen. Ich schrieb wieder und wieder — aber da ich bis heute noch ohne Antwort bin, so mußte ich zu dem Glauben kommen, daß mir das Schicksal auch diesen härtesten Schlag nicht erspart habe, — daß ich ohne Familie sei!"

„Beruhige Dich darüber, lieber Freund! Was aber Deine Briefe betrifft, so ist kaum zu zweifeln, daß die Hinterlassenen der Deportirten keinen Brief bekommen, der nicht zuerst in den Händen der Behörden gewesen. Deine Briefe nun wird man eben gar nicht verabfolgt haben."

„Oh über die Gerechtigkeit der Tyrannen!!" — — —

Die Freunde hatten endlich Doktor L . . .'s Wohnung erreicht. Bereits begann der Morgen zu grauen. — Bei einem Glase Wein setzten sie ihre Unterredung fort.

Doktor L... begann nun dem aufmerksamen Freunde von seiner Absicht in Bezug auf Bernard und von dem Plane, den er sich zu dessen Befreiung entworfen hatte, zu erzählen.

Er endete damit, daß er des Freundes Urtheil darüber verlangte.

„Mein Freund," erwiderte dieser, „Du hast vollkommen Recht, wenn Du es für möglich hältst, Gefangene von Cayenne zu befreien. Was mich betrifft, so bin ich der Ansicht, daß nichts leichter sei, als dieses, und daß es nur eines aufrichtigen und guten Willens bedarf, um dies Ziel zu erreichen."

Nun denn! an dem Willen soll es fürwahr nicht fehlen; aber ich allein werde kaum im Stande sein, das Befreiungswerk zu vollbringen."

„Mit geringen Mitteln würde sich die Sache machen lassen. Allerdings ist es nicht möglich, Cayenne anzugreifen und die Deportirten, die ein schändlicher Gewaltstreich unseren Reihen entrissen hat, mit Gewalt zu befreien. Die Stadt Cayenne, die Insel Royal, die Inseln du Salut und noch andere Punkte sind zu gut befestigt, die Bemannung derselben zu zahlreich, die Bewachung zu sorgfältig. Allein — —"

„Allein — mein Freund, was willst Du sagen?"

„Allein es giebt Inseln und Straforte in Cayenne, wo es eben so leicht wäre, eine Befreiung in Masse zu bewerkstelligen, als es an andern Punkten schwierig ist. Da ist vor Allem die Teufels-Insel. Gewöhnlich stellt man sich die Strafanstalt als von Befestigungswerken umgeben vor, welche sie unzugänglich machen. Man denkt sich Batterien, die stets gerüstet sind und das Meer in der Runde beherrschen. Derselben Voraussetzung zufolge, denkt man sich längst der Küsten staffelförmige Posten aufgestellt, nimmt man an, daß auf jeder Insel große Kasernen befindlich sind, von Wächtern und Soldaten gefüllt, und glaubt man, daß auf der Rhede die Regierungsdampfer Wacht halten. — Alle diese Voraussetzungen sind sehr natürlich. Die Bedeutung der Strafanstalt, das Mitleid, welches die unglücklichen Deportirten in beiden Welten erregen, die Möglichkeit, ihnen zu Hülfe zu kommen, genügen diese nicht, um jene Voraussetzungen zu rechtfertigen?"

„Allerdings mein Freund, und man theilt dieselben auch überall!“

„Und doch ist nichts weniger richtig, als diese Ansicht. Auf der Teufels-Insel z. B. befindet sich in diesem Augenblicke kein einziger Wächter, kein einziger Gensd'arm. Sie ist den Deportirten gänzlich zu eigen gegeben. Man hat ihnen Baumaterialien geliefert, um sich Hütten bauen zu können. Man hat nur Sorge getragen, ihnen die am Strande liegenden Fahrzeuge und alle anderen Mittel zur Flucht wegzunehmen, und das wachsame Auge des Herrn de la Richerue wacht über der Insel.

„Wie gesagt, wenn ein Befreiungsversuch von der Insel Royal leicht mißlingen könnte, so hätte dies seinen Grund, weil diese Insel eine Gefängniß-Kaserne und Befestigungen hat. Allein auf der Teufels-Insel giebt es deren nicht. Man visitirt diese Insel mehr oder weniger, um eine Flucht zu verhindern; allein man hat sie noch nicht gegen einen Versuch gewaffnet, der von außen her gemacht werden könnte!“

„Ah, und dies ist es eben, was ich beabsichtige!“

„Auch mein Plan war es, als ich durch eigne und meiner Kameraden List und Kühnheit befreit, den Fuß auf diesen Boden setzte. — Was wäre denn erforderlich, um alle diese Unglücklichen, die dort schmachten und elend hinsterben, dem qualvollen Tode zu entreißen? — Ach, wenig — nichts — ein mit gutem Willen zur Verfügung gestelltes Boot!“

„Und noch hat Niemand daran gedacht! Entsetzlich!“

„Oh, täusche Dich nicht, mein Freund! Es wäre nicht nothwendig gewesen, daß man hier, wo die Verhältnisse nicht so leicht zu beurtheilen sind, daran dachte! — Jedes, an Cayenne vorüberfahrende Schiff konnte in einer Nacht das Lootsenboot täuschen, ein Boot an die Teufels-Insel schicken und alle die Armen retten! — Wir bedurften weder Kanonen noch Gewehre. Wir hätten nur eines Fahrzeuges bedurft und des Verlangens, aus den Händen des Tyrannen Männer zu befreien, welche während jener Dezembernacht durch betrunkene Soldaten dem Schooße der überlisteten Gerechtigkeit entzogen worden sind. Aber man verweigerte uns dies Wenige, bis ich und einige andere Muthige uns selbst befreiten!“

„Ah, mein Freund, das ist entsetzlich! Sollte denn unter so vielen Individuen, welche von unsern Brüdern und den benachbarten Ländern Beiträge erhalten hatten, unter so vielen, deren Namen von den Demokraten mit Achtung ausgesprochen werden, und welche gewiß in ihrem persönlichen Vermögen, oder in dem ihrer Freunde leicht hätten die Summe finden können, um ein Schiff zu miethen; sollte denn unter all diesen, bis jetzt Niemand daran gedacht oder den Willen gehabt haben, Euch zu erlösen, wenn man gewußt hätte, das dies überhaupt möglich sei?“ —

„Vertraue mir, lieber L..., man wußte dies und that doch nichts, weil man nichts thun wollte, wie man auch später nichts thun wird!"

„Nein, Du täuschest Dich! Ich kenne edle Herzen, Männer von Muth, welche, wenn sie hätten benachrichtigt werden können, die Summe zusammengebettelt haben würden, um mehrere Hunderte ihrer Brüder vom Tode zu retten!"

„Du magst recht haben! Ich schlage auch nicht die Gesammtheiten an, sondern einzelne Individuen, die den Deckmantel der freisinnigen Ideen benutzt hatten, um ihrem Ehrgeize zu fröhnen, und die nun, da man auf sie zählen möchte, sich entlarven!" —

„Ich will darüber mit Dir nicht streiten! Die Thatsachen sprechen leider völlig für Deine Ansicht. In der That, nur zu viele jener Männer, welche in Clubs und auf der Rednerbühne der Kammer mit hochtrabenden Redensarten sich als die Spitzen unserer Partei geberdeten, haben nunmehr nicht ein gutes Wort, nicht einen Sous für ihre damaligen Gesinnungsgenossen und Freunde, die in der Verbannung oder im Kerker schmachten. Und doch, wie leicht hätte diesen geholfen werden können: den Verbannten, den Flüchtlingen in London, wenn man ihnen Empfehlungen für Arbeit und Kredit verschafft hätte; den Deportirten, wenn man an ihre Befreiung gedacht hätte! — Allein, ich wiederhole es, ich kenne Männer von Ehre und Gesinnung, welche ohne Zweifel längst geholfen hätten, wenn sie gewußt, daß hier Hülfe möglich sei!"

„Ach ja! Es ist eben, wie es immer und überall ist. Diejenigen, welche die guten Handlungen ausgeführt hätten, waren dazu nicht im Stande, und diejenigen, welche sie ausführen konnten, haben nichts gethan. Wie viel hätte ein Schiff gekostet! — acht bis zehntausend Francs! — Ist nicht Jeder der Unsrigen, der dort in Cayenne der „menschenfreundlichen Idee" harrend erliegt, einen höheren Preis werth?"

Die Konsequenzen der eben ausgesprochenen Gedanken erstanden im Geiste der beiden ernsten Männer und verursachten ein minutenlanges, düsteres Stillschweigen, nur unterbrochen von Seufzern des Schmerzes.

Endlich erhob sich Doktor L... energisch von seinem Sitze und ging mit festen Schritten im Gemache auf und nieder.

Der Ausdruck in seinem Gesichte hatte sich völlig geändert. Lagen zuerst Schwermuth, Kummer und Niedergeschlagenheit auf diesen Zügen, so trugen sie jetzt den Stempel der Ruhe, der Fassung und des festen Willens. Seine Augen leuchteten und eine leichte Röthe schimmerte auf seinen eingefallenen Wangen.

„Du sagst," hob er an, „daß den Deportirten, unsern unglücklichen

Freunden geholfen werden könne. Leicht und sicher geholfen. Wenigstens einem Theile, jenen nämlich, die auf der Teufels-Insel untergebracht sind."

„Allerdings ist dies meine Ansicht!"

„Nun denn! Diesen Unglücklichen soll geholfen werden! Zu lange schon, zur Schande der Liberalen Europas und Amerikas, tragen diese Armen ihre Fesseln ungebrochen; zu lange schon dulden diese Deportirten in unmittelbarer Nähe des Landes der Freiheit, ohne daß sich ihnen eine Bruderhand gereicht hätte zur Hülfe und Befreiung! Zu lange schon schmachten sie in einer Gefangenschaft, die — wie sie den Bedauernswerthen Leiden verursacht — uns Allen, ihren Gesinnungsgenossen, Schmach bereitet! — Diese Zeit ist nun zu Ende! Sie sollen befreit werden, befreit durch meine Hülfe, und müßte ich zu dem Ende als Tagelöhner arbeiten, ja müßte ich betteln, bis ich die Summe beisammen hätte, die ich zu diesem Zwecke bedarf!"

„Mein Freund, Dein Vorhaben ist edel und schön und ich theile es von ganzer Seele! Wenn es aber mehr als Vorhaben sein, wenn es sich verwirklichen soll, dann müßtest Du wohl andere Mittel zur Aufbringung der benöthigten Summe ergreifen, als die eben genannten — besonders, da — wenn sie überhaupt nicht schon zu spät kommt — schnelle Hülfe Noth thut. In Cayenne stirbt man schnell — und wer weiß, wie lange man noch die Möglichkeit einer Befreiung zuläßt, wie bald man die Unglücklichen strenger bewachen wird!"

„Laß uns über die Mittel berathen, welche zum Ziele führen können!"

„Ja, laß uns berathen. Zwei Männer von Herz und gutem Willen — — —"

„Ho, ho, Herr! Zwei? — I suppose — 's sind deren drei!"

Diese Worte, welche so unerwartet die Rede des Professors unterbrachen, rührten von Billy her, der den beiden Freunden gefolgt und von ihnen vollkommen unbeachtet, bis jetzt stummer Zuhörer gewesen war.

Die beiden Männer fuhren beim Klange dieser Stimme überrascht empor. Doktor L . . . hatte an Billy's Anwesenheit durchaus nicht mehr gedacht. Sein Freund wußte gar nicht darum.

Der Loafer war aus der Ecke, in welcher er bis jetzt gestanden, hervor und an die beiden Freunde herangetreten.

Seine Miene glänzte vor Stolz und Freude. Sie drückte gewissermaßen Befriedigung und Ueberlegenheit aus.

Erstaunt betrachtete ihn Doktor L . . .

„Was soll denn dies heißen, Bursche? Warum störest Du uns? Und wie kommst Du überhaupt hierher?"

„Ach, Herr, Sie fragen viel auf einmal. — Was das Letztere betrifft,

so ging ich eben mit nach Hause und wartete hier, ob sie meiner noch bedürfen würden. — Warum ich störe und was meine Worte heißen sollen? Ei Herr, ich denke, drei Köpfe sind besser, um einen so kitzlichen Fall zu berathen, als zwei. Und, by Jove! ein praktischer Amerikaner kann nicht schaden, wenn zwei hitzköpfige Hokuspokusmänner — entschuldigt, zwei Franzosen, wollte ich sagen — beisammen sind!"

Doktor L . . . und sein Freund schauten sich betroffen an. Letzterer besonders wußte gar nicht, was er aus dieser, wie es ihm vorkam, ziemlich kecken Rede machen solle. Doktor L . . . kannte den Burschen besser. Er mußte unwillkürlich lächeln.

„Aber Billy, Dein praktisches Wesen in allen Ehren — erst heute hast Du mir ja einen Beweis davon gegeben — so wirst Du doch gestehen, daß wir Deine Hülfe nicht verlangt haben, und daß somit Deine Einmischung etwas unbescheiden ist."

Billy sah verwundert auf.

„Unbescheiden, Herr? Goddam! Ich weiß wirklich nicht, was Sie damit sagen wollen! 's muß ein Ding sein, das man in Amerika nicht kennt! Aber, Herr, daß Sie meine Hülfe nicht verlangt haben, hindert mich nicht, daß ich sie Ihnen dessenungeachtet wohlgemeint anbiete. Und brauchen werden Sie dieselbe; verlassen Sie sich darauf, brauchen werden Sie sie!"

„Das wollen wir abwarten, Billy. Störe uns nun nicht länger!"

Doktor L . . . und sein Freund setzten nun mit leiser Stimme ihre Unterredung fort, ohne sich mehr um die Anwesenheit des Loafers zu kümmern.

Nach und nach aber wurden ihre Worte, im Verhältnisse wie sie sich mehr und mehr an den Gegenstand ihrer Rede anfeuerten, lauter und lauter.

„Und Du glaubst, das dieses von Erfolg begleitet sein soll?" fragte der Professor, nachdem er länger über die letzte, lange und ausführliche Rede seines Freundes nachgedacht hatte.

„Ich hoffe es wenigstens! — Amerika ist das freieste Land der Erde. Sollten dessen Bürger nicht geneigt sein, die Freiheit auch bei anderen Völkern zu unterstützen? Sollten sie nicht freudig mitwirken, wenn es sich darum handelt, die besiegten Kämpfer für die Freiheit aus den Klauen der Tyrannei zu reißen? — Gewiß, sie werden es; gewiß, sie werden mir beistehen, in meinem großen Unternehmen!"

„Ich wünsche, daß es so sei! Aber ich kann es leider nicht hoffen. — Ich bin nun über ein Jahr in den Vereinigten Staaten. Ich habe sie kennen gelernt, diese Yankees! Ich weiß, daß sie stets bei der Hand sind,

wo sie Gewinn wittern; daß sie Alles wagen, wo es sich darum handelt, ihren Egoismus, ihrer Mammonsliebe zu fröhnen! Für eine einfach „gute Handlung" aber, für eine Idee, für ein Hirngespinnst, wie sie es nennen werden, das ihnen keine goldenen Berge, keinen Vortheil für den eigenen Sack verspricht, für so ein Ding, werden die edlen Herren nicht den Finger rühren — verlaß Dich darauf, lieber Freund!"

„Und die Franzosen, die hier ansäßig sind?"

„Hm, unserer Landsleute sind nicht gerade all zu viele hier. Sie sind überall zerstreut in den einzelnen Staaten und Territorien. Und die hier sind, gehören meistens den ärmeren Klassen an. Wenn diese auch wollten, so können sie doch nicht!"

„Mag sein, daß Du Recht hast! Dies soll mich aber nicht hindern, den Versuch zu wagen. Gleich morgen will ich beginnen. Und in Monatsfrist hoffe ich soviel beisammen zu haben, um ein Schiff miethen und nach Cayenne führen zu können!"

Nach diesen Worten trennten sich die beiden Freunde, indem sie versprachen, sich von jetzt an täglich zu sehen, um über den Erfolg von Doktor L...'s Bemühungen und den weiter zu nehmenden Maßregeln Abrede treffen zu können! — —

Doktor L... hatte also beschlossen, Subscriptionen zur Aufbringung der Mittel, die Deportirten von Cayenne befreien zu können, zu sammeln.

Er konnte damit allerdings nicht öffentlich vorgehen. Er durfte keinen darauf bezüglichen Aufruf in den Zeitungen erlassen. Unter der Hand, still und ohne Aufsehen zu machen, mußte er sein Heil versuchen.

Denn in einem Falle, wie dieser, war Vorsicht doppelt von nöthen. Wie wenig bedurfte es, um den Plan an die Behörden Frankreichs zu verrathen und so dessen Erfolg zu vereiteln. Konnte nicht einer der Tausenden von fremden Abenteurern, wenn er um die Sache wußte, in der Aussicht auf Verrätherlohn den französischen Consul davon benachrichtigen? Konnte nicht dieser selbst oder irgend ein Offizier der im Hafen liegenden französischen Schiffe davon hören? War nicht in jedem dieser so leicht möglichen Fälle, sein Vorhaben illusorisch? —

Es mußte also anders zu Werke gegangen werden.

Es giebt noch viele Städte, die so reich sind, als Newyork; wenn dieser Reichthum allerdings zum größeren Theile auch nur scheinbar vorhanden ist und nicht im reellen Werthe besteht. Denn das meiste Geld ist Papier-

geld. Nicht Staatspapiergeld, sondern solches von Privatbanken. Und die Sicherheit dieser Banken, deren es in jedem der etlichen dreißig Vereinsstaaten Hunderte giebt, die Sicherheit, auf welche hin diese Banken die Erlaubniß zur Ausgabe von Papiergeld erhalten, ist nicht etwa Gold und Silber, sondern wieder Papier, Eisenbahn-Aktien u. s. w. Allein es ist Reichthum vorhanden. Scheinbarer oder wirklicher — er ist vorhanden.

An die Besitzer dieses Reichthums also, an die Herren Banquiers in der Wallstreet und höher hinauf noch, an die Geldaristokraten von Parkstreet u. s. w., an die Krösusse endlich und der fünften Avenue, wollte sich Dokttor L . . . wenden mit der Bitte, von den unermeßlichen Reichthümern ein Scherflein zu spenden, für die unglücklichen Opfer der französischen Despotie.

Am Morgen nach seiner Unterredung mit Professor N. machte er sich auf den Weg.

Allerdings war ihm dabei nicht so ganz leicht um's Herz.

Der stolze Republikaner, der den Reichthum und dessen abscheuliche Konsequenzen gründlich verachtete, der noch nie und unter keiner Bedingung als Bittsteller aufgetreten war, sollte sich nun von den aufgeblasenen Anbetern des Mammons zu einer Bitte erniedrigen!

Es war für ihn eine schwere Aufgabe. Aber er bat ja nicht für sich. Er bat auch nicht bei den entarteten Unterthanen eines Fürsten. Er bat ja für die Freiheit, bei den Kindern der Freiheit. Er bat für Republikaner bei den Bürgern der größten Republik.

Diese Gedanken gaben ihm seine Zuversicht, seinen Muth, sein Vertrauen zurück. Er sollte bitter enttäuscht werden!

Er kam in die Wallstreet. Er trat festen Schrittes in die Officie eines Geldwechslers oder Exchangebrokers.

Die Miene, mit der man ihn empfing, war freundlich genug. Man war der Ansicht, daß er Bills zum Austausch bringe oder klingende Münze gegen Banknoten umtauschen wolle. Als er aber sein Anliegen vorbrachte, da zeigte sich im Anfange dummes Erstaunen in den Zügen des Wechslers. So etwas war diesem noch nicht vorgekommen. Selbst in Newyork nicht, wo doch so vieles geschieht, was anderswo unbegreiflich ist.

Mit trockenen Worten erklärte der Mann endlich, daß sich der Herr im Hause geirrt haben müsse, und daß seine, des Geldwechslers Zeit kostbar sei. Damit wies er Doktor L . . . die Thür.

In vielen anderen Häusern der Wallstreet ging es den Bittenden um kein Haar besser.

Müde und erzürnt über diese gefühllosen und in Sachen, die nicht ihren

Vortheil betrafen, unantastbaren Geldseelen kehrte Doktor L . . . am Abend in seine Behausung zurück.

Der nächste Tag und die ihm folgenden brachten für ihn und seine Sache kein besseres Resultat.

Er ging in die Häuser der reichen und angesehenen Amerikaner; er ging zu Jenen, welche hohe Stellen im Staatshaushalte bekleideten. Ueberall wurde er gleicherweise empfangen. Entweder hörte man ihn gar nicht an, oder man zuckte bei seinen Reden verächtlich die Achseln, oder man wies ihn mit höflichen aber kalten Worten trocken ab. Einige hielten ihn für einen Narren, Andere für einen Betrüger, die Meisten für einen überspannten Kopf, dem der praktische Sinn fehle!

Geld brachte er von diesen Gängen aber niemals mit nach Hause. Nicht einmal Versprechungen, an denen man es in Europa wenigstens nicht hätte fehlen lassen. Aber die Amerikaner haben keine Zeit zu vielen unnützen Worten.

Sein Freund, Professor N., beklagte sein Mißgeschick. Er bedauerte die Aussichtlosigkeit für die gute Sache. Aber er hatte dies vorausgesehen und keinen bessern Erfolg erwartet.

Was Billy betrifft, so zeigte dessen Gesicht bei Anhörung dieser trostlosen Nachrichten eine schlaue Miene; es flog etwas, wie Spott, über seine Züge.

Nach acht Tagen hatte Doktor L . . . eine große Anzahl von reichen Leuten besucht, eine große Menge von abschlägigen Antworten erhalten und nur einen großen und gerechten Zorn, über diese, für nichts zu begeisternden Yankees, mit nach Hause gebracht.

Von einer Anzahl Franzosen, welche meistens Handwerke und kleine Handelsgeschäfte betrieben, hatte Professor N. während dieser Zeit die Summe von nicht ganz fünfhundert Franken zusammengebracht.

Dies war allerdings für ihren Zweck Nichts. Aber wie viel war es im Verhältnisse zu der Armuth der Spender, entgegengehalten dem Erfolge Doktor L . . .'s bei den Amerikanern!

Diesem blieb nun nur noch die fünfte Avenue übrig und einige ähnliche Straßen, wo Leute wohnten, von denen er Hülfe erwartete.

Auch dieses Letzte wollte er nicht unversucht lassen.

Da war er in der „fifth Avenue“ — eine prächtige Straße! Palast an Palast, nichts als Marmorhäuser, eines an dem andern. Dazwischen englische Gärten und Orangerien, Springbrunnen und Statuen. Eine wahrhaft königliche Straße!

Er trat an eines dieser Prachtgebäude heran. Eine breite, doppelte

Einfahrt, eine kleinere Pforte für Fußgänger zeigte sich ihm. Er setzte den Thürklopfer in Bewegung. Der schwarze Portier, der träge die Thür öffnete, sagte ihm, daß sein Herr verreist sei. Dann schloß sich wieder knarrend die Pforte.

L... ging zum nächsten Hause. Hier war der Herr zu Hause. Der schwarze Diener führte den Doktor durch einen langen, mit prächtigen Teppichen belegten Gang. Er führte ihn in ein reich möblirtes, wenn auch etwas geschmacklos überladenes Gemach. Dort hieß er ihn warten, bis er den Besuch beim Herrn gemeldet habe.

Da der Herr aber den Namen des Besuchers nicht kannte und dieser ihm auch keinen Empfehlungsbrief durch den Schwarzen konnte überreichen lassen, so ließ er ihn gar nicht vor, und unverrichteter Dinge mußte Doktor L... zurückkehren.

Mit kaum mehr verhaltenem Zorne betrat er das dritte Haus.

Hier wurde er wirklich bis vor den Besitzer desselben geführt.

In einem wahren Kunstwerke von Lehnsessel, vor einem nicht minder schön geschnitzten Schreibtische aus Rosenholz — beide Stücke waren, so gut wie die anderen Möbel, pariser Arbeit, zu welchem Behufe das schöne Holz aus Amerika nach Frankreich versendet und dann, wenn es dort verarbeitet worden, wieder nach Amerika zurückgebracht wird — saß der reiche Amerikaner, den Hut auf dem Kopfe, die Cigarre im Munde, die Füße über den Schreibtisch gelegt.

Doktor L... stellte sich dem Manne vor, der sich bei seinem Eintritte, nicht nur nicht erhob, sondern nicht einmal die geringste Bewegung machte, als ob er den Eintretenden bemerkt hätte.

Nachdem er sein Anliegen vorgebracht hatte und nun seinerseits des Amerikaners Antwort erwartete, ließ ihn dieser eine ganze Weile unbeachtet stehen, indeß er sich bemühte, Wolken aus seiner Cigarre zu ziehen und alle Augenblicke auszuspucken, wobei er immer nach ein und demselben Gegenstande zielte.

Doktor L... machte eine ungeduldige Bewegung; diese Manier, Fremde zu empfangen, war ihm unerträglich.

Der Amerikaner wandte langsam seinen Kopf nach dem Ruhestörer zu.

„Well!“ dies war das einzige Wort, welches über seine Lippen kam.

Doktor L... wiederholte nun den Zweck seines Besuches. Er theilte dem reichen Mann seinen Plan und seine Hoffnungen mit; er entwarf ihm ein gräßliches Bild von Cayenne. Er schilderte mit beredten Worten die Qualen der Deportirten, deren bedauernswerthe Lage und die leicht zu beschaffenden und wenig kostspieligen Mittel, mit welchen ihnen zu helfen

wäre. Er wandte sich schließlich an die Menschlichkeit, an die Großmuth, an die Freiheitsliebe des Amerikaners. Er bat und beschwor ihn, von seinem unermeßlichen Reichthum einen kleinen, winzigen Theil zu opfern, damit Hunderte seiner leidenden Brüder zu retten vor dem grauenhaftesten Untergange.

Der Amerikaner hatte den leidenschaftlich erregten Mann ruhig ausreden lassen.

Endlich blies er die letzte Wolke aus seiner Cigarre, warf den Stummel weg, zündete eine neue an und erhob sich dann langsam und bedächtig aus seinem Stuhle.

„Also, Herr, Ihr wollt eigentlich Geld von mir? dies ist doch der kurze Sinn der langen Rede, he?"

Doktor L . . . stieg die Röthe des Zornes in's Gesicht. Doch nahm er sich zusammen und erwiderte so ruhig als möglich:

„Allerdings komme ich — im Namen meiner leidenden Mitbrüder mit der Bitte zu Ihnen — — —"

„Ah Firlefanz! Das kann ich glauben und kann's bleiben lassen! Wo habt Ihr denn Eure Vollmacht?"

„Vollmacht—? Mein Herr, wie soll ich denn von den Gefangenen in Cayenne eine Vollmacht erhalten können! Ich hoffe, Sie werden mich nicht für einen Betrüger halten!"

„Nein, dafür halte ich Euch nicht, denn für einen solchen hättet Ihr die Sache zu wenig schlau angefangen! — Allein, Mann, was für einen Vortheil könnt Ihr mir denn für meine Betheiligung an der Sache bieten?"

Doktor L . . . hatte nicht allsogleich eine Antwort auf diese unerwartete und empörende Frage.

„Nun ja! Was soll ich denn dafür haben, wenn ich mein Kapital in dieses Geschäft stecke? Goddam! ich kann keinen rechten Gewinn dabei herausfinden!"

„Gewinn? — Aber mein Herr, wer spricht denn hier von Gewinn? Kam ich denn, um Ihnen ein Geschäft anzubieten, wenn ich Ihre menschenfreundliche Hülfe in Anspruch nahm?"

„Dann thut's mir leid, Herr, daß Ihr Euch bemüht habt! Geschäfte, reelle Geschäfte, daß ist es, wofür ich mein Geld und — meine Zeit benutze. John — führe den Herrn hinaus!"

Ohne noch weiter ein Wort zu verlieren, wollte sich Doktor L . . ., in tiefster Seele entrüstet, über dieses Benehmen, entfernen.

Der reiche Amerikaner rief ihn indessen wieder zurück.

„Mir fällt da gerade bei — vielleicht ließe sich das Geschäft dennoch arrangiren. — Wie viel benöthiget Ihr eigentlich?"

Neue Hoffnung kehrte in Doktor L . . .'s Seele zurück.

„Mein Herr, dies läßt sich nicht genau bestimmen! Es handelt sich darum, wie viel die Miethe eines Schiffes, dessen Bemannung u. s. w. kostet."

„Nun, für das Schiff wollte ich sorgen. Ich habe deren einige, die für den Augenblick unbenutzt auf der Rhede liegen. Auch das Andere würde sich finden. Nun sagt mir — wenn ich für die ganze Expedition sechstausend Dollars anrechne, so wird dies gewiß ein mäßiger Preis sein?"

Doktor L . . . wußte nicht, wo die Sache hinaus wollte. Für eine menschenfreundliche Hülfe kam ihm die Einleitung viel zu geschäftlich vor.

„Also sechstausend Dollars" — fuhr der Amerikaner fort, indem er im Stillen zu rechnen schien, — „wenn ich die ganze Sache betreibe, so ist dies so viel, als ob ich Euch sechstausend Dollars, baare sechstausend Dollars, in Silber oder Gold zahlbar, geliehen hätte. — Auf welche Weise nun gedächtet Ihr, diese Summe mir zurückzuerstatten?"

„Aber mein Herr, ich sagte Ihnen ja schon, daß — — —"

„Laßt mich vollenden, Mann; vielleicht werden wir uns bald besser verstehen! — Wie viele der Gefangenen könnten wir wohl befreien und herüberbringen?"

„Je nach dem, mein Herr! Vielleicht hundert, vielleicht auch zweihundert!"

„Hm, hm! Unter hundert würde sich das Geschäft durchaus nicht rentiren. Laßt einmal sehen! — 'Setz den Fall, es sind ihrer hundert. — 'Hab da draußen im Westen, in Kansas, ein Territorium an mich gebracht, ein hübsch Stück Land — aber freilich pure Wildniß, unbebaut, unkultivirt. 'Brauch Hände, die es ausroden. — Jetzt hat der Boden keinen Werth, weil auf viele Meilen weit keine Farm ist, weil dort kein Mensch lebt, als höchstens so verdammte Rothhäute. — Nun rechnet: Bring' ich dort nun einmal hundert und mehr Ansiedler hin, entstehen dort nun ein paar Dutzend Ansiedlungen, so verdoppelt und verzehnfacht sich bald der Werth des Landes, weil neue Zuzüge den ersten Ansiedlungen folgen und sich eben daselbst niederlassen werden. Ein paar tüchtige Annoncen in den Zeitungen werden dann das ihrige thun! — He! Versteht Ihr mich auch, Mann?" —

Doctor L . . . glaubte ihn allerdings zu verstehen.

„Ja, mein Herr! Ich weiß nun, was Sie wollen. — Dafür, daß Sie ihnen die Mittel zur Flucht bieten, sollen sich meine Landsleute auf

Ihrem Territorium niederlassen und so die Cultur in den fernen Westen tragen."

„Richtig! Ihr habt's getroffen!"

„Nun denn! Die Deportirten sind allerdings zum größten Theile keine Landbebauer und anderer Arbeit, als jene mit Spaten und Pflug gewöhnt, indessen — —"

„Indessen, das findet sich. Ich rechne, sie werden in Cayenne auch nicht mit der Feder oder der Elle arbeiten."

„Mein Herr, ich glaube Ihnen versprechen zu können, daß die Befreiten aus Dankbarkeit für Ihre Bemühungen gern sich bereit zeigen werden, auf Ihren Grund und Boden sich niederzulassen."

„Gut! So weit wären wir also einig. Nun kommen die sechstausend Dollars! — 'Setz' den Fall, ich gebe jedem Eurer Landsleute sechs Acres zum Eigenthum; das heißt, ich verkaufe sie ihm mit fünf Dollars pr. Acre, das ist ungefähr, was sie mich selbst gekostet; macht also für jeden weitere dreißig Dollars. Jeder trägt dazu seinen Theil von den geliehenen sechstausend Dollars — macht im Ganzen für den Einzelnen neunzig Dollars. Um diese nun abzuzahlen, mit sammt den, während der Zeit auflaufenden Zinsen und Zinseszinsen, muß sich jeder Eurer Landsleute verpflichten — das heißt, Ihr müßt Euch für sie durch genügende Bürgschaften verpflichten — während eines Zeitraumes von fünf Jahren, außer seinem Grunde, noch weitere dreißig Acres Land auszuroden und urbar zu machen, welches Land mir verbleibt und durch dessen höheren Preis ich mich für meine Auslagen bezahlt mache! Habt Ihr mich nun verstanden?" —

Ja, Doktor L . . . hatte ihn *nun* verstanden. Der Zorn trieb ihm das Blut in's Angesicht. Seine Augen sprühten Funken und seine Hände ballten sich.

Mit wenigen Worten zusammengefaßt, lautete der Antrag dahin, daß Doktor L . . . seine Freunde und Landsleute, dafür, daß sie aus der Gefangenschaft Frankreichs befreit wurden, für volle fünf Jahre als Sklaven an den reichen Amerikaner verkaufen solle.

Ohne sich einen Augenblick zu besinnen, wies er diesen Antrag mit Entrüstung zurück.

Allerdings waren seine Freunde jetzt gefangen; und um *diesen* Preis hätte er sie befreien können. Aber war das *Befreiung*, wenn sie abermals eine bestimmte Reihe Jahre hindurch gleich Sklaven hätten arbeiten müssen, *unfrei* und *gezwungen* arbeiten? Hatte Doktor L . . . ein Recht, solchergestalt über die Existenz jener Männer zu verfügen?

Er gab sich nicht die Mühe, den mit *Menschenleben schachern*-

den Amerikaner von der Schändlichkeit seines Antrages zu überzeugen. Voll Verachtung wandte er ihm den Rücken und verließ das Haus und die fünfte Avenue, ohne einen neuen Versuch zu machen, daselbst die Mittel zur Ausführung seines Planes aufzutreiben. —

Doktor L . . . war durch alle diese fruchtlosen Bemühungen gänzlich niedergeschlagen.

Hätte er nur den zehnten Theil jenes Vermögens gehabt, welches er in Frankreich hatte zurücklassen müssen! Wie gern hätte er es aufgeopfert, wie gern seine Freiheit und Sicherheit dazu auf's Spiel gesetzt, um diese unglücklichen Deportirten befreien zu können!

Aber fromme Wünsche fruchteten zu nichts. Da es auf die bisherige Art und Weise nicht gelingen wollte, so strengte er seinen Geist an, neue Mittel zur Erreichung seines Zieles ausfindig zu machen. Denn erreichen wollte und mußte er dieses Ziel, so viel stand bei ihm unwiderruflich fest.

Es war ihm dabei nicht mehr allein um Bernard zu thun. Er konnte ja nicht einmal wissen, ob er diesen auf der Teufels-Insel finden würde! Bernard's Befreiung war sein anfänglicher Gedanke gewesen; es war die Anregung, die ihm nachgerade zu der Ueberzeugung brachte, daß er berufen sei, eine Anzahl der Deportirten zu erlösen, für welche er sein Dasein einzusetzen entschlossen war.

Als er so in Gedanken vertieft und mit neuen Plänen beschäftigt in seinem Zimmer saß, klopfte es an seine Thür.

Es war Billy, der Loafer, welcher hereintrat.

Er warf einen mitleidigen Blick auf die gramerfüllten Züge des Arztes.

Also immer noch nicht gefunden, Herr Doktor, was Sie suchten?"

„Nein, Billy, nein! Diese Amerikaner sind ein schmählich Volk!"

„Ja, sie sind praktisch, Herr, sehr praktisch! — 'Wußt's voraus, daß Sie für Ihre Idee keinen Beifall finden würden. — Hm! wär's jetzt vielleicht doch erlaubt, Ihnen *meine* Hülfe anzubieten?"

Der Doktor schaute ihn überrascht und mit jenem fragenden Blicke an, als vermuthe er, daß es in des Burschen Kopfe nicht ganz richtig sein möge.

„*Deine* Hülfe, Billy? — Und in was könnte denn Deine Hülfe bestehen?"

„Ah, in allerlei, Herr! — Zuvörderst darin, daß ich das nothwendige Fahrzeug auftreibe; dann darin, daß ich für die Bemannung sorge, und endlich vielleicht auch Geld und Waffen und Munition herbeischaffe."

Diese Worte sagte der junge Mensch mit einem verschmitzten Lächeln,

aber dabei in einem so entschiedenen und selbstbewußten Tone, daß man wohl klar bemerken konnte, es sei dies kein unzeitiger Scherz.

„Teufelskerl!" sagte der Doktor erstaunt und faßte Billy scharf in's Auge, „wie willst Du das anfangen?"

„Hören Sie mich ruhig an, Herr Doktor! Ich will Ihnen Alles erklären. Zuerst nur meine Betheuerung, daß Alles, was ich Ihnen sage, die reine Wahrheit ist. — Setzen wir uns, wenn's Ihnen genehm ist, und wenn ein Schluck Brändi zu haben wäre — ich bin stark gegangen, Herr, und bedarf der Anfeuchtung — so könnt's just nicht schaden!"

Doktor L... brachte aus einem Wandschranke eine Flasche dieses Getränkes und zwei Gläser.

Sie setzten sich; und Billy begann, nachdem er einen tüchtigen Schluck genommen:

„Sie haben mir das Leben gerettet, Herr! Und Sie haben mich nicht wie einen Straßenjungen, nicht wie einen Verworfenen, Sie haben mich wie einen Menschen behandelt, Sie haben mich besser gemacht, als ich es bisher gewesen, als ich es — ohne Ihre Hülfe — vielleicht je geworden wäre!"

„Ah bah! Laß das, Billy! Was soll dieses hier? Komme zur Sache.

„Das soll Ihnen den Grund angeben, warum ich für Sie durch's Feuer ginge, wenn's nämlich Ihnen zu was hülfe. Sie haben mir zwei Wohlthaten erzeugt, für welche ich Ihnen ewig dankbar sein werde und die ich nur mit meinem Leben — —"

„So komme doch endlich zur Sache!" unterbrach der Doktor abermals mit ärgerlicher Stimme den Loafer.

„Ich bin schon bei der Sache, Herr! Denn die Sache ist, daß ich mir vorgenommen, Ihren Plan nach besten Kräften zu unterstützen. Ich hatte damals Ihr ganzes Gespräch mit Ihrem Freunde angehört, und ich wußte damals, daß Sie auf Ihre Weise nicht zum Ziele gelangen würden. So ging ich denn gleich daran, die Sache auf meine Weise zu betreiben, und glücklich genug, bin ich heute schon in der Lage, Ihnen erfreuliche Resultate melden zu können."

„Nun?" fragte der Doktor gespannt.

„Hören Sie mich an. Ich war, wie Sie wissen, ein Loafer, so gut und so schlecht, wie es deren Tausende in Newyork giebt; ich war ein solcher, bis Sie mich zu sich nahmen. Nun ist es aber doch manchmal gut, wenn man unter den Loafern Bekanntschaften hat. Das dacht' ich mir, als ich mich auf den Weg machte, einige meiner früheren Kameraden aufzusuchen. Es sind dies verdammt verwegene Bursche; und was die nicht

herausfinden und möglich machen, das ist schon eine verlorene Sache, jetzt und allemal! — Also ich setzte meine Freunde von der ganzen Geschichte und von meinem Verlangen, dem großen Franzosen da drüben seine Beute abzujagen, in Kenntniß — —"

„Wie, Du hast jenen Menschen meinen Plan verrathen?" fuhr der Doktor ärgerlich auf.

„Hab' ich, ja! — Konnt's nicht anders machen, wenn ich ihren Rath und ihre Hülfe erlangen wollte. Haben übrigens in ihren unpraktischen Eifer, „Geld aufzutreiben," den Plan selbst aller Welt erzählt! Für die Burschen und deren Treue und Verschwiegenheit aber bürge ich! Ein Loafer verräth den Andern nie; vorausgesetzt, daß Beide zu demselben Club gehören!"

Doktor L... konnte nicht umhin, bei dieser Betheurung verlegen zu lächeln.

„Nun weiter. — Wir berathschlagten einige Zeit und machten uns dann Alle insgesammt auf Kundschaft auf. Das Erste, was wir herausbrachten, war, daß draußen in der Bai, weit vor Staterrisland und seitswärts von Sandyhook ein Klipper liege, ein braves Fahrzeug und ein schneller Segler dazu, mit dem's nicht leicht ein anderes Boot aufnimmt. Warum er aber draußen liegt, hat seinen Grund darin, daß sein Meister gewisse schöne Sächelchen, die er von drüben her brachte, gern undurchsucht und ohne Steuer nach Newyork hineinbringen möchte. Zu diesem Werke sind ihm gar viele meiner Kameraden behülflich: auch ich kenne den Mann von früher her."

„Also ein Schmugglerschiff, Junge?"

„So ist's. Wir, meine Freunde und ich, fuhren zu dem Manne hinaus. Er hatte seine Ladung bereits geborgen und im Sinne, nächster Tage wieder das Weite zu suchen. Denn, wenn's nicht absolut nothwendig, ist, bleibt er nicht gern in der Nähe der Küste. Nun also, wir tranken mit ihm ein steifes Glas und holten ihn ein wenig aus, ob er und sein Fahrzeug in unsern Kram passe oder nicht. Und da — by Jove! — Herr, wir haben Glück! — Da stellte sich denn heraus, daß der Mann ein wüthender Feind der Franzosen ist, deren Behörden ihm einstmals, da er sein Geschäft an ihren Küsten betrieben, auf den Pelz gestiegen und Ladung und Mannschaft weggekapert hatten. Er war zwar glücklich entkommen, aber seit der Zeit hat er einen gründlichen Haß gegen die Hocuspocusmänner und wartet schon lange auf eine Gelegenheit, ihnen einen Possen zu spielen. Mit einem Worte: der Mann ist unser; und sein Schiff steht jeden Augenblick zu ihrer Verfügung!"

Doktor L... fühlte bei diesen Worten eine schwere Last von seiner Brust gewälzt. Also sollte sein Plan dennoch zur Ausführung kommen können. Der Anfang war wenigstens gemacht, und er faßte nun auch wieder neue Hoffnung für den weiteren Verlauf.

Freudig drückte er Billy's Hände.

„Und was verlangt der Mann für seine Hülfe? Denn ohne Entschädigung kann er doch Boot und Leute nicht zu unsern Diensten halten!"

„Das ist richtig. Wir haben auch mit ihm schon accordirt. Er verlangt nichts für sich und sein Schiff. Er macht sich hinlänglich durch den Genuß der lang ersehnten Rache bezahlt. Nur eine Entschädigung für seine Mannschaft, die sonst einen Theil des Gewinnes erhält, welchen der Schmuggel abwirft, und die während der Zeit anderer Verwendung, also entschieden Einbuße leiden würde, beantragt er. Mit dreihundert Dollars gedenkt er die Leute zufrieden zu stellen!"

„Dreihundert Dollars! Das ist allerdings wenig genug; und doch mehr, als ich für den Augenblick aufzutreiben weiß. Alles, was wir von unsern Landsleuten bekommen haben, macht im Ganzen nicht volle fünfhundert Franken aus!"

„Machen Sie sich deshalb keine Sorgen, Herr! Auch dafür ist Hülfe. Meine früheren Freunde boten mir zwar augenblicklich eine größere Summe an, als wir bedürfen; allein, ich weiß, daß ich Ihnen damit nicht kommen dürfte. Dies Geld mag vielleicht nicht gerade auf die rechtlichste Weise erworben sein. Und ich selbst will auch solches nicht mehr berühren. Indessen kam uns hier abermals ein glückliches Ungefähr zu Hülfe. Als wir von der Bai zurück nach der Stadt fuhren und eben Castle-Garden vorüber dem Dock zuruderten, sahen wir am Ufer eine ziemliche Menge Menschen lebhaft gestikuliren und hörten ein herzzerreißendes Jammergeschrei. Hollah! Was ist da los? — dacht' ich mir; aber ehe ich's noch recht ausgedacht habe, seh' ich neben unserm Boote einen dunklen Gegenstand aus dem Wasser auftauchen. Es ist der Kopf eines Menschen. In demselben Augenblicke bin ich auch schon im Wasser — im nächsten habe ich den wieder untergesunkenen Körper erfaßt — und im dritten bin ich wieder im Boote, das nun mit mir und dem Kinde — denn es war ein Kind, das ich heraufgeholt, ein Knabe von vielleicht zehn Jahren — schleunig dem Lande zurudert. Währenddessen bemühten wir uns, den Kleinen in's Leben zurückzurufen und es gelang so gut, daß der Junge, als wir anlegten, auf eigenen Füßen in seines jubelnden Vaters Arme eilen konnte. — Die Menge umringte uns, betrachtete mich, schrie und lärmte und verlief sich nach wenigen Minuten; der Vater des Knaben aber wollte durchaus, daß

ich mit in seine Wohnung komme. Nun, ich that's. Er wohnt in Broadway, ist ein reicher Kaufherr und konnte kein Ende finden in Dankesworten. Als ich mich endlich wieder entfernen wollte, um trockene Kleider anzuziehen — Sie sehen, Herr, daß sie noch immer naß sind — da drückte er mir eine reichgefüllte Börse in die Hand, die ich vielleicht nicht angenommen hätte, wenn ich in diesem Zufalle nicht eine Fügung des Himmels erblickte, die durch mich, Ihnen das zur Ausführung Ihres edlen Vorhabens nöthige Geld wollte zukommen lassen!"

Mit diesen Worten hatte Billy eine Börse aus seiner Tasche gezogen und legte sie vor Doktor L... hin, der dem jungen Burschen gerührt, aber dennoch nicht ohne eine gewisse Beschämung in's Auge schaute.

Er, der stolze und unabhängige Mann, sollte nun von einem jungen Abenteurer eine Summe annehmen, die dieser eben mit Gefahr seines Lebens erworben hatte? Nein, das konnte er nicht!

Und dennoch, nahm er denn dies Geld für sich? Wurde es ihm nicht für Andere, Hülfsbedürftige angeboten, welche ohne diese Summe nicht zu retten waren? Hatte er nicht selbst so manchen Tag für eben diese, gewissermaßen Geld erbettelt, ohne sich, im Bewußtsein des edlen Zweckes, dessen zu schämen? Und war jetzt der Zweck ein anderer, jetzt, wo ihm ein dankbarer Mensch im Gefühle seiner Verpflichtung das Geld beinahe aufdrang?

Aber eben dieser letztere Gedanke brachte in Doktor L... das Gefühl hervor, als ließe er sich jetzt von Billy für dessen Lebensrettung bezahlen.

Billy schien alle diese Gedanken aus des Doktors Augen zu lesen.

„Herr, ich bitte, lassen Sie mich darüber nicht viele Worte verlieren! Wenn Sie diese ehrlich verdiente Summe für die unglücklichen Deportirten nicht in Verwahrung aufnehmen wollen — denn nicht Ihnen, sondern diesen biete ich sie an — so will ich damit nach dem Klipper fahren und auf eigene Faust das Wagniß ausführen! Aber besser ist's freilich, Sie ziehen Ihre Hand jetzt, wo Alles vorbereitet ist, nicht von dem Unternehmen zurück!"

„Ja, Du hast Recht, Billy!" rief Doktor L..., welcher während des Loafers Worte wieder seine völlige Ruhe und Besonnenheit erhalten halte. „Ich nehme diese Summe an, wie ich Deine Hülfe, Deine treuen Dienste, die Du der guten Sache schon geleistet hast und noch leisten wirst, annehme: im Namen der unglücklichen Schlachtopfer der Tyrannei und des Despotismus. Und in ihren Namen sage ich Dir aufrichtigen und herzlichen Dank dafür. Möge Dir der Himmel vergelten, was Du an diesen Armen thust!"

Voll freudiger Rührung drückte er bei diesen Worten den Loafer an seine Brust; Letzterer fühlte sich unendlich glücklich, ein doppelt gutes Werk begangen zu haben, und sich dadurch sowohl, als durch die Behandlung des Doktors, in seiner eigenen Achtung bedeutend gehoben zu sehen.

Von jetzt an — dies sagte ihm eine deutliche und jubelnde Stimme in seinem Herzen — von jetzt an war er empor gestiegen von seiner bisherigen Niedrigkeit in eine höhere Sphäre und aufgenommen in die Reihen der edlen und würdigen Männer. —

In diesem Augenblicke trat eine dritte Person in das Zimmer.

Es war der Professor N., der wie gewöhnlich bei Doktor L... nachzufragen kam, ob und was sich in Bezug auf dessen Plan etwa ereignet habe.

Die Freude und Zufriedenheit, welche er auf den Gesichtern der beiden Männer erblickte, zeigten ihm das Vorgegangene schon hinlänglich an.

Man ermangelte nicht, ihn sofort in die Einzelnheiten einzuweihen, welche wir eben erzählt haben. — —

Am nächsten Morgen ruderte ein wohlbemanntes Boot in die Bai von Newyork hinaus.

Der Himmel strahlte in jenem wunderbaren Azur hernieder, den er, außer über Neapel, nur noch über der Manhattan-Insel zu entfalten pflegt. Erquickende Düfte wehten mit dem Landwinde über die kristallene See, deren kurze Wogen schmeichelnd um den Bug des kleinen Bootes rollten. Fernhin, so weit das Auge zu reichen vermochte, war das Meer bedeckt mit hellschimmernden Segeln. Tausende von großen und kleinen Fahrzeugen durchfurchten dessen Oberfläche.

Die prächtige Stadt. Die Ufer des Festlandes schwanden mehr und mehr in die Ferne. Statenisland war passirt; der Leuchtthurm von Sandyhook blieb zur Rechten. Immer weiter und weiter hinaus in die offene See hielt das kleine Fahrzeug.

Als die Umrisse des Landes schon zu verschwinden begannen, wandte es seinen Cours und steuerte West-Südwest wieder dem Lande zu.

Nach Verlauf einer Stunde entdeckten die im Boote Befindlichen hinter einer vorspringenden Landzunge ein schmuckes Schiff, von dessen Gaffel das Sternen- und Streifen-Banner wehte.

Es war ein Schmuggler, der sich vor unberufenen Augen in das stille Winkelchen zurückgezogen hatte.

Im Boote aber befanden sich Doktor L..., sein Freund der Professor N., der den edlen Muth hatte, in die Höhle des Löwen zurückzukehren, um mit seiner Terrain-Kenntniß, wo es noth thut, beistehen zu können, und

Billy, der es sich nicht nehmen ließ, das erwartete Abenteuer mit seinem Lebensretter zu bestehen.

Noch zwei andere Loafer befanden sich im Boote als Ruderer. Sie sollten dasselbe wieder nach Newyork zurückführen, wenn die kühnen Abenteurer die zur Eroberung der Teufels-Insel auszogen, den Bord des Klippers „Blakeagle" bestiegen hatten. — — —

Achtes Kapitel.

Eine halbe Tasse Kaffee.

Ein leichter Streifen liegt ostwärts auf den dunklen Wassern.

Von dieser hellen Basis aus wölbt sich das tiefblaue Himmelszelt mit seiner strahlenden Sternensaat.

Aber je mehr die Gestirne erbleichen und verlöschen, desto grauer und lichter mischen sich die dunklen Schatten des Firmamentes mit den aufzuckenden Tagesfarben; immer breiter, heller und klarer steigt der, von Sonnenstahlen getroffene Gürtel, der Luft und Wasser scheidet, zur Höhe; immer weiter dehnt er seine lichten Arme nord- und südwärts; immer westlicher spiegeln die Lichtreflexe in goldröthlichen Punkten auf der leise wogenden Fluth.

Ein scharfer, kalter Lufthauch weht, der Verkündiger der nahenden Tagesgottheit, vom Ost zu West, vom Meer dem Lande zu.

In unbestimmten Umrissen noch zeichnet sich dieses, das Festland, die Inseln, auf dem lichteren Hintergrunde des Himmels.

Tiefe, heilige Ruhe herrscht ringsum.

Aber die Sonne naht. Lichter, strahlender, blendender, wie durchsichtig Gold, liegt der klare Aether über der blitzenden Meeresfläche, deren einzelne Lichtpunkte auf den Spitzen der schaumgekrönten, kurzen Wogen sich gegen Osten zu feurigen Linien und Kreisen, zu schimmernden, goldenen Flächen und am Saume des Horizontes zu weit gedehnten, flüssigen Feuermassen verdichten.

In Eins schwimmen dort Luft und Meer zusammen, in Eine wunderbar leuchtende Gluth.

Es ist hell geworden. Die Sterne sind verschwunden, die Schatten der Nacht mit ihnen. Ein mildes, mattes Grau läßt Alles deutlich erken-

nen: die wogende See, die Formen des Landes, die leise im Morgenwinde wiegenden Baumwipfel, die Gestade und Felsmassen der Inseln.

Da zuckt ein Flammenstrahl über die Fluthen.

Zitternd empfängt die bräutliche Erde den ersten Sonnenkuß des Tages.

Und herauf aus dem goldenen Naß in den lichten Aetherraum steigt, eine flammensprühende Feuerkugel, die Sonne.

Eine Purpurwolke mit goldenen Rändern lagert neben ihr.

Da rauscht das Meer, ein weites Flammenbette; da kleidet sich der Himmelsdom in sein durchsichtig reinstes Azur; da prangt das Land von purpurgoldigem Scheine umflossen in seiner grünen Pflanzenpracht, mit seinen rothschimmernden Felsen, seinen murmelnden Silberflüssen, seinem blaudustigen Berghintergrunde.

Und mit den Farben vernahm man die Töne.

Ein tausendstimmiges Hallelujah steigt aus den unermeßlichen Wäldern, aus den weitgestreckten Savannen, aus Busch und hohem Grase, vom Seegestade her und aus den Bergschluchten empor.

Dies ist der Morgengruß der gefiederten Kinder des Waldes, der größeren und kleineren Bewohner von Flur und Hain.

Die Blumen aber, die Blüthen, Blatt und Halm, der grüne und bunte Schmuck der Erde, hauchen in würzigen Düften, in balsamischen Wohlgerüchen ihren jubelnden Genuß dem Tage entgegen.

So Thier und Pflanze.

Und die Menschen?

Ein Kanonenschuß hallt dumpf dröhnend über Meer und Land.

Er tönt von den Batterien der Insel Royal her. Seine Bestimmung ist, die weiße Sklaven-Bevölkerung von Cayenne und deren Aufseher, Peiniger und Henker aus der, Ersteren mißgönnten Ruhe zu wecken und aufzumuntern zu einem neuen Tagewerke voll Leid und Elend, voll Schmach und Schande.

Dies ist der Morgengruß der Menschen.

Nein! Nicht der Menschen, sondern jener kleinen, aber durch den zusammenhaltenden Kitt von Laster und Sünde starken, durch ihre Schonungslosigkeit und Grausamkeit mächtigen Tyrannenbande, welche die große, gutmütige aber uneinige und zerfahrene Menge der Menschheit knechtet.

Es ist eine eben so traurige, als im menschlichen Wesen tief begründete Thatsache, daß nur das Laster und das Verbrechen zusammenhalten und in ihren Repräsentanten einig sind. Tugend und Rechtlichkeit entbehren dieses, allein mächtig machenden Zusammenwirkens. — Warum aber? Die Antwort darauf ist einfach genug. — Die gutmüthige Rechtlichkeit, die ange-

borene oder erworbene Tugend sind selbstgenügsam, auf ihren inneren Werth bauend, arglos und irdischer wie himmlicher Gerechtigkeit vertrauend. Die Träger dieser guten menschlischen Eigenschaften gehen ruhig, ohne den Kampf zu suchen, ohne das ihnen entgegentretende Unrecht in seinem ganzen Umfange zu würdigen, ohne deshalb zu dessen Vernichtung sich mit den Gefährten zu vereinigen, den vorgezeichneten Weg, dessen Ziel ihnen gleichgültig, da der Weg selbst — das Recht und die Tugend — ihnen Alles ist. Also vereinzelt, Jeder für sich, ohne anerkanntes und bewußtes irdisches Ziel, stoßen sie gegen eine festgeschlossene Phalanx von Lasterhaften und Verbrechern, welche den Einzelnen leicht überwältigt, wenn sie auch vor der Gesammtheit der Rechtschaffenen unbedingt das Feld räumen müßte. Allein der Schlechte setzt sich mit vollem Bewußtsein außerhalb der Gemeinschaft der Redlichen und Braven. Dieser Gemeinschaft entronnen, sieht er alsobald deren Mängel und Gebrechen ein. Und er benutzt diese Mängel, um daraus Waffen zu seiner Vertheidigung, zu seinen Angriffen gegen die Gesellschaft zu schmieden. Er beginnt sofort einen Krieg gegen Recht und Tugend. Er sondirt das Terrain, er spionirt im Lager der Gerechten. Er weiß, daß er gegen eine Welt im Kampfe ist — und er sucht deshalb, um sich zu stärken, nach Bundesgenossen, er findet sie in gleichgesinnten Seelen. So ist also der Böse — ein gerüsteter Kämpe, umgeben von Kampfgenossen, dem einzelnen Tugendhaften gegenüber. Ist es da ein Wunder, wenn er triumphirt und der Gerechte unterliegt? — Das Laster hat ein bestimmtes Ziel und das volle Bewußtsein, es nur kämpfend zu erreichen, daher die stete Kriegsbereitschaft. — Beides mangelt der Tugend.

Dies ist der Fehler, nicht unserer Zeit allein, nein, aller Zeiten!

Würde die große Menge der Braven zusammenstehen, bewußt und kampfesfreudig im Kriege gegen das Böse, wie bald würde letzteres von der Erde verschwunden sein! Und so manchmal schon, wenn die Tyrannei der Schlechten gar zu mächtig drückte, und der Menge die Augen endlich öffnete, hat sich dies schon bewiesen in der Geschichte. Wir gedenken nur der Heldentage des deutschen Befreiungskampfes! — Aber leider ist solcher Aufschwung der hausbackenen Rechtlichkeit nie von langer Dauer! — —

Auf der Insel La Mère waren Menschen, welche den anbrechenden Tag menschlich begrüßten.

Es versteht sich von selbst, daß sie nicht der kleinen Zahl von Tyrannen, daß sie der großen Menge der Unterdückten angehörten.

Noch ehe die Sonnenscheibe den Horizont berührte, hatte sich eine Anzahl von Männern dem flachen Ufer der kleinen aber in herrlicher Vegetation prangenden Insel genähert.

Sie hatten nach und nach ihre kleinen, aus Pfählen und Rasen erbauten und mit Palmblättern gedeckten Hütten verlassen, welche sie während der Nacht beherbergten und die während der heißesten Mittagsstunde ihnen Schutz gewährten.

Ihre Absicht war dabei eben sowohl, die kühle und gereinigte Luft des frühen Morgens zu genießen, als dem herrlichen Schauspiel des Sonnen-Aufganges beizuwohnen.

Es gab so wenig in ihrer entsetzlichen Gefangenschaft, was Gemüth und Sinne erquicken konnte, daß die Mehrzahl der Deportirten begierig nach dem so spärlich Gebotenen griff.

Die Meisten versäumten daher selten, vor Sonnenaufgang sich am Meeresgestade einzufinden.

Auch die drei Freunde hatten dies seit ihrem kurzen Aufenthalte auf der Insel La Mère regelmäßig gethan.

Heute erschienen aber nur Lepaile und Bernard.

Adele war nicht zu sehen.

Lepaile hatte sich eine kleine Hütte in der Nähe des Ufers erbaut.

Einige hundert Schritte davon entfernt, unter dem Schatten mehrerer Palmbäume stand das Häuschen, welches Bernard und Adele gemeinschaftlich bewohnten.

Sie waren seit ungefähr vierzehn Tagen auf der Insel.

Wider ihr Erwarten hatten sie die Behandlung daselbst minder grausam und erträglicher gefunden, als im Château-Rouge.

Die Insel war nicht groß. Aber sie bot hinlänglich Raum für die (einige fünfzig) Deportirten, welche daselbst untergebracht waren.

Früher war das Eiland mit einem einzigen großen und undurchdringlichen Walde bedeckt gewesen, welchen indeß im Laufe der letzten Jahre die auf ihm gefangen gehaltenen Deportirten dergestalt gelichtet hatten, daß nur noch einzelne schöne Baumgruppen übrig geblieben waren, um den, an ihre Stämme sich lehnenden Hütten, Schatten zu geben und deren Bewohnern mit ihren mächtigen Blätterkronen Kühlung zuzufächeln.

Die Ausrodung des Waldes war auf Befehl der Verwaltungsbehörde geschehen. Anordnungen derselben Behörden folgend, wurde sodann der Boden umgearbeitet und zu Gemüsegärten hergerichtet.

Die Produkte dieser Gärten blieben nicht den Gefangenen. Sie wurden theilweise auf den Markt von Cayenne gebracht, theilweise den Küchen des Gouverneurs, der Beamten und der Soldaten zugeführt.

Diese Arbeit des Ausrodens und des Bebauens war allerdings keine leichte. Die außerordentliche Hitze des Klimas vermehrte deren Beschwerden

und Unannehmlichkeiten. Andererseits aber war sie den Deportirten insofern erwünscht, als Beschäftigung die einzige Zerstreuung und das einzige Mittel war, die Gedanken von ihrem schrecklichen Loose für Augenblicke abwendig zu machen und die peinigenden Erinnerungen auf kurze Zeit unterdrücken zu können.

Dabei war diese Arbeit, bis jetzt wenigstens, eine freie gewesen, keine Zwangsarbeit. Es war Jedem freigestellt, thätig zu sein, oder es zu unterlassen.

Wer arbeitete erhielt, je nach der Zeit und der Mühe, die er dazu verwendete, pr. Tag durchschnittlich 75 Cent. bis 1 Fr. 25 Cent.

Auch in Bezug auf die, den Gefangenen verabreichten Lebensmittel war diese Insel vor den übrigen bevorzugt.

Viermal in der Woche wurde von Cayenne frisches Fleisch, Brot und Wein dahin gebracht.

Allein nur wer arbeitete, erhielt frisches Fleisch. Wer sich zu arbeiten weigerte, welches auch immer sein Grund sein mochte, ob es Lässigkeit oder Krankheit war, die ihm abhielt, empfing nur gesalzenes Fleisch.

In dieser Anordnung lag jedenfalls schon der Keim zu der, später so mächtig emporwuchernden Zwangsarbeit.

Welches mochten aber die Gründe sein, die das Gouvernement bestimmten, die Gefangenen auf dieser Insel vergleichsweise so milde zu behandeln?

Die Beantwortung dieser Frage könnte nur das Gouvernement selbst geben. Soviel ist aber gewiß, daß die Angriffe verschiedener ausländischer, namentlich englischer und amerikanischer Zeitungen mit die Veranlassung zu den Einrichtungen der Insel La Mère waren. So lange sich Louis Napoleon noch nicht ganz sicher fühlte, so lange der Kaiserthron noch nicht völlig befestigt war, gab es Momente, da Napoleon auf das Urtheil der Welt, ja selbst seines eigenes Volkes Rücksicht zu nehmen für gut fand.

Das hat sich seitdem freilich längst geändert!

Damals also wollte die Regierung Frankreichs der Welt noch glauben machen, daß sie die Deportirten möglichst gut behandle, und die Insel La Mère vor Allem war es, die ihr als Aushängeschild für ihre vorgeblichen guten Absichten dienen mußte.

Man sagte, daß man die Deportirten deshalb auf die Inseln du Salut schicke, weil deren Klima der Gesundheit zuträglicher wäre, als das der übrigen Theile des Landes.

Etwas Wahres ist allerdings an dieser Behauptung.

Wir haben das Festland von Cayenne schon früher in leichten Umrissen beschrieben. Man wird daraus entnommen haben, daß es keinen Aufent-

halt bietet, wohin eine menschliche Regierung ihre Gefangenen schicken könnte.

Die Stadt Cayenne selbst liegt auf einer Insel von 25 bis 30 Kilometer im Umkreis. Nur durch einen schmalen Meeresarm vom Festlande geschieden, theilt diese Insel vollkommen dessen Klima und leidet unter denselben ungünstigen Einflüssen, wie dieses selbst.

Vermöge ihrer Lage ist die Stadt daher vielleicht weniger gesund als die Inseln; obwohl das gelbe Fieber, welches im Jahre durchschnittlich sechs Monate herrscht, wie alle andern vom Winde begünstigten epidemischen Krankheiten, auf den Inseln du Salut ebensowohl wüthet, wie in Cayenne.

Aber diese scheinbare, der Gefangenen Leben und Gesundheit berücksichtigende Milde war nicht der einzige Grund, den Deportirten die Inseln du Salut anzuweisen.

Die freien Einwohner der bedauernswerthen Stadt Cayenne hatten von jeher die unglücklichen Deportirten beklagt, welche der Ehrgeiz und die Rücksichtslosigkeit der Regierung nach Guyana in den Tod schickte.

Als die ersten Deportirten, jene Cavaignac's in Cayenne anlangten, empfing sie der damalige Gouverneur, ein vortrefflicher Mann, voll Mitleid und verhehlte das Bedauern nicht, welches ihm die Katastrophe vom Juni erweckt hatte.

Dieser Deportirten waren nur zehn. Der Gouverneur brachte sie in der Stadt selbst, bei Handelsleuten unter.

Bald darauf setzte ein Regierungsschiff einen neuen Transport dieser Unglücklichen an's Land. Dieses Mal waren sie in der Zahl von sechszig.

Der Gouverneur war nicht im Stande, sie gleich den früheren, in der Stadt unterzubringen. Er schickte sie nach der Insel La Mère, that, was er konnte, um ihr Loos zu erleichtern und traf zu diesem Zwecke die meisten jener Einrichtungen auf der Insel, deren wir schon gedachten.

Diese schon bestehenden Einrichtungen waren also ein anderer Grund, die Deportirten auch ferner noch nach jener Insel zu schicken.

Der dritte Grund war das Mitleid der freien Kolonisten von Cayenne für die Schlatopfer der Regierung.

Als die Menschlichkeit des früheren Gouverneurs der Regierung bald unangenehm wurde, sendete Napoleon an dessen Stelle zwei Männer, über welche er sich in dieser Beziehung nicht zu beklagen hatte: de la Richerie und Bonnard.

Diese fanden es sofort nothwendig, die Deportirten so fern als möglich von der Stadt Cayenne unterzubringen, um sie dem Mitleide und der Hülfe der dortigen Einwohner zu entziehen.

Aber diese in's Innere des Landes zu bringen, sei es nun nach den Ländern der Ueberschwemmung im Osten, sei nach dem Westen, nach Synamary, war nicht leicht thunlich, wegen der großen Schwierigkeiten, die Gefangenen daselbst gehörig überwachen zu können.

Und nicht nur würden dort die Entweichungen häufiger vorgekommen sein, auch in Bezug auf die Wächter hätten sich unüberwindliche Schwierigkeiten herausgestellt. Denn, wenn der Tod daselbst schneller das Werk der Wiederherstellung der Ruhe des Kaiserreiches vollendet hätte, so wäre auch unter den Wächtern die Sterblichkeit größer gewesen.

Endlich durfte — weil man sich dieser Deportationen schämt, weil man in den Augen Europa's einen falschen Schein von Menschenfreundlichkeit bewahren will — seine Schlachtopfer nicht in Länder führen, deren trauriger Ruf sich allgemein verbreitet hat.

Aus allen diesen und noch manchen anderen Gründen vielleicht, war die Insel La Mère zum Aufenthalte für eine gewisse Anzahl der Deportirten bestimmt worden, und wurden daselbst noch zu der Zeit, als die drei Freunde die Insel betraten, jene milderen Maßregeln in Anwendung gebracht.

Allein diese Einrichtungen sollten nicht mehr von langer Dauer sein. Man wartete nur noch einen Vorwand ab, um an deren Stelle verschärfte nnd grausamere, dem entpuppten Kaiserreiche würdigere Maßregeln zu setzen.

Man schien es nicht mehr für nothwendig zu erachten, Rücksichten auf das Urtheil der Welt zu nehmen. — — —

Lepaile und Bernard hatten sich mit einem stummen Drucke der Hand begrüßt.

Ein Wolke des Kummers und des Schmerzes lagerte sich auf des letzteren Antlitz.

„Und wo ist Adele?" fragte Lepaile, nachdem sich die beiden Freunde einige Schritte von den übrigen Deportirten entfernt hatten, so daß diese ihre Unterredung nicht mehr zu hören vermochten.

Ein tiefer, schmerzlicher Seufzer war Bernard's Antwort.

„Du machst mich besorgt, Horace!" fuhr Lepaile fort. „Sollte sich Adelens Zustand verschlimmert haben?" —

„Leider ja, mein Freund. Adele brachte die Nacht im Fieber zu. Ihre Pulse fliegen, ihr Athem ist heiß, ihr Kopf glühend. Das leichte Unwohlsein, das sie, wie Du weißt, gestern Nachmittag befallen, scheint sich leider zur ernstlichen Krankheit zu gestalten. O mein Gott! wenn das gelbe — — nein, nein! ich will, ich darf diesen Gedanken nicht verfolgen!"

Er preßte die Hände gegen die Schläfe und schritt in sichtbarer Aufregung auf und nieder.

Und dennoch mußt Du diesen Gedanken zu Ende denken; Du mußt Dich sogar mit ihm vertraut machen, Freund," — wandte sich Lepaile nach minutenlangem Schweigen an Bernard, „denn nichts ist schlimmer, als einer Gefahr dadurch entgehen wollen, daß man vor ihr die Augen schließt. Was geschehen muß, geschieht, und was da kommt, wir müssen es standhaft zu ertragen suchen. Leider — Du weißt es — hat nun das gelbe Fieber bereits zwei Opfer aus unserer kleinen Schaar entrissen. Du weißt ebenfalls, daß nicht wohl an Hülfe zu denken ist, wenn dies entsetzliche Fieber einmal in seiner ganzen Heftigkeit auftritt, da uns der ärztliche Beistand, wenn er auch nicht gänzlich versagt ist, doch jedesmal zu spät zu Theil wird."

Bernard ballte, in Erinnerung an die beiden von Lepaile erwähnten Todesfälle seiner Kameraden, zornig die Fäuste und knirschte mit den Zähnen.

„Ach ja! Wie Hunde hat man sie verenden lassen, diese braven Bürger Frankreichs, diese verrathenen Schlachtopfer des Tyrannen. Unserer Bitten, unserer Beschwerden ungeachtet, brachte man beide erst am dritten Tage nach Ausbruch der Krankheit in's Spital, wo sie nach kaum vierundzwanzig Stunden den Geist aufgaben. Oh, über die niederträchtigen Henker! Wäre dieser Schurke von einem Arzte seiner Pflicht nachgekommen, oder hätten mindestens diese brutalen Folterknechte unseren Bitten willfahrt und die Kranken in ihrem Boote nach der Insel Royal gebracht, sie wären vielleicht noch zu retten und ihrem Vaterlande zu erhalten gewesen!"

„Ihrem Vaterlande, Bernard? — Wo ist das Vaterland der Deportirten? — Frankreich hat uns ausgestoßen und nicht Napoleon allein, nicht allein seine Schergen und Henker, jeder Bürger Frankreichs trägt Schuld an unserm Unglück, an unseren Leiden, wie an dem Tode unserer unglücklichen Kameraden; jeder Bewohner Frankreichs, der sich dem Gebahren des Tyrannen nicht energisch widersetzt hat. Oh! wo wären dann die Tyrannen, wenn nicht die Gleichgültigen, Theilnahmslosen da wären! Wie könnte denn die Niederträchtigkeit auf den Thron steigen, wenn nicht der Indifferentismus ihr zum Schemel diente! — Nein, nein! wir haben kein Vaterland mehr! Es hat uns ausgestoßen, und hätte es dies nicht, wir könnten das schmachbedeckte Frankreich nicht mehr als unser Vaterland anerkennen!"

Lepaile hatte sich in einen flammenden Zorn hineingeredet. Er suchte sich nun, da er bemerkte, daß bei seinen lauten Worten sich die Auf-

merksamkeit der Nächststehenden auf Bernard und ihn richtete, zu beruhigen.

„Und was verlangst Du denn" — sagte er nach einer Weile, während welcher er Bernard's früheren Worten nachgedacht hatte, mit höhnendem Tone, „was verlangst Du denn von diesen Herren, unseren Kerkermeistern? Glaubst Du, daß sie gegen ihren eigenen Verbündeten, gegen ihren treuesten Diener und Helfer zu Felde ziehen sollen? Verlangst Du, daß sie das gelbe Fieber hindern sollen, die Arbeit zu verrichten, die sie schon längst von ihm begehrt und erwartet hatten? Ha, ha! Sie sollen den Arzt rufen, um wieder zu hintreiben, was kaum zu ihrer Freude zu Stande kommen wollte! Nein, thörichter Knabe! Du hast Deine Leidensschule unter der napoleonischen Zuchtruthe umsonst durchgemacht, wenn Du die Mittel noch nicht kennst und nicht die Helfer und Genossen, die der Alleinherrscher Frankreichs auf seiner unblutigen Guillotine zur Verfügung hält!"

Bernard hörte kaum auf diese Worte des aufgeregten Mannes, der — vielleicht nur um die Besorgnisse, die er wegen Adelen hegte, zu übertäuben — sich einer ihm sonst nicht eigenen Leidenschaftlichkeit überließ.

Für Bernard hatte alles Andere Inhalt und Bedeutung verloren, was nicht direkt oder indirekt mit Adelens Zustand zusammenhing. Er dachte nur an sie, er fühlte nur die entsetzliche Angst, die ihm ihre Krankheit erregte. — Das gelbe Fieber! furchtbares Wort, das, verderbenschwanger, eine Reihe der gräßlichsten Bilder gebar!

Lepaile sah den jammervollen Zustand seines jungen Freundes. Er sah die Bläſſe seines Gesichts, sah, wie ihm der Angstschweiß von der Stirn troff, sah, wie seine Glieder zitterten und bebten.

Mit einem Blicke des innigsten Mitleides faßte er Bernard's erkaltete Hand.

„Sei ein Mann, Bernard! — Fasse Dich und laß Dich nicht von der bloßen Gefahr schon zu Boden drücken, da Du ja doch Deines ganzen Muthes benöthigen wirst, um dieser Gefahr, wenn sie wirklich erscheint, Trotz bieten zu können!"

„Du hast Recht, Lepaile! Es ist vielleicht auch nicht so schlimm, als ich gefürchtet. Ich weiß nicht, welche Phantasien mich so darnieder drückten! Vielleicht geht das Fieber ohne gefährliche Folgen vorüber. Jedenfalls muß etwas geschehen, diesen günstigen Fall leichter eintreten zu machen; jedenfalls muß Adele Hülfe erhalten! Aber wie? — Was können wir unglücklichen Gefangenen thun?"

„Laß mich mit Dir in Deine Hütte gehen! Ich will Adelen sehen und beobachten. Du weißt, daß ich in der Heilkunde nicht ganz unerfahren

hin — aber freilich! was nützte hier selbst die größte Kenntniß, da auch die allerunentbehrlichsten Mittel fehlen! — Indessen, geben wir die Hoffnung nicht auf. Und die Hoffnung führe uns zu einem glücklichen Ziele!"

In diesem Augenblick schoß der erste Sonnenstrahl über die Fluth und der über den Horizont drängende Feuerball beleuchtete mit seinem jungen Lichte die Gruppe der am Ufer weilenden Deportirten.

„Siehe, die Sonne, die Göttin des Lichtes, sagt uns ihre Hülfe zu!" rief Lepaile, mit Bernard dessen Hütte zueilend, nachdem er einen Augenblick in bewunderndem Staunen das hehre Schauspiel, das Meer und Himmel den Blicken darbot, in sich aufgesogen hatte. „Vertraue unserm Schicksale! Die Finsterniß wird, muß weichen vor den ewigen, siegreichen Strahlen des Lichtes!"

Vom Ufer her tönte, von den Deportirten mit gedämpfter Stimme gesungen die Marseillaise.

„Aux armes citoyens!"

Ein dumpfer Kanonenschuß grollte als Begleitung dieser Schlußworte.

Es war sechs Uhr Morgens.

Adele wälzte sich in Fieberträumen auf ihrem ärmlichen Strohlager.

Es war kein wohnlicher, kein angenehmer Aufenthalt, in dem sie sich befand.

Ungefähr zwölf Fuß im Gevierte messend, war die Hütte aus rohen, unbehauenen Baumstämmen aufgerichtet, welche in die Erde geschlagen und deren Zwischenräume mit Erde, Moos und Rasenstücken bis in die Höhe von ungefähr vier Fuß ausgefüllt waren, von wo an bis zum niederen Dache aus Palmblättern die Oeffnungen frei blieben, daß solchergestalt die Luft ungehindert durch den Raum ziehen konnte.

Diese Vorkehrung war bei der hier herrschenden Hitze unbedingt nöthig.

Das Dach war fest, aus, über einigen Sparren liegenden Palmblättern, untermischt mit Maisstroh, gebildet. Diese Blätter lagen vielfach übereinander geschichtet, die Spitzen alle nach abwärts geneigt und noch weit über das Dach hinab, bis fast zur Lehmwand hinunterhängend, so daß auch der stärkste Regen nicht durchdringen konnte, sondern an den glatten Blättern hinab zur Erde floß.

Der festgetretene Erdboden bildete den Estrich. In einer Ecke des

kleinen Raumes lagen einige Bund Stroh, die Lagerstätte der beiden Inwohner; in der entgegengesetzten, neben der Thür, welche aus einigen alten, ungehobelten, leicht zusammengenagelten Brettern bestand und die im besten Falle höchstens zugelehnt, niemals verschlossen werden konnte, lagen die zwei Säcke, welche die wenigen Kleider und Wäschstücke der beiden Deportirten enthielten.

Es wäre freilich höchst überflüssig gewesen, einen Verschluß an der Thür anzubringen, denn zu stehlen wäre aus diesem Gemache in der That nichts gewesen, als höchstens die Bewohner selbst, welche sich gewiß für solchen Liebesdienst auf's Tiefste verpflichtet gefühlt hätten.

Obgleich die Mehrzahl der Deportirten jeder für sich allein eine Hütte bewohnten, so war es doch nicht aufgefallen, daß die beiden jungen Brüder, als welche sich, wie schon früher erwähnt, Bernard und Adele ausgaben, Gemach und Schlafstätte theilten.

Jetzt war von den beiden nur Adele anwesend.

Dessenungeachtet war sie nicht das einzige lebende Wesen in der Wohnung.

Auf dem feuchten Boden kroch eine Anzahl von Scorpionen und Tausendfüßen, von der Größe eines kleinen Flußkrebses hin. Auch unter dem Dache raschelte es in den Blättern. Es war eine Schlange, von jener Art, die sich stets in den leichten Blattdächern der mittel- und südamerikanischen Häuser aufhält und, dem Menschen ungefährlich, zur Vertilgung des erst gedachten kriechenden Gewürms wesentlich beiträgt. Diese Schlangen sind deshalb von den Bewohnern jener Länder gern gesehen und werden in gewisser Beziehung heilig gehalten.

Bernard trat von Lepaile gefolgt in die Hütte.

Mit ihnen drangen die ersten Sonnenstrahlen durch die geöffnete, gegen Osten liegende Thür und verscheuchten das abscheuliche, vielfüßige Gethier in die dunklen Winkel und Erdlöcher unter den Holzwandungen.

Lepaile nahete sich mit ernster und forschender Miene dem ärmlichen Strohlager, auf welchem in unruhigem Schlummer das schöne Mädchen ruhte.

Bernard war ihm gefolgt und ließ seine Blicke in ängstlicher Spannung auf seines Freundes Zügen weilen, während Hoffnung und Furcht in seinem Innern stritten und dieser Seelenkampf auf seinem Antlitz wiederspiegelte.

Sonderbarer Weise schien die Nähe der beiden Freunde einen besänftigenden Einfluß auf das noch vor wenigen Augenblicken so heftig tobende Fieber auszuüben. Der Körper des armen Mädchens, bis jetzt heftig zuckend

unter den Einwirkungen des durch die Adern stürmisch wallenden Blutes und ruhelos sich auf dem harten Lager umherwerfend, fing an, eine ruhige, unveränderte Lage anzunehmen, das ängstliche Röcheln der gepreßten Brust verwandelte sich in ein sanftes, gleichmäßiges Athmen, kurze Zeit, nachdem Lepaile seine Rechte auf Adelens Stirn gelegt und die Linke um ihre Handwurzel spannte, den Puls zu fühlen.

Augenscheinlich übte jene seltsame magnetische Kraft, die dem gereiften, starken und geistesmächtigen Manne oftmals innewohnt, auf die überreizten Nerven des zarten Mädchens einen glücklichen, beruhigenden Einfluß. Für Augenblicke wenigstens hatte das Fieber nachgelassen und daß er es auch für die Folge gänzlich bannen könne, war die Sorge und das Bestreben Lepaile's, der sich nun mit leiser Stimme an Bernard wandte:

„Der Puls fliegt; ein glühendes Fieber tobt durch diesen schwachen Körper. Wenn auch jetzt etwas gemindert, wie es mit Tagesanbruch bei vielen Fiebern stets der Fall ist, wird es doch binnen wenig Stunden seine frühere Stärke wieder erreichen. Diese dunklen Ringe um die eingefallenen Augen, diese wachsgelbe Farbe des Gesichts und der Hände sind Symptone — doch hoffen wir noch das Beste! Adele ist jung. Eine ausreichende Pflege, eine gehörige Behandlung jetzt, im Beginne des Uebels, ließe wohl eine schleunige Besserung erwarten. Freilich fehlen uns dazu fast alle Mittel, indessen, so viel ich mich erinnere, befindet sich in meinem Kleidersacke noch ein kleiner Theil jener homöopathischen Reise-Apotheke, die ich von Paris mit mir genommen. Vielleicht findet sich darunter ein oder das andere Mittel, das in diesem Falle zu gebrauchen wäre. Ich will in meine Hütte gehen, darnach zu suchen. Was Dich betrifft, Horace, so bleibe bei Adelen. Verlasse sie keinen Augenblick. Ein Wort, in, vielleicht sich einstellender Phantasie ausgesprochen, eine unwillkürliche Bewegung könnte vor unberufenen Blicken leicht verrathen, was wir mit so viel Noth und Gefahren bis jetzt verborgen hielten!"

Lepaile entfernte sich.

Am Schmerzenslager seiner in leichtem, fieberischem Halbschlummer ruhenden Braut blieb Horace zurück, in peinliches Nachsinnen versunken, von argem Weh erfüllt.

Er überdachte mit blutendem Herzen jenen späteren Theil seines Lebens, der von dem Augenblicke an, da er, um das bedrohte Vaterland zu retten und seine Freunde vor Verrath zu schützen, seinem Gefängnisse in jenem Außenwerke von Paris entflohen war, nur eine fortlaufende Kette von Leiden, Mühseligkeiten und Entbehrungen war, in welches entsetzliche Dasein seine geliebte Adele mitgerissen zu haben, er sich jetzt die bittersten Vor-

würfe machte. — Aber hatte nicht das Schicksal und Adelens eigener Wille, ganz unabhängig von seinem Dafürhalten und seinen Wünschen, des liebenden Mädchens Loos enge mit jenem ihres verlobten Bräutigams verbunden? Konnte er sich Vorwürfe machen über Ereignisse, die nicht er hervorgerufen hatte?

Indem sich Bernard darüber beruhigte, steigerte sich — wenn dies überhaupt noch möglich war — sein Haß gegen Denjenigen, der allein, entweder selbstwirkend oder durch seine Helfershelfer, alle diese Leiden und Drangsale über ihn und die Seinen verhängt hatte, gegen den Usurpator des französischen Kaiserthumes, den Unterdrücker einer mächtigen Nation, den Friedensstörer von ganz Europa, den Mörder vieler Tausende seiner edelsten und besten Bürger: gegen Napoleon III.

Bernard konnte nicht umhin — als sein Blick wieder und wieder auf die fiebergerötheten Wangen und die abgehärmte Gestalt des ihm theuersten Wesens auf dieser Erde fiel — mit leiser und von innerer Bewegung zitternder aber den ganzen Groll seiner gequälten Seele ausdrückenden Stimme einen Fluch auf das Haupt jenes entsetzlichen Tyrannen herabzurufen.

Durch die Zwischenräume der, die Wände bildenden Baumstämme spähten zwei glühende Augen in das Innere der Hütte, und gleich darauf fiel der Schatten einer vor der geöffneten Thür stehenden Gestalt auf den Estrich.

Bernard schaute überrascht, fast erschreckt empor. Er hatte in seinem dumpfen Brüten die herannahenden Schritte nicht beachtet.

Der Mann, der ihn solchergestalt aus seinen folternden Träumen aufschreckte, war ein Unteroffizier der, auf der Insel stationirten Gensd'armen.

Ohne ein Wort zu sprechen, mit brutaler zugleich und neugieriger Miene, schritt dieser in das Gemach und gegen das Lager der Unglücklichen zu.

Zum Glück hatte Bernard schon früher, eine mögliche Ueberraschung fürchtend, Adelens Körper mit einer jenen wollenen Decken verhüllt, wie sie den Gefangenen als einziger Schutz gegen die oft empfindliche Kälte der Nächte und den gefährlichen Thau des Morgens verabreicht worden waren.

Der Unteroffizier blieb vor Bernard stehen, der rasch aus seiner halb kauerden Lage emporgesprungen war.

„Was habt Ihr hier vor Euch hingebrummt? Ein Gebet wird's kaum gewesen sein, Bursche! Ich glaube sogar einen Namen vernommen zu haben, der von Euch unverbesserlichen Bestien nur ausgesprochen zu werden pflegt, um Eure ohnmächtige Rache zu kühlen. Wäre ich meiner Sache gewiß, bei des Teufels Großmutter! Ihr solltet sofort mit den Daumenschrauben

Bekanntschaft machen! — Aber auch so will ich Euch wohlgemeint rathen, Euch nicht über ähnlichen Vergehen ertappen zu lassen!"

„Vergehen, Herr? Und was wäre mein Vergehen gewesen?" erwiderte Bernard mit ruhiger und gefaßter Stimme, da er überzeugt war, daß seine früheren leisen Worte unmöglich von dem Späher hatten verstanden werden können und daß dieser, durch Bernard's düsteren und zornigen Gesichtsausdruck auf die rechte Spur geleitet, nur auf den Busch klopfen wollte.

„Wie? Du wagst es, noch zu fragen? Verdammter Hund, der Du vergessen zu haben scheinst, daß hier keine Widerrede geduldet wird! — Schweige!" fuhr der rohe Scherge fort, als Bernard Miene machte, abermals das Wort zu ergreifen. „Man hat Euch in der That auf dieser Insel zu viele Freiheiten gewährt! Ihr scheint gar nicht mehr zu wissen, daß Ihr in Cayenne seid! Ah! das untersteht sich, einem kaiserlichen Diener zu widersprechen! Das will unserer Beschuldigung gegenüber die Miene der beleidigten Unschuld annehmen! — Nun, verlaß Dich auf mich, Bursche, dies soll bald anders werden!"

Während dieser Worte hatte ein grauzottiger, häßlicher Bullenbeißer, Eigenthum und Liebling dieses Unteroffiziers, der mit ihm in die Hütte gekommen war, alle Winkel und Ecken des kleinen Raumes gierig durchschnuppert und sich schließlich über ein, auf der Erde liegendes Stück Speck hergemacht, um es mit seinen scharfen Zähnen zu zerreißen und zu verschlingen.

Diesen Speck hatte am vorhergehenden Tage Bernard als seine und seines jungen Gefährten Fleisch-Ration in Empfang genommen, ohne ihn aber seines üblen Geruches und seines in Fäulniß übergehenden Zustandes wegen, genießen zu können. Ja, nicht einmal den Versuch hatten die Hungernden gemacht, diese sogenannte Speise ihrem Munde nahe zu bringen, so gewaltig war der Ekel gewesen, welchen deren Geruch und Anblick ihnen verursacht hatten. Mit Abscheu diesen Speck in eine Ecke werfend, hatte Bernard, durch Adelens Unwohlsein gänzlich in Anspruch genommen, vergessen, ihn aus der Hütte zu entfernen.

Seit mehreren Tagen schon hatten die Deportirten der Insel La Mère zu ihrem Leidwesen bemerken müssen, daß die bis jetzt ihnen erwiesene Menschlichkeit, in Betreff der Nahrungsmittel sowohl, als der Behandlung, ihr Ende erreicht habe. Statt der ihnen bisher gelieferten Fleisch-Rationen hatte man angefangen, ihnen völlig ungenießbare Nahrung zu reichen. Wie wir schon früher erwähnten, war der Zeitpunkt eingetreten, wo die Behörden es müde waren, die unfreiwilligen Kolonisten dieser Insel besser zu behandeln, als die Deportirten in den übrigen Theilen Cayenne's.

Nachdem der Unteroffizier noch eine Fluth von Schimpfworten über Bernard ergossen, ging er zu dem eigentlichen Zwecke seines überraschenden Besuches über.

Da Lepaile sowohl, wie Bernard und dessen junger Zeltgenosse, beim Appell gefehlt hatten, so war der diensteifrige Unteroffizier nach den betreffenden Hütten geeilt, um nach der Ursache dieser Pflichtverletzung zu forschen.

„Gefangener Nr. 17., warum seid Ihr nicht beim Appell erschienen? Welchen Grund könnt Ihr für diese Versäumniß vorbringen? Und wo stecken Eure verdammten Genossen Nr. 18. und Nr. 22.? — Nun, werde ich bald Antwort erhalten?“

Bernard entschuldigte sein und seiner beiden Gefährten Wegbleiben mit der Krankheit seines jungen Bruders, welcher hier im heftigen Fieber liege und welchen nicht zu verlassen, Pflicht der Bruderliebe und der Menschlichkeit gewesen sei.

Jetzt erst, durch Bernard's Worte aufmerksam gemacht, blickte der Unteroffizier auf das Strohlager zu seinen Füßen nieder, woselbst er nun unter der leichten Decke die Umrisse von Adelens Gestalt und aus derselben hervorragend deren fiebergeröthetes Antlitz mit den geschlossenen Augen und den wirren auf der Stirn klebenden Haaren gewahr wurde.

„Bruderliebe? he! Menschlichkeit? — Laßt Euch solche verdammt republikanisch riechende Worte vergehen, Bursche, oder Ihr werdet mich noch zum Aeußersten bringen! — Also krank ist die Bestie da,“ fuhr der Unteroffizier mit hämischem Lächeln fort, indem er Adelen einen heftigen Fußtritt versetzte. „Krank? — hm! desto besser! Also bald eine Nummer weniger, und — mit dem Begraben machen wir nicht viele Umstände, wie Ihr wißt! Die Haifische sind unsere Todtengräber — wie der gelbe Jack unser Krankenwärter zugleich und unser Stabsarzt ist! Ha, ha, ha!“

Bernard konnte kaum mehr an sich halten. Jener Fußstoß und diese brutalen, niederträchtigen Reden erweckten auf's Neue seinen gerechten, kaum mehr zu bändigenden Zorn.

Der Unteroffizier schien diese Gefühle seines Schlachtopfers zu errathen und sich an dem in dessen Innern zwischen Zorn und Klugheit stattfindenden Kampfe zu weiden, welcher Seelenkampf sich ja deutlich auf seinem Gesichte abspiegelte.

„Also krank ist der junge Strolch da?“ fuhr der Elende nach einer Weile fort. „Wenn dies der Fall ist, so laßt ihn nur ruhig hier liegen und ver — — —! Ihr aber macht, daß Ihr an die Arbeit kommt!“

Bernard's Stimme zitterte vor Wuth, als er erwiderte:

„So viel ich weiß, ist es Jedem freigestellt, zu arbeiten oder dies zu unterlassen! Ich verzichte gern auf die, für die Arbeit abfallende Entschädigung — aber ich habe auch keine Lust, meinen kranken Bruder zu verlassen!“

„So? — freigestellt? — Entschädigung? — Nun — für jetzt habt Ihr noch Recht! Ich kann Euch nicht zur Arbeit zwingen. Aber — verdamm' mich, wenn Euch nicht bald der Hunger dazu zwingen soll!“ —

Der Unteroffizier schien in Folge von dessen Benehmen und Reden einen tiefen Groll gegen Bernard zu fassen.

Bald sollte sich dieser Groll zum unversöhnlichen Hasse steigern.

Seit einigen Minuten schon ließ der Hund, der den weggeworfenen Speck völlig aufgefressen hatte, aus dem Winkel, in den er sich zurückgezogen, ein erbärmliches Heulen und Winseln hören, ohne daß Bernard und der heftig schreiende, zornige Gensd'arm darauf Acht gehabt hätten.

Während der letzten lauten Worte war Adele erwacht.

Sie richtete sich erstaunt und augenscheinlich ohne sich sogleich ihrer Lage völlig klar zu werden, mit dem Oberkörper halb empor.

Durch das Rascheln des Strohes wieder auf den Kranken aufmerksam gemacht, beugte sich der Unteroffizier zu diesem nieder, um ihn näher zu betrachten.

Dabei hielt er sich allerdings in einer genugsam respektvollen Entfernung von demselben und hütete sich gar sehr, ihn zu berühren. — Möglicherweise hatte der Bursche das gelbe Fieber und — auch Gensd'armen sind sterblich.

Aber Bernard fühlte, wie alles Blut seinen Wangen entwich. Mit einem raschen Blick hatte er entdeckt, daß bei Adelens Erwachen und ihren demselben folgenden heftigen Bewegungen die verhüllende Decke niedergesunken war.

Das geöffnete Hemde ließ den blendend weißen Nacken, die runden Schultern, die tadellose Büste des jungen Mädchens erblicken.

Kalter Angstschweiß bedeckte Bernard's Stirn. Hier war keine Rettung mehr möglich. Vielleicht hatte der erste Blick des Gensd'armen diese entblößten Stellen noch nicht gefunden; allein im nächsten Augenblicke mußten seine Augen von dem Glanze dieser reizenden, aber ach! so gefährlichen Formen angezogen werden.

Ehe indessen der Unteroffizier einen zweiten Blick auf den Kranken hätte werfen können, wandte er sich plötzlich von Adelen ab, indem nunmehr seine Wangen eine fahle Bläſſe überdeckte.

Was mochte die Ursache dieser sonderbaren Erscheinung sein? —

Bernard, der sich und seine Braut in diesem entsetzlich bangen, entscheidenden Augenblicke auf so unbegreifliche Weise abermals gerettet sah, fühlte nicht sobald seine Brust von der furchtbar lastenden Angst befreit, als er mit einer raschen Bewegung die Decke wieder über Adelen zog und ihr ein mahnendes Wort in deutscher Sprache zurief.

Dieser letzteren Vorsicht hätte es nicht bedurft. Auch ein französisches Wort wäre in diesem Augenblicke für den Gensd'armen ohne Verständniß geblieben, ja, kaum zu seinem Gehör gedrungen.

Als sich Bernard voll Erstaunen über die so plötzliche Bewegung des Unteroffiziers nach diesem umwandte, sah er ihn im entgegengesetzten Winkel der Hütte neben seinen Hund hingekauert, der, alle Viere von sich streckend und unter convulsivischen Zuckungen vergeblich sich bemühend, wieder auf die Beine zu kommen oder auch nur seinem Herrn die Hände lecken zu können, in scharfen, aber immer schwächer werdenden Tönen ein entsetzliches, jämmerliches Geheul ausstieß.

Der Gensd'arm kniete neben dem verendenden Thiere, dem einzigen lebenden Wesen, für das er Interesse fühlte — seinen hohen Herrn und Gebieter natürlich ausgenommen — und bemühte sich gleicherweise, dem Hunde Trost- und Liebesworte zuzurufen und seiner gerechten Entrüstung Luft zu machen.

„Diana! Arme Diana! Was ist dir widerfahren? O, du lieber Himmel, sie stirbt! — Höll' und Teufel über die verdammten Schurken, die mir meinen Hund vergiftet haben! — Was hast du denn gefressen, gutes, liebes Thier — oh, wie Ihr es büßen sollt, Ihr elenden Canaillen!" —

Auf diese Weise fuhr er fort, seinen Gefühlen Ausdruck zu geben, bis des Hundes Winseln schwächer und schwächer ward und endlich ganz erstarb.

Die Ursache dieser eben so abscheulichen wie lächerlichen Scene war ohne Zweifel jenes Speckstück gewesen, jenes selbe Speckstück, das man gestern den unglücklichen Deportirten zur Nahrung verabreicht hatte und dessen Genuß heute den Hund tödtete.

Allerdings hätte es bei Weitem weniger Lärm und Aufsehen verursacht, wenn jene vergiftete Speise — es hatte sich an dem faulen Specke zweifelsohne jenes gefährliche, sogenannte Wurstgift gebildet — an ihre bestimmte Adresse gelangt wäre. Niemand hätte nach der Todesursache zweier Deportirten geforscht, während der Tod des häßlichen Hundes eine allgemeine Entrüstung unter den Kameraden des Unteroffiziers hervorrief.

Herbeigelockt durch das Heulen des Thieres und das Schreien seines Herrn, hatten sich bald einige andere Wächter und Gensd'armen, die eben

vorübergingen, in Bernard's Hütte eingefunden, während sich eine Anzahl von Deportirten vor derselben gruppirt hatte.

Als der Hund unter heftigen Zuckungen verendet war, erhob sich der Unteroffizier vom Boden und schaute sich mit rachefunkelndem Blicke nach einem geeigneten Gegenstande um, seinen Muth daran ausüben zu können.

Zuerst fiel er mit den abscheulichsten und gemeinsten Flüchen und Schimpfworten über Bernard her, den er der Vergiftung seines Hundes zieh.

Nur mit vieler Mühe konnte dieser endlich dem Wüthenden begreiflich machen, daß jene giftige Speise, welche den Hund tödtete, für ihn selbst und seinen Bruder bestimmt gewesen sei; daß er, Bernard, dieselbe zwar für ungenießbar, aber nicht für tödtlich gehalten habe; daß — wenn dies der Fall — die Schuld jeglichen, daraus entspringenden Unheiles den Wächtern zuzuschreiben sei, welche die Speise geliefert, und daß endlich dem Hinwerfen des Speckstückes in jenen Winkel keine schlimme Absicht zu Grunde habe liegen können, da ja Niemand voraus gewußt habe, daß der Unteroffizier mit seinem Hunde diese Hütte besuchen werde.

Diese Vertheidigung Bernard's hätte jedenfalls zu nichts gefruchtet, wenn die bis jetzt auf der Insel La Mère bestehenden Einrichtungen und Vorschriften für die Wächter und Gensd'armen schon definitiv aufgehoben gewesen wären. Obwohl aber jeder dieser Diener der Gerechtigkeit bereits wußte, daß in dieser Beziehung binnen Kurzem eine Aenderung erfolgen werde, so waren diese Sklavenseelen doch zu feige, dieser erwünschten Aenderung vorzugreifen, und ihr Bemühen richtete sich nur darauf, dieselbe so schnell wie möglich herbeizuführen.

Die Blicke des Unteroffiziers fielen auf Adele, welche — fest in ihre Decke gehüllt — auf das Lager zurückgesunken war und unter heftigem Zittern den Ausgang des Streites erwartete.

Während des allgemeinen Tumultes am Eingange der Hütte, hatte sich Lepaile, ohne von den aufgeregten Männern bemerkt oder aufgehalten zu werden, in's Innere derselben geschlichen und war eben beschäftigt, Adelen einen Becher Wassers zu reichen, in welches er etwas von der glücklich gefundenen Medizin geträufelt hatte.

Nicht sobald bemerkte der racheschnaubende Gensd'arm dieses Beginnen, als er mit einem wüthenden Satze auf Lepaile zusprang, ihm den Becher aus der Hand riß, dessen Inhalt ausschüttete und den erstaunten Mann mit den rohesten Scheltworten überhäufte.

„Wie könnt Ihr Euch unterstehen, ohne Anfrage bei Euren Vorgesetzten, ohne eingeholte Erlaubniß des Arztes, einem Kranken, einem unserer

Aufsicht unterstehenden Deportirten Medizin zu verabreichen? Hat man je etwas dergleichen gehört? Wird nicht die Unverschämtheit dieser frechen Bursche mit jedem Tage größer? — Hinweg da, aus dieser Hütte, wo Ihr nichts zu suchen habt! Daß sich Keiner mehr unterstehe, den Kranken ohne unsere Erlaubniß zu besuchen, geschweige denn, ihm Etwas darzureichen!" —

Ein allgemeines Gemurre der Entrüstung erhob sich unter den, vor der Hütte befindlichen Deportirten.

Bei Anhörung dieses drohenden Tones blitzte ein hämischer Freudenstrahl auf im Auge jenes Gensd'armen und seiner Genossen.

Das war es ja eben, was sie wollten. Eine offene Widersetzlichkeit, ein Aufstandsversuch, mehr bedurften sie nicht, um jene schon lange beantragten, schärferen Maßregeln auch auf der Insel La Mère in Anwendung bringen zu können.

Diese Widersetzlichkeit, diese Auflehnung zu provociren, war der Zweck ihres rohen Benehmens.

Bernard und Lepaile, zuerst erschreckt von dem Gedanken, daß solche vergiftete Speise, deren Genuß den Hund getödtet, eigentlich ihnen bestimmt gewesen sei und ähnliche, gleich giftige, täglich ihnen geboten werden könne, wurden durch die Behandlung und die rohen Worte des Schergen und seiner Genossen empört und in kaum mehr zu bändigen Zorn versetzt.

Ein Blick Lepaile's jedoch auf die, in Arglist und Schadenfreude erglänzenden Gesichter dieser Henkersknechte, welche lauernd dem Zornausbruche ihrer Schlachtopfer entgegenharrten, genügte, um ihm sofort klar zu machen, daß gerade jetzt Alles darauf ankomme, die Gefühle, welche ihr Inneres durchtobten, zu verbergen, ihren gerechten Zorn zu unterdrücken und sich durch keinerlei Beleidigungen aufreizen zu lassen, zu dem ihren Peinigern erwünschten Widerstande.

Mit gewaltsamer Anstrengung nur, aber dennoch wurde er seines Zornes Meister und brachte durch einen leisen Wink auch Bernard dazu, sich zu beruhigen. Er beherrschte seine Gesichtszüge, daß sie in ruhigen Linien blieben und suchte seiner Stimme Festigkeit zu geben, um nicht den in ihm tobenden Sturm durch irgend ein Zittern oder ein Wort zu verrathen.

Als er aber nach mehrmaligem Räuspern merkte, daß ihm dies nicht gelingen wolle und er jeden Laut wie von einem mächtigen Hinderniß in seine Kehle zurückgedrängt fühlte, gab er diesen Versuch auf und entfernte sich stumm und ohne den Gensd'armen einen weiteren Blick zu gönnen, aus der Hütte.

Als er an Bernard vorbei ging, ließ er — unbemerkt von den Anderen — in dessen Hände ein kleines Fläschchen gleiten, daß er bisher vor Aller Blicken zu verbergen gewußt hatte.

Vor der Hütte angekommen, wendete sich Lepaile mit einigen leisen aber kräftigen Worten an die, vor derselben versammelten Deportirten, welche in drohender Haltung weiteren Ungebührlichkeiten der Gensd'armen entgegensahen und nicht übel gewillt schienen, solche zurückzuweisen. Auf Lepaile's Wink und Worte hin schienen sie einen Augenblick zwischen ihrem Zorn und den Rathschlägen der Vernunft zu schwanken; sie entfernten sich aber schließlich von dem kleinen Häuschen, wenn auch nur zögernd und mit leisem Murren.

Dies Alles war schneller geschehen, als wir es aufzeichnen können. Wenige Augenblicke, nachdem jener, über den Tod seines treuen Hundes zürnende und über das Amlebenbleiben der ihm unterstehenden Gefangenen wüthende Gensd'arm die mitgetheilte Rede beendet hatte, fand er sich mit seinen Kameraden, mit Bernard und dessen jungen Bruder allein in der Hütte und den Platz vor derselben geräumt von jenen Deportirten, auf deren Widersetzlichkeit er gerechnet und gehofft hatte.

Obwohl nun sein und seiner Genossen Zorn durch dies Fehlschlagen ihrer Pläne hell aufflammte, so fand dieses brutale Feuer doch keine rechte Nahrung und sank nach einem kurzen, in Schimpfwörtern und Flüchen züngelnden Lodern zur qualmenden Gluth zusammen, bereit, bei dem ersten Luftzuge wieder grell aufzuflackern. — —

Kurze Zeit nachher war Bernard allein am Krankenlager Adelens.

Die Gensd'armen hatten die Hütte, nachdem sie eine Fluth von Schimpfworten über Bernard ausgegossen, still ingrimmig verlassen, ohne auf Adelen auch nur noch einen Blick zu werfen. Jener Unteroffizier schleppte dabei sein todtes Thier mit fort.

Bernard dankte im Herzen Gott für die abermalige Erlösung aus so dringender Gefahr. Im frohen Gefühle dieser Rettung vergaß er gänzlich die Unbilden, welche ihm und seinen Freunden von den Wächtern zu Theil geworden. —

Ach! der Liebende, der das ihm Theuerste auf dieser Welt gerettet sieht, hat keinen Sinn, keine Gedanken, keine Gefühle für etwas Anderes, als sein Glück!

Aber war denn Adele gerettet? — Allerdings aus der Gefahr einer Entdeckung, aus den Händen der brutalen Gewalt. — Allein ein schlimmerer Feind drohte ihr noch und stand zu Häupten ihres Bettes, die gieri-

gen, fleischlosen Krallen ausgestreckt nach dem zarten Körper des Mädchens. Es war der flüchtige Sendbote des Todes — das gelbe Fieber! —

So wenigstens fürchtete Bernard, als er nach einem kurzen Augenblick des Glückes ob der überstandenen Gefahr, einer ruhigen Ueberlegung Raum gab und seine Blicke auf Adele richtete, welche wieder im unruhigen Fieberschlummer mit geschlossenen Augen auf das Strohlager niedergesunken war.

Ein unnennbares Wehe durchzuckte sein Herz. Hier lag in elender Hütte, auf mehr als armseligem Strohlager, der Inbegriff seines Glückes, der Stern seines Lebens, der verkörperte Wunsch seiner Seele — das edle Mädchen, das ihm zur Liebe Glück und Heimath, Reichthum und Glanz verlassen, vertauscht hatte mit der Sklaverei, der Entbehrung, dem Elend und dem Siechthum! — Hier lag sie, ein Spielball der Launen jedes dieser kleinen Tyrannen, ein Opfer der Noth, des Kummers und der Krankheit! —

Thränen träufelten bei diesen Gedanken aus Bernard's Augen und bahnten sich ihren Weg über die gramgebleichten, eingefallenen Wangen. Aber mit den Thränen entwich nicht der Schmerz aus seiner Seele. Sie brachten ihm keine Erleichterung.

Plötzlich fühlte er jenes Fläschchen in seine Hand, welches ihm vor wenigen Minuten Lepaile gegeben hatte.

Ein Strahl der Hoffnung zuckte über sein Antlitz.

Er sprang auf. Eine jener Kürbisschalen, wie sie die Eingeborenen zu Trinkgeschirren verwenden, lag in einem Winkel der Hütte. Er nahm sie auf und füllte sie mit dem letzten Reste von Wasser, der noch im Steinkruge befindlich.

Dann träufelte er darin langsam und vorsichtig einige Tropfen Medizin aus dem kleinen Fläschchen.

Einige Augenblicke stand er mit dem also bereiteten Heilmittel vor Adelens Lager. Wie zum Gebete faltete er seine Hände und seine Blicke richtete er himmelwärts. Flehete er den Segen Gottes hernieder auf sich und Adele? Betete er um glücklichen Erfolg seines Vorhabens, auf daß diese klare und wasserhelle Flüssigkeit Leben und Kraft gewinne, die feinsten und zartesten Nervenfäden zu alteriren, den stolzen menschlischen Körper zu unterstützen in seiner Vertheidigung gegen die vereinigten Angriffe des Klimas, der schlechten Nahrung und der Seelenleiden?

Augenscheinlich that er dies. Vielleicht nur unbewußt, vielleicht mit Absicht; immer aber einer unabweisbaren Regung seiner Seele folgend. — Treue Liebe ist stets fromm. Kann sie dies nicht sein — aus welchem Grunde auch immer — so ist sie mindestens abergläubisch und wundersüchtig.

Tiefe und wahre Liebe erkennt aber die Herrschaft des Verstandes nicht an; und indem sie sich diesem leitendem Führer entzieht, bleibt ihr nur noch der fromme Glaube als Leitstern, wenn sie nicht in die irrlichterfüllten Sumpftiefen des Wahnes und des Aberglaubens sinken soll. Ein Emancipationsversuch von einer oder der andern dieser Herzensthätigkeit giebt nothwendig dem Verstande wieder seine Herrschaft zurück und damit endet denn das Reich der wahren Liebe. —

Mit bebender Hand flößte Bernard dem schlafenden Mädchen einige Tropfen der Medizin ein. Dann verbarg er die Calebasse wieder in der Ecke, um sie den Blicken etwa kommender und spionirender Gensd'armen zu entziehen.

Der Vormittag verstrich für Bernard in tödtlicher Langsamkeit. Die Sonne schien heute ihren Weg nur mit Widerwillen und zögernd zurückzulegen. Eine peinliche Ewigkeit däuchte es dem am Krankenlager Harrenden bis die Tagesgöttin den Zenith erreicht hatte.

Kein Mensch ließ sich in seiner Hütte oder in deren Umgebung sehen. Selbst Lepaile kam nicht.

Dies Letztere hatte seinen Grund darin, daß sich einige Wächter und Gensd'armen in der Nähe von Bernard's Hütte versteckt hatten, um so eine Uebertretung des, heute Morgen von dem Unteroffizier gegebenen Verbotes sogleich gewahr werden und dieselbe sofort bestrafen zu können; und daß Lepaile diese Maßregeln bekannt geworden und dem zufolge beschlossen hatte, bis auf Weiteres fern zu bleiben.

Zur Mittagsstunde wurde wie gewöhnlich Appell geschlagen.

Bernard konnte nicht anders, als bei demselben zu erscheinen, wenn er sich nicht einen abermaligen Besuch der Wächter auf den Hals ziehen und eine Strafe provociren wollte. Freilich verließ er nur höchst ungern seine Hütte und die etwas ruhiger schlummernde Geliebte, während seiner Abwesenheit irgend einen boshaften Zufall, einen tückischen Streich des Schicksales fürchtend.

Indessen, Bernard fand — als er nach kurzer Abwesenheit zurückkehrte — Alles, die Hütte und deren schöne Bewohnerin, wie er sie verlassen hatte, ohne daß während seines Wegseins eine Störung der absoluten Ruhe der südlichen Mittagsstunde eingetreten wäre.

Doch nein! Eines fand er anders. Adele war erwacht. Schwach zwar und im höchsten Grade ermüdet, fühlte sie sich doch fieberfrei.

Bernard hatte im Laufe des Vormittags die Darreichung jener winzigen Gabe Medizin mehrmals wiederholt. War diese Medizin nun wirklich die Ursache der eingetretenen Besserung oder war diese in einem anderen

Grunde zu suchen — genug, die Thatsache, die Bernard unnennbar beglückende Thatsache stand unwiderleglich fest: Adele war von ihrem Fieber befreit und fühlte sich, mit Ausnahme einer großen Schwäche und Mattigkeit, ziemlich wohl.

Bei dieser Wahrnehmung hätte Bernard in lauten Jubel ausbrechen mögen — und that dies auch in der That nur deshalb nicht, weil ihm Lepaile, mit dem er beim Appell zusammengetroffen, von den Spionenposten in der Nähe seiner Hütte erzählt und eindringlich gewarnt hatte, den Schergen irgend einen Grund zum Einschreiten, irgend einen Vorwand zu geben, die noch vorgehaltenen Masken fallen zu lassen.

Zugleich hatte ihm Lepaile neue Rathschläge in Betreff der Behandlung Adelens gegeben und hinzugefügt, daß er, um sie nicht Alle unglücklich zu machen, Bernard's Hütte nicht betreten werde, es sei denn, daß irgend eine Gefahr eintrete und Bernard ihn durch ein verabredetes Zeichen rufen werde.

Mit einem nur mühsam unterdrückten Freudenrufe stürzte Bernard — als er Adele erwacht und mit lächelndem Antlitze ihn erwartend fand — vor dem Lager seiner Geliebten auf die Knie, indem er ihre abgemagerten Hände ergriff, sie stürmisch an seine Lippen drückte und mit den zärtlichsten Ausrufungen und Liebkosungen nicht satt werden konnte, ihr in's Auge zu sehen, die noch feuchten Locken aus der Stirn zu streichen und dem Himmel für die Wiederherstellung der Gelieben zu danken, Gott zu loben und zu preisen. — — —

Spät am Nachmittage desselben Tages — schon neigte sich die Sonne, in blutrothem Scheine zwischen schwarzgeballten Wolkenmassen ihre scharfbegrenzten Strahlen hindurchdrängend, dem westlichen Horizont zu — verließ Bernard, sich vorsichtig nach allen Seiten umsehend, eilenden aber geräuschlosen Schrittes seine ärmliche Hütte.

Der junge Mann war kaum in den Schatten eines kleinen Wäldchens von Fächer- und Schirmpalmen eingetreten, untermischt mit Rosen- und gelben Maulbeerbäumen, als in der dichten und breiten Krone eines Banyanenbaumes, der neben Palmen stand, von denen Bernard's Hütte beschattet wurde, plötzlich eine leichte Bewegung sich bemerkbar machte und gleich darauf aus dem Blattwirrniß des ungeheuren Baumes ein menschliches Antlitz auftauchte und sich neugierig nach jener Seite hin umsah, wo Bernard's Hütte lag. Es geschah dies mit solcher Vorsicht, daß Bernard nichts davon bemerkte.

Ein menschliches Antlitz! — und doch gehörte dasselbe einem Unmen-

schen an, einem jener schändlichen Diener des, im französischen Solde stehenden Verbrechens, einem jener abscheulichen Helfershelfer neunapoleonischer Niedertracht.

Es war einer der Begleiter jenes Unteroffiziers, der am Morgen dieses Tages in Bernard's Hütte gewesen.

Mit höhnischem Lächeln sah er hernieder auf diese elende Behausung zweier so edler Menschen und durch die Zwischenräume von einem zu dem andern Pfosten, welche die Wände derselben bildeten, hindurch in deren Inneres.

Ein Glück war es, daß die Dunkelheit, die bereits, verursacht durch die stets schwärzer und höher heraufziehende Wolkenwand, herniedersank, den Späher verhinderte, die im Innern der Hütte befindlichen Gegenstände und Personen einer genauen Beobachtung zu unterwerfen.

Freilich war in diesem Augenblicke nur eine Person darin. Allein diese war Adele; und sie war gerade im Begriff, ihr Lager zu verlassen und ihren Anzug zu ordnen.

Das Erforderniß ihrer Gesundheit hatte ihr das gründliche Wechseln von Wäsche und Kleidung zur dringenden Nothwendigkeit gemacht. Allein niemals noch, seit sie Männerkleidung trug, war sie bei ähnlicher Beschäftigung weniger vorsichtig gewesen, als gerade heute, und niemals auch war ein Späher und Verräther näher, eine Entdeckung leichter möglich gewesen, als gerade wieder heute.

Allein der düstere Wolkenmantel, der sich um den Erdkreis lagerte, ward zugleich ihr zum schützenden Mantel, der mit seinem ernsten Dunkel ihre enthüllten Reize den Blicken des unberufenen Beobachters im Banyanenbaume entzog.

Nachdem das Fieber bei Adelen nachgelassen und sich endlich ganz verloren hatte, war sie in einen wohlthätigen Schlaf gesunken, welchen Bernard bewachte und aus dem sie erst vor ungefähr einer Stunde frisch und munter, und gestärkt wie seit lange nicht, erwacht war.

Allein mit der wieder erlangten Gesundheit stellten sich auch deren Bedürfnisse ein.

Adele hatte nun seit länger als vierundzwanzig Stunden keine Nahrung mehr zu sich genommen. Dies war auch völlig unnöthig während des Fiebers, jetzt aber protestirte der Magen lebhaft gegen die Rücksichtslosigkeit, welche man ihm hatte angedeihen lassen.

Bernard ward durch diese Anforderung der Natur in peinliche Verlegenheit gebracht.

Schon seit einigen Tagen waren — wie wir auch früher erwähnten —

die, den Deportirten verabreichten Nahrungsmittel in ihrer Menge nur spärlich zureichend, in ihrer Beschaffenheit beinahe nicht genießbar. Selbst das nothwendigste Bedürfniß in solchem Klima, das Wasser, wurde ihnen nur in halben Rationen zu Theil.

Beim heutigen Mittagsapell hatte Bernard für sich und seinen Bruder neue Rationen für drei Tage erhalten.

Außer dem Brode aber war der größere Theil dieser Nahrungsmittel nicht wohl zu genießen. Getrocknete, wurmfräßige Gemüse, ein wenig nur halb verdorbener Stockfisch, eine größere Quantität ganz verdorbenen Speckes — von derselben Art, wie jener, dessen Genuß diesen Morgen der arme Hund mit dem Leben büßen mußte — und ein kleines Stück gesalzenes Fleisch, das war Alles.

Vom Anfange an hatten auf der Insel La Mère frisches Fleisch nur Jene bekommen, welche arbeiteten, Kranke und deren Pfleger also auch schon damals nicht. Allein in jenen besseren Tagen hatten die Gesunden ihre armen, kranken Kameraden mit dem ihnen zugetheilten frischen Fleische betheiligen und ihnen solchergestalt helfen können. Heute war dies nicht mehr möglich — aus dem einfachen Grunde, weil auch die Gesunden, die Arbeitenden kein frisches Fleisch mehr erhielten.

Wie gesagt, befand sich Bernard in großer Verlegenheit, was er Adelen zur Stillung ihres Hungers bieten könne.

Vor Allem däuchte es ihm nothwendig, daß ihr geschwächter Magen eine warme Speise, womöglich eine Suppe bekäme. Aber wo wäre in ihren Verhältnissen eine solche aufzutreiben gewesen!

Trockenes Brot, ranzigen Speck, verdorbenen Fisch konnte er der Armen unmöglich geben, ohne ihr zugleich damit ein Gift, eine Ursache zu erneutem Krankheits-Ausbruche zukommen zu lassen.

Lange dachte Bernard nach, ein Mittel zu finden, welches ihn aus dieser traurigen Verlegenheit befreien könne. — Lange vergeblich.

Endlich sprang er mit einem lauten Freudenrufe empor.

„Ich hab's! ich hab's! Ich weiß nun, wie Du eine warme Nahrung erhalten sollst!"

Adele schaute ihren Geliebten bei diesem freudigen Ausrufe erstaunt und etwas besorgt an. Da sie seinem Gedankenzuge nicht hatte folgen können, überhaupt nichts von seiner quälenden Besorgniß, deren Gegenstand sie doch allein war, inne geworden, so konnte sie sich im ersten Augenblicke Bernard's Worte nicht erklären.

Allein Bernard unterrichtete sie sofort von seiner Sorge und dem von ihm gefundenen Auswege.

Unter den mit ihnen gleichzeitig auf dieser Insel untergebrachten Deportirten war Einer, von welchem Bernard durch dessen eigene Aussagen bestimmt wußte, daß er im Besitze einer Quantität gebrannten Kaffees sei, welches verbotene, aber um so heißer ersehnte Labsal er bis jetzt geschickt vor den Späherblicken ihrer Peiniger zu verbergen gewußt hatte.

Warum es den Deportirten verboten war, Kaffee zu trinken, wer vermag dies zu sagen? Aber daß es verboten war, daran ist leider nicht zu zweifeln.

Unter den ihnen von der Verwaltungsbehörde bewilligten und verabreichten Nahrungsmitteln befand sich dieser erquickende und wohlthätige Trank nicht. Und was nicht ausdrücklich erlaubt und geboten ward, war selbstverständlich — im Sinne der kleinen Tyrannen, der Wächter und Gensd'armen — verboten.

Bernard hatte sich jetzt zufällig dieses Mannes und seines verborgenen Schatzes erinnert. Er war gewiß, daß ihm dieser seine Bitte, ihm eine kleine Quantität seines Kaffeevorrathes abzutreten, nicht abschlagen würde. Um so weniger, wenn er erführe, daß dieses Labsal für einen kaum vom Fieber genesenen Kameraden sein sollte.

Wir wollen nicht untersuchen, in wiefern Bernard hier vernünftig handelte, oder welchen Verstoß er mit seiner beabsichtigten Darreichung von schwarzem Kaffee an einen Reconvalescenten gegen die medizinischen Lehrsätze verübte. Soviel ist gewiß, daß er von der homöopathischen Behandlung, welcher er doch augenscheinlich die Gesundheit, vielleicht das Leben seiner Geliebten verdankte, nicht viel verstand. Bei der Behandlung muß Kaffee, so lange wenigstens Medizin verabreicht wird, in den meisten Fällen als gefährlich erachtet werden.

In einer Lage indessen, wie jene, in der sich Adele befand, mag eine Abweichung von der Regel wohl am Platze gewesen sein. Handelte es sich für Bernard doch nur darum, Adelen eine warme Speise zu bereiten und dazu schien ihm Kaffee das Passendste, ja vielleicht das einzig Mögliche.

Ohne sich also lange zu besinnen, war er — wie wir gesehen — fortgeeilt, seinen Unglücksgenossen aufzusuchen; er kam nach kaum einer Viertelstunde wieder durch das kleine Palmwäldchen seiner Hütte zugeeilt, gerade als die Sonne, schon beinahe den Horizont berührend, siegreich die dunklen Wolkenschwaden niederkämpfte und in strahlender Glorie ihren flammenden Abschiedskuß auf die züchtig erröthende Erde drückte.

Bernard's Antlitz zeigte einen, ihm lange nicht mehr eigenen Ausdruck von Frohsinn und Heiterkeit. Ohne Zweifel war es ihm gelungen, seine Absicht zu erreichen und von seinem Mitgefangenen die erbetene Quantität

Kaffee zu erhalten. — Dies erschien um so weniger zweifelhaft, als er in seiner Hand ein kleines, tassenartiges und wohlverdecktes Gefäß trug, welches er bei seinem eiligen Gange sorgfältig balancirte, um dessen Inhalt vor dem Verschütten zu bewahren.

Als Bernard am Saume des kleinen Waldes erschien und von der Seite seiner Wohnung aus sichtbar wurde, fuhr der Kopf jenes Spiones im Banyanenbaum, der bis jetzt mit einer besseren Sache würdigen Ausdauer seinen Späherposten eingenommen und unverwandt Bernard's Hütte überwacht hatte, in das dichte Laub der Krone zurück, nicht ohne, daß sich vorher auf seinem Gesicht beim Erscheinen Bernard's ein hämischer Zug der Schadenfreude und des Triumphes gezeigt hätte.

Bernard erreichte unaufgehalten seine Hütte.

Auf deren Schwelle kam ihm mit lächelndem Antlitz, wenn auch noch schwankenden Ganges und mit matten Bewegungen Adele entgegen.

Die beiden Liebenden umarmten sich und gingen Arm in Arm in ihre Wohnung.

Nachdem sie eingetreten und Bernard die Kaffeetasse — denn eine solche war es, die er in Händen trug — auf einen im Winkel stehenden Holzblock gesetzt hatte, schloß er sorgfältig hinter sich die Thür; denn wohl wußte er, daß sein Beginnen ein sträfliches und der Verrath möglicherweise nicht fern sei.

Allerdings hatte er beim Verlassen seiner Hütte sowohl, wie jetzt bei der Wiederkehr genau und sorgsam Acht gehabt, ob er nicht in deren Nähe einen Späher entdecken könne, denn der Vorfall von heute Morgen sowohl, als das damit zusammenhängende Verbot, Adelen irgend etwas zur Stärkung oder zur Linderung ihres Uebels Taugliche darzureichen, war nicht aus seiner Erinnerung gewichen, und ebensowenig hatte er die Rathschläge Lepaile's vergessen, die ihn zur Vorsicht mahnten und vor den um seine Hütte postirten Spähern warnten.

Da er indessen bei einer sorgfältigen Untersuchung der Umgegend nichts Verdächtiges hatte entdecken können, so vertraute Bernard seinem guten Glücke und ließ sich durch vage Befürchtungen nicht abhalten, sein Vorhaben auszuführen.

Kaum waren Bernard und Adele in das Innere der Hütte getreten und hatten die Thür hinter sich zugezogen, als jener Kopf auf dem Banyanenbaume wieder sichtbar wurde, dem aber diesmal sofort der ganze dazu gehörige Oberleib, weit sich aus der Laubdachung vorbiegend, folgte.

Einen Augenblick später hatte der Späher seine Arme um den oberen Theil einer der von dem Aste abzweigenden Wurzelsäulen geschlungen und

ließ sich daran, seinem Oberleibe die Füße nachschwingend, wie an einer natürlichen Leiter, leise und behende auf den Boden herunter.

Nicht so bald hatte er diesen erreicht, als er mit wirklich überraschender Nachahmungsgabe zweimal schnell hintereinander jenen eigenthümlich raschelnden Ton hören ließ, womit die Klapperschlange bei trockenem Wetter ihre gefährliche Nähe kund giebt.

Sofort wiederholte sich derselbe Ton in einiger Entfernnng von verschiedenen Seiten her.

Der bisherige Späher ward zum Horcher.

Er beugte den Kopf, nach dieser und nach jener Richtung hin, vor, um gleichsam die erwarteten Töne mit seinem Ohre aufzufangen. Er zählte. Die Töne erfolgten in regelmäßigen Zwischenräumen, je zweimal in schnellem Tempo einander folgend, in derselben Art, wie sie zuerst von dem Späher ausgestoßen worden.

Der ganze Wald, die Umgebung nach allen Richtungen hin, schien plötzlich von heranrückenden Klapperschlangen belebt.

Und in der That, es waren Schlangen, die ihre nichts Böses ahnende Opfer gewand und leise umzingelten, sie solchergestalt auf leichte Weise zur Beute bekommend.

Der Späher unter dem Banyanenbaume hatte aufmerksam die Signale, wie sie aus den verschiedenen Richtungen ertönten, gezählt.

Es waren deren vierzehn.

Demnach waren also vierzehn Schergen und Gensd'armen um Bernard's Hütte postirt; ohne Zweifel mehr, als zu irgend einem Vorhaben mit den beiden wehrlosen Deportirten nöthig gewesen wären. Aber es handelte sich auch um mehr, als blos diese beiden Unglücklichen zu greifen und zu bestrafen. Wir werden dies bald erkennen.

Wir irrten uns. Es waren nicht vierzehn, es waren funfzehn Wächter, welche den Klapperton jener gefährlichen Schlange hören ließen, denn der Späher vom Banyanenbaume gehörte ja auch zu ihnen. Dessen hatten wir einen Augenblick vergessen.

Und gerade so erging es auch diesem selbst.

Er hatte vierzehn Signale gezählt.

Er horchte.

Nichts ließ sich mehr hören, als das leise Wehen des Abendwindes in den herrlichen Baumriesen, die ringsum in schönen Gruppen das Eiland zierten.

Es war bereits völlig dunkel geworden. Die Tropenzone kennt gar keine Dämmerung.

Nur durch das Gehör also konnte sich der Spion Kenntniß von der Anwesenheit seiner Gefährten verschaffen.

Das fünfzehnte Signal wollte sich nicht hören lassen.

Ungeduldig schüttelte der Späher mit dem Kopfe.

„Vierzehn zähl' ich — fünfzehn sollen's sein! Verdammt auch! wo der letzte stecken mag, der Schurke! 'Käm' zwar eigentlich nicht darauf an, ob Einer mehr oder weniger — aber 's ist wegen der Pünktlichkeit im Dienste!"

Ehe der Wächter noch völlig ausgesprochen hatte, ließ sich der — wie er glaubte — fünfzehnte Raschelton der Klapperschlange hören.

Wir wissen bereits, daß es der sechszehnte war.

Und in so großer Nähe erschallte ihm dieser Ton, daß der Späher erstaunt einen Schritt zurücktrat.

Er blickte gespannt in die Richtung hin, woher dieses letzte Signal ertönt war, allein er konnte in der völligen Dunkelheit, die unter dem Schatten des mächtigen Baumkolosses herrschte, nichts unterscheiden.

Nach einigen Augenblicken der Ueberlegung breitete sich ein behagliches Schmunzeln über die gemeinen Züge des Elenden, welches Mienenspiel in der Finsterniß zwar nicht zu erkennen war, wohl aber aus der, Befriedigung und Triumph ausdrückenden Betonung entnommen werden konnte, womit er sagte:

„Nun hab' ich mich also doch nicht überzählt! Der Bursche hat sich freilich zu spät gemeldet und scheint auch auf einer ganz unrechten Stelle befindlich. — Er muß ja direkt neben mir sein! — Sonderbar, daß ich ihn nicht zu sehen vermag! — He! Mann — wo seid Ihr?" — fuhr er in etwas lauterem Tone gegen die Richtung gewendet fort, wo er seinen Kameraden vermuthete. „Gebt Antwort, wenn's beliebt!"

Sofort ertönte diese Antwort.

Aber es war nicht der Ton einer menschlichen Stimme; es war abermals das Rascheln der Klapperschlange. Diesmal noch näher ertönend, als das erste Mal.

Der Wächter fuhr fast erschreckt zusammen.

„Alle Wetter — was soll das heißen! — Macht keinen schlechten Spa — —!"

Er sprach nicht zu Ende. Er unterbrach sich selbst mit einem gellenden, weithin tönenden Weheschrei.

Nicht so bald war dieser Mark und Bein durchbebende Schrei verhallt, als auch schon von allen Seiten dunkle Gestalten der Stelle zustürzten, von wo er ertönt·

Ein wirres Durcheinander von erregten Stimmen durchbrauste, plötzlich wie ein Orkan hereinbrechend, die erst so stille Nacht.

Es waren die Gensd'armen und Wächter, welche, nachdem sie das bestimmte Signal gegeben, geräuschlos der Hütte Bernard's zugeschlichen waren und nun bei dem entsetzlichen Schrei ihres Kameraden zu seiner Rettung herbeiströmten, nichts Anderes vermuthend, als daß dieser von einem der Deportirten entdeckt, überfallen und meuchlings ermordet worden sei.

Die röchelnde Stimme jenes Spähers verhallte in dem allgemeinen Tumulte, ohne daß man seine Worte hätte vernehmen können.

„Mord! Aufstand! Empörung!" tönte es in wirrem Chaos durcheinander.

„Sie haben Einen der Unsrigen erschlagen! Zu den Waffen!" riefen die weiter entfernt Stehenden, die sich so wenig, wie ihre Vordermänner einen klaren Begriff von dem Vorgefallenen machen konnten und ohne weitere Aufklärungen abzuwarten, dem Allarmplatze zueilten, um daselbst das Signal nach der Insel Royal und dem in der Nähe stationirten Wachtschiffe zu geben.

Binnen wenigen Augenblicken flammte vom flachen Dache der kleinen Kaserne ein Blaufeuer auf und Musketenschüsse knatterten durch die Luft. Dazwischen rasselten die Trommelwirbel, welche Wächter und Gensd'armen auf den Kampfplatz riefen, die Deportirten aber, bei schwerer Strafe gegen die Dawiderhandelnden, in ihre Hütten consignirten.

Nach Verlauf einiger Minuten antwortete diesen Allarmrufen von der Insel Royal her ein dumpf grollender Kanonenschuß.

Die tiefe friedliche Stille der Nacht hatte sich plötzlich nach jenem gellenden Weheruf in den betäubenden Lärm des Schlachtfeldes verwandelt.

Jene Gensd'armen, welche nicht nach dem Allarmplatze geeilt waren, hatten alsbald unter ihren Regenmänteln hervor einige Blendlaternen zum Vorschein gebracht, deren Verhüllungen sie zurückschoben und deren Lichtschein sie jenem Platze zuwandten, wo ihrer Ansicht nach ihr Kamerad im Kampfe mit den Rebellen befindlich sein mußte.

Alle hatten ihre Waffen ergriffen, bereit, im nächsten Augenblicke davon Gebrauch zu machen.

So schnell war dies Alles geschehen, in solcher Eile waren sich die einzelnen Begebenheit einander gefolgt, daß jener Unglückliche noch kaum im Nachröcheln jenes ersten Weheschreies seine Stimme zu einem neuen Hülferufe erheben konnte, als er sich schon umringt von Gensd'armen und übergossen mit dem grellen Lichte der Blendlaternen sah.

Die Nahenden erblickten nun ein sonderbares Schauspiel; ein ganz anderes, als sie erwartet hatten.

Unter jenem Banyanenbaum, dessen Krone ihn erst verborgen hatte, lag der unglückliche Späher auf dem Grasboden hingestreckt, halb auf der rechten Seite, halb auf dem Rücken ruhend, während er sich mit der linken Hand an derselben Wurzelsäule anklammerte, mittelst welcher er zuerst den Baum verlassen hatte, und an der er sich nur mit Aufgebot seiner letzten Kräfte emporzurichten suchte.

Sein in Schmerz und Todesfurcht verzerrtes Antlitz war grünlich fahl; kalter Schweiß klebte die vorderen Haare an Stirn und Schläfe, während sie weiter aufwärts borstenartig in die Höhe standen; die blutunterlaufenen Augen hatten sich weit aus ihren Höhlen gedrängt und starrten mit grausigem Ausdrucke in das Leere; vor dem krampfhaft verzogenen Mund stand blutiger Schaum.

Um den Hals und die Brust aber hatte sich ihm eine Schlange gewunden, deren Giftzähne sich in seinen Nacken gebohrt und in diese tiefe Wunde das tödtliche Naß ausgespritzt hatte.

Die Schlange — es war eine Klapperschlange der allergrößten Art, deren warnenden Ton der Unteroffizier für das fünfzehnte Signal genommen hatte — war todt. Mit der Kraft der Verzweiflung hatte der Verwundete nach deren Kopfe gegriffen und diesen zwischen seinen in der Todesangst doppelt starken Fingern zermalt. Noch zuckte aber der lange, glatte Körper der Schlange, während die spitzen Zähne noch fest eingegraben ruhten in der Todeswunde.

Einen Augenblick standen bei diesem entsetzlichen Anblicke die zur Hülfe und Rache herbeigeeilten Männer starr und stumm.

Hier gab es keine Hülfe mehr. Wäre die Verwundung im Fuße, im Arme erfolgt — eine rasche Trennung des verwundeten Theiles vom Körper hätte letzteren vielleicht retten können. Mit dem Halse konnte dies natürlich nicht geschehen und ebensowenig war Hoffnung vorhanden, noch rechtzeitig das glühende Eisen anlegen zu können.

Der Mann mußte sterben, darüber konnte kein Zweifel obwalten. Er selbst fühlte dies auch und verlangte nach einem Priester — verlor aber bald darauf die Besinnung und wurde ohne Bewußtsein durch einige seiner Kameraden von dem Schauplatze des Unglückes fortgetragen.

Und Rache? Konnten die Schergen Napoleon's den Tod ihres Kameraden an der Schlange rächen? Dies war kein Ziel, würdig solcher Helden; am wenigstens, da ja die glatte Mörderin noch vor ihrem Opfer den Weg alles Fleisches gewandert war. — Aber Rache mußte sein! — Und sie nahmen

sie im vollen Maße. Die lange erstrebte Gelegenheit zur Umgestaltung der Einrichtungen der Insel La Mère war endlich erschienen! — —

Bernard hatte Adele in das Innere ihrer Hütte geführt. Er nahm nach einem herzlichen Kusse auf die schönen, wenn auch jetzt blassen Lippen seiner treuen Gefährtin die Schale mit dem spärlichen, aber ach! so verhängnißvollen Labetranke und reichte sie Adelen mit der Bitte, dieses so lang entbehrte Naß zu trinken.

Dabei zuckte ein wehmüthiges, fast schmerzliches Lächeln um die Lippen des jungen Mannes und die Hand zitterte, welche die irdene Schale hielt.

„Wer, der uns früher kannte, theures Mädchen! — wer hätte je gedacht, daß wir einstmals einer Tasse Kaffee wegen solche Mühe verwenden, solche Angst erdulden, solcher Gefahr uns aussetzen würden! Daß uns endlich das Erlangen dieses armseligen Trankes gleich dem Auffinden eines reichen Schatzes erfreuen würde! Allgütiger Himmel! wie sehr kennzeichnet dieser Vorfall die schreckliche Veränderung unserer einst so glücklichen Lage!"

Adele hatte währenddessen die Schale aus seiner Hand empfangen und den Deckel abgehoben.

Ueber ihre Schulter beugte sich Bernard, indem er den rechten Arm um ihren schlanken Leib legte.

„Ach ja, arme Adele! Sieh ihn nur an, diesen so schwer errungenen Trank — der bei alledem die Schale nicht einmal zur Hälfte füllt! Allein mehr konnte der brave Mann nicht geben — er ist mit seinem kleinen Vorrath zu Ende."

„Oh Du guter, edler Mann!" rief Adele, indem sie ihr Haupt auf Bernard's Brust neigte und ihm liebend in die Augen schaute. „Welche Mühe hast Du Dir abermals wegen meiner gegeben! — Allerdings hätte ich vielleicht dieses Trankes nicht mehr nöthig gehabt, da — Dank Deiner und Lepaile's Hülfe — ich mich jetzt schon wieder so ziemlich wohl fühle; aber wie rührt mich dieser neue Beweis Deiner Sorgfalt und Liebe, welche Du mir immer und immer beweisest und welche ich Dir niemals vergelten, nie genug danken kann!"

In diesem Augenblick ließ sich außerhalb der Hütte jenes eigenthümliche, vielfach wiederholte Rasseln der Klapperschlange hören.

Ungeachtet diese Schlangen auf der Insel häufig genug vorkamen — wenn auch allerdings nicht mehr so zahlreich wie früher, bei Ankunft der Deportirten-Kolonisten — so war dieses laute und fortgesetzte Zeichen von der Nähe so vieler der gefährlichen Bestien für Bernard dennoch über-

raschend; und mit gespannter Aufmerksamkeit lauschten die beiden Liebenden gegen den nahen Wald hin.

Plötzlich ertönte jener markdurchbebende Schrei des unglücklichen Spähers.

Bernard stürzte, von einer unbestimmten Furcht erfaßt, gegen die Thür zu, um nach der Ursache dieses entsetzlichen Tones zu forschen, als schon die Menge der Gensd'armen von allen Seiten herbeieilten und der Lärm von Stimmen, Waffengeklirr und nahenden Schritten alsbald in einem wirren, allgemeinen Tumult ausartete.

An allen Gliedern zitternd war Adele und Bernard zur geöffneten Thür geeilt, von wo Beide den Platz vor der Hütte, jetzt grell von herbeigeholten Fackeln mit rothem Lichte übergossen, die darauf stattfindende ergreifende Scene überblickten.

Bei dem Anblicke des Sterbenden und der wilden um ihn gruppirten Gestalten, das Schießen und der übrigen kriegerische Lärm, wurden der beiden Liebenden Sinne und Gedanken so von diesen außergewöhnlichen und unbegreiflichen Erscheinungen in Anspruch genommen, daß sie völlig ihrer eigenen Lage, ihrer Sicherheit vergaßen.

Ihr Geist wurde erst dann wieder auf sich selbst zurückgelenkt, als der Anführer der Gensd'armen- und Wächterschaar, jener selbe Unteroffizier, der diesen Morgen schon in Bernard's Hütte gewesen und das strenge Verbot gegen deren Betretung erlassen hatte, sich mit eiligen Schritten, gefolgt von den übrigen Bewaffneten und den Fackelträgern, derselben näherte.

Ehe Bernard und Adele den Zweck, den die Nahenden verfolgten, sich hätten klar machen können, waren diese selbst — wenigstens so Viele, als darin Platz hatten — bereits in das Innere der Hütte getreten.

Beim Gluthscheine der Fackeln überblickte der befehlende Gensd'arm den kleinen Raum.

Sein Blick blieb fast augenblicklich auf Adelen haften, welche mit Bernard in das Gemach gezerrt worden war.

Die Arme hatte noch immer, ohne sich dessen in der Ueberaschung und dem Schrecken des Vorfalles bewußt zu sein, jene Kaffeetasse in der Hand, welche ihr Bernard vor wenigen Minuten gegeben hatte.

Ein Zug von Hohn und Schadenfreude spielte bei diesem Anblicke um die Mundwinkel des Unteroffiziers und seine halbzusammengekniffenen Augen sandten einen tückischen Blitz über die bebende Gestalt des armen Mädchens.

„Ah! Was haben wir denn da? — Der Bursche ist also schon wieder auf und munter, als ob ihm gar nichts gefehlt hätte — und doch schien er vor wenigen Stunden das gelbe Fieber zu haben und versprach, bald zu den Haifischen wandern zu wollen! — Diable! Also auf diese Weise werden

die Behörden von den faulen Kanaillen hintergangen, die, um nicht arbeiten zu dürfen, sich krank stellen und in den kühlen Abendstunden wohl genug sind, sich zu belustigen! Nun, was sagt Ihr dazu, Kameraden! Ist das nicht eine ganz verdammt schlaue Art, uns, die Vorgesetzten, zu betrügen!"

Ein allgemeines Gemurre, untermischt mit Flüchen und Schimpfworten, machte sich im Kreise der Gensd'armen hörbar.

Der Unteroffizier fuhr mit einem, wo möglich noch boshafteren Lächeln fort:

„Und, mein Junge, was hast Du denn da in der Hand? Ah, seht doch einmal —" bei diesen Worten hatte er Adelen die Kaffeetasse entrissen und einen prüfenden Blick auf deren Inhalt geworfen, „seht doch einmal, Kameraden, wie sich's unsere Gefangenen wohl sein lassen! — Kaffee! — wirklicher, veritabler, schwarzer Kaffee! — Hätt' in der That nicht geglaubt, solchen Luxus in diesen Hütten zu finden! — Hm, hm! Hier ist er nicht gebraut worden, dieser Trank, wie ich bemerke," und dabei hatte er mit seinen scharfen Blicken die Hütte nach der Feuerstätte und den Kochrequisiten durchsucht, „also ist er von einem anderen Orte hierhergebracht, das heißt: eingeschwärzt worden! — Natürlich! Ich habe dies ja nicht verboten! Ich habe heut Vormittag nicht den Befehl gegeben, daß Niemand den Kranken, den Scheinkranken hier, besuchen oder ihm etwas bringen dürfe, natürlich, dies hab' ich nicht! — Aber, 's soll mich der Teufel bei lebendigem Leibe holen!" fuhr er plötzlich, seine bis jetzt leise und spottende Stimme in einer Art von Wuthausbruch zu ihrer vollen Kraft erhebend, fort, „wenn ich Euch, verdammtes Gesindel, nicht diese Widersetzlichkeit, diese Auflehnung gegen unsere Befehle entgelten lasse!"

Adele war bei diesen Worten leichenblaß geworden. Nicht aus Furcht wegen ihr drohender Strafe, wohl aber wegen Bernard's, den ja allein der Grimm des Wütherichs treffen mußte.

Sie konnte sich nicht enthalten, einen ängstlichen, fast verzweifelnden Blick auf den Mann ihrer Liebe, der äußerlich ruhig und gefaßt, im Herzen aber eine Hölle bergend, neben ihr stand.

„Wer hat dies verbotene Getränk hierher gebracht? Wer hat sich unterstanden, meinen Befehlen Trotz zu bieten?" redete er Bernard mit wüthender Gebehrde an.

Bernard suchte sich von der Hand Adelens loszumachen, welche seinen Arm krampfhaft erfaßt hatte, indem er ihr einen liebevollen, zugleich aber abwehrenden und mahnenden Blick zuwarf. Er öffnete die Lippen, um sich als den Verbrecher anzugeben.

In diesem Augenblicke erscholl eine kräftige und feste Stimme vom

Eingange der Hütte her, vor welcher sich in Folge des allgemeinen Tumultes eine Anzahl von Deportirten versammelt hatte, obgleich die wirbelnde Trommel ihnen den Befehl, ihre Hütten nicht zu verlassen, zugerufen hatte.

„Hier, Herr Gensd'arm, ist der Mann, welchen Ihr sucht! — Ich bin es gewesen, der dem armen kranken Burschen diese paar Tropfen Kaffee gebracht hat. Ich bin der große Verbrecher — was wollt Ihr von mir?"

Alle schauten überrascht nach dem Orte, von wo die Stimme ertönte.

Bernard und Adele aber zuckten unwillkürlich zusammen. Adele in einer momentanen freudigen Regung, Bernard aus Schreck.

„Wer ist das, der in so frecher Weise unsere Frage beantwortet? Er trete vor!" rief mit zorniger Stimme der Unteroffizier.

Durch die sich öffnenden Reihen der Gensd'armen trat festen Schrittes und stolz erhobenen Hauptes Lepaile in die Hütte.

„Ah, das ist derselbe Mann, der eben heute Morgen unsern Befehl in Betreff des Burschen hier veranlaßte! Dacht' mir's gleich, daß es dieser sei, der frech dawiderhandelte!" sagte der Unteroffizier mit einem selbstgefälligen Kopfnicken.

Schon an der Stimme hatte Bernard seinen Freund erkannt, er hatte auch sofort dessen Absicht errathen. Allein Bernard konnte mit dieser nicht einverstanden sein. Immer und immer wieder war es Lepaile gewesen, der in dem schlimmsten und gefährlichsten Augenblicke seines Lebens gleich einem schützenden Genius sich zwischen ihn und das drohende Unheil gestürzt und ihn so häufig davor bewahrt hatte. Bernard's Dank für des Freundes rettende Thaten hatte sich zwar von jenem bitteren Beigeschmack freigehalten, den so oft der Gedanke an untilgbare Verpflichtungen in schwachen oder unedlen Herzen erzeugt, indessen, wenn er auch groß genug dachte und fühlte, des Freundes Größe und Edelmuth ohne Kränkung seiner Eigenliebe würdigen, den ihm gebührenden vollen Dank ohne Beschönigung und Bitterkeit zollen zu können, so war er doch andrerseits festen Willens, den Freund nicht unnöthiger Weise und so lange er, Bernard, selbst noch für sich einzustehen vermochte, in schlimme Händel und Ungelegenheiten zu verwickeln.

Dies war schon lange Bernard's Meinung. Lepaile's Dazwischentreten aber im jetzigen Augenblicke hatte für Ersteren — er mochte sich gegen diesen Gedanken sträuben, wie er wollte — sogar etwas Beschämendes. Sah es doch beinahe aus, als traue ihm der Freund nicht die Kraft zu, von ihm verschuldetes Leiden zu tragen.

Ehe daher der Unteroffizier noch seine Rede geendet hatte, trat Bernard vor und sagte:

„Verzeihe, mein Freund, wenn ich Dein wohlgemeintes Opfer nicht anzunehmen vermag! — Nein, Herr Unteroffizier, nicht dieser ist es, der den Kaffee hierher brachte — ich selbst bin der Schuldige!“

Adelen's Lippen entfuhr bei diesen Worten ein leiser, halbunterdrückter Schrei.

Die Gensd'armen schauten sich erstaunt und fragend an. Es mochte ihnen vielleicht noch nie vorgekommen sein, daß sich zwei Personen um das Vergnügen und die Ehre stritten, von ihnen bestraft zu werden.

Und in der That: sie stritten sich, die beiden treuen, aufopferungslustigen Freunde. Lepaile sowohl wie Bernard beharrten auf ihrer Aussage, das Vergehen begangen zu haben.

Die Deportirten vor der Hütte draußen bewunderten diese Scene des Muthes und der Freundschaft.

Etwas anderes war es mit den Gensd'armen. Diese kannten dies Gefühl nicht, welches Bewunderung heißt. Am wenigsten in einem Falle, wo es sich nicht um einen der Ihrigen handelte.

Lachendes Mundes rief der Unteroffizier:

„Ah, beim Teufel! Die zwei Tölpel streiten sich ganz vergeblich. Jeder behauptet der Schuldige zu sein — beim Satan! Jeder **soll** auch der Schuldige sein! Wir wollen alle Beide bestrafen!“

Und bei diesen Worten stieß er ein heiseres Gelächter aus, in welches seine edlen Kameraden einstimmten.

Die Deportirten, deren Zahl sich jeden Augenblick vermehrte, wurden durch diese augenfällige Ungerechtigkeit auf's Aeußerste empört. Und doch waren diese unglücklichen Kolonisten Cayenne's an Ungerechtigkeiten aller Art sicherlich schon gewöhnt.

Ein lautes Murren ertönte aus ihren Reihen. Einzelne Rufe der Empörung, des Zornes und der Rache wurden vernehmlich und übertönten das Lachen und Rufen der Gensd'armen.

Zugleich aber erschallte der regelmäßige Taktschritt einer herannahenden Truppe.

Bei diesem Tone verließen die Gensd'armen den engen Hüttenraum, indem sie die drei Freunde gebunden mit sich schleppten.

An der Spitze der neu angekommenen Wächter befand sich Herr Dübourg der Jüngere, Gouverneur der Insel La Mère.

Die Deportirten wichen beim Herannahen dieser Truppenmacht in das schützende Dunkel des Palmenwaldes zurück.

Der Unteroffizier rapportirte dem Herrn Gouverneur, welcher die Handlungen seines Untergebenen in allen Stücken gut hieß.

Während sich diese hervorragende Persönlichkeiten noch auf's Eifrigste unterhielten, kam eiligen Laufes ein Wächter mit der Meldung heran, daß soeben ein Boot mit dem Kommandanten der Insel Royal und einer großen Anzahl von Gensd'armen und Marinesoldaten in Sicht komme und bald landen werde.

Es war dies eine Folge der vorschnellen und ungerechtfertigten Allarmsignale, welche — wie wir schon mitgetheilt — gleich beim Beginn der Katastrophe von den erschreckten, aber dennoch einen Aufstand hoffenden Wächtern gegeben worden waren.

Sie hatten sich nun allerdings — zu ihrem Leidwesen — getäuscht gesehen. Der vermuthete Feind, der einen ihrer Kameraden überfallen und getödtet hatte, war nur als Klapperschlange erkannt worden. Gegen Schlangen zu Felde zu ziehen, war nicht ihre Aufgabe. Dessenungeachtet waren die Signale einmal gegeben, und nicht blos die Insel La Mère, sondern auch die Nachbarsinseln allarmirt. Konnten die Gensd'armen der Ersteren dem mit Hülfstruppen landenden Kommandanten die Wahrheit gestehen? Mußten sie nicht fürchten, neben dem Spott über ihre sinnbethörende Angst auch noch Strafe davonzutragen?

Allerdings hatten die Braven drei Gefangene gemacht. Allerdings war eine Widersetzlichkeit gegen erlassene Befehle vorgekommen. Allein, konnte dies als genügender Grund angegeben werden, die Hülfe der Nachbarinseln herbeigerufen zu haben?

Die edlen Herren befanden sich in nicht geringer Verlegenheit. Sie sahen sich eine Zeit lang fragend und rathlos an. Allein damit war nichts gewonnen. Der Kommandant konnte jeden Augenblick auf dem vermeintlichen Kampfplatze erscheinen. Es mußte irgend Etwas geschehen, um die drohende Blamage und Gefahr zu entfernen, zu neutralisiren.

Plötzlich leuchteten die Augen des Herrn Dübourg freudig auf. Ein glorreicher Gedanke war in seinem Haupte entstanden.

„Wie ist es, Unteroffizier, habt Ihr nicht gesagt, daß sich, des in die Hütten bannenden Trommelsignales zum Trotze, eine Anzahl Deportirten hier versammelt hätten?"

„So ist es, Herr!"

„Und sagtet Ihr nicht ferner, daß sich diese Burschen unterstanden hätten, bei der Verhaftung dieser Verbrecher hier laut zu murren und Drohworte auszustoßen?"

Ja wohl, Herr, auch dies ist richtig!"

„Ah, beim Satan! Was zerbrechen wir uns dann die Köpfe! Ist das nicht offene Widersetzlichkeit, Aufstandsversuch, Revolte? — Was brauchen

wir mehr, um unsere Allarmsignale nach den übrigen Inseln zu rechtfertigen? Auf also! Es gilt einen gefährlichen Aufstand zu unterdrücken! Es gilt die Revolutionäre zu bändigen, die Widersetzlichen züchtigen! — Mir nach! Wo könnte sich ein würdigeres Ziel finden, Ehre und Ruhm, den Dank der Regierung zu erwerben!"

Einen Augenbick standen die Gensd'armen überrascht, verblüfft von diesen Worten, um den begeisterten Helden, der seinen Degen gezogen hatte und ihn freudig und drohend zugleich im Kreise durch die Luft schwirren ließ.

Nach wenigen Sekunden aber machte diese Ueberraschung einer bestialischen Freude Platz. Endlich hatten sie gefunden, was sie so lange gesucht: einen triftigen Grund, die bisherige Ordnung der Insel umzustoßen, eine erwünschte Veranlassung, ihren lange gehegten Groll zu bethätigen, ihre Rache gegen die Deportirten zu kühlen, und eine gute Ausrede in Betreff der Allarmsignale.

Heulend und jauchzend, gleich einer Meute wüthender Hunde, stürzten sie ihrem Führer nach, dem Wäldchen zu, in welches sie die Deportirten verschwinden gesehen und auf dessen anderer Seite die Mehrzahl der Hütten ihrer auserlesenen Schlachtopfer sich befanden.

Nunmehr entstand eine beispiellose Verwirrung.

Die Deportirten, welcher früher um die Hütte Bernard's gestanden, hatten sich, als sie die Uebermacht von Gensd'armen und Wächtern anrücken sahen, im Bewußtsein ihrer Ohnmacht und Widerstandslosigkeit, zuerst in den Wald und nach kurzer Berathung von dort in ihre Wohnungen zurückgezogen.

Als demnach die Häscher den Wald vergeblich durchstreift hatten, fanden sie sich in ihren gehegten Erwartungen betrogen. Allein dem war bald abzuhelfen.

Es wurde Apell geschlagen.

Diesem Rufe mußten die Deportirten Folge leisten.

Aus allen Hütten strömten die Unglücklichen, zum Theil nur halb bekleidet, wie sie eben ihr Strohlager verlassen hatten, dem Sammelplatze zu.

Kaum daselbst angelangt, wurden sie von den Gensd'armen und Wächtern umzingelt. Ein Theil dieser brutalen Schaar warf sich unter die Reihen der Gefangenen, um beim Lichte der Fackeln und dem fahlen Scheine der nunmehr den Himmel nach allen Richtungen durchkreuzenden Blitze jene Unglücklichen herauszusuchen, welche ihrer Ansicht nach und so weit sie sich dessen erinnern konnten, unter den sogenannten Meuterern vor Bernard's Hütte gewesen waren.

Es versteht sich von selbst, daß jeder der Schergen diejenigen der Deportirten erwählte und als Revolutionäre bezeichnete, auf welche er, aus diesem oder jenem Grunde, einen besonderen Haß hatte.

So kam es, daß in der kürzesten Zeit die bei Weitem größere Anzahl der unglücklichen Gefangenen als Aufrührer verzeichnet waren.

Dabei ließen es die Wächter und Gensd'armen, den ihnen vom Gouverneur Dübourg gegebenen Befehlen entsprechend, nicht fehlen, die Deportirten auf jede mögliche Weise zu beschimpfen und zum Widerstande herauszufordern.

Man hoffte auf diese Weise einen wirklichen Aufstand zu Stande zu bringen. Da der Kommandant jeden Augenblick erscheinen konnte, durfte man in den provocirenden Mitteln nicht wählerisch sein, und so geschah es, daß neben den Beschimpfungen gar bald auch Stöße und Schläge fielen.

Die erhoffte Wirkung blieb nicht aus.

Einer der Deportirten, der Bürger Tassilier, ein schon ältlicher Mann, war von einem Gensd'armen als Meuterer bezeichnet worden.

Vergeblich protestirte er gegen diese Unwahrheit. Vergeblich behauptete er, durch Zeugen erhärten zu können, daß er diesen ganzen Abend seine Hütte noch nicht verlassen hätte. Umsonst nahmen sich andere Deportirte des kränklichen, bei ihnen Allen beliebten Mannes an.

Der Gensd'arm, durch diesen Widerstand in Wuth versetzt, riß ihn aus den Reihen seiner Kameraden, und als sich der unglückliche Mann zur Wehre setzen wollte, erhielt er von dem rohen Schergen einen Faustschlag in's Gesicht, daß das helle Blut aus Mund und Nase strömte.

Im Angesicht dieser abscheulichen Gewalthat sprangen die nächststehenden Deportirten zu des alten Mannes Beistand herbei und riefen die übrigen Gefangenen zur Hülfe.

Es hatte nur noch dieses zündenden Funkens bedurft, um den, in Aller Gemüther aufgehäuften Zündstoff zur Explosion zu bringen.

Die Vernunft erhob umsonst ihre Einsprache. Unfähig, die lange gedämmte Wuth mehr zu bändigen, schaarten sich die Deportirten um den, von dem Gensd'arm zu Boden geworfenen Bürger Tassilier und dessen Freunde. Sie bewaffneten sich in der Eile mit Steinen und Baumästen, mit Allem, was ihnen nur immer zur Hand lag und zur Vertheidigung dienlich sein konnte.

Ein einziger Schrei der Wuth und der Entrüstung, von tausend Kehlen ausgestoßen, durchbebte die Lüfte und übertönte selbst den Donner, der über den Häuptern der todesmuthigen Schaar grollte.

Die Schergen hatten einen Aufstand gewünscht, sie hatten ihn mit den verächtlichsten Mitteln herbeigeführt. Nun aber, da ihnen die Deportirten wirklich entgegenstanden, die ausgehungerten, unbewaffneten führerlosen Gefangenen: da bebten die feigen Schurken vor Furcht zurück und hatten nicht den Muth, diese kleine, aber eine gerechte Sache vertheidigende Schaar anzugreifen.

Die Deportirten benutzten diesen ersten Augenblick der Verwirrung, um sich zu ordnen und eine vortheilhaftere Stellung einzunehmen. Währenddessen zogen sich die Gensd'armen und Wächter in eine respektvolle Entfernung zurück.

Herr Dübourg hielt Kriegsrath.

Allerdings mußte in der kürzesten Frist der Kommandant der Insel Royal mit genügender Mannschaft eintreffen, und dann war es mit den Deportirten geschehen. Wie aber, wenn diese vor diesem ersehnten Augenblicke, der den Gensd'armen Verstärkung bringen sollte, von ihrer momentanen Ueberlegenheit Gebrauch machten und ihre Peiniger angriffen, diesen ihren gerechten Zorn fühlen ließen? Dieser Fall war immerhin möglich und die muthlosen Tyrannen suchten ein Mittel, ihm zu begegnen.

Außer den Deportirten befand sich auf der Insel La Mère seit kurzer Zeit eine kleinere Anzahl Sträflinge.

Diese ehemaligen Bagnosträflinge waren auf einem von den Hütten der Deportirten abgelegenen Theile der Insel kasernirt. Der Sammelplatz aber, auf welchen auch diese der Apell rief, war nur wenige hundert Schritte von jenem entfernt, der den Deportirten angewiesen war.

Zu diesen Sträflingen verfügte sich der Gouverneur Dübourg, um sie zum Beistande der Gensd'armen aufzufordern.

Bagnosträflinge und Gensd'armen im Vereine gegen die Vertheidiger des Rechtes und der Freiheit — fürwahr! Dies wäre ein erhabenes und unserer Zeit würdiges Schauspiel gewesen!

Indessen hätte es nicht vereinzelt in der Geschichte unserer Tage dagestanden. Sicilien hatte vor nicht langer Zeit das Glück, solchen Anblick zu genießen!

Die gemeinen Verbrecher Frankreichs, deren Beistand jetzt die kaiserliche Regierung durch Herrn Dübourg's Mund anrief, zeigten mehr Rechtlichkeitsgefühl, mehr Menschlichkeit. Des Gouverneurs Worte verhallten, ohne die beabsichtigte Wirkung zu erzielen. Die Sträflinge verweigerten ihren Beistand.

Als Herr Dübourg mit enttäuschter und trübseliger Miene zu seiner Schaar zurückkehrte, bemächtigte sich derselben allgemeine Muthlosigkeit.

Die Deportirten, als sie die feige Furcht und Unentschlossenheit ihrer Gegner bemerkten, begannen dieselben von allen Seiten zu umzingeln und einzuschließen, indem sie hofften, auf diese Weise ihre Peiniger zu verhindern, zum Allarmposten zu eilen und von den Nachbarinseln Hülfe herbeizurufen.

Daß dies schon längst geschehen war, wußten die Armen nicht.

Gott allein mag wissen, welche Pläne und Hoffnungen in diesem verhängnißvollen Augenblicke die durch Zorn und Racheluft erhitzten Köpfe der Deportirten erfüllten. Wenn sie ihre Wächter und Peiniger überwinden und unschädlich machen konnten — dachten sie ohne Zweifel — so wäre es ihnen ein Leichtes, sich der am Ufer befestigten Boote zu bemächtigen und damit vielleicht die Freiheit zu gewinnen.

Der Gedanke an die Freiheit machte ihr Blut schneller fließen, verlieh ihren Armen neue Kraft, ihrem Herzen unbezwingbaren Muth.

Nach einer kurzen Berathung rückten die Deportirten von allen Seiten gegen die eingeschlossenen Gensd'armen heran.

Diese Letzteren, auf solche Weise zum Kampfe genöthigt, ergriffen ihre Waffen und setzten sich in Vertheidigungszustand.

Noch war kein Hieb, kein Schuß gefallen. Noch hatten sich die feindlichen Parteien nicht berührt. Allein Blutvergießen schien unvermeidlich.

Lepaile, Bernard und Adele waren mit gebundenen Händen von den Gensd'armen mit fortgeschleppt worden.

Sie waren Zeugen der eben beschriebenen Scenen gewesen. Sie hatten aber auch vorher die Auseinandersetzung von Dubourg's Plan mit angehört. Sie wußten, daß Verstärkung der Gensd'armen in der Nähe sei, und jeden Augenblick auf dem Kampfplatze eintreffen könne.

In Folge dieser ihrer Kenntniß konnten sie auch die Situation richtig würdigen, und erkannten nur zu gut die Erfolglosigkeit des von den Deportirten beabsichtigten, tollkühnen Kampfes.

Als sich die Deportirten den Gensd'armen immer mehr genähert hatten und das Gefecht augenscheinlich in den nächsten Minuten beginnen mußte, erhob Lepaile, der in der Mitte des von den Gensd'armen gebildeten Viereckes stand, seine mächtige Stimme.

„Kameraden, hört meine Worte! Einer der Eurigen, der hier gefesselt in Mitte Eurer Unterdrücker steht, ruft sie Euch zu. Beginnt keinen hoffnungslosen Kampf, dessen schreckliche Folgen — selbst wenn Ihr hier Sieger bleibt — schwer auf Euer Haupt zurückfallen würden! Nicht mit diesen Menschen allein habt Ihr zu kämpfen. Schon längst haben Allarmsignale die benachbarten Inseln wach gerufen. Schon naht der Kommandant der Insel Royal mit Hülfstruppen. Jeden Augenblick kann er landen, —

und dann seid Ihr verloren und der entsetzlichen Rache dieser Barbaren verfallen!" —

Beim Beginn dieser Worte waren Gensd'armen wie Deportirte gleichermaßen davon überrascht. Ehe Lepaile aber noch völlig ausgesprochen, erhob sich ein gewaltiger Tumult in den Reihen der Ersteren, so daß Lepaile die ganze Kraft seiner Lungen anstrengen mußte, um sich verständlich zu machen.

Ein Theil der Schergen nämlich — allerdings der kleinere — wollte Lepaile am Weitersprechen verhindern, indem diese etwas muthigeren Leute bei Erwähnung der nahenden Hülfe den Kampf nicht aufzugeben wünschten und durch Lepaile's kräftige Bezeichnung ihrer werthen Personen sich nicht geschmeichelt fühlten.

Der größere Theil der Gensd'armen aber war froh, in Lepaile unvermuthet einen Fürsprecher gefunden zu haben, dessen Vermittelung die drohende Gefahr wenigstens so lange aufzuschieben versprach, bis die Hülfsmannschaft angerückt käme.

Lepaile's Worte übten die gewünschten Wirkungen auf die Deportirten aus; die Meisten kannten ihn als einen energischen, muthigen, freiheitsliebenden Mann, der ihnen gewiß nicht zum Aufgeben ihres Vorhabens rathen würde, wenn dessen Erfolglosigkeit auch nur zu bezweifeln stände.

Die Vernunft, die Ueberlegung, angeregt durch das eben Gehörte, gewann wieder die Oberhand in ihrem bisher vom Zorn exaltirten Geiste.

Wenn Lepaile wahr gesprochen hatte, war in der That keine Hoffnung mehr für sie vorhanden. Bestraft wurden sie freilichauf jeden Fall; allein, wenn noch kein Blut geflossen, mußte die Strafe eine geringere sein. Sie zogen sich daher auf ihren früheren Platz zurück.

Gleich darauf ertönte vom Landungsplatze her näher rückender Trommelschlag, Waffengerassel und der gleichmäßige Schritt einer größeren Truppenmacht.

Bei diesen Tönen erhoben die Gensd'armen, von neuem Muthe erfüllt, ein mächtiges Geschrei und warfen sich auf die ruhig ihr Schicksal erwartenden Deportirten, welche sofort, die Erfolglosigkeit jedes Widerstandes einsehend, was sie als Waffen an sich genommen, wieder weggeworfen hatten.

Als der Commandant mit seinen Gensd'armen und den Marinesoldaten auf den Sammelplatz ankam, waren die Deportirten schon zum größeren Theile in der Gewalt ihrer Wächter.

Um der Sache eine größere Wichtigkeit zu geben, hatten Herr Dubourg und seine Getreuen sich möglichst bemüht, Lärm, Geschrei und Waffengeklirr

zu verursachen. Aus demselben Grunde hatten sich diese Braven nicht damit begnügt, die wehr- und widerstandslosen Gefangenen einfach zu ergreifen, sondern waren mit diesen, indem sie Schläge und Hiebe austheilten, auch wohl von ihren Waffen Gebrauch machten, in ein scheinbares Gefecht und heftiges Ringen gerathen, so daß die neuanrückenden Truppen einen ernstlichen Kampf voraussetzten und sich beeilten, ihren Kameraden zu Hülfe zu eilen.

Lange dauerte diese brutale Scene nicht. Binnen wenigen Augenblicken herrschte Ruhe auf dem Kampfplatze. Die Sieger freuten sich ihrer leicht erkauften Lorbeeren. Die Deportirten waren zum Theil in ihre Hütten geschickt, wo sie streng bewacht wurden, zum Theil gebunden und geknebelt von den Gesd'armen fortgeführt worden.

Letzterer waren fünfzehn. Unter ihnen befanden sich die drei treuen und unzertrennlichen Freunde.

Sie wurden von den Gensd'armen in deren Kaserne gebracht und daselbst bis zum Anbruche des jungen Tages streng verwahrt.

Der anbrechende Tag sollte sie vor ein Kriegsgericht führen. — —

Neuntes Kapitel.

Die weißen Sklaven auf St. Joseph und der Teufels-Insel.

Im Château-Rouge herrschte seit frühestem Morgen lärmende Thätigkeit.

Noch wußte die Besatzung dieser Bastille von Cayenne nicht die Veranlassung, noch den Ausgang der in verwichener Nacht hierher singnalirten Empörung der Deportirten auf der Insel La Mère.

Da das Wetter während der Nacht stürmisch gewesen, so war der Commandant der Insel Royal mit seiner bewaffneten Begleitung noch nicht von seiner Expedition zurückgekehrt. Er hatte vorgezogen, die Gastfreundschaft der Gensd'armen von La Mère in Anspruch zu nehmen.

In Folge dessen war die Besatzung des Château-Rouge in völliger Unkenntniß über die stattgehabten Ereignisse geblieben. In weiterer Folge hatte sich ihrer eine peinliche Unruhe bemächtigt. War auf der Nachbar-

Insel wirklich eine Empörung in größerem Maßstabe ausgebrochen? Waren die dort stationirten Deportirten in der That ernstlichen Willens, ihre unerträglichen, aber dennoch während so langer Zeit geduldig ertragenen Fesseln zu brechen? War die Besatzung jener Insel muthig und geschickt genug gewesen, den Aufstand zu unterdrücken, ehe ihr die Hülfe von der Insel Royal zu Theil wurde? Oder hatten die Deportirten die Oberhand gewonnen, ihre Peiniger unschädlich gemacht und vielleicht auch die anrückende Hülfsmannschaft bekämpft und besiegt?

Diese Fragen, deren Beantwortung sie erst bei Rückkunft ihres Kommandanten oder etwa eines von diesem gesendeten Boten erwarten konnten, drängten sich im Gehirne der wenigen zurückgebliebenen Gensd'armen und Marinesoldaten, sowie der Beamten uud Kerkerknechte des Gefängnisses.

Die Meisten derselben waren während der Nacht munter geblieben, um die Zurückkunft ihrer Kameraden zu erwarten. Als Stunde um Stunde verrann, ohne daß die Ersehnten kamen, faßten sie den Entschluß, nach Anbruch des Tages einen Boten mit der Meldung des Vorgefallenen nach der Stadt Cayenne zu schicken, um von dem Gouverneur neue Verhaltungsbefehle einzuholen.

Eine ernstliche Besorgniß wegen ihrer und der Colonie Sicherheit konnten sie bei alledem nicht hegen, denn — selbst wenn der Aufstandsversuch auf der Insel La Mère gelungen war — blieben den Behörden auf den übrigen Inseln und dem Festlande noch Mittel genug zur Verfügung, nicht nur die Masse der anderweitig untergebrachten Deportirten im Zaume zu halten, sondern auch die Rebellen von La Mère wieder zum Gehorsam zurückzuführen.

Vorsicht aber ist die Mutter der Weisheit, und um allen möglicherweise eintretenden Umständen gewachsen zu sein, war die Besatzung des Château-Rouge schon lange vor Tagesanbruch eifrig beschäftigt, die Batterien und Befestigungswerke der Insel Royal, die Mauern und Zugänge des Château-Rouge und die Kasernen in Vertheidigungszustand zu setzen, die Waffen zu richten und die Gefangenen wohl in Obhut zu halten.

Diese Vorkehrungen waren die Veranlassung des ungewohnten Lärmes, der auf der Insel herrschenden geräuschvollen Thätigkeit.

Aber nicht nur die Herren, auch die Sklaven, nicht allein die Gensd'armen und Soldaten, auch die von diesen geknechteten Deportirten waren durch die vernommenen Allarmsignale, durch den Aufbruch des Kommandanten mit seinen Truppen und durch die Ungewißheit bezüglich des Vorgefallenen in eine große, keinen Schlaf gönnende Aufregung gerathen.

Auch die Gefangenen brachten demnach die Nacht wachend zu; und im

gleichen Verhältnisse, wie sich die Zurückkunft der Expedition verzögerte und die bange Unruhe der Besatzung mehr und mehr kennbar ward, im selben Maße steigerten sich die Wünsche, die Hoffnungen, die Befreiungsgedanken der unglücklichen Deportirten.

Ja, Befreiungsgedanken! — Hatten ihre Brüder auf der Insel La Mère wirklich einen Aufstand versucht, war diesen — wie die Kerkerbewohner des Château-Rouge innig wünschten und mehr und mehr hofften — das Befreiungswerk gelungen, was konnte dann sie, die gleiches Schicksal mit den muthigen Kämpfern trugen, hindern, gleichen Erfolg anzustreben? Hatten nicht auch sie oft genug gekämpft für die Freiheit ihres Volkes? Konnten nicht auch sie jetzt für die eigene Freiheit kämpfen?

Allerdings wußten sie die Schwierigkeiten, die ihnen bei einem solchen Vorhaben entgegenstanden, gehörig zu würdigen. Sie gaben sich keinen thörichten Illusionen hin. Aber sie wußten auch, wie viel ein starker, einiger Wille vermöge. Und um diese Einigkeit hervorzubringen, waren die ganze Nacht über einige der Muthigsten unter diesen Männern bemüht, Befreiungspläne zu berathen und durch die verschiedenen Zimmer, Gelasse und Kerker ihren Mitgefangenen von dem Beschlossenen Mittheilung zu machen.

Als der Tag endlich graute, war es den Eingekerkerten gelungen, da die Wächter und Gensd'armen mit Instandsetzung der Vertheidigungsmittel beschäftigt, weniger Acht auf ihre Gefangenen hatten, sich in gegenseitiger Verbindung zu setzen. Und als die goldenen Strahlen der jungen Sonne die letzten Nachtwolken von Ost gen Westen jagten und den Himmel säuberten zur reinen Bahn der Tagesgottheit: da jubelten die Kerkergenossen freudig dem lichten Tage entgegen, der die Wiedergeburt ihrer Freiheit sehen sollte.

Aber der Jubel wurde gar bald von wüstem Freudengeschrei und Hurrahrufen übertönt, welches von den Batterien her erschallte.

Dies Letztere wurde von den Wächtern und Gensd'armen veranlaßt, die solchergestalt das in Sicht kommende Boot des Kommandanten begrüßten.

Die Hoffnung der Deportirten war eine vergebliche, die Furcht der Wächter eine unbegründete, Beider Vorkehrungen waren nutzlos gewesen.

Cayenne, die unblutige Guillotine, hielt nach wie vor ihre Opfer fest, und nach wie vor wurde kein ernstlicher Versuch, weder von der Gesammtheit der Deportirten ausgehend, noch mit genügender Macht von Außen eingreifend, zur Befreiung der Gefangenen, zur Zertrümmerung der Straf-Colonie gemacht.

Diese That der Menschlichkeit und der Gerechtigkeit ist der Zukunft vorbehalten.

Das Boot des Kommandanten landete.

Unter der Zurückgebliebenen Jubelrufen wurden die edlen Sieger, die Unterdrücker des gräulichen Aufstandes, unter Flüchen, Schmähungen und Schimpfreden, die Besiegten, die gefangenen Rädelsführer, die unglücklichen Opfer der gewaltsam provocirten Rebellion empfangen.

Diese, mit Ketten belasteten Gefangenen wurden in die schaurigsten Verließe des Château-Rouge gesperrt.

Frohlockend eilten die Wächter, Gensd'armen und Soldaten ihren Kasernen zu.

Wehklagend, hoffnungslos und in ohnmächtigem Zorne an ihren Fesseln rüttelnd, zogen sich die Deportirten des Château-Rouge, welche durch die kleinen Fenster die Ankunft des Kommandanten gesehen und das Scheitern ihrer Hoffnung, die Erfolglosigkeit ihrer Pläne inne geworden waren, in die Winkel ihrer Zellen und Kerker zurück, dort sich dumpfen, verzweifelten Brüten überlassend.

Nie ist die nächtige Finsterniß drückender und beklemmender, als nach dem momentanen, grellen Lichte eines Blitzes; nie drückt das Unglück mächtiger, als nach dem schnell entschwindenden Hoffnungsstrahl des Glückes: und niemals ist die Gefangenschaft peinlicher und entsetzlicher, als nach dem Fehlschlagen erhoffter Befreiung.

Sofort wurde vom Gouverneur, an welchen der Kommandant der Insel Royal die Verfälle der vergangenen Nacht berichtete, ein Kriegsgericht zusammenberufen.

Am folgenden Tage wurden jene fünfzehn Gefangenen der Insel La Mère, unter ihnen Lepaile, Bernard und Adele, nach Cayenne abgeführt und vor das Standgericht gestellt.

Gensd'armen, Marineoffiziere und Wächter wurden allein zum Zeugenverhör gezogen.

Unter den obwaltenden Verhältnissen versteht sich dies wohl von selbst. Die politischen Gefangenen Cayenne's, rechtlos wie sie in jeder Beziehung sind, stehen daselbst außerhalb des Gesetzes und werden niemals als Zeugen gegen ihre Herren und Unterdrücker zugelassen, so wenig wie dies mit den schwarzen und farbigen Sklaven der südlichen Vereinsstaaten gegen die Weißen stattfindet. Und selbstverständlich ist es, daß hier, wie dort, der Erfolg dieses, den natürlichen Rechten widerstrebenden Verfahrens der gleiche ist: parteiliche, den Begriff des Rechtes schändende Gerechtigkeitspflege. —

Indessen vermischte sich in dem Falle, von welchem wir hier sprechen, das Gehässige und das Lächerliche mit dem Tragischen, wie auf allen Blättern der Geschichte Napoleons III.

Nach Vortrag einer gräulich entstellten Erzählung des Aufstandes auf der Insel La Mère, der demselben vorangehenden, schon lange bemerkten Widerspenstigkeit der Deportirten und der heldenmüthigen Unterdrückung der Meuterei von Seiten der, auf jener Insel stationirten Gensd'armen und Wächter, gelangten die Ankläger zur Mittheilung von der Ankunft der Hülfstruppen und was dieser folgte.

Alle Zeugen, die Wächter und Gensd'armen nämlich, sagten einstimmig aus, daß der Kommandant bei seiner Ankunft auf der Insel von den Gefangenen umringt worden sei und daß diese ihm den Degen entrissen und die Epauletten weggenommen hätten.

Nach dieser Aussage wurde der Kommandant vorgerufen, und dieser erklärte der Wahrheit gemäß, daß er auf jener Insel gar keinen Degen, nur einen Stock gehabt und, da er in der Jacke gewesen, auch keine Epauletten getragen habe.

Dieser lächerliche Widerspruch der Zeugen, bei dessen Anhörung die Gefangenen einige Genugthuung fühlten und etwas mehr Hoffnung faßten, schien den Gerichtshof durchaus nicht zu berühren. Die edlen Herren mochten an Derartiges schon zur Genüge gewöhnt sein.

Der Bürger Tassilier aber, jener selbe Mann, der — wie wir gesehen — durch seinen Widerstand gegen die rohen Gewaltthaten der Gensd'armen den glimmenden Funken der Empörung zur hell lodernen Flamme angefacht hatte, machte den Gerichtshof auf dies auffallend falsche Zeugniß aufmerksam, woran er den Versuch einer Darlegung der wahren Umstände und einer Vertheidigung der Deportirten knüpfte.

Lepaile unterstützte den braven Mann in seinem Vorhaben, und sein edles Herz fand hier Gelegenheit, zu Gunsten seiner Freunde eine wahre Beredtsamkeit an den Tag zu legen.

Allein er wurde bald unterbrochen. Die Richter hatten keine Lust, Reden anzuhören, welche sie langweilten und beleidigten, und die dennoch keine Aenderung des, schon vorher gefaßten Urtheiles zu Wege bringen konnten.

Das falsche Zeugniß wurde nicht in Erwägung gezogen; sieben von den Gefangenen wurden auf fünf Jahre zur Kugel verurtheilt und unmittelbar nach Verkündigung des Urtheilspruches nach der Zwangsarbeitsanstalt auf der Insel St. Joseph transportirt.

Mit anderen Worten: S i e b e n U n s c h u l d i g e w u r d e n d u r c h

Zwangsarbeit zum Tode verurtheilt. Denn Zwangsarbeit ist hier — wir werden es sehen — Tod.

Und was hatten diese Unglücklichen verbrochen, um eine so grausame Strafe zu verdienen? — Nichts! wie wir wissen! — Allein, die Behörden von Cayenne hatten schon lange die Absicht gehabt, die milderen Einrichtungen auf der Insel La Mère aufzuheben und an deren Stelle die, im übrigen Cayenne gültigen zu setzen.

Dies war ihnen nun gelungen. Und mehr als dies; eine Anzahl jener Männer, deren Muth und Energie noch ungebrochen waren und welche leicht den übrigen Deportirten zu Führern und Aufwieglern hätten werden können, welche demnach ein immerwährender Dorn im Fleische der faulen Tyrannei gewesen, waren für immer unschädlich gemacht.

Mit dieser Gewaltthat, dem ersten Gliede einer langen Kette, begann auf der Insel La Mère beinahe dieselbe grausame Strenge zu wüthen, wie im Bagno St. Joseph. Die Sterblichkeit unter den Schlachtopfern der Regierung nahm einen größeren Umfang an. Die grausamsten Peinigungen wurden wegen der unbedeutendsten Verletzung des Gehorsams, wegen der geringsten Abweichung in Vollziehung der Befehle des Kommandanten oder eines Wächters verhängt.

Unter jenen Sieben, die zur Kettenkugel verurtheilt waren, befand sich Lepaile, der durch seine beredte Vertheidigung den Zorn der Richter erregt hatte, wie er schon längst durch sein würdiges Auftreten und muthiges Benehmen den Wächtern und Gensd'armen Aerger bereitet hatte.

Bernard und Adele traf ein günstigeres Loos. Gegen sie konnte man keinen genügenden Grund zur verschärften Strafe auffinden, oder besser, man es nicht der Mühe werth, dies zu thun, da diese beiden, wie die sechs übrigen vor's Kriegsgericht gestellten Kameraden, keine Besorgnisse, bezügtich ihrer besonderen Gefährlichkeit, einflößten.

Nach einer kurzen Berathung unter den Mitgliedern des Kriegsgerichts, während welcher die drei Freunde fürchteten, getrennt und nach verschiedenen Gefängnißorten gebracht zu werden, wurde diesen acht minder compromittirten Gefangenen ihr Urtheil verkündet.

Sie wurden ebenfalls zur Zwangsarbeit auf der Insel St. Joseph verurtheilt, jedoch ohne zur Kettenkugel verdammt zu sein.

An demselben Tage noch, wurden die Gefangenen nach ihrem neuen Bestimmungsorte abgeführt.

Die Insel St. Joseph liegt in ziemlicher Nähe von der Insel Royal, so daß die Garnison letzterer Insel ganz gut St. Joseph überwachen und den Dienst auf diesem Eilande versehen kann.

In Folge dessen und vielleicht, weil man die Kosten scheute, vielleicht auch aus anderen Gründen, wurde in dieser neuen Strafanstalt keine eigene Wächter-Kaserne erbaut. Die Gensd'armen und Wächter, welche auf St. Joseph den Dienst hatten, fuhren täglich von der Insel Royal nach Ersterer hinüber und wurden täglich in früher Morgenstunde von ihren Kameraden abgelöst.

Wir bezeichneten eben St. Joseph als eine neue Strafanstalt; dies war auch in der That der Fall.

Die Insel du Salut bestehen aus der Insel Royal, der Insel St. Joseph und der Teufelsinsel. Von diesen drei Eilanden war bis vor kurzer Zeit blos eines, die Insel Royal bewohnt.

Andere Strafanstalten waren auf der Insel La Mère, woselbst bald nach den oben beschriebenen Scenen, außer den Deportirten, d. h. den politischen Gefangenen, 221 weiße Sträflinge untergebracht wurden; auf dem Silberberge, wo sich deren 189 befanden, und in der Comté, wo die Anzahl der Gefangenen sich täglich durch neue Transporte vermehrte und bald die Zahl von zwölf hundert überstieg.

Auf der Insel Royal waren um dieselbe Zeit, zum größten Theile im Château-Rouge untergebracht, neunhundert und neunzig Deportirte befindlich.

Als der Gouverneur Bonnard und Herr de la Richerie die Anzahl der unfreiwilligen Bevölkerung durch immer neue Transporte sich mehren sahen, als diese Herren demnach in die Nothwendigkeit versetzt wurden, für diese immer wachsende Menge, Wohnorte zu beschaffen, und sie zugleich gedrängt wurden, die Kolonisation zu ordnen, die Sträflinge von den politischen Gefangenen abzusondern, und die Schafe von den Böcken, das heißt, die gefügigen und unterwürfigen Deportirten von den muthigen und deshalb gefährlichen zu trennen: so warfen sie ihre Blicke auf die Insel St. Joseph und die Teufelsinsel, von welchen sie die Erstere sogleich, die andere später einer Anzahl von Deportirten zum Aufenthalte anwiesen.

Dies geschah etwa ein halbes Jahr früher, als das Kriegsgericht Lepaile, Bernard und Adele nach St. Joseph verwies.

Als die drei Freunde dieses Eiland betraten, fanden sie dieselbe zum großen Theile noch als vollständige Wildniß und erst eine geringe Anzahl von Deportirten daselbst stationirt.

Es war ein trauriger Aufenthaltsort, und er wurde zur entsetz-

lichen Folterstätte durch die, daselbst eingeführten Maßregeln und Einrichtungen.

Es war St. Joseph eine Strafarbeitsanstalt im umfassendsten Sinne des Wortes.

Unter gewöhnlichen Verhältnissen kann Arbeit nicht wohl als Strafe gelten. Arbeit ist ja das belebende Prinzip der Welt, ist dem Weisen und Redlichen Genuß, allen Menschen Bedürfniß. Und der Zwang, welcher zur Arbeit nöthigt, ist in den meisten Fällen nothwendig und heilsam.

Etwas ganz Anderes ist es mit der Zwangsarbeit unter einem Himmel, wie jener Cayenne's.

Jedermann weiß, daß in Himmelsstrichen, die nicht so heiß sind, wie dieser, in Italien und Spanien zum Beispiel, die Hitze von zehn Uhr an bis gegen Abend alle Arbeiten in Freien unterbricht. Ebenso bekannt ist es, daß in Afrika, in Indien, auf den Westindischen Inseln und in den südlichen Staaten der Union die Feldarbeit dem Weißen tödtlich ist, und daß nur die Eingeborenen oder, was Westindien und die Sklavenstaaten betrifft, die eingeführte schwarze Race den verderblich sengenden Sonnenstrahlen zu trotzen vermögen.

Wenn man dessenungeachtet in Cayenne die weißen Deportirten zwingt, zehn Stunden täglich unter dem verzehrendsten Sonnenbrande im Freien zu arbeiten, so ist dies kein Zwang mehr zur Arbeit, sondern ein Zwang zur fortgesetzten, langsamen Selbstentleibung, so ist dies keine Strafe mehr, die heilsam wirken und bessern soll, sondern ein feiger, verabscheuungswerther Mord.

Und eben, weil diese Zwangsarbeit Mord ist, wurde sie dekretirt. Dieser Mord von Hunderten färbt der Henker Hände nicht roth, und die unblutige Guillotine, ob sie gleich ihr Werk ebenso sicher und glorreich verrichtet, als jene andere blutige der ersten Republik, macht nicht jenes grauenhafte Aufsehen; das Todesröcheln dieser Opfer findet nicht jenen, Entrüstung heischenden Wiederhall, welche den Groß-Henker auf dem Throne Frankreichs erzittern machen könnte. — —

Lepaile und seine Freunde wurden schon am ersten Tage zu ihrem Entsetzen gewahr, in welch' erbarmungslosen Hände sie nunmehr gerathen seien, und daß ihr früherer Aufenthalt in Cayenne im Verhältnisse zu dem jetzigen, als eine Zeit des Glückes betrachtet werden mußte.

Dabei hatten sie nicht einmal den geringen Trost, vereinigt bleiben zu können.

Allerdings waren sie auf derselben Insel. Allein Lepaile wurde mit den übrigen, zur Kettenkugel Verurtheilten, auf deren einen Seite festgehalten,

während Bernard, Adele und ihre Gefährten nach dem anderen Ende von St. Joseph gebracht wurden.

Die Arbeit war für Alle gleich, für die zur Kugel Verurtheilten sowohl, wie für die übrigen Deportirten. Für Alle war sie unentgeltlich und bindend.

Wer sich zu arbeiten weigerte, wurde zur Strafe des Pfostens verurtheilt, deren Wesen wir bald genug kennen lernen werden, oder zum Gefängnisse. Manchmal auch zu beiden Strafen zugleich.

So wurde jener Bürger Tassilier, dessen wir schon öfter gedachten, weil er sich — krank und schwach wie er war — der fortwährenden Arbeit unter dem Gluthenhimmel zu entziehen suchte, nach der Insel Royal gebracht, daselbst vierzehn Tage der Strafe des Pfostens unterworfen und weitere achtzehn Monate im Gefängnisse des Château-Rouge eingekerkert.

Dieser Vorfall, der sich schon wenige Tage nach Ankunft der drei Freunde auf St. Joseph ereignete, gab diesen einen entsetzlichen Vorgeschmack der Leiden, der auch ihrer noch harren würden und ein drohendes Beispiel von den Folgen der Arbeitsverweigerung.

Die Einrichtungen auf der Insel waren folgender Art: Um halb 6 Uhr Appell. Ein Frühstück, bestehend aus einer Fettsuppe, die beinahe ungenießbar war, versammelte die, durch das Unglück Verbrüderten um den Kochplatz. Mit dem Schlage 6 Uhr mußte Jeder an die Arbeit gehen. Diese währte bis 11 Uhr. Um diese Zeit durften die Deportirten in ihre Hütten zurückkehren, um daselbst das, von schwarzen Sträflingen unterdessen bereitete Mittagsbrot zu verzehren. Das Essen bestand durchschnittlich aus einer Suppe mit Speck, einem halben Pfund Brot, oft aus der schlechtesten Sorte Maniokmehl bereitet, und einem Quart sauren Weines. — Schlag 1 Uhr begann wieder die Arbeit, welche bis Abends 6 Uhr dauerte. Dann kehrten die, zum Tode matten, von der Sonne gedörrten Unglücklichen in ihre Hütten zurück. Um 7 Uhr schloß das Abendessen die entsetzliche Reihe von Qualen, welche sich in schreckensvoller Gleichförmigkeit Tag für Tag wiederholten. Zum Abendbrote vertheilte man getrocknete, wurmförmige Gemüse oder Stockfische. Jeder Gefangene erhielt zur täglichen Ration ein Liter Wasser. Diese unzureichende Quantität hatte noch den Uebelstand, bittersalzig zu schmecken.

Was nun die erzwungene und also eingetheilte Arbeit betrifft, so bestand diese darin, den Wald, der zum größeren Theil aus dichtem Unterholze bestand, auszuroden, die Bäume zu fällen, den Boden von dem Gestrüppe zu säubern und ihn dann zur Anlage von Gemüsegärten umzuarbeiten.

Nächstdem hatten die Gefangenen die Aufgabe, ihre Hütten, sowie ein Obdach für die, sich regelmäßig ablösenden Wächter und Soldaten zu bauen.

Diese Arbeiten, für, an körperliche Anstrengungen nicht gewöhnte Männer unter allen Verhältnissen schwierig, waren in diesem Klima eine nicht zu beschreibende Qual.

Und in der That, Bäume fällen und den Boden umgraben, Schubkarren führen und Felsensteine auf einer wilden, unebenen Insel hin- und herwälzen, und dies Alles in nur kurz unterbrochener, täglich zehnstündiger Arbeit, bei einer Hitze von fünfzig bis fünfundfünfzig Grad und bei schlechter, ungenügender Nahrung — in der That, sagen wir, dies ist mehr als erforderlich, um den rüstigsten, Arbeit gewöhntesten Eisenbahnarbeiter auf das Siechenlager zu werfen! —

Lepaile, der starke, kräftige Lepaile, war binnen wenigen Wochen nach seiner Ankunft auf St. Joseph zum Gerippe abgemagert und so schwach, daß er sich nur mit Mühe nach dem Arbeitsplatze und zurück zu schleppen vermochte.

Diese außergewöhnliche Entkräftung des Riesen rührte zum Theil von einem heftigen Fieber her, das er sich bei der Arbeit auf dem feuchten, sumpfigen Boden, welchen Jahrhunderte lang durch das dichte Laubwerk hindurch kein Sonnenstrahl hatte treffen können, zugezogen hatte. Und nicht geringe Leiden verursachten ihm bei seiner Schwäche die schweren, sechzigpfündigen Eisenketten und Kugeln, welche er an seinen Beinen mitschleppen mußte und die ihm gar bald tiefe, eiternde Wunden verursacht hatten, in welche sich das scheußliche Ungeziefer jener Gegenden einbohrte, ohne daß er die, vom Eisen bedeckten Stellen genügend reinigen konnte.

Seine Leiden waren entsetzlich, grauenerregend; und dessenungeachtet war er gezwungen, nach wie vor die mühseligste Arbeit zu verrichten, wollte er sich nicht zur entehrenden und ach! gar oft mörderischen Strafe des Pfostens verurtheilt sehen, oder als krank in's Hospital gebracht werden, von wo — wie er nur zu wohl wußte — er nur als Leiche würde entlassen werden.

Bernard und Adele waren in kaum minder schrecklicher Lage.

Um ihre grausamen Leiden ganz zu begreifen, genügt es nicht, die oben beschriebenen Einrichtungen bezüglich der Arbeit und der Nahrung zu kennen; um die Lage der Unglücklichen genügend würdigen zu können, muß man diese Einrichtungen näher untersuchen, muß man das Klima berücksichtigen und die Seelenqualen, welche den körperlichen Leiden die Wage hielten und ebensowohl in der Hoffnungslosigkeit ihrer Zukunft und den

Erinnerungen aus der Vergangenheit wurzelten, als in der Gegenwart durch die immerwährende Berührung mit den rohen und gemeinen Schergen verursacht würden.

Die Arbeit von sechs bis eilf Uhr Vormittags, so lähmend und erdrückend auch die Hitze, so schwer und anstrengend — besonders für das zarte Mädchen — die Arbeit des Holzfällens und des Umgrabens waren, war dennoch im Verhältniß zur Arbeit des Nachmittages erträglich und der erträglichere Theil des Tagewerkes.

Es waren fünf mühevolle Stunden der Anstrengung, der Hitze und des Schweißes; allein sie folgten auf die stärkende Ruhe der Nacht, und im Beginne dieses Zeitraumes waren die Lüfte abgekühlt, die Pflanzen mit Thau bedeckt und die Erdkruste Kühlung ausströmend.

Wie sehr war dies Alles während der Nachmittagsstunden verändert!

Wenn die ersten sengenden Sonnenstrahlen alle Frische der Nacht aufgesogen hatten, wenn Bernard und Adele, ermüdet von fünfstündiger Arbeit, entkräftet und krank in ihre Hütte zurückgekehrt waren, wenn sie dort das spärliche und ekelhafte Mittagsmahl eingenommen hatten und nun während der kurzen Raststunde dennoch keine Ruhe fanden, gequält von dem Ungeziefer, ohne zureichende Luft, keuchend sich auf dem Lager wälzten und beinahe der drückenden Schwüle unterlagen, wenn außen die Hitze den Boden spaltete, wenn in der weiten Natur eine Art Niedergeschlagenheit herrschte, die dem Schrecken glich — wenn aller Schatten fehlte und die Sonne senkrechten Strahles ihre glühenden Pfeile herniedersandte: dann mußten sie hinaus in die todesstarre Oede, in die brennende Luft, dann mußten sie wieder die Hacke und den Karren nehmen und auf's Neue fünf Stunden arbeiten.

Wäre ihnen der Hut vom Haupte gefallen — der nächste Sonnenstrahl würde sie sofort wahnsinnig gemacht haben.

Binnen wenigen Tagen dieser entsetzlichen Arbeit war ihre Haut von der Sonne förmlich geröstet. Die Wirkung dieser Sonne war nicht eine peinliche Empfindung von Hitze, die ermattet und niederdrückt, es war ein schmerzliches Brennen. Die den Sonnenstrahlen ausgesetzte Haut bräunte sich, zog Blasen, bekam Risse und schuppte sich ab. Der dürre Boden versengte die Oberhaut, sobald die Armen den nackten Fuß auf seine glühende Rinde setzten.

Diesen Leiden, durch Sonnenbrand und Hitze verursacht, gesellte sich noch, was ihre Nahrung anbetraf, Hunger, Durst und Ekel hinzu.

Wir haben über die Cayenne'sche Kost schon in den vorhergehenden Kapiteln zur Genüge gesprochen; und wollen über jene auf der Insel

St. Joseph nur noch hinzufügen, daß sie wo möglich noch schlechter und noch unzureichender war, als auf den übrigen Inseln.

Bernard sah in den ersten Tagen ihres Märtyrerthumes voraus, daß weder seine heroische Geliebte, deren Geist noch fest und muthig war, wie früher, deren Körper aber mehr und mehr den tödtlichen Einflüssen ihrer Situation erlag, noch er selbst lange Zeit den Folgen dieser barbarischen Strafe würde widerstehen können.

Er mußte dabei Tag für Tag Zeuge sein, wie dieser oder jener seiner Genossen und Leidensgefährten der Strafe und Zwangsarbeit unterlagen.

Denn mehr als Einer fiel jeden Tag von Ermüdung überwältigt, oder von einer vernichtenden Krankheit getroffen. Diese Unglücklichen wurden von den schnell herbeieilenden Wächtern mit Fußtritten und Stockhieben wieder aufgerichtet.

Die Roheit der Wächter überstieg beinahe die Grenzen der Möglichkeit. Die armen Gefangenen, weniger vor den körperlichen Leiden bebend, weniger selbst vor dem Tode, als vor der entehrenden Berührung mit den elenden Schergen, hatten übereinstimmend den festen Entschluß gefaßt, ihre Qualen und namenlosen Leiden ohne Murren, ohne Wanken selbst, ohne den Wächtern das Schauspiel der Schwäche zu geben, zu ertragen, so lange noch ein Funken Leben, so lange noch eine Spur von Kraft in ihnen wäre.

Diese Männer, deren einziges Streben die Freiheit, deren schönstes Gut die Erinnerung an die einst erfochtenen Siege der Menschenrechte war, diese trotzigen und von dem Bewußtsein dessen, was sie gethan hatten und was sie leiden mußten, getragenen Charaktere, die in sich alle Würde ihres Volkes trugen, welches unter dem Despotismus vernichtet und gekrümmt liegt; diese edlen Naturen, welche all' ihres Muthes bedurften, um bei den, ihre Kräfte fast übersteigenden Qualen, ihre Henker nicht um Gnade anzuflehen: diese Märtyrer hatten den heroischen Willen, sich nur mehr wie eine Maschine von den Händen der Wächter und Gensd'armen leiten zu lassen, sich, ohne ihrer Menschenwürde zu gedenken, einer solchen Aufsicht zu unterziehen, ohne Murren die rohesten Beleidigungen anzuhören und den sinnlosesten Befehlen zu gehorchen.

Welch' edler Muth! Um wie viel bewunderungswürdiger, als die Heldenkühnheit des, auf dem Schlachtfelde dem Tode entgegengehenden Soldaten!

Bernard und Adele theilten diesen Muth. Auch sie richteten sich in ihren Leiden, gleich ihren Brüdern, durch die Verachtung auf, welche sie ihren Henkern zollten; auch sie trösteten sich durch Träumereien von Ent-

weichung, wie schwierig eine solche auch immer sein mochte, und durch die Hoffnung eines Regierungswechsels im theuren Heimathlande.

In dieser Beziehung hatte Bernard allerdings andere Wünsche als die Mehrzahl seiner Kameraden. Sein trauriges Schicksal hatte ihm seine Ueberzeugung, seine politische Meinung nicht zu rauben, die täglich und stündlich vernommenen Reden seiner republikanischen Brüder seine Ansichten nicht zu trüben vermocht. Er hoffte auf die dereinstige Wiedergeburt des legitimen Königthums in Frankreich, gleichwie seine Gefährten auf die Wiederkunft der Republik harrten; und diese seine Hoffnung stählte seinen Muth im Ausharren und im Erdulden der empörendsten Qualen.

Nur Eines ließ ihn oftmals seine Fassung verlieren und machte es ihm beinahe unmöglich, seinen Unwillen zu bemeistern.

Dies war, wenn einer oder der andere seiner Kameraden, dessen Willen durch die äußerste physische Erschöpfung, oder das Uebermaß der Schmerzen endlich auf Augenblicke besiegt wurde, einen leisen Schrei des Zornes sich entschlüpfen ließ, oder eine aufrührerische Geberde machte; und wenn dann der nächststehende Wächter mit den schrecklichsten Züchtigungen über den Unglücklichen herfiel, ihn mit Stockstreichen zu Boden schmetterte, ja, gar oft mittelst eines tödtlichen Hiebes den Leiden seines Schlachtopfers ein Ende machte.

Denn — bei solchem Anblicke — überstieg das Seelenleiden Bernard's und seiner Freunde bei weitem die furchtbarsten körperlichen Leiden des, unter des Wächters Stocke Gefallenen. — Machtlos, regungslos, scheinbar ohne Theilnahme, mußten sie Zeugen sein der empörendsten Verbrechen, während in ihren Seelen Zorngewitter losbrachen, welche sie zu ersticken drohten.

Allein, was konnten sie thun! — Ihr Aufstand — dies hatte Bernard erst in jüngster Zeit erfahren — hätte die Lage ihrer armen Genossen nur verschlimmert, während er sie selbst dem ruhmlosen Tode unter Stockstreichen, im günstigen Falle dem Tode durch die Kugel überliefert hätte!

Bernard und Adele mußten indessen nicht nur ihren Zorn, ihre Entrüstung bemeistern bei solchen Veranlassungen, sie mußten auch taub und blind bleiben bei den ihnen selbst geltenden unausgesetzten Herausforderungen ihrer Wächter.

Ja, Wächter, Gensd'armen, Offiziere von der Marine und dem Ingenieurkorps und Gouverneure wetteiferten mit einander, um das geeignetste Mittel, das empörendste Wort zu finden, die unglücklichen Deportirten aus ihrer Zurückhaltung hervorzulocken, ihnen ein bitteres Wort, eine Verwei-

gerung, eine unwillige oder verächtliche Geberde zu entreißen und sie solchergestalt der Strafe zu überliefern.

Ja, die nicht avancirten Wächter dieses Bagno schienen die Deportirten nur als Mittel zu betrachten, ihre Beförderung zu provociren, und stets zu berechnen, wie viel Peitschenhiebe auf die Lenden eines politischen Gefangenen erforderlich seien, um eine Offiziersepaulette hervorzubringen. Die Offiziere aber waren nicht minder grausam als ihre Untergebenen, theils aus Dankgefühl gegen die Grausamkeit, durch welche sie ihr Patent erlangt hatten, theils aus Gewohnheit, und theils aus kannibalischer Lust an der Ausübung dieser Akte der Rohheit.

Daß die Gefangenen niemals der Aufsicht ihrer Tyrannen entzogen waren, dafür war auf das Umfassendste Sorge getragen. Jeder Wächter hatte eine Abtheilung von zehn Gefangenen unter seinem Befehle. Diese Armen führte er zur Arbeit, bewachte sie dort und brachte sie wieder in ihre Hütten zurück, welche sie ohne seine Erlaubniß nicht verlassen durften.

Für den Fall einer allgemeinen Empörung war durch die Anwesenheit von vierzig Infanteriesoldaten von der Marine und ungefähr zwanzig Gensd'armen vorgesorgt. Alle diese Bewaffneten waren — wie schon erwähnt — der Garnison der Insel Royal entnommen, von wo sie täglich abgelöst wurden.

Dies ist, in flüchtigen Umrissen gezeichnet, ein Bild von dem Leben und den Einrichtungen auf der Insel St. Joseph, wie sie die drei Freunde und ihre Leidensgenossen bei ihrer Ankunft daselbst vorfanden.

Dabei wurden dieser Strafanstalt täglich neue Gefangene zugeschickt, worunter alle früher auf der Insel La Mère stationirten befindlich waren.

Die erwähnten Einrichtungen waren allerdings nicht von langer Dauer. Bald blieben auf dieser Insel nur noch die, zur Kettenkugel Verurtheilten zurück, deren Anzahl freilich nicht unbeträchtlich war. Wir werden sogleich zur Erzählung dieser Umgestaltung gelangen. Für jetzt nur so viel, daß die zurückbleibenden Gefangenen die ganze Insel in der verhältnißmäßig kurzen Zeit von vierzehn Monaten bebauten und bepflanzten, was — wenn man die mühevolle Arbeit und die sengende Hitze, die dort herrschenden Krankheiten und die erschwerenden Grausamkeiten der Wächter, mit in Anschlag bringt — in der That ein bewunderungswürdiges Zeugniß für den Fleiß, die Ausdauer und die Thatkraft der politischen Gefangenen giebt.

Dieser Anbau, dessen Früchte zum größeren Theil den Deportirten entzogen wurden und den Wächtern, Soldaten und Offizieren zu Gute kamen, verursachte bei der Mehrzahl dieser unglücklichen Colonisten die Ruhr.

Während des ersten Jahres mußten in Folge dieser Krankheit hundert

und achtzig Gefangene von St. Joseph in das Hospital nach der Insel Royal geschafft werden, woselbst sechzig starben. Sechzig von einhundert und achtzig!

Es mochten ungefähr acht Tage verflossen sein, seit die drei Freunde auf St. Joseph weilten.

Ein glühend heißer Tag neigte sich seinem Ende entgegen.

Es war Sonnabend. Dieser Tag brachte den Gefangenen von St. Joseph regelmäßig besondere Unannehmlichkeiten, und er verging selten, ohne einer Anzahl derselben Verurtheilungen zur Strafe des Pfostens oder zum Gefängnisse zu hinterlassen.

An diesem Tage wurde nämlich über die Gefangenen die wöchentliche Revue gehalten. Eine Stunde vor Sonnenuntergang erschien der Commandant der Insel Royal mit seinen Offizieren, um diese Revue abzuhalten und das Etablissement zu inspiciren.

Eine zweite Revue findet am Sonntage statt. Diesesmal aber auf der Insel Royal selbst, wohin die Gefangenen in dazu bestimmten Booten gebracht werden. Diese sonntägliche Revue ist nur die Vorbereitung zum Besuche des Gottesdienstes. In der Reihenfolge jener Nummern, welche die Deportirten bei ihrer Ankunft im Château-Rouge erhielten, haben sie sich in militärischer Ordnung im Hofraume dieser Festung aufzustellen. Am Schluß der Revue defiliren die Gefangenen vor dem Commandanten und seinen Offizieren. Diese, ihre Herren, zu begrüßen, ist Vorschrift und dürfte nur mit Gefahr, empfindlich gezüchtigt zu werden, vernachlässigt werden.

Nachdem die Deportirten auf solche Art ihre irdischen Herren begrüßt haben, werden sie mit Beibehaltung der vorgeschriebenen Ordnung in die kleine Kirche geführt, um Gott zu begrüßen.

Es ist dies eine Cayennische Bethätigung des Sprüchwortes: Herrendienst geht vor Gottesdienst.

Und dennoch ist man sehr fromm in diesem schönen Lande Cayenne. Der Gottesdienst darf keinen Sonntag versäumt werden. Die Gefangenen werden zur Kirche getrieben, gleichviel ob es Protestanten, Juden oder Heiden sind. Nachdem sie bei der Revue gezwungen waren, das „vive l'Empereur!“ von den Schergen und Soldaten in französischer Sprache zu vernehmen, müssen sie hier in der Kirche das „Gloria Deo!“ in lateinischer Zunge hören. Nachdem man sie die ganze Woche über gelehrt hatte, dem Urheber ihrer Qualen, dem Mörder ihres Daseins im Stillen zu flu-

chen, sind sie jetzt gezwungen, das „Domine salvum fac imperatorem“ mitzusingen. Und sie sind gezwungen, ob sie gleich zum großen Theile anderen Glaubens sind, die katholischen Religionsgebräuche mitzumachen; sie sind gezwungen, die Messe zu hören, deren Sinn sie vielleicht nicht verstehen, und der Predigt beizuwohnen, welche nur zu oft Beleidigungen über sie ausschüttet. Denn Niemand wehrt dort den Jesuiten, von der Kanzel herab gegen die Freidenker und Protestanten zu donnern und in ihrem heiligen Eifer oft bis zu Schimpfworten überzugehen.

Bernard war mit Adelen in ihrer gemeinsamen Hütte.

Jeden Augenblick erwarteten sie, das Trommelsignal zu vernehmen, welches sie zur Revue rufen sollte.

In den Augen des armen Mädchens zitterten Thränen. Ihre Wangen waren feucht von dem vergossenen Schmerzensthau.

Bernard lag bleich und mit entstellten Zügen auf dem Strohlager.

Seit dem vorhergehenden Abende schon war er an der Ruhr erkrankt Ungeachtet dieses schweren Leidens aber war er gezwungen, mit den übrigen Gefangenen die Arbeit im Rohrdickichte zu verrichten, welches einen kleinen Sumpf überwachsen hatte und dessen mannsdicke Schäfte zu fällen und auszuroden ihre Aufgabe war. Bei dieser Arbeit mußten die Gefangenen oft bis an die Kniee im sumpfigen Wasser waten.

Bernard's Uebel konnte dadurch unmöglich gebessert werden. Er konnte nach Beendigung der Arbeit kaum mehr seine Hütte erreichen. Seine Schwäche nahm immermehr überhand. Die Krankheit drohte einen gefährlichen Charakter anzunehmen.

Was konnten die Unglücklichen in ihrer traurigen Lage thun! Die Anzeige von Bernard's Zustande machen? — Da war zuerst die Frage, ob man das Uebel gehörig berücksichtigte und die Krankheit als solche gelten ließ; und wenn dies der Fall war, so wurde Bernard in's Hospital, in die Hände des berüchtigten Doktor Chabassu geliefert, der ihn, je nachdem er gelaunt war, vielleicht mit dem Leben für seine Behandlung zahlen ließ.

Daß diese Befürchtungen nicht auf Hirngespinnsten beruhten, hatten die Gefangenen erst vor wenigen Tagen zu ihrem Schrecken erfahren.

Einer der Deportirten, der Bürger Faiteau, war ebenfalls an der Ruhr erkrankt. Er wurde, nachdem man ihn noch tagelang zur Arbeit gezwungen, nachdem man ihn, als er diese durchaus nicht mehr zu verrichten vermochte, gepeitscht und gefoltert hatte, endlich auf Befehl des chirurgischen Gehülfen, der auf St. Joseph sein Wesen trieb, in's Hospital der Insel Royal gebracht.

Dort fiel der arme Mann in die Hände des Doktor Chabassu, der

über diesen neuen Zuwachs seiner Patienten nicht eben erfreut war und Anstalten traf, sich so schnell als möglich dieses unberufenen Eindringlings zu entledigen.

Allein der Bürger Faiteau wollte nicht sterben. Schon zwei Tage war er im Hospital und wunderbarer Weise noch am Leben. Dies schien den Doktor Chabassu unwillig zu machen; er hatte aber noch ein Mittel, sein Ziel zu erreichen. Er behandelte den Kranken als einen schläfrigen Faullenzer und schickte ihn am selben Tage noch unter dieser Bezeichnung auf die Insel St. Joseph zur Arbeit zurück.

Am folgenden Tage ließ der Chirurg von St. Joseph den Kranken auf's Neue einschiffen und in's Hospital bringen. Denn Faiteau's Krankheit war nicht nur nicht gewichen, sondern hatte sich durch Doktor Chabassu's Beihülfe und den zweimaligen Transport zur See noch bedeutend verschlimmert.

Der dritte Seetransport trug nichts zur Besserung bei. Zwölf Stunden nach seiner Wiederankunft war der Kranke im Spitale gestorben.

Vielleicht könnte man glauben, dieser Mord sei aus Gleichgültigkeit, Unwissenheit, oder in Folge einer Regung der Brutalität begangen worden. Allein, wer dieser Ansicht ist, der kennt zu seinem Glücke den Doktor Chabassu nicht.

Als der arme Faiteau seine Augen zum ewigen Schlummer geschlossen hatte und seine Seele hinüberfloh in jene besseren Gefilde, wo es keinen Napoleon, keine Henker und Mörder mehr giebt, sagte Doktor Chabassu, am Sterbebette seines Opfers stehend, ohne eine Bemerkung über diesen Punkt abgewartet zu haben:

„Wenn ich rücksichtlich seiner mit solcher Strenge gehandelt habe, so geschah es, weil dieser Mann gefährlich war und weil er schon vorgängige Urtheile gegen sich hatte!"

Solchergestalt hatte dieser Arzt aus eigener Machtvollkommenheit geurtheilt, verurtheilt, gemordet. —

Bernard und Adele, welchen dies Verfahren des Doktor Chabassu nicht unbekannt geblieben war, wie denn unter den Gefangenen über jenen Mann überhaupt nur ein Urtheil und zwar das der Verdammung laut wurde, fürchteten daher nicht ohne Grund das Schlimmste, falls Bernard in seine Hände geliefert würde.

Vermieden sie aber die Anzeige von Bernard's Uebel — falls dies bei längerer Dauer desselben möglich war — so war Bernard genöthigt, fortgesetzt Arbeiten zu verrichten, welchen seine Kraft durchaus nicht mehr gewachsen war, welche gleicherweise seinen Zustand mehr und mehr ver-

schlimmerten und ihn den empörendsten und erniedrigendsten Mißhandlungen aussetzten.

Die Furcht vor der Zukunft, die Leiden der Gegenwart, das tiefe Mitgefühl, welches Adele dem Geliebten weihte, diese Gefühle alle waren die Veranlassung, welche jene Schmerzensperlen in Adelens Augen preßten.

„Ach, mein armer, unglücklicher Horace! was soll aus uns werden! Wie werden wir dieser neuen Gefahr zu entfliehen vermögen! — O, allgütiger Gott! erwecke doch in den Herzen unserer Peiniger einiges Mitleid! Sende einen Deiner Engel hernieder, daß er den, mir vor Deinem Angesichte angetrauten Manne schirme und errette!"

Bernard richtete sich von seinem Schmerzenslager empor. Ein eigenthümlich bitteres Lächeln spielte um seine Lippen.

„Was forderst Du, Geliebte? Wie kannst Du hoffen, daß Mitleid, jenes Schwestergefühl der Liebe, gleich dieser, selbst himmlischen Ursprunges, in den Herzen jener Kreaturen der Hölle erwache, welche ein grausames Schicksal uns zu Herren erkoren hat!" —

„Ach! wäre denn in diesen Menschen jedes andere Gefühl, als das der Grausamkeit, erstorben?"

„Leider ist es so, Adele! Du begreifst nicht, daß der Menschen Herzen so entartet sein können? Auch ich vermag mir diese entsetzliche Wahrheit erst seit Kurzem zu erklären. — Unter allen Lastern ist es ja die Grausamkeit, welche man am wenigsten zu begreifen vermag. Man vermag sich nicht zu erklären, wie ein Mensch, der in seinen gewöhnlichen Verhältnissen, in seinem Familienleben sich von mildem und wohlwollenden Charakter zeigt, unter gewissen Umständen einen sehr guten Henker abgeben kann!"

„Nein, Horace, nein! Nimmer wird ein guter Mensch, ein braver Familienvater sich zum Henker und Peiniger seiner Mitmenschen hergeben!"

„Ein edles Gemüth nicht, da hast Du Recht, Adele! Aber gewöhnliche Menschen, selbst Männer ohne Leidenschaften, welche sie fanatisiren und ihre Augen mit Purpur umschleiern, gewöhnen sich nur zu leicht daran, einzig und allein in ihrem persönlichen Interesse zu leben und jene, ihnen anbefohlenen und ihrem Egoismus dienlichen Grausamkeiten unter dem Schilde reiner Tugend zu verstecken!"

„Ich verstehe Dich nicht völlig, Geliebter!"

„Betrachte diese Soldaten! Nur widerstrebend konnte sich vielleicht ihr Herz im Anfange an dies System von Schändlichkeit und Grausamkeit gewöhnen. Allein ihre Pflicht war, sich den gegebenen Befehlen zu fügen. Diese Pflicht wurde ihrem leicht bethörten Geiste als Tugend dargestellt. Diese Tugenden haben in der That bestechende Namen: Gehorsam gegen

die Gesetze, Treue für die Fahne u. s. w. Jene schwachen Menschen gelangen denn bald dazu, das sich regende Gewissen zu beschwichtigen, indem sie — einen Akt der Roheit begehend — diesen geschickt mit dem Scheine der Tugend bedecken."

„Ach!" seufzte Adele — „ich fange an, Dich zu begreifen!"

„Jener Soldat sagt sich allerdings, indem er seinen Egoismus vor sich selbst verbirgt: Nicht meiner Beförderung wegen handle ich so, sondern um meinem Vaterlande zu gehorchen. Aber dumpf erhebt in ihm die Natur ihre Stimme gegen diese barbarische Heuchelei, gegen den Sophismus seines Geistes. Der Mensch flüstert dem Soldaten zu; du handelst böse! Er schwankt, er besinnt sich. Aber vor seinen Augen hat er die Beispiele seiner Vorgesetzten, seiner Kameraden, lauter Beispiele von Entwürdigung und Grausamkeit. Er fühlt sich bei diesem Mahnen des Gewissens unbehaglich, er sucht diesem Zwiespalt durch eine energische Handlung zu entgehen — und diese Handlung ist eine solche, der Grausamkeit."

Adele schauderte bei dem Gedanken an die Schwäche der Menschen, welche Verbrechen erzeugt.

Bernard fuhr fort:

„Während dieser Mann aber so handelt, flüstert das Gewissen noch lauter. Er fällt von Neuem und tiefer noch, als vorher. Er glaubt jene inneren Mahnrufe im Blute seines Opfers ersticken zu können. Er glaubt diesen gewissenhaften Rest des moralischen Menschen bekämpfen zu müssen und durch ein Uebermaß der Grausamkeit sein Gewissen stumm machen zu können. Ach, ebenso wird ein Verbrechen nur zu oft durch sein Uebermaß den Augen des Volkes entzogen und schlägt die öffentliche Einsicht mit dem Schwindel seiner Tiefe!"

„Wenn Deine Ansicht die richtige ist, so dienten Bildung, Zartgefühl und Empfindsamkeit, all' diese Quellen des Guten, nur zum Bösen, weil gerade diese Gefühle am heftigsten der Grausamkeit widerstreben und am gewaltsamsten unterdrückt werden müssen?"

„So ist es! — Was soll man dann von jenen rohen Naturen sagen, jenen wahrhaften Bluthunden, jenen Stieren vom Circus, welche ihre Koppeln oder ihre Schranken durchbrechen, um sich eifriger zu zeigen? Für diese, und deren sind leider viele, heißt Tödten und Martern strenge Pflichterfüllung und Genuß zugleich! — Du siehst, Adele, jeder Soldat auf den Inseln ist der gezwungene oder willensfreudige Vollstrecker der großen Aufgabe des Kaiserreiches."

„Ach ja; das Kaiserreich ist der Friede. Und der vollkommenste Friede ist — der Tod!"

Während die beiden Liebenden also sprachen — ihre entsetzlichen Verhältnisse zwangen sie, statt von ihrer Liebe, von der Grausamkeit ihrer Henker zu sprechen — hatte sich, ohne daß sie dessen leise Fußtritte vernommen, einer der Wächter ihrer Hütte genahet.

Vielleicht hatte er ihre letzten Worte vernommen und im Laufe des heutigen Tages die geringe Arbeitsfähigkeit Bernard's bemerkt. Wie dem auch sein mochte, — er trat, kaum daß Adele geendet hatte, mit zorniger Miene in die Hütte.

Bernard suchte sich bei diesem geräuschvollen Eintreten von seinem Lager zu erheben. Allein dies wollte ihm nicht sogleich gelingen. Sein Körper war zu sehr geschwächt. Er konnte sich nicht auf den Füßen halten.

Bei dieser bemitleidenswerthen Lage des jungen Mannes färbte höhere Zornesröthe des Wächters Antlitz, und mit einem lauten Fluche erhob er den Stock, um ihn auf Bernard herniederzuschmettern.

Bisher war Bernard diesen empörenden Mißhandlungen noch immer glücklich entgangen.

Bei der nun drohenden Berührung mit dem Stocke bedeckte sein ohnehin bleiches Gesicht jene fahle Leichenblässe, welche durch das Zurückströmen des Blutes nach dem Herzen verursacht wird. Seine Augen sprühten Zornesblitze. Dieses mächtige Gefühl gab ihm auch die Kraft, sich in schnellem Schwunge empor zu raffen.

Aber noch schneller hatte sich Adele, einen kreischenden Angstschrei ausstoßend, zwischen Bernard und den Wächter geworfen.

Der Bernard zugedachte Stockstreich traf daher Adelens Schulter.

Im nächsten Augenblicke aber stand Bernard mit drohend erhobener Faust dem erstaunten Wächter gegenüber.

Adele wand sich wimmernd auf dem Boden.

„Schurkischer Bösewicht! Das sollst Du mir theuer zahlen!"

Mit diesen Worten warf sich Bernard, welchem die eben stattgehabte Scene alle Besonnenheit geraubt hatte, gleich einem angeschossenen Eber auf den Wächter.

Der Ruf des armen Mädchens: „Um Gott! Bernard — Du stürzest mich und Dich in's Unglück!" brachte ihn nicht zur Besinnung zurück.

Wohl aber geschah dies durch die Hand des Wächters, welcher mit leichter Mühe den von Krankheit Erschöpften zu Boden warf und ihm sofort Hände und Füße band.

Dann eilte der Wächter vor die Hütte, setzte eine kleine Pfeife an die Lippen und stieß einen Signalruf aus, welchem fast augenblicklich ähn-

liche Signale antworteten. Drei seiner Spießgesellen näherten sich eiligen Laufes Bernard's Hütte.

Dieser hatte inzwischen die Unbesonnenheit seiner Handlungsweise eingesehen. Obwohl in seinem Rechte, war es doch unklug und — im Hinblicke auf Adelen — unpolitisch von ihm, sich von seinen Gefühlen hinreißen zu lassen.

Allein es war geschehen. Nun galt es, die Folgen seiner Unbesonnenheit geduldig zu ertragen.

Der Wächter trat, gefolgt von seinen Gefährten, wieder in die Hütte.

Er hatte diesen bereits das Vorgefallene mitgetheilt.

„Ja!" fuhr er fort — „ich hatte bereits während des ganzen heutigen Tages die Lässigkeit undBöswilligkeit dieses Burschen bemerkt. Ich wollte aber doch vor Beginn der Revue nach ihm sehen — man konnte ja doch nicht wissen — — und richtig stellte er sich im Anfange, als ob er todesmatt wäre. Als er aber die Wirkung meiner Fuchtel verspürte, da war er plötzlich kräftig und munter. So machen sie's Alle!"

Adele, welche sich wieder aufgerichtet hatte, kam bittend auf den Wächter zu, in der Absicht, Gnade für Bernard zu erflehen.

Aber ohne sie anzuhören, wandte sich der Wächter barsch ab, mit der Bemerkung, daß der junge Laffe — damit meinte er Adele — froh sein solle, wenn er selbst nicht noch nachträglich für sein unbefugtes Dazwischentreten bestraft werde. Für dieses Mal möge er mit dem Einen Stockstreich vorlieb nehmen.

Dann wandte sich der Hartherzige wieder an Bernard:

„Was Dich betrifft, mein Bursche, so will ich Dich lehren, so frechen Widerstand zu leisten. Ich könnte Dich zwar wegen Angriffes auf die geheiligte Person eines Wächters anklagen, und dann wäre Dein wohlverdientes Loos der Pfosten. Doch dem entgehst Du dennoch nicht; und weil heute zu Deinem Glücke — Du magst dem Heiligen dafür ein Dutzend Vaterunser beten, wenn Du anders nicht ein verdammter Ketzer bist! — weil, wie ich sage, zu Deinem Glücke, heute der Festtag meines Namenspatrones ist, so will ich Gnade für Recht ergehen lassen und Dir frechen Hund einfach die Daumenschrauben ansetzen!"

Während er noch so sprach, hatte er mit der gleichgültigsten Miene von der Welt jene abscheulichen Marterinstrumente aus der Tasche genommen, ohne welche in Cayenne kein Wächter, so wenig wie ein Gensd'arm oder Soldat sein Quartier verläßt.

Adele stieß bei diesem Anblicke einen herzzerreißenden Schrei aus. Ohnmacht umwebte ihre Sinne. Sie konnte sich kaum aufrecht erhalten.

Ein Wort von Bernard aber, der bittende Blick, welchen er ihr zuwarf, und den sie — da ihre Augen halb geschlossen waren — mehr fühlte als sah, riefen dem starken Mädchen fast augenblicklich ihren Muth und ihre Geistesgegenwart zurück. Sie unterdrückte standhaft ihre Aufregung und Angst, da sie fürchtete, daß zweifelsohne noch schlimmeres Unheil über sie Beide hereinbrechen müsse, sobald sie von ihrem mädchenhaften Gefühle sich hinreißen ließe und so wider Willen die Entdeckung ihres Geschlechtes offenbaren würde.

Um Adelen Muth einzuflößen, den gräßlichen Anblick, der sich ihr sofort bieten mußte, standhaft zu ertragen, ohne sich durch eine Bewegung, einen Laut zu verrathen, bemühte sich Bernard, ein Lächeln um seine zuckenden Lippen hervorzurufen, indem er geduldig die beiden Hände den Folterknechten reichte.

Mit rohem Lachen und gräßlichen Witzen gingen diese an ein Werk, das ihnen durch lange Uebung zur Gewohnheit geworden war.

Die Folterinstrumente waren angebracht. Das Fleisch hing in Fetzen von den zerrissenen Händen. Bernard lächelte dazu, indem er seine Augen nicht von Adelen wandte, die ihrerseits in fieberhafter Erregung, zitternd und mit Mühe die Angstlaute unterdrückend, sich vergebens bemühte, ihre Blicke von dem edlen Märtyrer abzuwenden. Soviel vermochte sie indessen doch über sich, daß sie nicht auf Bernard's Hände sah; ihre Augen ruhten auf seinem Antlitze, dessen fortgesetztes Lächeln ihr einige Beruhigung gewährte.

Die Henker aber waren mit diesem Muthe, mit dieser Standhaftigkeit und diesem Lächeln durchaus nicht zufrieden.

Sie zogen die Schrauben noch fester an.

Das Blut spritzte in scharfen Strahlen weit hin.

Was half es Bernard, daß er noch immer zu lächeln versuchte, obgleich dieses Lächeln mit fest zusammengepreßten Zähnen eine gräuliche Verzerrung seiner Gesichtszüge bewirkte. Adele konnte sich dadurch um s weniger täuschen lassen, als das warme Blut ihres Geliebten ihr Gesicht und Nacken bespritzt hatte.

Ein lähmender Schauder des Entsetzens durchzuckte ihren Körper, als das durch diese Bluttaufe bewirkte Gefühl sich von den Nerven ihrer Seele mittheilte.

Sie blieb regungslos. Nur ihre Augen bewegten sich fast unwillkürlich. Sie senkten sich auf Bernard's zerfleischte Hände. Der Athem stockte bei diesem Anblicke in ihrer Brust — sie glaubte ersticken zu müssen —

ein Schrei wollte sich gewaltsam emporringen. Aber der Muth Bernard's, mit dem er den entsetzlichsten Schmerz lautlos ertrug, erinnerte sie an das, was der Unglückliche auch von ihrem Muthe verlangte.

Weniger konnte sie in dieser Schreckensstunde doch nicht für den Mann ihrer Seele thun, als seinen Erwartungen zu entsprechen.

Sie erholte sich allmählich von ihrem ersten Schrecken, indem sie ihre verzweifelnde Seele an dem Gedanken aufrichtete, Bernard in diesem entsetzlichen Augenblicke durch ihre Standhaftigkeit aufzurichten.

Bernard dankte ihr mit einem Blick voll Liebe und einem schwachen Lächeln.

Dies entging seinen Peinigern nicht.

Diese der Hölle entstiegenen Quälgeister sahen sich bei den fortgesetzten Beweisen der bewunderungswürdigsten Standhaftigkeit ihres Schlachtopfers betroffen an. Dann lachten sie. Sie verstanden sich, die schönen Seelen! —

Auf's Neue drehten sie die Schrauben mit Aufgebot all' ihrer Kräfte. Das Eisen knirschte.

Aber dies war nicht der einzige vernehmbare Ton.

Dem Knirschen folgte ein eigenthümliches scharfes Krachen, ein knackender und splitternder Ton. Dann ein dumpfes Reiben.

Es waren die zerbrochenen und zermalmten Knochen der beiden Daumen, welche dies Geräusch verursachten.

Bernard lächelte nicht mehr. Er hatte die Zähne krampfhaft über einander gepreßt. Die Linien seines Gesichts zuckten und bebten und sein geschwächter Körper schwankte gegen die Wand, wo er in sich selbst zusammenbrach. Seine Augen verloren ihre Sehkraft; dunkle Schleier lagerten sich, rothe Flocken kreisten vor denselben. Seine Stirn war in kaltem Schweiß gebadet.

Der Wille vermag viel über den Körper. Bernard vermochte es, jeden Schmerzenslaut in seine Brust zurückzudrängen. Sein Fleisch zerriß, sein Blut verspritzte, seine Gebeine zersplitterten — aber kein Wort, keine Klage kam über seine Lippen. Dieser Heroismus konnte aber für die Länge der Zeit die Erschlaffung der Sinne, die Abspannung aller Nerven nicht verhindern, und eine Ohnmacht mußte die Folge davon sein.

Adele bemerkte dies langsame Schwinden der Kräfte Bernard's. Ach, sie hatte nur zu wohl jene gräßlichen Töne vernommen, welche nicht allein ihr Ohr trafen, sondern gleich zweischneidigen Dolchen ihr Herz durchbohrten und krampfhaft zusammen zogen. Auch ihr drohte eine Umnachtung

der Sinne. Aber sie raffte sich gewaltsam empor und wankte nach der Stelle, wo der Wasserkrug stand.

Mit diesen eilte sie an Bernard's Seite.

Die Wächter hatten sich von ihrem blutenden und halb ohnmächtigen Opfer abgewendet, ohne auf Adele Acht zu haben.

Ihre Absicht war, dem Unglücklichen mindestens eine halbe Stunde lang die Daumenschrauben zu lassen. Während dieser Zeit konnten sie nichts Besseres thun, als die dumpfige Hütte zu verlassen, um im Freien ihre Cigarette zu rauchen.

Adele war neben Bernard niedergesunken. Sie wusch ihm das Antlitz. Sie netzte ihm Schläfe und Brust, und bemühte sich lange Zeit vergeblich, ihn wieder in's volle Bewußtsein zurückzurufen.

Und während sie über ihren Geliebten gebeugt war, diesen einst so stolzen, jetzt so gebrochenen Körper, träufelten langsam die so unsäglich bitteren Schmerzenszähren aus ihren brennenden Augen, und nicht mehr zu unterdrückendes Schluchzen erstickte die Stimme, welche dem Armen Trostes- und Liebesworte zuflüstern wollte.

Zum Glück für sie und Bernard beachtete Niemand ihr Thun. Sie konnte ihren Thränen freien Lauf lassen.

Bernard erholte sich etwas. Er erblickte seine Geliebte, und versuchte zu sprechen und ein Lächeln auf seinen Schmerz verzerrten Zügen hervorzurufen. Allein beides gelang ihm nicht. Die Zunge klebte ihm am Gaumen. Adele gab ihm zu trinken.

Da tönten erst aus der Ferne und dann immer näher kommend Trommelwirbel. Es war der Ruf, sich zur Revue auf den Sammelplatz zu begeben.

Die Wächter traten wieder in die Hütte. Adele war schnell aufgesprungen. Bernard versuchte ebenfalls, sich zu erheben.

Man unterstützte ihn darin und nahm ihm die Daumenschrauben ab.

„Fort, Ihr Bursche da! Fort auf den Sammelplatz! Und mögen Dir Deine gebrochenen Daumen stets in Erinnerung rufen, wie Du Dich gegen Deine Vorgesetzten zu benehmen hast."

Mit diesen Worten wollten sich die Wächter entfernen.

Bernard war wieder zusammengesunken.

Adele trat den Schergen in den Weg und machte sie auf den Zustand des Unglücklichen aufmerksam, welchen die Krankheit und die Schmerzen der Folter gleicherweise zu Boden drückten.

Aber sie sprach zu tauben Ohren. Man machte ihr bemerklich, daß Bernard die Folgen allein zu tragen habe, wenn er nicht bei der Revue

erscheine. Sie, die Wächter, bekümmere das weiter gar nicht, wenn der Widerspenstige als Strafe für seine Lässigkeit oder Bosheit auch noch zum Pfosten verurtheilt werde.

Damit eilten die Wächter fort.

Bernard hatte ihre Worte vernommen. Er wußte nur zu wohl, daß sie wahr seien. Mochte der Grund seines Ausbleibens auch sein, welcher er wollte, die Strafe dafür mußte ihn unausweichlich treffen. Und nicht ihn allein, auch Adele bedrohte in diesem Falle die Folter, da sie ihn in seinem hilflosen Zustande nicht verlassen wollte.

Dieser Gedanke entsetzte ihn. Das Entsetzen aber, das unter andern Verhältnissen seine Thätigkeit vielleicht gelähmt hätte, gab ihm nun neue Lebenskraft zurück. Vergessen war seine Kraftlosigkeit, vergessen die Folter, die quälenden Schmerzen, welche ihm seine Wunden verursachten — all' seine Gedanken gingen in Adelen auf und an die Gefahr, welcher er sie aussetzte, falls er seinen Körper nicht zu bezwingen vermochte.

Und sein eiserner Wille bekämpfte erfolgreich den Schmerz und überwand die Kraftlosigkeit des Körpers.

Er richtete sich auf und ging, wankenden Schrittes zwar, aber ohne des Beistandes Adelens zu bedürfen.

Diese bemühte sich, das noch immer den Wunden entströmende Blut zu stillen, indem sie in Wasser gefeuchtete Leinenstücke um Bernard's Hände legte. Mehr konnte sie für den Augenblick nicht thun.

Schon verhallten die Trommelwirbel in der Ferne. Die beiden Unglücklichen mußten also gewaltig eilen, wollten sie den Sammelplatz noch zur rechten Zeit erreichen.

Auf dem freien Platze vor der leicht aus Holz und Rohr erbauten, niedern, aber langgestreckten Hütte, welche der jeweiligen Wache von St. Joseph Obdach und Schutz wieder die mittäglichen Sonnenstrahlen und die empfindliche Nachtkühle bot, hatten sich die Bewohner der kleinen Insel versammelt, und zwar die Deportirten sowohl, als deren Wächter.

Eben erreichte das Boot, welches die Offiziere der Insel Royal brachte, den mit Steingeröll überdeckten Inselsaum.

Viele der Wächter waren eifrigst beschäftigt, zu diesem Zwecke bereit gehaltene Bretter als Brücke zwischen dem Bootrand und dem Lande zu legen, da selbst dieses flache Fahrzeug auf dem seichten, nur allmählich in die Tiefe neigenden Grunde schon mehrere Klafter weit von dem nicht mehr von Wellen überkräuselten Boden entfernt, den Rollsand berührte.

Während dieses geschah und die Offiziere dann langsam und vorsichtig

die Bretter überschritten, war ein anderer Theil der Wächter bemüht, die Gefangenen in Reih' und Glied zu stellen und zu ordnen.

Auf einer Seite des länglich viereckigen Platzes wurden die zur Kettenkugel Verurtheilten aufgestellt. Im rechten Winkel mit der von diesen Bedauernswerthen gebildeten Linie die übrigen Deportirten.

Lepaile, der sich unter den Ersteren befand und schon geraume Zeit vergeblich nach Bernard und Adele umhergespäht hatte, ohne sie zu seinem Leidwesen unter den Gefangenen zu entdecken, ward ihrer endlich ansichtig, wie sie in möglichster Eile dem Sammelplatze zuliefen.

Diese Revuen und der täglich stattfindende Appell, bei welchem ebenfalls beide Abtheilungen der Gefangenen sich am gemeinsamen Sammelplatze einzufinden hatten, waren seit ihrem Aufenthalte auf St. Joseph die einzigen und deshalb um so erwünschteren Gelegenheiten gewesen, wobei die drei getreuen Freunde sich zu sehen und zu sprechen vermochten.

Allerdings war ihnen die dazu vergönnte Frist karg genug zugemessen; auch war das, was sie sich gegenseitig mitzutheilen hatten, bis jetzt leider niemals erfreulicher Art gewesen. Dessenungeachtet freuten sich die Armen auf diese kurzen Zusammenkünfte, als auf die einzigen Lichtblicke ihres düster umwölkten Daseins.

Auch heute hätte Lepaile gerne mit seinen Freunden gesprochen, dies um so lieber, da er aus ihrem verstörten Aussehen auf ihnen widerfahrenes Unheil schließen mußte.

Allein, dazu war keine Zeit. Bereits nahten die Offiziere vom Ufer aus den Reihen der Gefangenen, als Bernard und Adele von der Waldseite her bei ihren Gefährten anlangten. Schon traten ihnen die Wächter ihrer Abtheilung zornig über ihre Saumseligkeit entgegen, und nur der Nähe der Offiziere und der dadurch gebotenen Formen hatten sie es zu danken, daß sie nicht für dies Vergehen mit Stockstreichen bestraft wurden.

Als die Freunde, um den ihrer Nummer gebührenden Platz einzunehmen, in die vordere Reihe der Gefangenen traten, erblickte Lepaile zu seinem Schrecken die in blutige Tücher eingehüllten Hände Bernard's, welchen noch immer in großen Tropfen das rothe Naß enträufelte.

Die Todtenblässe des armen Freundes, die zitternde Erregtheit Adelens sagten Lepaile das Uebrige, um ihn sofort den ganzen Vorfall, wie er eben stattgefunden hatte, begreifen zu lassen.

Der Zorn über diese barbarische Mißhandlung und das Mitleid mit seinem unglücklichen Freunde stritten in Lepaile's Seele um die Oberhand. Aber er hatte nicht lange Zeit, seinen Gefühlen und Gedanken nachzuhängen. Die Offiziere waren vor die Fronte der Gefangenen getreten; die Trommeln

wirbelten, die Waffen blitzten im Abendsonnenstrahle, die Gensd'armen und Wächter salutirten.

Die Gefangenen sowohl als die Wächter hatten, da sie sich auf dem Sammelplatze einfanden, nicht mehr und nicht weniger erwartet, als einer der gewöhnlichen Revuen beiwohnen zu müssen.

Sie waren daher einigermaßen erstaunt, eine größere Anzahl von Offizieren, Beamten und Gensd'armen lauden zu sehen, als je vorher; und ihr Erstaunen wuchs, da sie unter Ersteren neben dem Kommandanten der Insel Royal den Gouverneur von Cayenne, den Contreadmiral Bonnard und Herrn de la Richerie gewahr wurden.

Es mußte also etwas Außerordentliches im Werke sein.

Und dies war auch in der That der Fall.

Bald löste sich das Staunen der Deportirten in freudiger Sensation, und jenes der Wächter wich einer grimmigen Bestürzung.

Nachdem die Gefangenen verlesen waren, trat der Gouverneur vor deren Fronte und machte ihnen mit lauter Stimme bekannt, daß sich das Gouvernement bemüßigt sehe, jene der jetzt auf St. Joseph anwesenden Deportirten, welche nicht zur Kettenkugel verurtheilt waren, aus dieser Strafanstalt zu entfernen und ihnen einen anderen Aufenthaltsort anzuweisen.

Ein allgemeines Gemurmel des Erstaunens und der Befriedigung lief durch die Reihen der Deportirten.

Der Contreadmiral Bonnard fuhr fort:

„Wenn ich mich zu dieser Maßregel der Milde und Menschlichkeit entschließe und Euch von der Insel St. Joseph entferne, woselbst Ihr unter dem Arbeitszwange und der strengen Aufsicht Eurer Vorgesetzten Eure Schuld zu büßen hattet; wenn ich Euch nun einen Aufenthalt anweise, wo die Arbeit frei ist und Ihr keiner Aufsicht untersteht, so thue ich dies Alles nicht sowohl, weil ich bei solch' überspannten und unverständigen Charakteren, die Ihr seid, einen dauernden und wohlgeordneten Zustand der Kolonisation herzustellen hoffen kann, als, um in dieser Richtung mindestens einen Versuch zu machen und um der glorreichen Regierung unseres Kaisers und Herrn zu zeigen, wie weit man ohne Gefahr gegen Euch die Milde anwenden darf! — Von Euch selbst hängt es also nunmehr ab, in welcher Ausdehnung und auf wie lange Ihr unserer menschenfreundlichen Maßregeln theilhaftig werden wollt!"

Dies war die längste Rede, welche der Gouverneur von Cayenne oder ein anderer der höheren Beamten noch jemals den unglücklichen Deportirten gehalten hatte. Und nicht blos war es die längste, es war auch die mensch-

lichste, die am wenigsten mit Schimpfwörtern gespickte, die leidenschaftsloseste Rede, die Cayenne je vernommen.

Die Gefangenen wußten nicht, was sie von dieser Aenderung im Ton und Benehmen des Gouverneurs halten sollten.

Die Wächter, die Gensd'armen, die untergeordneten Offiziere schauten sich erstaunt und fragend an.

Was war vorgefallen? Hatte eine Umwälzung im Mutterlande stattgefunden? Hatte der Gouverneur Nachricht, daß eine solche im Werke, daß die Regierung Napoleon's dem heranbrausenden Sturme der Revolution zu unterliegen drohe! Und traf der Contreadmiral als geschickter Seemann Vorkehrungen, um zur rechten Zeit noch in das gegnerische Fahrwasser einlenken zu können?

Diese Fragen drängten sich blitzschnell im Geiste Aller, die Herrn Bonnard's Worte vernommen. Aber ach! leider trafen diese Fragen insgesammt nicht den Kern der Wahrheit!

Die Sache war diese.

Vor ungefähr einem halben Jahre, kurze Zeit nach Errichtung der Strafarbeits-Anstalt auf St. Joseph, war es einem der daselbst untergebrachten Deportirten gelungen, durch Hülfe eines Schiffsunteroffiziers Proteste gegen das willkürliche, grausame und ungerechte Verfahren der Regierung nach Europa gelangen zu lassen.

Diese, an einige hervorragende Kabinetsmitglieder der damaligen englischen Regierung gerichteten Proteste blieben resultatlos, da jene Herren für den Augenblick nicht wußten, auf welche Weise sie aus diesen Schriftstücken Vortheil für ihre Partei hätten ziehen können.

Nichts auf Erden hat für englische Politiker anderes Interesse, als jenes der Beziehungen zu ihrer Parteifarbe.

Jener Deportirte hatte aber auch ein Schreiben an Louis Blanc gerichtet, worin er diesem Vorkämpfer der Freiheit die Zustände Cayenne's, die Behandlung der Deportirten, die letzte, grausame Verfügung in Betreff der Zwangsarbeit auf St. Joseph mittheilte und ihn erinnerte, daß er und seine Kameraden, vor den Augen der Welt und der Bürger Frankreichs nur zur Transportation verurtheilt, in Wirklichkeit aber durch die Willkür der cayennischen Behörden zum Tode, zum gräßlichen Tode der unblutigen Guillotine verdammt seien.

Dieser Protest gelangte an seine Bestimmung, und Louis Blanc sandte ihn an die Times, welche denselben ohne Säumniß nicht nur in ihren Spalten abdruckte, sondern auch noch mit Worten begleitete, welche Nichts weniger als Begeisterung für Napoleon III. ausdrückten.

Obwohl nun das Citybblatt ebenso oft seine Meinung und Farbe wechselt, als die Zeiten selbst sich scheinbar ändern, und obgleich seine Tendenz-Artikel von vielen ehrlichen Leuten durchaus nicht als Orakelsprüche betrachtet zu werden pflegen, so ist der Einfluß der Times doch weit verbreitet und groß genug, ihren jeweiligen Gegnern Achtung vor ihrer Macht einzuflößen.

Die französischen Behörden konnten nicht umhin, von diesem geharnischten Artikel der Times Akt zu nehmen und da die darin angeführten Thatsachen nicht geleugnet werden konnten, die Regierung sich auch gewaltig scheute, der öffentlichen Meinung in den Verhältnissen Cayenne's einen erwünschten Zankapfel, einen Gegenstand eingehender Polemik hinzuwerfen, so ward im Rathe Napoleon's III. beschlossen, den Verwaltungsbehörden von Cayenne Befehle zugehen zu lassen, welche eine bessere Behandlung der Gefangenen, wenigstens für die nächste Zukunft, bezweckten, damit dann der Moniteur Gelegenheit bekäme, in prahlerischem Tone die Milde des Kaisers und die in Cayenne eingeführten Maßregeln zur Verwirklichung „der wahrhaft menschenfreundlichen Idee" vor aller Welt zu preisen.

Diese Befehle waren an dem Tage, von welchem wir sprechen, überbracht durch den Capitain eines Regierungsdampfers, in Cayenne eingetroffen.

Nicht ohne dadurch im höchsten Grade überrascht zu werden, eröffnete und las der Gouverneur diese Depesche. Indessen war für ihn diese Ueberraschung keine gradezu unangenehme. Wie er auch früher gedacht haben mochte, seit neuerer Zeit war er des in Cayenne eingeführten Systemes herzlich satt geworden. Es giebt eben nichts, dessen der Mensch nicht mit der Zeit müde würde, selbst der Tyrannei, des Folterns und Mordens. Und ohne Herrn de la Richerie, der dem Contreadmiral gleich einem bösen Dämon zur Seite stand und welcher der eigentliche Urheber aller verübten Grausamkeiten und Abscheulichkeiten war, wären vielleicht viele der empörendsten Maßregeln, wie z. B. die Zwangsarbeit auf St. Joseph, unterblieben.

Der Gouverneur fand daher nichts gegen diese Befehle des Mutterlandes einzuwenden und ging mit sich darüber zu Rathe, auf welche Weise er die von der Regierung beliebten milderen Maßregeln in's Werk setzen könne.

Schon früher, im Herbste des Jahres 1852, hatte das Gouvernement den Versuch gemacht, die dritte der Inseln du Salut, die Teufelsinsel, von Deportirten kolonisiren zu lassen.

Man hatte zu diesem Zwecke eine Anzahl Gefangener dorthin gebracht,

welche einen Versuch mit Anbau des Bodens begonnen und einige Baracken errichtet hatten. Diese letzteren waren noch vorhanden.

Es war damals auch ein Küchengarten daselbst angelegt worden, dessen Erzeugnisse der Tafel des Herrn de la Richerie zu Gute kamen. Dies war der Grund, warum besagter Herr die Teufelsinsel seine Insel benannt hatte und noch immer nannte.

Die Deportirten waren indessen nur ganz kurze Zeit auf der Teufels-Insel verblieben. Nachdem zwölf Gefangene von der Insel La Mère am 8. September 1852 jenen Fluchtversuch unternommen und glücklich ausgeführt hatten, dessen Einzelheiten wir aus deren Brief an den Courier für die Vereinigten Staaten kennen; nachdem bald darauf noch mehrere Entweichungen stattgefunden hatten, hielt es der Gouverneur nicht länger für räthlich, die Deportirten, deren damals noch keine so große Anzahl war, wie jetzt, auf so vielen, die Aufsicht erschwerenden Punkten vertheilt zu halten und die Gefangenen wurden wieder von der Teufelsinsel nach der Insel Royal zurückgebracht.

Erstere Insel blieb in ihrem früheren Zustande, unbewohnt und verwildert. Nur der kleine Küchengarten des Herrn de la Richerie machte davon eine Ausnahme. Zu seiner Pflege waren zwei oder drei schwarze Sträflinge zurückgeblieben.

Jetzt, da der Gouverneur das Loos der Unglücklichen von St. Joseph zu verbessern Willens war, dachte er wieder an die Teufelsinsel, und er beschloß, diese Insel den Deportirten als freien Aufenthaltsort anzuweisen, den Arbeitszwang daselbst aufzuheben und weder Wächter noch Gensd'armen auf diese Insel zu legen.

Was Herrn Bonnard noch ganz besonders in seinem Vorhaben bestärkte und ihn veranlaßte, den Regierungsbefehlen eine für die Deportirten noch bei Weitem günstigere Auslegung zu geben, war ein Brief, den er zugleich mit der Regierungs-Depesche aus Paris erhalten hatte.

Dieser Brief lautete:

„Mein Herr!

„Sie werden sich erinnern, daß es mir vergönnt war, Ihnen einst „einen nicht unwichtigen Dienst zu erweisen. Da ich die Gefühle, welche „Sie für mich hegen, kenne und weiß, wie sehr Sie sich seit jener Zeit dar„nach sehnen, Ihre vermeintliche Schuld gegen mich abzutragen, so schätze „ich mich glücklich, Ihnen dazu behülflich sein zu können.

„Ihre Eigenschaft als Gouverneur von Cayenne ist es, welche ich da„bei ins Auge fasse, und diese Stelle, welche ich Ihnen aus Werthschätzung

„Ihrer Verdienste unlängst vermittelt hatte, giebt Ihnen neue Gelegenheit, „mein Vertrauen in Sie zu rechtfertigen.

„Ich verlange dabei keine Handlung von Ihnen, welche mit Ihrem „Gewissen oder mit den Befehlen der kaiserlichen Regierung im Widerspruch „wäre. Im Gegentheil ersuche ich Sie, Beiden, Ihrem Gewissen und dem „gleichzeitig mit diesen Zeilen in Ihre Hände gelangenden Regierungs-„Dekrete die möglichste Beachtung zu schenken, indem Sie den Ihrer Auf-„sicht unterstehenden Deportirten, mindestens für die nächste Zeit bis zum „Empfange neuer Befehle, eine mildere Behandlung zu Theil werden „lassen.

„Sie werden sich dadurch nicht nur eine Stufe in den Himmel bauen, „sondern — was Ihnen mehr gelten dürfte — mich persönlich verpflichten. „Ich muß mich näher erklären.

„Möglicherweise dürfte unter den Deportirten Cayenne's eine Person „befindlich seien, an deren Dasein und Schicksal ich den innigsten Antheil „nehme, welche aber gleichwohl und allen meinen Nachforschungen zum „Trotze, seit mehren Jahren gänzlich meinem Gesichtskreise entschwunden „war. Der Zufall ließ mich vor Kurzem ihre Spur in Toulon wieder-„auffinden, von wo sich diese Fährte nach Cayenne zu ziehen scheint; bei-„läufig gesagt, ein Ort, wo ich dieses Individuum am wenigsten gern wissen „möchte.

„Auch hat mir die kurze Zeit, welche seit Wiederaufnahme meiner „Nachforschungen verflossen, nicht erlaubt, mir völlige Gewißheit in dieser „Beziehung zu verschaffen. Ist diese Person aber wirklich in ihre Kolonie, „so ist vorauszusetzen, daß sie sich in der Nähe und im Verkehre mit einem „Deportirten halten werde, dessen früherer Name Horace Bernard, dessen „ehemaliger Charakter Lieutenant und dessen Vergehen Betheiligung am „Dezember-Aufande ist. Ich weiß bestimmt, daß dieser Mann nach Cayenne „transportirt worden; ob er noch am Leben ist, werden Ihre Nachforschun-„gen Ihnen baldigst erweisen.

„Sie begreifen, Herr Gouverneur, daß, wenn ich wünsche, die Depor-„tirten besser behandelt zu sehen, dieser Wunsch nur in meinem Interesse „an jener verschollenen Person wurzelt, und daß diese mildere Behandlung „daher vorzüglich jenen Theil der Gefangenen treffen muß, unter welchen „sie sich befindet, d. h. also, aller Wahrscheinlichkeit nach, die Freunde und „Genossen des früheren Lieutenant Bernard.

„Ich kann Ihnen jetzt — die Gründe, die mich dazu bewegen — sind „gleichgiltig — keine genaue Personal-Beschreibung des gesuchten Indivi-„duums geben. Um die gefundene Spur zu verfolgen, sind alle Einleitun-

„gen getroffen. In kürzester Frist — falls die Fährte wirklich nach Cayenne „führt — werden Sie brieflich, oder durch den Mund eines meiner Ver„trauten meine weiteren Wünsche und Ansuchen in dieser Angelegenheit „vernehmen. Einstweilen genügt, die Gefangenen, unter welchen möglicher„weise die gesuchte Person befindlich, wohl zu bewahren und sie den schäd„lichen Einflüssen der bisherigen Strenge zu entziehen.

„Ihren guten Willen und Ihre Klugheit, Herr Contre-Admiral, werde „ich zu würdigen wissen. Se. Majestät sprachen jüngst von einem beab„sichtigten Avancement in der Marine. Bald werden Sie Näheres von „mir erfahren.

„Genehmigen Sie u. s. w.

„Nachschrift:

„Ich vernehme soeben, daß ein gewisser Emil Dußny, ein übel berüch„tigtes Subjekt, seit lange nach Cayenne deportirt ist. Sollte er noch am „Leben sein, so bringen Sie denselben in die Nähe des oben erwähnten „Bernard, ohne daß letzterer darin eine absichtliche Confrontirung bemerke. „Lassen Sie den Dußny eine Zeit lang Bernard's Umgebung beobachten „und empfangen Sie dann seinen Rapport. Es versteht sich von selbst, „daß Sie diesem Menschen, der immerhin gut genug zum Werkzeuge sein „mag, kein besonderes Interesse an Bernard's Person merken lassen, ihm „keinerlei Mittheilungen machen und nur einen allgemeinen Auftrag geben „zur Spionirung jener Abtheilung seiner Kameraden, unter welcher sich „Bernard befindet. Sollte dieser Bursche, aus irgend welchem Grunde, „keinen guten Willen zeigen, so kann man ihm für erfolgreiche Dienste die „Begnadigung für seine fernere Strafzeit in Aussicht stellen. Später wird „sich dann wohl ein Mittel finden, sich seiner zu entledigen."

Unterschrieben war dieser Brief von dem Grafen M . . . ., dem Günstling des Kaisers, welchen wir schon früher kennen gelernt haben.

Zur Erklärung dieses Schreibens, welches den Gouverneur Bonnard zweifelsohne noch mehr überraschte, als die gleichzeitige Regierungsdepesche, werden wir bald gelangen, indem wir Cayenne für einige Zeit verlassen und zurückkehren in's schöne Mutterland Frankreich.

Für jetzt aber müssen wir noch den Schicksalen der drei Freunde in jener mörderischen Colonie folgen. Daß sie in ihrer Heimath, mindestens von ihren Feinden, nicht vergessen worden sind, haben wir soeben erfahren.

Der Gouverneur war durch den Inhalt dieses Briefes neugierig zugleich und nachdenklich geworden. Welche Person konnte der Graf meinen? War diese wirklich unter den Gefangenen anwesend? Und in welchen Be-

ziehungen mochte sie zu dem mächtigen Günstling stehen, daß dieser sie mit so regem Eifer sogar bis in's Land der Todten verfolgte!

War Cayenne nicht wirklich dem finstern Orcus zu vergleichen, von wo keine Wiederkehr erfolgt? War nicht er, der Gouverneur, der grimme Fürst dieser Schatten?

Herr Bonnard mußte bei dieser Vergleichung unwillkürlich lächeln, da er sich den edlen Grafen als Orpheus vorstellte. Wer war aber dessen Eurydice? Diese Frage mußte er der Zeit zur Beantwortung überlassen. Leichter konnte sich der Gouverneur das Vieh vorstellen, welches nach des gräflichen Orpheus Leyer tanzen mußte.

Der Gouverneur ließ sofort in den Büchern nachschlagen, um die Nummer zu erfahren, unter welcher Bernard und jener andere Deportirte, Dussny, in den Listen der Colonie vorkamen.

Hätte Herr Bonnard dies selbst gethan, statt es durch seine, die Befehle mechanisch befolgenden Schreiber verrichten zu lassen, so würde er gefunden haben, daß Bernard nebst zwei Gefährten nicht mittelst eines der gewöhnlichen Regierungs-Transportschiffe vom Mutterlande, sondern von Martinique aus nach Cayenne gebracht worden war. An diese Thatsache anknüpfend, hätte er zweifelsohne errathen müssen, daß die von dem Grafen M .... gesuchte und in Bernard's Nähe vermuthete Person einer dieser beiden Gefährten sei.

Wer kann sagen, wie weit die Entdeckungen des Gouverneurs noch gediehen wären und wie in deren Folge der drei Freunde Schicksale sich geändert hätten!

Zu ihrem Glücke waren die Schreiber viel zu lässig, um andere als die direkt verlangte Auskunft zu geben; und der Gouverneur begnügte sich auch vollkommen damit, die gewünschten Nummern zu erfahren und dadurch des Weiteren den Strafort kennen zu lernen, in welchem sich die beiden Gefangenen gegenwärtig befanden.

Was Bernard betrifft, so war der Gouverneur erfreut, ihn unter jener Anzahl von Deportirten zu finden, welche er, den Befehlen der Regierung Folge leistend, ohnedem aus dem Bagno St. Joseph auf die Teufelsinsel zu versetzen Willens war.

Mit Emil Dussny war es ein Anderes. In dieser Beziehung konnte er des Grafen Wünsche, oder besser, Befehle nicht sofort erfüllen.

Dussny war in diesem Augenblicke im Hospital der Insel Royal. Er war zwar nicht am gelben Fieber, aber an einem jener langsam schleichenden Zehrfieber erkrankt, welche im Verein mit ersterem die Bevölkerung der Colonien decimiren. Allerdings war er auf dem Wege der Besserung. Ein

altes Sprüchwort sagt: Unkraut verdirbt nicht. Der brave Mann hatte sich durch Angebereien und andere derartige Liebesdienste die Zuneigung des Doktor Chabassu zu erringen gewußt und somit von der Geschicklichkeit dieses Arztes weniger zu leiden gehabt, als andere Deportirte.

Es blieb dem Gouverneur nur übrig, die vollständige Genesung des zukünftigen Spions abzuwarten, um ihn sodann im Sinne des Grafen M.... zu verwenden.

Wie Herr Bonnard den ersten Theil seiner Aufgabe ausgeführt und den Deportirten von St. Joseph die Aenderung ihres Loses mitgetheilt hatte, haben wir bereits gesehen.

Nachdem wir nun auch die Gründe, welche den Gouverneur zu solcher Handlungsweise bewogen, kennen gelernt haben, kehren wir zu den Deportirten zurück, welche, gleichwie die Gensd'armen und Wächter, in sprachlosem Staunen den solche Wunder verkündenden Gouverneur umstanden.

Der Contreadmiral Bonnard, nicht ohne innere Genugthuung die Wirkung seiner Worte bemerkend, fuhr nach kurzer Pause gegen die ihn Umstehenden fort:

„Die Insel St. Joseph bleibt fortan und so lange wir nichts Anderes beschließen, jenen Gefangenen zum Straforte angewiesen, welche zur Kettenkugel verurtheilt sind. Für diese bleiben auch die bisher eingeführten Einrichtungen aufrecht erhalten. Was Euch betrifft" — hiermit wandte er sich an die Masse der übrigen Deportirten — „so habe ich Euch die Teufelsinsel zu eigen gegeben, wo Ihr den einst begonnenen Anbau des Bodens auf's Neue versuchen und fortsetzen könnt. Auch einige Barracken sind noch von früher vorhanden. Ich werde Euch Material liefern, um Eure Gebäulichkeiten vollenden zu können. Ihr werdet dort keiner direkten Aufsicht unterworfen; kein Wächter oder Gensd'arm wird sich auf der Insel befinden. Dessenungeachtet wäre es schädlich, sich thörichten Illusionen hinzugeben, deren Verwirklichung zu vereiteln umfassende Maßregeln getroffen werden."

Herr de la Richerie schien während der ganzen Zeit über auf glühenden Kohlen zu stehen. Er konnte bei dieser Rede Bonnard's nicht ruhig bleiben. Es zuckte ihm in allen Gliedern und ein unverständliches Murmeln kam von Zeit aus seiner Kehle.

Der Gouverneur hatte es nicht für angemessen erachtet, Herrn de la Richerie von den erhaltenen Befehlen und seinem Vorhaben mit den Deportirten früher in Kenntniß zu setzen, als bis er seinen Willen unwiderruflich ausgesprochen und vor aller Welt kundgethan hätte. Er kannte

dieses Herrn entschiedene Abneigung gegen milde und menschliche Maßregeln und seinen Widerwillen und Haß gegen die Deportirten. Er wußte ferner, daß Herrn de la Richerie nichts unangenehmer sein konnte, als eine Kolonisirung jener Insel, welche derselbe gleichsam als Privateigenthum zu betrachten pflegte. Um also dieses Herrn Widerspruch und Einreden zu entgehen, hatte Bonnard demselben Nichts von seinem Entschlusse mitgetheilt.

Man kann sich das Erstaunen des Herrn de la Richerie, seine Entrüstung über des Gouverneurs Schwäche, seinen Aerger und Zorn denken. Er war bei Anhörung jener Worte wie aus den Wolken gefallen. Er hatte die erste Pause benutzt, um seinen Gefühlen Worte zu geben. Allein der Gouverneur hatte ihn ruhig angehört, ohne eine Silbe zu erwiedern.

Nachdem Bonnard abermals seine Rede beendet, konnte sich de la Richerie nicht enthalten, auf's Neue seine Einwürfe zu machen.

„Aber, Herr Gouverneur" — wandte er sich mit vor Aufregung zitternder Stimme an Bonnard — „was soll dann aus meinen Küchengärten werden? Aus meinen Gemüsefeldern und der Aufrechterhaltung der Disciplin?"

Die Antwort des Gouverneurs bestand in einem etwas spöttischen Lächeln.

„Aber, bedenken Sie doch," — fuhr de la Richerie fort — „diese Canaillen werden Alles in den Grund bohren auf meiner Insel!"

„Das ist mir verdammt gleichgiltig!" war Bonnard's trockne Antwort.

„Herr Gouverneur", fügte de la Richerie hinzu, der sich noch immer nicht für geschlagen hielt, — „die Bestien werden zu entweichen suchen."

„Nun wohl!" entgegnete Bonnard. „Sie kennen das Loos, welches ihrer in diesem Falle in dem Schlamme und in den Leuchterbäumen wartet."

Damit war diese Unterredung zwischen den beiden würdigen Beamten zu Ende.

De la Richerie sah ein, daß er sich für jetzt in den Willen des Gouverneurs fügen müsse. Aber von diesem Augenblicke an haßte er diesen, gleich einem Renegaten, der die heiligsten Wahrheiten seiner früheren Ueberzeugung mit Füßen tritt. Und er gab dabei die Hoffnung nicht auf, in kürzerer oder längerer Frist das alte System wieder glorreich auferstehen zu sehen.

In der That gelang es auch de la Richerie — wie man bald sehen wird — die meisten seiner Opfer in einer Schlinge wieder zu fangen, die er ihnen legte. Er ist ein Henker, der seine Beute nicht leicht losläßt.

Dieses Ungeheuer, welches die Deportirten mit so vielem Rechte die Tigerkatze nennen, findet thatsächlich ein Vergnügen daran, die Unglücklichen zu quälen, welche die kaiserliche Menschenfreundlichkeit seinen Klauen anvertraut.

Herr Bonnard befahl schließlich den Wächtern, die zur Uebersiedelung auf die Teufelsinsel bestimmten Gefangenen einzeln, nach der Reihenfolge ihrer Nummern, vor den Offizieren defiliren zu lassen.

Man wird sich erinnern, daß Bernard auf den Inseln unter der Nummer 17 vorkam. Er hatte daher nicht lange zu warten, um vor den Gouverneur treten zu können.

Seine Blässe, sein wankender Schritt und seine blutigen Hände machten Bernard zu einem bejammernswerthen Bilde menschlicher Hinfälligkeit, welches um so mehr erschütterte, da die ungebeugte Gestalt, die energischen Gesichtszüge und die muthig feurigen Blicke, welche den tiefliegenden Augen entströmten, all' diese sprechenden Zeugen jugendlicher Kraft, mit jenen gewaltsam eingedrückten Spuren des Elendes gar gräßlich kontrastirten.

Dem Gouverneur mußte das Aussehen dieses Unglücklichen nothwendig auffallend erscheinen.

Wäre Bernard aber auch in einem minder Mitleid erregenden Zustande gewesen, so würde ihm der Gouverneur dessenungeachtet besondere Aufmerksamkeit geschenkt haben. Denn Herr Bonnard wußte, daß er unter der Nummer 17 jenen Bernard vor sich habe, welchen ihm sein gräflicher Auftraggeber zur Beachtung empfohlen hatte.

Dabei war der Gouverneur in einem verzeihlichen Irrthum befangen. Er hatte aus dem Schreiben des Grafen M.... nicht mit Bestimmtheit entnehmen können, ob er bei dessen großem Interesse an der gesuchten Person, die sich in Bernard's Umgebung befinden sollte, seine Fürsorge auch auf diesen selbst ausdehne oder nicht. Doch glaubte er aus verschiedenen Stellen des Briefes Ersteres annehmen zu müssen und beschloß daher, Bernard alle die Aufmerksamkeit zu erweisen, welche er ihm in seiner Lage, ohne geradezu auffallend zu verfahren, schenken konnte.

Bonnard hatte seinen forschenden Blick auf Bernard gerichtet, als Letzterer mit der vorgeschriebenen Salutirung vor ihn getreten war.

„Was habt Ihr an den Händen, Mann, daß Ihr sie in Linnen gehüllt tragt?"

Die Frage richtete Bonnard nicht nur an den vor ihm Stehenden, sondern mehr noch an den Wächter jener Abtheilung, zu welcher Bernard gehörte und der nicht weit von ihm stand.

Diese Frage erregte abermals ein grenzenloses Staunen der Offiziere

und Wächter. Das Foltersystem war bisher so allgemein eingeführt gewesen und in so unbeschränkter Ausdehnung ausgeführt worden, daß Fälle, wie jener Bernard's, hundertfältig vorgekommen waren, ohne daß einer der Offiziere oder Beamten jemals darüber ein Wort verloren hätte. Man hatte ja bis jetzt dem untergebenen Henker-Personale eine vollkommene Willkürherrschaft über die Gefangenen eingeräumt.

Das Erstaunen über diese unerhörte Herablassung gegen einen Gefangenen, über diese neuerungssüchtige Einmischung des Gouverneurs in Sachen seiner Untergebenen war so groß, daß Bernard's Wächter im ersten Augenblick förmlich die Sprache verloren hatte. Der Contre-Admiral mußte seine Frage, diesmal direkt an den Wächter gerichtet, wiederholen.

„Excellenz halten zu Gnaden!" antwortete nun der Wächter in unsicherem Tone — „dem Gefangenen wurden die Daumenschrauben angelegt."

„Und was hat er verbrochen, wenn's beliebt?" fragte der Gouverneur stirnrunzelnd auf's Neue.

Der Wächter hatte sich gefaßt.

„Excellenz, dieser Mann ist einer der faulsten und nichtsnutzigsten Bursche, die wir auf der Insel haben. Er hatte sich diesen ganzen Tag über auf die unverantwortlichste Weise der Arbeit zu entziehen gesucht, und als ich ihn, vor einer Stunde etwa, deshalb zur Rede stellen wollte, hatte er die Frechheit, sich gegen mich aufzulehnen; ja, war sogar im Begriff, sich thätlich an mir zu vergreifen."

Der Gouverneur zuckte bei diesem Berichte die Achseln. Die umstehenden Offiziere und Gensd'armen murrten und warfen giftige Blicke auf Bernard. Dieser sah sich genöthigt, die peinliche Pause, welche nun entstand, zu beendigen, indem er sich mit höflichen und ruhigen Worten an den Gouverneur wandte.

„Herr Gouverneur! Wenn es mir erlaubt ist, mich zu rechtfertigen, so kann ich nur sagen — und meine Leidensgefährten werden dies bestätigen — daß ich seit gestern krank und leidend bin und zwar in solchem Grade, daß es mir beinahe unmöglich war, meine Hütte zu verlassen und die streng befohlene Arbeit zu verrichten. Dessenungeachtet that ich dies, so weit es meine Kräfte irgend zuließen. Als mein Wächter mich dafür mit dem Stocke schlagen wollte, ließ ich mich — ja, dies ist in der That wahr — von meiner gerechten Entrüstung hinreißen, ihm dies verwehren zu wollen! Wenn ich dafür Strafe verdiente, so habe ich sie erhalten. Die Knochen meiner Daumen sind gebrochen. — Ich habe nichts mehr zu sagen."

Diese ruhigen Worte, die sittliche Würde, welche aus Bernard's Benehmen leuchtete, blieben nicht ohne allen Eindruck auf denjenigen

Theil der Zuhörer, welche noch nicht völlig aller Menschlichkeit entkleidet waren.

Wir wollen es dahin gestellt sein lassen, ob der Gouverneur zu Jenen gehörte, welche noch eine menschliche Regung fühlten. Genug, daß er wenigstens so that. Es war bisher unerhört in den Annalen des kaiserlichen Cayenne, daß ein Deportirter ungestraft die Anklage eines Wächters widerlegen durfte und daß der Gouverneur solchen Worten Beachtung schenkte.

Die Meute der Bluthunde, Herr de la Richerie an der Spitze, glaubte wirklich den Untergang der Welt nicht mehr fern, da sie solche unbegreiflichen Neuerungen vor sich gehen sah.

Der Gouverneur wandte sich ohne Antwort von Bernard ab, indem er den Chirurgen von St. Joseph vor sich rufen ließ. Diesem befahl er dann mit lauter Stimme, so daß alle Anwesenden seine Worte vernehmen konnten, Sorge zu tragen, daß Bernard's Wunden — er sprach diesen Namen mit absichtlich erhobener Stimme gegen diesen gewendet aus, um sich durch den Eindruck, den der so lange nicht mehr vernommene Name auf ihn machte, von der Identität seiner Person zu überzeugen — sofort gereinigt und verbunden würden und daß er diesem auch gegen seine frühere Krankheit Heilmittel verabreichen solle.

Nach diesen Worten beendete er die Revue, indem er von der Vorführung der übrigen Gefangenen für diesmal Abstand nahm. Er hatte ja seinen Zweck, Bernard kennen zu lernen, erreicht.

Ehe der Gouverneur die Insel verließ, gab er noch den Befehl, daß sich die Gefangenen am Montag Morgen zur Uebersiedlung auf die Teufels-Insel bereit halten sollten.

Bernard wurde von dem Chirurgen in seine Hütte geführt, woselbst sich letzterer sogleich an's Werk machte, den Befehlen des Gouverneurs nachzukommen.

Die Wunden waren gereinigt und verbunden. Der Chirurg hatte sich entfernt, nachdem er Bernard eine Medizin zurückgelassen hatte, von welcher er Hülfe gegen das sich einstellende Wundfieber sowohl wie gegen die Dyssenterie erwartete.

Die Nacht war niedergesunken; die wunderbar strahlende, herrliche Nacht der Tropenzone. Tiefes Schweigen herrschte ringsum.

In Bernard's Hütte aber tönten leise Flüsterworte.

Sie rührten von Adelen her, welche neben Bernard, dem ein wohlthätiger Schlaf die Augen geschlossen hatte, kniete und in inbrünstigem Gebete Gott dankte für die so unerwartet gesandte Hülfe, und aus ganzer

Seele den Ewigen bat, seine schützende Hand auch fernerhin über ihren Geliebten zu halten, über sie und über den treuen Freund Lepaile, der nicht Theil nehmen durfte an dem ihnen beschiedenen besseren Loose.

Woher die Teufelsinsel ihren wenig ansprechenden Namen haben mochte! — Etwa deshalb, weil sie Herr de la Richerie sein eigen nannte? In der That, wenn man Grundstücke nach ihren vermeintlichen Eigenthümern benennen würde, so wäre die Insel des Teufels (l'île du Diable) ein ungemein passender Name gewesen.

Dem war aber nicht so. Der Name existirte schon lange; ehe Herr de la Richerie Cayenne mit seiner Gegenwart beglückte.

Hatten die Deportirten diese Insel so benannt? — Mit Nichten! — Nicht eine Insel, ganz Cayenne hätten sie des Teufels Land nennen müssen, wenn sich ihre Ideen zu so abstrakten Begriffen verirrt hätten. — Aber diese Unglücklichen haben mit dem Teufel nichts gemein. Dies überlassen sie ihren Peinigern. Sie wissen, daß nicht sie es sind, welche von dem bösen Prinzipe einer andern Welt zu fürchten haben. Ihre Teufel wandeln dafür sichtbar auf Erden.

Die Teufelsinsel wurde auch schon lange so benannt, ehe Cayenne als Strafort benutzt wurde; vielleicht schon früher, ehe ein Europäer die Küsten Guyana's betreten hatte.

Was man darüber weiß, gehört zum großen Theile in das Gebiet der Fabel.

Als Ojedo von dem Bischofe von Bajadoz, dem Vorsteher der Indischen Angelegenheiten, ausersehen wurde, als Rival des großen Christoph Colombus aufzutreten, um noch größere, wichtigere Entdeckungen, als jener, zu machen, als sich Ersterer im Jahre 1498 mit Americus Vespucio, welcher Colombus auf so schändliche Weise die Ehre der Benennung des von ihm entdeckten Welttheiles entriß, und mit dem geschickten Seemanne de la Cosa vereinigte und endlich glücklich das feste Land unweit der Mündung des Orinoko entdeckte, als fünf Jahre später Vasco Nunnez das von ihm Terra firma genannte Guyana, das sind die Küstenstriche zwischen dem Orinoko und dem Amazonenstrome, zum ersten Male betrat und etwas genauer untersuchte, da fand man daselbst eine große Menge eingeborener indianischer Stämme ansäßig, welche nur langsam den eindringenden Europäern wichen und noch jetzt einzig und allein die Küstenstriche ihren civilisirten Feinden überlassen haben, während sie sich in die ungeheuren Waldungen des noch undurchforschten Innern zurückzogen.

Diese Stämme gehören einer so großen Anzahl Indischer Nationen an, als jetzt ganz Nordamerika aufzuweisen hat, und nur allein im französischen Guyana wohnen über vierzig verschiedene Völkerschaften.

Die größte dieser Nationen ist die der Galibis, doch ist auch ihre Kopfzahl im Laufe der Zeit beträchtlich vermindert worden; wie denn die Stämme Guyana's im Ganzen kaum mehr als 12—15,000 Menschen zählen.

Diese Galibis sind Abkömmlinge der Caraiben. Sie bewohnten das jetzige Festland von Cayenne. Die nahe Teufelsinsel war ihnen ein heiliger Boden; denn dort, auf dem in deren Mitte sich erhebenden Berge, befand sich das roh geschnitzte Bild des furchtbaren Hyrouka, des bösen Gottes oder Teufels, der sich mit Tamouzy, dem guten Gotte, in die Herrschaft der Welt und der Seelen theilte. Ihm, dem Teufel, opferten die großen Zauberer des Stammes, die Pyae, auf dieser Insel die gefangenen Feinde. Niemand als diese Priester durften die Teufelsinsel betreten. Nur mit scheuer Furcht fuhren die nackten Indier in ihren leichten Canoes an dieser blutgetränkten Insel vorüber.

Der Name der Insel des Teufels ist also ein alter und — wenn wir der Sage Glauben schenken dürfen — nur zu wohl begründeter. Denn was kann es Teuflerisches geben, als den Mord seiner Mitbrüder zu Ehren eines abscheulichen Phantomes! In dieser Hinsicht haben die jetzigen Besitzer des Landes, die Nachfolger jenes Caraiben-Stammes, Nichts von ihren Vorgängern voraus, als die Grausamkeit in der Ausübung des Brudermordes. Jene wie diese opfern Menschen zu Ehren eines scheußlichen Phantomes!

Als 1626 (nach Anderen schon 1604) das erste französische Etablissement auf diesem Boden gegründet wurde, ging der indische Name dieser Insel wörtlich übersetzt in die französische Sprache über. Das scheußliche Götzenbild verschwand, die Blutspuren verwischten sich — der Name aber blieb. —

In diesem Jahrhundert endlich wurde auf der Teufelsinsel eine Jesuiten-Mission gegründet. Die frommen Väter gingen mit Macht daran, den christlichen Glauben unter den Eingeborenen bekannt zu machen und unter den Creolen wieder in Erinnerung zu bringen. Man fing an, auf der Insel eine Kapelle zu bauen. Die Insel mußte umgetauft werden: man gab ihr den Namen eines Heiligen. Der alte Fluch aber blieb an diesem Felsboden haften; durch Weihwasser waren die Blutspuren nicht zu vertilgen; der alte Teufel bekämpfte den neuen Heiligen, indem er dem ihm geweihten Boden giftige Miasmen entströmen ließ, welchen im Laufe eines

Jahres von neunzehn gottbegeisterten, todesmuthigen Priestern eilf zum Opfer fielen. Im Anfange des folgenden Jahres starben weitere vier von dieser dem Verderben geweihten Schaar. Die wenigen Ueberlebenden verließen die Insel; die begonnene Kapelle zerfiel, die Teufelsinsel behielt ihren alten Namen und der furchtbare Hyrouka triumphirte, als ihm der dritte Napoleon einen neuen Cultus weihte und neue Opfer auf die Schlachtbank des bösen Prinzips sandte. — — —

Dies ist die Geschichte der Teufelsinsel, der neuen Wohnstätte von Horace Bernard, Adele Duchatelet oder wie sie hier genannt wurden, Nummer 17. und 18. und ihrer Gefährten von der Insel La Mère und St. Joseph.

Am zweiten Tage nach jener Revue, welcher wir eben erwähnten, waren die nicht zur Kettenkugel verurtheilten Gefangenen von St. Joseph nach der Teufelsinsel übergeführt worden.

Bernard und Adele konnten sich während der kurzen Ueberfahrt des Gedanken nicht entwehren, daß sie bestimmt seien, alle Gefängnisse und Straforte Cayenne's kennen zu lernen. Binnen wenigen Monaten hatten sie nun die Zellen des Castor, das Château-Rouge, der Insel La Mère und das Bagno St. Joseph bewohnt und waren auf dem Wege einen fünften jener natürlichen Kerker kennen zu lernen, deren Riegel und Thüren das weite, unermeßliche Weltmeer ist.

Nach allen Anzeichen zu schließen, gingen sie nunmehr einer besseren Lage entgegen. Ja, Bernard konnte sich nicht verhehlen, daß der Gouverneur gerade an ihm ein besonderes Interesse nehme. Konnte er sich auch den Grund und die Veranlassung nicht erklären, die Thatsache schien sicher zu sein, und die Hoffnungen. welche sich daraus ergaben, konnte er ebenfalls nicht aus seiner Seele verdrängen.

Ungeachtet der ihnen winkenden besseren Zukunft war der beiden Liebenden Gemüth von Sorgen und schweren Leiden bedrückt. Mußten sie doch Lepaile, den treuen, aufopfernden Freund, der einzig und allein aus Anhänglichkeit gegen sie, sich allen Gefahren, allem Unheile überliefert hatte, mußten sie doch diesen edlen Mann zurücklassen in jenem abscheulichen Bagno, eine sichere Beute von dessen Konsequenzen. — Sie hatten ihn nicht mehr sprechen, nicht mehr sehen können. Zum letzten Male hatten die treuen Freunde während der Revue einen Blick wechseln können. Ein Abschiedswort war ihnen nicht vergönnt. Dabei war Bernard und Adelen die gebeugte Gestalt, das schmerzdurchfurchte Antlitz und das leidende Aussehen Lepaile's nicht entgangen, und die schlimmsten Befürchtungen für

dessen Zukunft waren es, welche sie mit hinwegnahmen aus der Folterkammer des edlen Dulders.

Wunderbarer Weise war Bernard's Krankheit wirklich durch die Arzneimittel des quacksalbernden Chirurgen geheilt worden. Man konnte dabei auch nicht sagen, daß sich die kräftige Natur des jungen Mannes selbst geholfen habe und die Medizin unbetheiligt an dem Genesungsprozesse sei. Denn, wenn Bernard auch allerdings jung war, so war seine Kraft doch längst gebrochen durch die Wirkungen einer langen Kette von Leiden und Drangsalen, und sein Körper disponirt zu allen möglichen Arten von Krankheiten.

Was seine zerrissenen Hände, seine durch die Daumenschrauben zerbrochenen Knochen anbetrifft, so war an der verwundeten Stelle ein kunstgerechter Verband angelegt und jene Mittel angewendet worden, welche die Heilung beschleunigen konnten. Zu Bernard's Glück hatte sich nicht die Nothwendigkeit gezeigt, die verletzten Glieder abzunehmen. Freilich war vorauszusehen, daß die beiden Daumen steif bleiben würden und daß er niemals mehr den vollen Gebrauch seiner Hände erlangen würde. Bis sich die Wunden völlig schließen und vernarben würden, konnten noch Wochen vergehen, während er nur wenig Arbeit verrichten konnte.

Es war noch früh am Tage, als die Deportirten, mehrere Hundert an der Zahl, in vielen Booten, theils von der Insel La Mère, theils von St. Joseph herrührend, auf der Teufelsinsel anlangten.

Sie fanden daselbst einen Marineoffizier, welcher ihnen im Auftrage des Gouverneurs ihre neuen Verpflichtungen und ihre neuen Rechte mittheilte, und ihnen zugleich bekannt machte, daß sie auf dieser Insel gänzlich frei und ungehindert thun und lassen konnten, was ihnen beliebte, insofern sie keinen Fluchtversuch, keine Streitigkeiten unter sich selbst und kein anderes Verbrechen oder Vergehen sich zu Schulden kommen ließen.

Zur Aufrechthaltung der Ordnung eben so, wie als verantwortlicher Leiter der Kolonisation, sei ein Mann aus der Deportirten eigener Mitte zu erwählen, und schlage der Gouverneur zu diesem Behufe den Deportirten Bernard vor. Kein Wächter oder Gensd'arm verbleibe auf der Insel.

Die Gefangenen von St. Joseph sowohl, welche bereits von der Aenderung ihres Schicksales unterrichtet waren, ohne bis jetzt daran glauben zu können, als jene von der Insel La Mère, welche ganz unvorbereitet diese frohe Kunde vernahmen, waren — als sie sahen, daß man sie mit keinen leeren Versprechungen täusche und hinhalte — von dieser unerwartet gebotenen Art von Freiheitszustand, dessen sie von nun an auf der ihnen zu eigen gegebenen Insel genießen sollten, in hohem Grade erfreut.

Die Wahl Bernard's zur Leitung ihrer Genossenschaft wurde ohne Zögern oder Gegenrede angenommen. Jene Deportirten, welche mit Bernard schon zusammen waren, kannten ihn als einen braven und redlichen Mann; die ihn nicht kannten, hatten kein weiteres Interesse daran, wer ihr Obmann sei, wenn es nur überhaupt einer der Ihrigen war.

Bernard selbst war durch die Uebertragung dieses Ehrenamtes nichts weniger als erfreut. Er hatte dadurch eine Verpflichtung und eine Last der Verantwortlichkeit zu übernehmen, welche ihm in der Nähe und Ferne eine Kette von Unannehmlichkeiten und Verlegenheiten blicken ließ. Seine Bemühungen, diese Wahl abzulehnen, waren vergeblich.

Der Offizier, gefolgt von Wächtern und Gensd'armen, verließ die Insel, nachdem er Bernard feierlich in sein Amt eingesetzt und ihn mit jener Autorität bekleidet hatte, welche er zur Leitung einer so unruhigen Bevölkerung bedurfte.

Die Boote stießen, eines nach dem andern, vom Ufer. Die gelben Wogen der Binnensee schaukelten sie. Ein immer breiterer Wasserstreifen legte sich zwischen das Inselufer und die sich entfernenden Fahrzeuge. Endlich verschwanden sie mit ihrem waffenblitzenden Inhalte hinter den vorspringenden Felsen der Insel Royal.

Es war, als ob sich in diesem Augenblicke eine zentnerschwere Last vom Busen aller jener Deportirten wälze, welche zwischen Furcht und Hoffnung schwankend in lautlosem Schweigen den fern und ferner gehenden Booten nachschauten.

Erst, als das letzte der dunklen Fahrzeuge ihren Blicken entschwunden war, erst, als selbst der hell glitzernde Streifen im Fahrwasser derselben verlaufen und hinweggespült war, erst dann wagten sie an die Wirklichkeit ihres Glückes zu glauben; und mit einem donnernden Jubelrufe begrüßten sie den Schimmer von Freiheit, der sich ihren bereits an Knechtschaft und Sklaverei gewöhnten Blicken zu bieten versprach. —

Das Erste, was die Deportirten nunmehr vornahmen, war, sich nach einem Obdach für die Nacht und einem Schutze gegen die heiß herniederprallenden Sonnenstrahlen umzusehen.

Beides fanden sie nothdürftig, aber für den ersten Augenblick genügend, in jenen Baracken, welche — wie schon erwähnt — von früheren Ansiedlungen her noch vorhanden waren. Diese niederen, aber geräumigen Gebäulichkeiten befanden sich nahe dem flach in das Meer verlaufenden Ufer und lehnten sich mit der Rückseite an eine dichte Palmen- und Banyanen-Waldung, die sich allmälich den terrassenförmig ansteigenden Boden hinaufzog.

In den Schatten dieser Hütten und des ewig grünenden Laubdaches

zogen sich sofort die neuen Ansiedler zurück, indem sie sich endlich wieder nach so langer Zeit einer ungestörten, erquickenden Ruhe überlassen konnten.

Wer niemals so unglücklich war, der Freiheit beraubt zu sein und eine Geist und Körper zugleich lähmende Knechtschaft ertragen zu müssen, wie sie die Mehrzahl der Deportirten Monate, viele derselben Jahre lang erduldet hatten, der kann auch kaum in seinem vollen Umfange jenes frohe Gefühl begreifen und würdigen, welches diese Männer nun erfüllte, da sie sich endlich wieder einer gewissen Freiheit erfreuen konnten.

Der Gouverneur hatte sein Wort gehalten. Die Teufelsinsel war den Deportirten gänzlich als Eigenthum überlassen worden. Kein Aufsichts-Personal, keiner ihrer Wächter oder Peiniger war auf der Insel zurückgeblieben. Sie konnten sich gewissermaßen als frei betrachten.

Allerdings war diese Freiheit eine nur sehr beschränkte, denn diese Leute waren nach wie vor Gefangene, durch die blauen Wogen zurückgehalten in ihrem grünen Kerker und jeden Augenblick einer willkürlichen Aenderung ihrer Lage, einer Zurückversetzung in den bisherigen Zustand der Sklaverei ausgesetzt.

Der Gouverneur hatte Sorge getragen, ihnen jedes Mittel zur Flucht zu entziehen, indem die sich entfernenden Wächter jedes, auch das kleinste Boot mit fortgenommen hatten.

Auch waren sie nicht jeglicher Aufsicht entzogen, da auf der Höhe der Insel Royal ein immerwährender Posten unterhalten wurde, welcher selbst mit freiem Auge die ganze Teufelsinsel und Alles, was darauf vorging, zu unterscheiden und zu beobachten vermochte.

Dessenungeachtet war der Deportirten Lage eine so sehr und so ganz zu ihren Gunsten veränderte, daß sie wohl Ursache hatten, sich darüber zu freuen.

Es war die Verfügung getroffen, daß sie jeden zweiten Tag Lebensmittel für je 48 Stunden erhalten sollten. Die für die nächsten beiden Tage bestimmten hatten sie bereits bei ihrer Ankunft mitgebracht.

Quantität und Qualität dieser Nahrungsmittel waren nicht viel besser, als sie dieselben bis jetzt kennen gelernt. Indessen waren die Speisen doch genießbar und hinreichend, den dringendsten Bedürfnissen zu genügen. Dabei war den Deportirten die Gelegenheit gegeben, durch Anbau von Gemüsen, durch Fischfang und Jagd ihre Verhältnisse einigermaßen zu verbessern.

Das Schlimmste war dabei die nur sehr ungenügende Wasserration, welche ihnen zugedacht war. Der Mann erhielt täglich nur ein Liter süßen Wassers. Quellen waren auf der Insel nicht vorhanden. Das Wasser der

Regenzeit sammelte sich in Pfützen und Morästen, welche von Schwamm überdeckt und von häßlichem Gewürme erfüllt, den Gebrauch desselben unmöglich machte. —

Am Abende des ersten Tages in ihrem neuen Aufenthalte sammelte Bernard, seiner Pflicht als Vorstand dieser jungen Gemeinde gedenkend, die Deportirten um sich, um mit denselben die Maßregeln zu berathen, welche nunmehr auszuführen seien.

Man beschloß, vor Allem die Insel kennen zu lernen, und vertheilte sich zu diesem Zwecke in verschiedenen Gruppen über das ganze Eiland.

Die Teufelsinsel ist nicht sehr groß. Sie hat kaum eine volle Stunde im Umkreise. Vom flachen Ufer der Westseite steigt der Boden in Felsenabsätzen zur Höhe eines gegen Osten steil in die See abfallenden Berges.

Dichter Urwald bedeckt fast die ganze Fläche und steigt an den Berghängen in die Höhe. Nur die Dünen des Ufers, einige kleine Wiesenplätze, einige kahle Felstrümmer und die steile, nur spärlich mit Cactus und Aloe bewachsene Wand der Ostseite machen davon eine Ausnahme.

Weiter als bis in die nächste Umgebung des Westufers schien nie des Menschen Fuß gedrungen zu sein. Dort am Uferrande standen die schon erwähnten Gebäulichkeiten. Etwas weiter gegen den Wald zu zeigten sich die verwitterten Trümmer einer Kapelle und andere Ueberbleibsel der ehemaligen Jesuiten-Mission. Sonst war Alles im nie berührten Zustande jungfräulicher Urnatur.

Als die verschiedenen Abtheilungen der Kolonisten sich bei Anbruch der Nacht wieder um Bernard versammelten, war Allen klar geworden, daß sie nothwendig sofort mit der Ausrodung des Waldes beginnen müßten, um wenigstens einen Theil des Bodens urbar machen, das feuchte schlammige Erdreich austrocknen und dadurch die Luft verbessern zu können.

Zugleich war aber auch nothwendig, an die Herstellung von Wohnungen zu denken, da alle Deportirten zusammen unmöglich für die Dauer mit den unzureichenden Räumlichkeiten der vorhandenen Gebäude sich begnügen mochten.

Bernard theilte die Kolonisten in zwei Hälften. Die kleinere Abtheilung sollte den Bau der Hütten besorgen, die größere, welcher auch die stärkeren Männer beigegeben waren, hatte einen Theil der Waldungen auszuroden und den Boden zu Gemüsefeldern urbar zu machen.

Nachdem solchergestalt die nothwendigsten Angelegenheiten geordnet und die Thätigkeit der neuen Kolonisten für den Anfang geregelt waren, verfügte sich die im Hinblicke auf ihren bisherigen Zustand glückliche und zu-

friebene Schaar zur Ruhe, um am nächsten Morgen willig an die nicht gerade leichte Arbeit zu gehen.

Indessen, um wie viel lieber verrichteten sie diese Arbeit, und wäre sie zehnmal schwieriger und anstrengender gewesen, als die Zwangs-Arbeit auf St. Joseph oder die von Wächtern beaufsichtigte auf der Insel La Mère. — Die jetzige Arbeit war ja eine freiwillige, deren Früchte kamen ja ihnen selbst zu Gute; und keine Sklavenpeitsche, kein Wächterstock trieb sie dazu, keine entehrende und unmenschliche Strafe traf den Ermüdeten oder Kranken, keine Flüche und Schimpfworte donnerten in die heiteren Gespräche, mit welchen sie ihre Arbeit würzten. —

Auch hatten die Deportirten beschlossen, nur die frühesten Morgen- und späteren Nachmittagsstunden zur Arbeit zu benutzen, die Zeit der größten Hitze aber der Ruhe zu widmen, um auf diese Weise das Möglichste zu thun, ihre Kräfte, ihre Gesundheit, ihr Leben zu bewahren.

Denn wenn sie auch gefangen, verbannt, gemißhandelt waren, wenn ihr Dasein auch eine Kette von Unbilden, Widerwärtigkeiten und Entbehrungen bildete, wenn Viele von ihnen auch oftmals in bösen Stunden eine endliche Erlösung aus diesem leidvollen Leben herbeigewünscht hatten, — wenn dies Alles auch der Fall war, so ist nicht minder wahr, daß kein lebend Wesen gerne aus dem Dasein schreitet, daß selbst der ersehnte Tod, wenn er wirklich erscheint, den Beherztesten anwidert, und daß die Hoffnung, über alle Gedanken an das Ende hinaus, stets neue anmuthig schillernde Seifenblasen wirft, welche ohne Aufhören zu neuem Darnachhaschen anreizen. —

Und die Deportirten hegten noch immer mannigfache Hoffnungen. Welcher Art diese waren, haben wir schon einmal erwähnt. Und ob und in welchem Umfange sie sich erfüllten, werden wir bald erfahren. —

Nach Verlauf einer verhältnißmäßig kurzen Zeit, drei Wochen ungefähr nach der Ankunft der neuen Ansiedler auf der Teufelsinsel, hatte sich das Aussehen dieses Eilandes bedeutend verändert.

Es war nicht zu leugnen, daß die Deportirten mit regem Eifer, mit Lust und Liebe an die Arbeit gegangen waren; die Erfolge ihrer Thätigkeit zeugten für den guten Geist, der sie dabei geleitet hatte.

Der Gouverneur selbst, der um diese Zeit ungefähr der Insel und ihrer neuen Bevölkerung einen Besuch abgestattet hatte, konnte nicht umhin, den erfreulichen Zustand dieser jungen Kolonie und die gute Führung der De=

portirten anzuerkennen, wie sich denn Herr Bonnard in seinem Berichte an die Regierung, der als Erwiderung jenes Times-Artikels später im Moniteur abgedruckt wurde, auch in diesem Sinne auszudrücken beliebte.

Der Gouverneur war zufrieden, zufrieden mit den Gefangenen und zufrieden mit sich selbst, daß er diese milde Behandlungsweise der Deportirten eingeführt oder besser, daß er den Befehlen der Regierung und des Grafen M.... in solch ausgedehnter Weise entsprochen hatte.

Etwas Anderes war es mit Herrn de la Richerie. Dieser war mit der Errichtung dieser neuen Anstalt, mit der Kolonisirung seiner Insel und den günstigen Resultaten, welche die Deportirten in so kurzer Zeit erzielt hatten, durchaus nicht zufrieden.

Was ihn am meisten schmerzte, war, daß so plötzlich die Gefangenen seiner väterlichen Fürsorge entzogen worden waren. Es war ihm zu Muthe, wie einer Katze, welcher unversehens die gefangene Maus, mit der sie spielte, entrissen worden ist. — Für was hatte der arme Mann jetzt seine gut dressirten Wächter und Schergen, diese Bluthunde der neufranzösischen Civilisation? Was sollte er nun mit seinen Folterwerkzeugen, mit den Daumenschrauben, der neunschwänzigen Katze, den blutgetränkten Stricken und dem Pfosten machen? — Er war in Verzweiflung, sich auf so unverantwortliche Weise das Material zu seinen Arbeiten entzogen zu sehen.

Allerdings hatte er noch die Werkzeuge. Auch war noch immer eine ziemliche Anzahl Deportirter vorhanden, welche seiner Willkür überantwortet waren. Dies waren die Kettenträger von St. Joseph, die Kerkerbewohner des Château Rouge, eine Anzahl Gefangener auf dem Silberberge und die neu ankommenden Deportirten. — Waren dies nicht genug seiner Grausamkeit gebotene Schlachtopfer? Hatte er nicht auch noch die schwarzen und weißen Sträflinge zu beliebiger Verfügung?

Und dann waren ja die Kolonisten der Teufelsinsel seiner Wachsamkeit nicht gänzlich entzogen, wenn auch für den Augenblick seiner Grausamkeit. — Da hätte es doch ganz sonderbar zugehen müssen, wenn er nicht bald Gelegenheit gefunden hätte, Herrn Bonnard zur Wiedereinführung des früheren Systems zu bewegen. —

Herr de la Richerie wartete also seine Zeit ab; etwas Anderes konnte er vor der Hand nicht thun. Seinen inneren Groll suchte er zu verbeißen und tröstete sich mit Rachebildern der Zukunft. Dabei spähte und lauerte er mit seiner ganzen Wächtermeute, die, gleich ihrem Herrn, sich ungern in die neue Weise fügte, auf eine Gelegenheit, den Deportirten der Teufelsinsel seine alte Macht fühlbar zu machen.

Der Gouverneur sagte in seinem Berichte an die Regierung: „Die

Teufelsinsel befindet sich gegenwärtig unter den wachsamen Augen des Herrn de la Richerie, ohne einen einzigen Wächter oder Gensd'armen." —

Dies war in der That der Fall.

Das wachsame, sehr wachsame Auge des Herrn de la Richerie überwachte die Insel, die Gefangenen, das Meer selbst, welches das Eiland umfluthete.

Von der Spitze der Insel Royal konnte man die Teufelsinsel zum größten Theile übersehen. Herr de la Richerie hatte deshalb, wie wir schon früher erwähnt, einen Wachtposten daselbst etablirt, welcher die Nachbarinsel nicht aus den Augen lassen durfte.

Die Insel Royal liegt westwärts von der Teufelsinsel, zwischen dieser und dem Festlande; St. Joseph nordwärts von der Insel Royal, mit dieser in gleichem Abstande vom Lande und von der Teufelsinsel. — Die anderen Inselgruppen liegen weit südwärts.

Gegen Osten war also die Teufelsinsel der letzte Cayennische Vorposten in diesem nördlich von der Stadt gelegenen Theile der Bucht, in deren südlichem Theile war es die Insel l'Enfant perdu.

Man wird sich erinnern, daß der Felsenberg, welcher vom flachen Ufer der Teufelsinsel sich in reich bewaldeten Absätzen langsam erhob, gen Osten steil und kahl in die See abfiel, daß er solchergestalt dem Oceane zu als eine öde, unbewohnbare, von brandenden Wogen umzischte Felswand erschien, höchstens den Vögeln der Lüfte zum sturmumbrausten Horste dienlich, während er gegen die Landseite hin ein grünendes Ganze zeigte, und daß so das üppige Bild, welches dieses Eiland dem Blicke von der Insel Royal her bot, mit einem hohen, düsteren Felsgrate umsäumt war, zwischen dessen Ausläufern das sanft ansteigende Terrain dem forschenden Auge kein Hinderniß in den Weg legte.

Keine Bodengestaltung hätte günstiger sein können, als die erwähnte; kein Beobachtungsort gelegener als die Insel Royal, um alle Vorgänge auf der Insel des Teufels auf's Genaueste überwachen zu können.

Dies wußte auch Herr de la Richerie. Er hielt sich für vollkommen überzeugt, daß kein Ort der ganzen Insel den Blicken seiner Späher entgehen könne. So weit die Gefangenen am Berghange hinaufgelangen konnten, so weit waren sie auch sichtbar. Ueber den steilen Felsgrat hinüber konnte kein Mensch gelangen. Fast senkrecht erhob er sich in einer gewissen Höhe aus dem üppigen Laubgewirre, eine Wand bildend, welche sich gegen Norden und Süden nur herniedersenkte, um weit hinaus in die brandende See ihre unübersteigbaren, zackigen Felstrümmer, ihre Riffe und Klippen zu strecken.

Die Deportirten waren also vollständig von Meer und Felsen eingeschlossen und auf jenen Theil der Insel beschränkt, welcher von der Nachbarinsel bewacht werden konnte.

Um indessen sein Bewachungssystem noch vollkommener ausführen zu können, hatte Herr de la Richerie vom Gouverneur die Erlaubniß nachgesucht und erhalten — da letzterer keine Wächter auf der Insel selbst duldete — doch mindestens einige Mal jede Woche die Kolonie visitiren zu dürfen.

Zu diesen Visiten waren die Tage bestimmt, an welchen den Gefangenen frische Lebensmittel von Cayenne gebracht wurden; also jeder Dienstag, Donnerstag und Sonnabend. Und dasselbe Boot pflegte die Nahrungsmittel und die Wächter zu bringen, welche indessen den ausdrücklichen Befehlen des Gouverneurs zufolge nicht lange Zeit auf der Insel verweilen und keine Grausamkeiten oder Mißhandlungen sich erlauben durften.

Wir sagten, daß kaum drei Wochen seit der Uebersiedelung der Deportirten nach der Teufelsinsel genügt hatten, das Aussehen des Eilandes bedeutend zu verändern.

Wir können hinzufügen, daß sich diese Veränderung durchaus zum Vortheile der Insel gestaltet hatte.

Die Deportirten hatten sich sofort nach ihrer Ankunft angeschickt, auf der Insel des Herrn de la Richerie Alles in Grund zu bohren, wie sich jener Herr, die cultivirende Thätigkeit der neuen Kolonisten fürchtend, damals auszudrücken beliebt hatte.

In der That: das dichte Unterholz, die niederen Zwergbäume, welche, auf der Windseite der Insel vom seichten Strande an immer höher wachsend, sich gegen die Berghänge zogen, dort mehr und mehr zu Baumwiesen erstarkend; die wurzelverschlungenen Leuchterbäume der entgegengesetzten Seite, die, grünend am schlammigen Ufer, je weiter sie am festen, allmählig von der Sonne gedörrten Boden zurückgedrängt wurden, desto mehr ergrauten, abstarben und in Staub und Moder zerfielen; das mannshohe Prairiegras, welches die kleine Savanne in der Nähe der mehrmals erwähnten, zerfallenden Hütten bedeckte; all' dieser üppig entfaltete Reichthum der Südlandspflanzen, nie gestört noch, nie gehemmt in seiner Entwickelung, nie entweiht durch die Berührung mit Axt und Hacke — er mußte weichen vor dem Willen, vor der rastlosen Thätigkeit einiger Hunderte dieser kleinen und schwachen und doch so allgewaltig mächtigen Menschenkinder.

Unter Bernard's Leitung, der zwar seiner Verwundungen wegen nicht selbst mit Hand anlegen konnte, aber die Aufsicht über alle Arbeiten zu

führen durch nichts gehindert war, wurden zuerst die mächtigeren Stämme der Palmen, Banyanen und Wurzelbäume, die unter dem undurchdringlichen Gestrüppe der niedrigeren Flora, unter den Orangen, Citronen, Pisang- und Papageyenbäumen zerstreut standen, gefällt. Es war dies keine leichte Arbeit; und obgleich die Kolonisten — wie schon früher erwähnt — nur die minder heißen Stunden dazu benutzten, so war doch die Hitze im Vereine mit der Feuchtigkeit des Bodens die Ursache mancher Krankheitsfälle, welche nur durch — jetzt glücklicherweise nicht mehr verwehrte — Ruhe und Pflege gehoben werden konnten.

Diese großen Stämme, welche in ihrem Falle die benachbarten kleineren mit zu Boden rissen, ließ man dann, ohne Aeste oder Laub zu entfernen, liegen, sie solchergestalt den Einwirkungen der dörrenden Sonnengluth aussetzend, welche denn auch das Werk der Kolonisten unterstützte und binnen kaum einer Woche das erst vor Kurzem noch so safterfüllte Holz, das grüne Laub der stolzen Baumleichen, die nunmehr keine Feuchtigkeit dem Boden entziehen konnten, austrocknete. Das mit zu Boden gerissene Gestrüpp theilte gleiches Schicksal.

Und nun, nachdem eine bedeutende Strecke Wald auf diese Weise in ein wirres Chaos von niedergeschmetterten Stämmen, von Ast und Laubwerk verwandelt, nachdem dieses Wirrniß zum größten Theil von der Sonne gedörrt und getrocknet worden, nachdem die saftgrüne Färbung dieser üppigen Pflanzenwelt nach und nach einer graufahlen Todesfarbe Platz gemacht hatte, legten die Kolonisten eines Abends Feuer an die nunmehr gleich Zunder brennende Laubmasse eines schönen Atlaßholzbaumes (Salin wood; ferolia gujanensis) — und in wenigen Augenblicken stand der ganze, große Baum-Leichenacker in hellen, prasselnden Flammen.

Es war dies ein prächtiger Anblick für die Bewohner der Teufelsinsel sowohl, welche sich in die offene Savanne zurückgezogen hatten vor dem Funkensprühen, der Gluthitze und den leckenden Flammen des wogenden Feuermeeres, als auch für die Wächter der Insel Royal, für welche die Entfernung vom Flammenheerde nur einen neuen Reiz dem phantastischen Bilde hinzufügte, da die grandiosen Formen der purpurn beleuchteten Felswand eine wallende, lichtzuckende Lohe umrahmten, aus welcher wieder die grünen Laubmassen des Waldes herauszuwachsen schienen, während das Ganze in einem leuchtenden Meere schwamm, überwölbt vom sternenbesäeten Himmelsdome.

Von der Savanne mußten sich indeß die Ansiedler bald entfernen, da die Flammen sich auch über diese ausbreiteten, wo das von der Sonne gedörrte hohe Gras ihnen reichliche Nahrung bot.

Am nächsten Tage war die Ausrodung jenes Waldtheiles, welcher zur Anlage von Fruchtfeldern bestimmt war, vollendet, soweit es mindestens zu dem beabsichtigten Zwecke nothwendig erschien.

Das feste Stammholz vieler Bäume war allerdings von dem Feuer nicht verzehrt worden. Nur deren Oberfläche war verkohlt. Aber die Aeste und Zweige, das Laubwerk und Gestrüppe, die kleineren Bäume und Gebüsche waren gleich dem Prairiegrase in Rauch aufgegangen, und ihre anorganischen Ueberbleibsel, die düngende Asche deckte in dünner grauer Lage den, zum ersten Male seit Jahrtausenden vielleicht, dem Sonnenstrahle zugänglichen Boden.

Diese nicht verbrannten Baumcolosse lagen gleich umgestürzten schwarzen Säulenschäften nach allen Richtungen über den kahlen Boden zerstreut. Es fiel den Kolonisten auch nicht im Mindesten ein, sie entfernen zu wollen. Zwischen ihnen war Platz genug, den Boden zu bebauen.

Dies zu thun machten sich die eifrigen Männer auch sofort an's Werk. Der Boden, nur an seiner Oberfläche leicht vom Feuer getrocknet, war nicht schwer umzuarbeiten. Man pflanzte Gartenmelonen, man säete Bataten und Mais. Den Samen dieser Bodenfrüchte hatte Bonnard geschickt. Die Kolonisten hofften, obwohl gerade die große trockene Jahreszeit begonnen hatte — der eigentliche Winter der Tropen — daß die noch von der eben beendeten Regenzeit befruchteten Erdschollen Kraft und Feuchtigkeit genug besäßen, die ihnen anvertrauten Samen schnell zum Keimen, zur Blüthe und zur Frucht zu bringen. Und sie sahen sich in ihrer Hoffnung nicht betrogen. Binnen Kurzem brachen die jungen Keime aus der Erde und versprachen eine baldige, reichliche Ernte.

Bis dahin hätten nun freilich die Deportirten auch in diesem ihren neuen Aufenthaltsorte, gleichwie in den früheren, der frischen Gemüse entbehren müssen, hätten sich nicht zum Glücke auf dieser Insel die schon erwähnten Gärten des Herrn de la Richerie befunden, welche nunmehr auf des Gouverneurs ausdrücklichen Befehl mit der ganzen übrigen Insel in den freien Besitz der Kolonisten übergegangen waren.

Herr de la Richerie schäumte allerdings vor Zorn, als er diese Verfügung erfuhr. Dessenungeachtet blieb sie in Kraft. Die Neger, welche bisher die Pflege der kleinen Pflanzung besorgt hatten, mußten die Teufelsinsel verlassen, sobald die Deportirten den Boden betraten. Die fernere Pflege der Anlagen sowohl, wie deren Nutznießung ging auf die Gefangenen über.

Neben dem eigentlichen, mit Gemüsen bepflanzten Garten befand sich ein ziemlich großes Stück mit Mais bestellten Feldes. An den sonnigen

Abhängen des Berges hinauf waren Reben gepflanzt. Alle diese in ihren traurigen Verhältnissen den Gefangenen doppelt kostbaren Produkte gehörten nunmehr ihnen. Der Mais war bereits zum Schnitte reif. Die großen vollen Weintrauben strotzten von Saft und warteten nur der Lese. Die Melonen, die Gemüse konnten augenblicklich verwendet werden.

Die Freude der Gefangenen, welche so lange Zeit jede Art von frischer und gesunder Nahrung hatten entbehren müssen, beim Anblicke dieser ihnen gebotenen Pflanzenschätze war eine unverstellte und große. Ein Theil von ihnen war auch sogleich daran gegangen, den Mais zu schneiden, die Trauben und die Gemüse zu sammeln, während die anderen die schon erwähnten Ausrodungsarbeiten besorgten.

Auch diese letzteren hatten bei ihrer Arbeit im Walde köstliche und reichliche Nahrungsmittel entdeckt und in die allgemeine Vorrathskammer der kleinen Kolonie eingeliefert. Es waren dies Baumfrüchte, als: Orangen, Citronen, Cocosnüsse, Melonen u. s. w. Ohne Zweifel war ein großer Theil der sie tragenden Bäume zur Zeit, als die Jesuitenmission auf der Teufelsinsel gestiftet wurde, von den frommen und thätigen Brüdern hier gepflanzt worden — denn in der Wildniß kommen nicht viele dieser Fruchtbäume in Guyana vor.

Bernard, der zu seiner Freude die Kolonie sichtlich gedeihen sah, hatte aber auch Sorge getragen, daß neben dieser nothwendigen Bodenarbeit der Bau der Hütten nicht vernachlässigt werde, und in Folge seiner umsichtigen Leitung erhob sich denn auch zu derselben Zeit, als der Wald ausgerodet, der Boden bestellt, der Mais geschnitten und die Gartenfrüchte eingeerndtet waren, ein ganz ansehnliches Dorf von nieblichen Hütten an der Seite und im Schatten eines kleinen Bananenwäldchens, welches die Kolonisten absichtlich geschont hatten, und das sich nun als schützende Mauer zwischen dem Dörfchen und dem Inselstrande ausdehnte, so daß die Hütten und der sie umgebende Platz vor den Blicken jenes Postens auf der Insel Royal verborgen waren.

Die Hütten waren allerdings nur leicht aus Baumstämmen und Rohr aufgebaut. Palmblätter und Maishalme bildeten das Dach. Bei dieser Bauart war es möglich, die künftigen Wohnstätten der unfreiwilligen Kolonisten in so kurzer Zeit herzustellen. Diese Bauart war aber auch jenem tropischen Klima völlig entsprechend, welches zum ersten Erforderniß jeder Baulichkeit: möglichste Förderung der Luft-Circulation macht.

So haben wir also gesehen, wie sich das Aussehen der Insel des Teufels in der kurzen Zeit von drei Wochen geändert hatte.

Waldungen waren ausgerodet und verschwunden, an deren Stelle dehn-

ten sich weite, sich schon mit einem Anflug von Grün bedeckende Fruchtfelder; ein anmuthiges, kleines Bananenwäldchen bot Schatten und Kühlung; zwischen diesem und den noch mit Urwald bedeckten Bergabhängen zeigte sich ein ansehnliches Hüttendorf. Die Kolonie konnte als gegründet betrachtet werden und war vorläufig hinlänglich gegen Nahrungsmittel und gegen die Unbilden der Witterung geschützt.

Die ferneren Schicksale dieser Kolonie, und besonders jene ihrer Mitglieder Bernard und Adele, werden uns im nächsten Kapitel beschäftigen.

Zehntes Kapitel.

Die Folter. — Die Bildsäule des Teufels.

Indem wir jetzt die Teufelsinsel und auf ihr die beiden Liebenden, Horace und Adele, verlassen, kehren wir zu deren Freund Lepaile zurück, welchen wir zuletzt im Bagno St. Joseph gesehen haben.

Lepaile's traurige Lage war ein Gegenstand steter Besorgnisse, steter Seelenqualen, aber auch immerwährender frommer Wünsche und täglich zum Himmel aufsteigender Gebete seiner treuen Freunde, welchen das Schicksal jetzt ein so viel günstigeres Loos beschieden hatte, als ihm, dem Dulder, welche, ungeachtet ihrer erträglichen Lage, aber unausgesetzt gepeinigt wurden durch die stattgefundene Trennung von dem opfermuthigen, edlen Manne.

Und in der That, Lepaile's Lage war eine traurige, eine sehr traurige! —

Wir wissen bereits, daß der unglückliche Mann seit seiner Ankunft auf der Insel St. Joseph, seit seiner Belastung mit den schweren Kettenkugeln, seit er unter dem unbarmherzigen Arbeitszwange, unter der vernichtenden Hitze und den schädlichen Ausdünstungen des Sumpfbodens, mehr aber noch unter der rohen Behandlung und der Grausamkeit seiner Wächter litt; wir wissen, daß er seit dieser Zeit leidend und kränkelnd war, und daß die riesige Kraft dieses bis jetzt ungebeugten Körpers durch all' jene Einwirkungen endlich gebrochen wurde.

Mühsam hatte er sich noch längere Zeit trotz seiner Schwäche, trotz seiner Leiden aufrecht erhalten, mit seinem starken Willen den siechen Körper beherrschend.

An jenem Abende aber, an welchem Bernard und Adelen die frohe Kunde ihrer Uebersiedelung auf die Teufelsinsel und der damit verbundenen besseren Behandlung zu Theil wurde, brach seine Kraft völlig zusammen. Nur mühsam vermochte er — nach jenem stummen und herzzerreißenden Abschiede von seinen Freunden — sich von dem Orte, wo die Revue stattgefunden, in seine ziemlich weit entfernte Hütte zurückzuschleppen. Dort angekommen, brach er fast besinnungslos auf seinem Strohlager zusammen.

Die Schmerzen seiner durch die Fesseln wund geriebenen Gelenke, das Fieber, welches seinen einst so starken Körper durchschüttelte, die tiefe Niedergeschlagenheit seines Geistes brachten es endlich dahin, ihn völlig elend zu machen.

Und doch hatte seine Seele an jenem Abende eine kaum gehoffte Labung erhalten. Denn weit entfernt, die Trennung von seinen beiden Freunden zu beklagen oder sich unglücklich zu schätzen, daß er nicht mit ihnen ihrer neuen, glücklicheren Bestimmung entgegen gehen könne, fühlte er eine wahre und tiefe Freude über diese günstige Wendung des Schicksals seiner Lieben.

Daß er selbst in seinem unsäglichen Elende zurückbleiben müsse im Bagno, wo — wie er wohl fühlte — nur mehr Qualen, Schande und Tod seiner harrten, schmerzte ihn an und für sich nicht; nur daß ihm dadurch die Möglichkeit benommen ward, seinen Schützlingen, welchen er so oft ein rettender Engel gewesen, auch fürder mit Rath und That beizustehen, that ihm weh, beunruhigte und quälte ihn. Dazu kam noch, daß er sich den eben erlebten Vorfall, die plötzliche Sinnesänderung des Gouverneurs nicht zu erklären vermochte, und daß er, als er an der Thatsache selbst nicht mehr zweifeln konnte, deren Motive mit argwöhnischem Blicke betrachten mußte, da er denn die Ueberzeugung erlangte, daß entweder ein Mißverständniß oder eine absichtlich gelegte Falle dieser scheinbar menschenfreundlichen Handlung zu Grunde liege.

Lepaile fürchtete daher, daß jenes günstige Loos seiner Freunde nur von kurzer Dauer sein werde, und daß gar bald wieder Momente eintreten könnten, wo sie seiner Hülfe bedürften.

Andererseits aber war er überzeugt, daß es mit ihm selbst jetzt rasch zu Ende ginge, daß er daher, selbst vereint mit seinen Lieben, ihnen doch nur von geringem Nutzen sein könne, daß deren Gegenwart bei der vorauszusehenden Katastrophe auch ihm weder Hülfe noch Trost bringen, wohl aber seine Freunde ebenfalls mit hinabreißen werde in den gähnenden Abgrund der Vernichtung, daß es also besser und zur Aufrechterhaltung seines Muthes und seiner moralischen Kraft zuträglicher sei, wenn er seine Freunde fern und unberührt von seinem Schicksal wisse, und diese Betrachtungen

waren die Ursache, welche ihn die Trennung von Bernard und Adelen nicht beklagen ließen; die Gewißheit, daß ein glücklicher Zufall jene Beiden vor einer sonst wahrscheinlichen Mitverflechtung in sein Elend durch die Entfernung von ihm schütze, war jene Labung seiner Seele, welche ihm nach einem stürmischen Seelenkampfe endlich Ruhe und Fassung wieder zu Theil werden ließ.

Bei alledem war der erste Schmerz der Trennung, da ein stummer Händedruck die einzige, kurze Abschiedsbezeigung dreier durch Noth und Elend, durch Aufopferung und Bruderliebe eng verbundenen Herzen war, ein gewaltiger und tiefer, und Lepaile — wollte er sich's auch nicht recht eingestehen — fühlte seine Seele zum Tode betrübt. Erst allmälig brachten jene erwähnten Betrachtungen Ruhe in sein Herz zurück; aber die Rückwirkung dieser Seelenleiden auf den Körper konnte keine günstige sein.

Lepaile's Krankheit machte rasche Fortschritte. Die Nacht, welche der Revue folgte, brachte er in heftigem Fieber zu; der anbrechende Morgen fand ihn ohne Bewußtsein.

Da es Sonntag war, so rief ihn die Trommel nicht zur Arbeit. Als aber die Sonne höher stieg, versammelten sich die Deportirten, um sich zur Ueberfahrt nach der Insel Royal bereit zu machen, dort abermals Revue zu passiren und dem Gottesdienste in der kleinen Kapelle beizuwohnen.

Als Lepaile nicht am Sammelplatze erschien, eilten einige Wächter in seine Hütte, um ihn — vielleicht mit Schimpfworten und Stockschlägen — zu holen. Sein Aussehen belehrte sie aber sofort, daß hier nicht Saumseligkeit oder böser Wille das Vergehen veranlaßt habe. Und so wenig sich — wie wir bereits wissen — die Wächter auch um den Grund eines solchen sogenannten „Vergehens" zu kümmern pflegten, so hatten doch viele derselben eine arge Furcht vor jeglicher Berührung mit Kranken, die des gelben Fiebers verdächtig waren.

Und der arme Lepaile schien in der That von dieser mörderischen Krankheit befallen zu sein. Alle Symptome, welche die Wächter aus langer Erfahrung nur zu genau kannten, ließen dies vermuthen. Sie warfen daher einen scheuen Blick auf den besinnungslos Daliegenden, stießen ihn mit ihren Stöcken hin und her, um sein Angesicht, die gebrochenen, starren Augen, die fahle Färbung der Haut beobachten zu können, und eilten dann mit hastigen Schritten wieder aus der Hütte, deren Thüre sie hinter sich verriegelten, um jeden Verkehr mit dem Opfer des „gelben Jack" unmöglich zu machen.

Es war — freilich nicht aus Sorge um das Wohl der übrigen Gefangenen, sondern nur aus Furcht um die eigene Sicherheit — auf den

Inseln der allgemeine Gebrauch eingeführt, daß ein des gelben Fiebers Verdächtiger außer allen Verkehr mit Wächtern und Deportirten gesetzt werde. Zu diesem Behufe wurde der Unglückliche in seine Hütte eingeschlossen und ein gewisses Zeichen an deren Thür gemacht, welches Jedermann verbot, dieselbe zu öffnen.

Wir wiederholen, daß dies nur im Interesse der Wächter und Gensd'armen geschah. Wo auf einer Insel, wie jetzt auf der Teufelsinsel, dergleichen Kranke nicht waren, ließ man Gesunde und Kranke ungehindert mit einander verkehren, die edle Hoffnung hegend, dadurch dem gelben Fieber mehr Opfer anheimfallen zu sehen.

Lepaile blieb also allein, vom Fieber geschüttelt, von rasendem Durste gefoltert, von Schreckgebilden der Fieberphantasie gepeinigt, ohne Pflege, ohne Hülfe, in seiner feuchten und dunstigen Hütte liegen.

Erst am nächsten Morgen, zu derselben Zeit, da Bernard und Adele mit den andern dazu bestimmten Deportirten sich nach der Teufelsinsel einschifften, landete ein von Galeerenknechten bemanntes Boot auf St. Joseph, welches bestimmt war, den Kranken nach der Insel Royal überzuführen.

Die Wächter hatten daselbst am vorhergehenden Tage die Anzeige erstattet, daß ein vom gelben Fieber Befallener, ein Sterbender, auf St. Joseph befindlich sei. Und wunderbarer Weise wurde schon nach Verlauf von vierundzwanzig Stunden der Befehl ertheilt, den Kranken in's Spital zu bringen. Diese für Cayenne außerordentlich schnelle Verfügung kann nur daraus erklärt werden, daß seit der vorgestrigen Kundgebung von des Gouverneurs Sinnesänderung die Untergebenen und Beamte aller Kategorien die ihnen sonst eigenthümliche, sichere Haltung verloren hatten und, ungewiß, wie sie diese plötzliche Milde gegen die Deportirten deuten sollten, Scheu trugen, durch fortgesetzte Unmenschlichkeit in Behandlung der Gefangenen vielleicht des Gouverneurs Mißbilligung zu erregen.

Diese Unsicherheit dauerte allerdings nur wenige Tage.

Gar bald erkannten die Schergen, daß des Gouverneurs Fürsorge sich hauptsächlich nur auf die jetzigen Bewohner der Teufelsinsel erstrecke. Mag es immerhin möglich, ja sogar wahrscheinlich sein, daß Herr Bonnard nach und nach auch den übrigen Deportirten ein besseres Loos wollte zu Theil werden lassen, für jetzt begnügte er sich damit, die Behandlung der minder kompromittirten Gefangenen zu bessern, den Widerstand wohl berücksichtigend, den ihm Wächter, Gensd'armen und Offiziere bei einer plötzlichen, allgemeinen Aenderung entgegengesetzt haben würden.

So kam es, daß nach wenigen Tagen auf allen Inseln, mit Ausnahme der Teufelsinsel, das alte System der Tyrannei und der Grausamkeit wie-

der Geltung erlangt hatte, und vielleicht noch umfassender und rücksichtsloser ausgeübt wurde als früher.

Die Sträflinge, welche zu diesem Dienste ersehen waren, hatten Lepaile's noch immer mit Ketten belasteten Körper in ihr Boot gebracht. Der Arme wußte nicht, was mit ihm geschah; vollkommene Bewußtlosigkeit umnachtete seine Seele. Das Boot schaukelte träge mit dem Kranken auf der gelben Fluth, und der befehlende Wächter schien nicht übel Lust zu haben, diesen — um alle weiteren Mühen und Kosten zu ersparen — gleich jetzt schon den Haifischen zu überliefern, was, wie er völlig überzeugt war, ja doch binnen wenigen Tagen geschehen mußte.

Allein jene schon erwähnte Ungewißheit, wie man sich jetzt zu benehmen habe, ließ den Barbaren seine niederträchtige Absicht nicht zur Ausführung bringen.

Er lieferte Lepaile im Hospitale der Insel Royal ab.

Wir haben dieses Krankenhauses schon öfter Erwähnung thun müssen, ebenso seines ehrenwerthes Leiters, des Doktor Chabassu. — Jetzt sind wir aber genöthigt, mit Lepaile in das Innere dieser dem übrigen Cayenne und der Napoleonischen Menschenfreundlichkeit würdigen Heilanstalt zu treten.

Das Hospital bestand damals noch aus drei großen, niederen Holzhütten, welche unter sich in Verbindung standen. Seit jener Zeit sind diese Hütten verschwunden und an ihrer Stelle erhebt sich ein ansehnliches Steingebäude.

Wir wollen uns nicht mit einer Beschreibung der Räumlichkeiten aufhalten. Es genügt zu wissen, daß die Krankensäle weder sehr groß, noch gut gelüftet waren, daß Luft und Licht nur durch kleine, hochliegende, an der Rückseite des Gebäudes angebrachten Fenster eindringen konnten, daß aber gleichwohl in Betreff der Reinlichkeit der Verwaltung keine besonderen Vorwürfe zu machen waren.

Das Schlimmste für die aus politischen Gründen Deportirten war, nächst der Behandlung von Seiten des Arztes und der Krankenwärterinnen, der Umstand, daß sie gezwungen waren, die gleichen Räumlichkeiten mit den eigentlichen Sträflingen, den früheren Bagno-Insassen von Brest und Toulon, zu bewohnen.

Diese Menschen, Verbrecher oft aus der Hefe des Volkes, geboren und erzogen im Schmutze und im Laster der Armuth, und andere aus den besseren Kreisen der Gesellschaft, durch Leidenschaften und ungezügelte Triebe herabgesunken von der sittlichen Höhe, welche ihnen Geburt und Erziehung ermöglichten, in den schlammigen Pfuhl der Sünde, diese Menschen, Diebe und Mörder, Betrüger und Lüstlinge, fanden — ausgestoßen aus der Ge-

sellschaft der Redlichen und Guten — eine freudige Genugthuung darin, mit Mitgliedern dieser über ihnen stehenden Welt nicht nur in Berührung treten, sondern sie sogar als Ihresgleichen betrachten zu können.

Und jenem hämischen Triebe folgend, der den Gesunkenen drängt, Alles, was über ihm steht, herabzuziehen in den Sündenschmutz seines eigenen Dunstkreises, statt darnach zu trachten, sich selbst wieder emporzuschwingen in die Region der Tugend und des Rechtes; jenem selben Triebe, der hier im Kleinen den Wüstling dazu bringt, mit seinem Geifer die edelsten Gefühle zu beflecken, ja die Existenz der Tugend und Weiblichkeit zu leugnen, weil er die Macht verloren hat, seine Seele zu der reinen Liebe und Höhe zu erheben, und welcher dort im Großen ein ganzes gesunkenes Volk verleiten konnte, die Gottheit entthronen zu wollen, weil deren Wesen nicht in den entsetzlichen Sündenwust ihres Alles umstürzenden Freiheitswahnes paßte; jenem Triebe folgend, ließen die Sträflinge in Cayenne — mindestens der größere Theil — keine Gelegenheit vorübergehen, den politischen Deportirten ihre Nähe aufzubringen und ihnen durch ihr rohes Benehmen, durch ihr freches Zurschautragen der ihnen bereits zur andern Natur gewordenen Sünde, durch Miene, Wort und Handlung zum Verständniß zu bringen, daß sie hier mit diesen die gleiche Rangstufe einnähmen und die gleiche Behandlung, die gleichen Strafen, die gleiche Verachtung Deportirte wie Sträflinge träfe.

Dies war aber ein Irrthum. Nicht die gleiche Stellung nahmen politische und gemeine Verbrecher ein, denn Letztere sind in Cayenne in jeder Beziehung bevorzugt. Wir haben schon mehrere darauf bezügliche Beispiele mitgetheilt.

Auch hier im Hospitale war dies der Fall.

Während die etwaigen kranken Sträflinge im Spitale gut aufgenommen wurden und es Niemanden einfiel, ihnen ihre Genesung verzögernde Hindernisse in den Weg zu legen, war die Aufnahme, welche man den politischen Deportirten bereitete, eine ganz andere.

Diese wurden bei ihrer Ankunft im Hospitale von den dienstthuenden Wächtern empfangen, welche sie entkleideten, durchsuchten und des wenigen Geldes beraubten, das sie vielleicht von den früher bewilligten Arbeitslöhnen sich erspart hatten.

Und doch war dieses Geld eine beinahe absolute Nothwendigkeit für jene Unglücklichen, welche nur durch dessen Besitz und Verwendung sich den Aufenthalt im Spitale erträglich machen und die Genesung befördern konnten. Durch die strenge Maßregel, mit welcher man sie des Geldes beraubte, entzog man daher den Kranken die Mittel, sich Zucker, zuträgliche Speisen

und andere Quellen der Erleichterung zu verschaffen; man machte sie völlig hülflos.

Bei dem gelben Fieber — wir sprechen hier selbstverständlich von den minder gefährlichen Fällen und vom Beginne der Krankheit — kann man bis zu einem gewissen Grade Nahrung zu sich nehmen. Und nicht bloß kann man dies, man soll es auch thun, um den Körper nicht zu schwächen und den Verheerungen der Krankheit leichteres Spiel zu lassen. Es müssen aber leicht verdauliche Nahrungsmittel sein, welche der Kranke zu sich nimmt: gut gebratenes Fleisch, ein Huhn oder dergleichen.

Wer nun Geld hat, kann sich solche Nahrung verschaffen; wer aber nichts besitzt, ist auf gesalzenes Rindfleisch angewiesen, wie es den gesunden Sträflingen geliefert wird, wie es auch die allgemeine Kost im Hospitale ist, da nur wenige der Deportirten ihr Geld den Klauen der im Vorgemache lungernden Wächter zu entziehen vermögen.

Derselbe Fall ist es mit den Getränken. Man gebraucht im Allgemeinen nur zwei Arten von Trank: leichten Wein und Reiswasser. — Es ist aber bekannt, daß Zuckerwasser in den Anfällen des gelben Fiebers vortreffliche Dienste leistet. Wenn nun die Kranken, gepeinigt von Fieberhitze und nach Erquickung lechzend, Zuckerwasser wollten, so ist es nöthig, daß sie den Zucker selbst kaufen, oder, wenn sie kein Geld besitzen, daß sie sich bittend an die Krankenwärterin wenden, welche diesen Labetrank in der Regel verweigert und nur jenen zukommen läßt, welche durch Erfüllung gewisser Bedingungen ihre Gunst zu erlangen wußten.

Was nun Lepaile betrifft, so war er bei seiner Ankunft im Krankenhause, Dank dem vorgeschrittenen Stadium seiner Krankheit, nicht durchsucht worden. Die Wächter scheuten sich, den Krankheitsstoff durch Berührung auf sich zu übertragen.

Aus demselben Grunde hatte man sich aber auch wohl gehütet, Lepaile die schweren Fesseln abzunehmen. Die abgemagerte, schwache, ruinenhafte Gestalt, mit diesen Abzeichen der empörendsten Knechtschaft belastet, wurde auf das ihm bestimmte Lager gebettet.

Nachmittags erschien der berüchtigte Doktor Chabassu im Krankensaale.

Er hielt sich, wie gewöhnlich, längere Zeit bei jenen Kranken auf, welche den Bagnosträflingen angehörten, und bei denjenigen Deportirten, welche es verstanden hatten, durch Angebereien ihrer Kameraden die Gunst dieses ärzlichen Scharfrichters von Cayenne zu erlangen.

Unter Letzteren befand sich Emile Duffuy.

Wir wissen bereits, daß er, an einem zehrenden Fieber leidend, schon längere Zeit das Hospital der Insel Royal bewohnte.

Der Elende war, als er an jenem verhängnißvollen Tage des Staatsstreiches sehr unfreiwillig und von Gensd'armen eskortirt, das Palais-Elysée hatte verlassen müssen, in einen verschlossenen Wagen gebracht und in diesem ohne Aufenthalt nach Toulon geführt worden.

Es war einer der Ersten, der auf einem Regierungsschiffe dem neuen Napoleonischen Verbannungsorte, Cayenne, zusegelte.

Mit ihm befand sich eine Anzahl der hervorragendsten Helden jener Tage auf dem Schiffe. Und in ihrer Meinung — obwohl sie ihn nie unter ihrer muthigen Schaar erblickt hatten — sowie in den Augen der Offiziere und der Mannschaft, galt er ebenfalls für einen besiegten Helden und fand daher unverdiente Achtung und Theilnahme.

Denn damals war die Gewaltherrschaft Napoleon's noch zu neu und noch zu wenig fest organisirt, als daß jeder seiner nunmehrigen Diener, jeder Offizier, jeder Soldat, jeder Beamte — wie es heutzutage beinahe ausnahmslos der Fall ist — eine Kreatur des Selbstherrschers, ein unbedingter Vollstrecker seines Willens gewesen wäre.

Die damaligen Staatsdiener hatten ihre Dekrete noch vom Bürgerkönig oder von der Republik erhalten, und diese Regierungen — deren Namen jetzt kaum mehr ausgesprochen werden dürfen — noch durchaus nicht vergessen.

So kam es, daß die ersten Deportirten Napoleon's, Märtyrer einer politischen Meinung, welcher vielleicht viele ihrer damaligen Wächter und Kerkermeister im Stillen huldigten, weder auf den Transportschiffen noch nach ihrer Ankunft in Cayenne von den damaligen Behörden schlecht behandelt wurden.

Man zollte diesen aus ihrer Heimath Verbannten herzliche Theinahme und unverhüllte Achtung.

Duffny war auf fünf Jahre deportirt worden. Wir wissen, daß dieses das kleinste derartige Strafmaß war. Ohne Zweifel hatte sich Napoleon vorbehalten, diesen Menschen, der ihn betrogen hatte, auch später nach überstandener Strafarbeit, wenn er nicht während dieser dem Klima zum Opfer fiel, unschädlich zu machen.

Man könnte den Einwurf machen, daß Napoleon nach dieser Zeit längst den unbedeutenden Menschen vergessen haben würde. Aber wer dies glaubt, kennt Napoleon nicht. Dieser geistesstarke Mann hat ein so eminentes Gedächtniß, daß er nicht das Geringste vergißt, was er je gedacht, gesprochen oder gethan hat; wenn auch freilich alle seine Handlungen von heute, da sie in direktem Widerspruche mit den Versprechungen von gestern stehen, glauben machen könnten, daß des Frankenkaisers Gedächtniß ein

sehr schwaches sei. Aber da eine wohldurchdachte Absicht in diesem ewigen Widerspruche, in dieser steten Verläugnung des gegebenen Wortes liegt, so bezeugt gerade dieses systematische Vergessenwollen, daß Napoleon in der That nichts vergißt. —

Im Anfange war Duffny bei einem Handelsmanne in der Stadt untergebracht worden. Sein Leben war dasselbe wie früher — das eines Tagediebes. Zu seinem Bedauern fand er dies aber in Cayenne weniger angenehm als in Paris. Die Langeweile plagte ihn mehr, als das ungewohnte Klima.

Er hätte nun allerdings arbeiten können. Man ging ihm dazu mit genügenden Mitteln an die Hand. In der Schreibstube seines Quartiergebers hätte er seine Zeit nützlich verwenden und zugleich seinen Dank für die freundliche Aufnahme bethätigen können; aber nichts kam ihm weniger in den Sinn, als dies zu thun.

Für seinen Lebensunterhalt hatte er nicht zu sorgen, dies mußte ja die Verwaltungsbehörde thun; um das Uebrige kümmerte er sich nicht im Allergeringsten.

Dabei lebte ein innerer Groll gegen alle Menschen in seiner schwarzen Seele. Alle Menschen hatten ihm zwar nichts gethan; es war bloß Einer, der — wie er glaubte — sich schwer an ihm versündigt hatte. Aber dieser Eine war Napoleon, und da er diesem nichts anhaben konnte, so beehrte er alle übrige Welt mit seinem Hasse und mußte für Gift und Galle, die ihm sprudelten, einen anderen Ableitungskanal suchen.

Dazu war nun Niemand geeigneter, als seine Mitgefangenen.

Gar bald mußten denn diese auch erfahren, daß ein schlechter Mensch in jeglichem Lebensverhältnisse Schaden anzustiften vermöge.

Der edle Ci-devant-Pflastertreter von Paris legte sich in Cayenne auf's Spioniren.

Binnen Kurzem wußte er alle Verhältnisse jener Gefangenen, die in der Stadt untergebracht waren, und es glückte ihm, einem Komplotte auf die Spur zu kommen, welches nichts weniger bezwecken sollte, als einen Entweichungsversuch in Masse.

Zu dieser Zeit hatten sich die anfänglichen Verhältnisse der Kolonie schon bedeutend geändert. Die Masse der Deportirten vermehrte sich täglich. Die Neuankommenden wurden nicht mehr in der Stadt, sondern auf den Inseln untergebracht. Die Behandlung derselben war eine andere, strengere geworden. Herr de la Richerie und Herr Bonnard waren an die Stellen der früheren Spitzen der Verwaltungsbehörden getreten.

Wir können nicht läugnen, daß etwas Wahres an der von Emil ent-

deckten Verschwörung, daß sie nicht gänzlich ein erdichteter Vorwand war, seine Genossen dem Verderben zu widmen. Aber in jener Ausdehnung war der Entweichungsversuch nicht vorbereitet worden, wie es Emil glauben machen wollte, und alle jene Männer waren nicht daran betheiligt, welche in dem Berichte des elenden Verräthers denuncirt waren.

Wenn der Verrath schon an und für sich eine That der Niederträchtigkeit ist, so ist jener seiner Freunde, mehr noch der seines Wohlthäters, eine Handlung so schwarzen Undankes, so teuflischer Verworfenheit, daß er menschlich organisirten Wesen kaum zugetraut werden sollte.

Dessenungeachtet kommt der Verrath leider in allen Formen und Abstufungen nur allzuhäufig vor.

Emil hatte seit seiner Ankunft, wie oben erwähnt, im Hause eines Kaufmannes gewohnt und an dessen Tisch gespeist. Alles freilich auf Kosten der Regierung; wenn es auch nur eine geringe Entschädigung war, welche diese den menschenfreundlichen Bürgern für solche Last verabfolgte, die sich letztere freiwillig und ungezwungen aus reiner Nächstenliebe aufbürdeten.

Für diese ihm so reichlich bewiesene Bruderliebe hätte nun Emil wohl dankbar sein sollen, und da er dies fühlte — es drückte ihn gleich einer unerträglichen Verpflichtung — so beschloß er den Dank nach seiner, ihm eigenthümlichen Weise auszudrücken.

Wir kennen die Art und Weise, wie er seinem edlen Vater, der dem Unwürdigen so viele Liebe, so viele Wohlthaten erwiesen, Dank zollte. Wir können daraus einen Schluß ziehen, wie er jenem Mann dankte, der ihm an der unwirthlichen Küste Guyana's sein Haus geöffnet hatte.

Der alte Kaufherr hatte eine sechszehnjährige, wunderhübsche Tochter. Mathilde war vielleicht das anmuthigste, tugendhafteste und geistreichste Mädchen aller drei Gyuana's. Sie war der Stolz und die Freude ihres Vaters, dessen einziges Kind, dessen einzige Hoffnung sie war.

Wir wollen uns kurz fassen, obgleich diese Episode in Anbetracht der beiden edlen Menschen, des braven Mannes und seines jungfräulichen Kindes, welche darin die Hauptrolle spielen, werth wäre, für sich allein in die Form eines Romanes eingekleidet zu werden.

Wir können nicht sagen, daß Emil dies Mädchen liebte, denn Liebe war ein Gefühl, das der Elende nie gekannt hatte. Aber seine Sinne wurden schon bei ihrem ersten Anblicke gewaltig erregt und trachteten, in diesen engelreinen Reizen triviale Befriedigung zu finden.

Um sein Ziel zu erreichen, versuchte der Undankbare verschiedene Wege, und nach dem Fehlschlagen des ersten derartigen Planes benutzte er seine ganze, oft geprüfte, umfassenden Kenntniß der raffinirtesten Verführungskunst.

Dessenungeachtet war all' seine Mühe vergebens — nicht den geringsten Erfolg hatten seine Anstrengungen.

Wenn einerseits dadurch seine thierische Leidenschaft zu einer wahren Wuth aufgestachelt wurde, welche ihn um jeden Preis nach Befriedigung lechzen machte, so gab ihm doch andererseits eben sein dringender Wunsch jene scheinbare Ruhe und Besonnenheit zurück, welche er nöthig hatte, um sein Spiel nicht gänzlich zu verrathen.

Was den Vater betrifft, so hatte er bis jetzt von diesem schändlichen Beginnen seines Gastes nicht die entfernteste Ahnung. Seine edle Tochter, welche gar bald die erst noch versteckten Bestrebungen des Wüstlings errathen und sich dann mit Stolz und Verachtung von ihm abgewendet hatte, war doch bald in die Lage gekommen, sich mit anderen Waffen gegen die immer rücksichtsloser hervortretenden Wünsche des Elenden vertheidigen zu müssen.

Um dieselbe Zeit ereignete es sich, daß ein Deportirter, ein junger, schöner Mann, der einem edlen Geschlechte Frankreichs angehörte, von der Insel La Mère — wo damals die nicht mehr in der Stadt unterzubringenden Gefangenen stationirt waren, ohne daß ihnen der Besuch des Festlandes verboten gewesen wäre — nach Cayenne gekommen und mit dem alten Kaufherrn bekannt geworden war.

Dieser führte ihn in sein Haus. Das edle Benehmen des jungen Mannes, seine Bescheidenheit, seine Herzensgüte, welche sich gar bald offenbarte, verbunden mit dem romantischen Reize, welchen sein trauriges Schicksal in den Augen des jungen Mädchens gleich einer Heiligenglorie um sein schönes Haupt spann, dies Alles wirkte mit vereinten Kräften, um in dem Herzen des unerfahrenen Kindes, ehe es nur davon eine Ahnung hatte, eine gewaltige Veränderung hervorzubringen, gleich wie die ersten Frühlingsblumen über Nacht und ohne daß man ihre Ankunft voraus hätte sagen können, auf den grünenden Fluren erstehen.

Mathilde liebte. Sie hatte sich's nicht gestanden, sie wußte, in träumerisches Hinbrüten versunken, tagelang, wochenlang nicht darum, aber sie liebte. Sie liebte mit dem ganzen Feuer ihrer südlichen Natur, mit der ganzen Innigkeit ihrer ersten Neigung, mit der ganzen Naivetät ihrer jungfräulichen Reinheit.

Und als sie plötzlich, durch ein unerwartetes Ereigniß erweckt aus ihrem Traumleben, die hellstrahlende Wirklichkeit ihres Seelenzustandes erkannte, da erschrak sie im ersten Augenblicke vor der ungeahnten Kraft ihrer Gefühle, da suchte sie diesen und sich selbst zu entfliehen im Gebete zu der heiligen Jungfrau, fand aber, zur Erde zurückkehrend, ihre Liebe nicht er-

löschen, sondern, erkannt und in's Bewußtsein aufgenommen, wie sie jetzt war, dieselbe inniger, stärker noch als vorher.

Das Ereigniß aber, welches diese Selbsterkenntniß verursachte, war Folgendes. Der junge Deportirte — wir wollen ihn nur bei seinem Taufnamen, Antoine, nennen — war, als er sich eben auf dem Wege nach des alten Kaufherrn Wohnung befand, vom Sonnenstiche getroffen worden und unweit von dem Ziele seiner Wanderung bewußtlos zu Boden gesunken. Einige des Weges kommende Neger fanden ihn in diesem Zustande und brachten den Besinnungslosen zu ihrem Herrn, dem Vater Mathildens.

Den Jammer des armen Kindes zu beschreiben, wollen wir unterlassen. Genug, daß der angesehene Bürger beim Gouverneur sein Verlangen durchsetzte, den Kranken bis zu dessen Genesung in seinem Hause behalten zu dürfen, daß Mathilde die Pflegerin des Leidenden war, und daß, im gleichen Maße, wie Antoine's Gehirn freier wurde, sein Herz schwer und schwerer ward.

Die Liebe gleicht manchmal einer ansteckenden Krankheit, sie gleicht auch einem helllodernden Feuerbrande, der hinüberflackert aus dem Herzen, worin er entstanden, in jenes, welches ihn erregt; sie ist oft dem Blitzstrahl ähnlich, der zu gleicher Zeit den Ulmbaum entzündet und die Epheuranke, die sich an diesem hinaufwindet; sie war aber in diesem Falle die Himmelsseligkeit, die, dem Engel Mathilde entströmend, den glücklichen Sterblichen, den sie des Mitgenusses werth hielt, umwehte gleich dem Odem der Unsterblichen, und ihn hinaufführte auf ihren leicht geregten Fittigen in die Region des ewigen Glückes.

Ob sich die Beiden ihre Liebe gestanden? — Wir glauben, daß dieses im vorliegenden Falle eine völlig unnöthige Förmlichkeit gewesen wäre. Wahre Liebe bedarf keiner Worte. Sie bedarf auch der Blicke kaum, noch des Händedruckes, um sich verständlich zu machen. Bedarf denn des Himmels Blitz des leitenden Drahtes, um sein Ziel zu finden, wie ihn der von Menschen erzeugte elektrische Strom nöthig hat? — Mit nichten! — Der Blitz kommt, des Himmels Funke, und die Liebe, der Funke Gottes — sie finden beide ihren Weg und machen sich bemerklich ohne Menschenhülfe und irdischen Mittheilungs-Apparates.

Daß unter solchen Verhältnissen Antoine's Leiden lange Zeit nicht besser wurden, mindestens, daß diese Besserung nicht dem Gouverneur gemeldet, und der Genesene aus dem so gerne gewährten Zufluchtsorte entfernt ward, versteht sich von selbst.

Der alte Mann hatte die Liebe seines Kindes zu dem unglücklichen Fremdlinge wohl bemerkt. Er konnte darüber nicht erfreut sein; denn

welcher Vater möchte das Schicksal seines Kindes an dasjenige eines Verbannten, eines Heimathlosen, eines vom Gesetze Verfolgten gebunden wissen! —

Dessenungeachtet hatte auch er selbst eine herzliche Zuneigung zu dem jungen Manne gefaßt, und da er sah, wie seiner Tochter ganzes Glück in dieser Liebe Wurzel geschlagen hatte, so hatte er nicht den Muth, diesen Herzensbund zu trennen, wohl wissend, daß dann ja auch das Glück seines Kindes, entwurzelt, nimmer blühen, nimmer das welkende Leben stützen könne.

Der redliche Alte gab im frommen Sinne den Schutz seines Kindes und dessen Lebensglückes der Fürsorge des Allmächtigen anheim.

Anders war es mit Emile Duffny.

Auch dieser hatte, früher noch als Mathilde selbst, deren erwachende Neigung zu seinem glücklichen Nebenbuhler bemerkt.

Schon von allem Anfange an war ihm des jungen Deportirten Eintritt in das Haus seines Gastfreundes im höchsten Grade unangenehm gewesen.

Zu dem unbefriedigten, sehnenden, begehrlichen Zustande seiner Seele war er auf Alles eifersüchtig, auf den Windhauch, der mit Mathildens Locken spielte, auf die Blume, welche ihr Duft spendete, auf den Schatten, welcher ihr überall hin folgen durfte, auf Alles und Jegliches, welches in nähere Berührung mit dem so heiß begehrten Körper des schönen Mädchens treten durfte, während er stets unbeachtet — ach, in letzter Zeit sogar verachtet und gemieden blieb.

Gerade in dieser Zeit verdoppelte er seine Anstrengungen, Mathilde in eine Falle der Sinnlichkeit zu locken.

Des Mädchens jungfräulicher Sinn faßte den ganzen Umfang seiner Schlechtigkeit weder, noch die ganze Größe der ihr drohenden Gefahr; aber wie von stechendem Schmerze berührt, zuckte ihr reines Gemüth in der Nähe des entarteten Bösewichts zusammen und zog sich scheu vor jeder Berührung mit ihm zurück.

Das eben ist der Schmuck zugleich und Schild und Waffe der edlen Jungfräulichkeit: das instinktive, ahnungsmächtige Gefühl des Rechten, des Guten und des Schönen! —

Als Mathilde am Krankenlager Antoine's ihre Gefühle erkannt, bekämpft und endlich bewußt in sich aufgenommen hatte, als sie ihre Liebe bald darauf erwiedert sah, als sie in des Vaters Blicken las, daß dieser ihre Neigung kenne und — wenn auch anfänglich widerstrebend — billige, da ging ihr ganzes Sein und Denken und Fühlen unter in dem unergründlich tiefen, nie erschöpfbaren Born ihrer heiligen Liebe.

Glück und Seligkeit fächelten leisen Flügelschlages um die Häupter der Liebenden. —

Nimmer schläft das Unheil, nimmer ruht die Tücke, der Verrath und die Bosheit.

Emile konnte die innige Liebe der beiden Glücklichen nicht verborgen bleiben. Nun glaubte er die Ursache entdeckt zu haben, warum seine Pläne und Absichten auf das schöne Kind bis jetzt stets vereitelt worden waren. Der Thörichte! — Auch wenn Mathilde nie geliebt hätte, ihm wäre sie doch nimmer zum Opfer gefallen!

Emile's Zorn und Eifersucht kannte bei dieser Entdeckung keine Grenzen mehr. Nur seine Racheluft hielt mit ersteren Gefühlen gleichen Schritt.

Er beschloß, den Nebenbuhler zu verderben, unschädlich zu machen. Nach kurzer Ueberlegung schien ihm auch der Vater des edlen Mädchens gleiches Loos zu verdienen. Hatte dieser doch zweifelsohne Mathildens Liebe gebilligt und unterstützt, während er zu gleicher Zeit gegen ihn zusehends kälter und unfreundlicher wurde.

In diesen Tagen war es, daß Herr de la Richerie und Bonnard Cayenne's Regierung antraten. Mit ihnen kam ein neues System in die Behandlung der Deportirten. — Fast gleichzeitig entdeckte Emile jenes Komplott, dessen wir oben erwähnten.

Jetzt hatte der Elende gefunden, was er lange vergeblich gesucht: eine Handhabe, woran er das Lebensglück dreier edler Menschen fassen und zerschmettern konnte; ein Mittel, seine Racheluft zu kühlen und gleichzeitig seinen thierischen Begierden Genüge zu thun.

So hoffte er wenigstens.

Nachdem er die Fäden der Verschwörung in seiner Hand gesammelt und auf geschickte Weise den nichts Böses ahnenden Geliebten Mathildens zum Mitwisser, wenn auch nicht zum Mithelfer, des beabsichtigten Fluchtversuches gemacht hatte, denuncirte er den Behörden alle Mitglieder des Complottes, worunter sich außer Antoine auch Mathildens Vater befand, der — Emile's Aussage nach — den Verschworenen die Mittel zur Flucht an die Hand gegeben hatte.

Wie ein Blitz aus heiterm Himmel schmetterte dieser teuflische Verrath mit seinen schrecklichen Folgen in den Kreis der Glücklichen. Antoine und Mathildens Vater wurden mit den übrigen angezeigten Theilnehmern der Verschwörung sofort verhaftet. Alles Läugnen, aller Widerstand waren vergeblich.

Besinnungslos vor Schmerz blieb Mathilde allein in dem verödeten Hause zurück.

Ohne Zögern wurde der Prozeß gegen die Unglücklichen eingeleitet. Sie wurden vor ein Kriegsgericht gestellt. Wie bei einem solchen die Gerechtigkeit gehandhabt wird, wissen wir bereits.

Emile's Zeugniß, vorgefundene Briefe und die thatsächlich bereiteten Mittel zur Entweichung, welche man entdeckt hatte, machten jede Vertheidigung verstummen. Daß Antoine und der alte Kaufherr, wie noch manche Andere völlig unschuldig waren, that nichts zur Sache. Alles Läugnen half nichts. Mit gefangen, mit gehangen, war der Wahlspruch bei diesem summarisch geführten Prozesse.

Auf das Zeugniß des Verräthers hin, der sich nach der Ansicht der Behörden bei der ganzen Angelegenheit vortrefflich benommen hatte, wurde Mathildens Vater der Verleitung zur Flucht von Deportirten und der thätigen Unterstützung derselben schuldig erkannt; Antoine, dessen Krankheit man als erdichteten Vorwand auslegte, der es ihm möglich gemacht, ungestört im Hause des Kaufherrn die Vorbereitungen zur Entweichung treffen zu können, wurde als Leiter und Führer der Unternehmung angeklagt und überwiesen.

Diese beiden Männer wurden — um, nach Herrn de la Richerie's Worten gleich zum Beginne der neuen Regierung ein abschreckendes Exempel zu statutiren — zum Tode durch den Strang verurtheilt, welches harte Urtheil von Bonnard gemildert und in „Tod durch Pulver und Blei" verwandelt wurde.

Ein Schrei des Schreckens ging bei Verkündigung dieses eben so ungerechten als grausamen Spruches durch die Reihen der übrigen Angeklagten, welche alle nur zur Strafe des Pfostens und der Kerkerhaft im Château-Rouge verurtheilt wurden. Sie alle wußten ja, daß die beiden zum Tode Verurtheilten völlig schuldlos und niemals mit in ihr Komplott verwickelt gewesen waren.

Wie mit Einer Stimme riefen diese zehn Männer den Richtern zu, daß hier ein feiger Mord diktirt werde, da die beiden Verurtheilten durchaus unschuldig und in keiner Weise bei dem Entweichungsversuche betheiligt seien.

Emile war bleich geworden wie eine Leiche. Er zitterte und vermochte sich kaum aufrecht zu erhalten. Ob aber die Furcht, daß sein falsches Spiel doch schließlich entdeckt werden könnte, die Veranlassung dieser auffallend genug sich ausdrückenden Angst war, oder ob dieselbe durch sich regende Gewissensbisse verursacht wurde, da er die Blicke der beiden von ihm dem unverdienten Tode Ueberlieferten brennend und durchbohrend auf sich haften fühlte, wissen wir nicht. — Vielleicht mochte auch beides in

schnell wechselnder Gedankenfolge seinen Geist bestürmen und seine Seele bald mit Furcht vor zeitlicher, bald mit quälender Angst vor der ewigen Strafe belasten.

Erst, als die Einwände, Betheuerungen und Bitten der übrigen Gefangenen vor einem Machtgebote der Richter verstummt, erst als das Urtheil wiederholt bestätigt und alle Deportirten abgeführt worden waren, erlangte Emile seine Selbstbeherrschung und mit ihr die kalte Ruhe des abgehärteten Verbrechers wieder.

Am nächsten Morgen wurde der Urtheilsspruch vollzogen.

Die Kugeln der Marinesoldaten beendeten die irdische Laufbahn zweier Ehrenmänner. Die Sichel des Todes mähete gleichzeitig ein junges, blühendes Reis und einen altersgrauen Stamm, beide umwunden durch die ewig grünende Liane der Liebe.

Emile war bei der Exekution anwesend, allerdings gegen seinen Willen. Aber er konnte sich dem erhaltenen Befehle, der ihn wie alle übrigen auf der Insel Royal, woselbst das Urtheil vollzogen wurde, anwesenden Deportirten zu Zeugen dieser abscheulichen Mordthat kommandirt hatte, nicht entziehen, ohne Verdacht zu erregen. Eine tüchtige Portion Branntwein, welche er nach einer schlaflosen Nacht in frühester Morgenstunde zu sich genommen hatte, versetzte ihn in einen Zustand, der — halb aus Bewußtlosigkeit, halb aus thierischer Erregtheit zusammengesetzt — es ihm ermöglichte, dem entsetzlichen Akt beizuwohnen, ohne unter der Wucht der Gewissensbisse zu erliegen.

Nachdem die Leichen dem nimmersatten Ocean überantwortet waren, konnte Emile die Insel Royal verlassen. Dies that er auch sofort, um nach Cayenne zurückzukehren und Mathilden aufzusuchen.

Ja, er hatte den teuflischen Muth, vor die Unglückliche zu treten, welche durch ihn ihres Vaters, ihres Geliebten beraubt worden, welche in Folge seiner Niederträchtigkeit die zwei ihr theuersten Wesen dieser Erde beweinen mußte.

Mathilde wußte noch nicht, daß ihre Lieben bereits verurtheilt, bereits gemordet waren. Sie hoffte noch — die Arme! — daß sich deren Unschuld erweisen werde und sie in ihre Arme zurückkehren würden.

Emile ließ die Unglückliche in diesem Glauben. Darauf hatte er ja seinen weiteren Plan gebaut.

Mathilde wollte den Elenden anfänglich weder sehen, noch anhören. Es gelang aber seiner schlauen Beredtsamkeit, dem armen Mädchen glauben zu machen, daß nicht er der Angeber, sondern gleich ihrem Vater und Geliebten ebenfalls das Opfer eines hinterlistigen Betruges wäre. Er gab

vor, Nachrichten von ihren Lieben zu bringen und rückte endlich, als er die Vertrauende wieder etwas ruhiger gemacht hatte, mit dem Bekenntnisse heraus, daß er die Mittel besitze, die Unschuld der fälschlich Angeklagten zu beweisen und daß er augenblicklich bereit sei, dieselben von — wie er der Erstarrenden jetzt mittheilte — dem unausweichlich sie bedrohenden Tode zu retten, sobald das in ihrem Schmerze doppelt reizende Mädchen gewisse Bedingungen erfülle, welche — — —

Mathilde ließ den Elenden nicht zu Ende sprechen. Sie hatte augenblicklich den ganzen Zusammenhang errathen. Ehe sie Emile, der etwas derartiges nicht erwartet hatte, sondern im Vorgefühle des endlich erreichten Zieles schon innerlich triumphirte, daran hätte hindern können, war sie an ihm vorbei aus dem Zimmer und aus dem Hause geeilt.

In fliegender Hast erreichte sie die Bucht. Ein Boot trug sie mit schnellen Ruderschlägen zur Insel Royal hinüber. Ohne einen Augenblick zu zögern, erklomm sie die steile Felsentreppe.

Erstaunt und mit innigem Mitleid hatten die Bürger der Stadt, an welchen sie wie ein Schatten vorübergeschwebt, dem schönen Mädchen nachgeblickt, soweit ihre Augen der Flüchtigen zu folgen vermochten. Erstaunt und neugierig empfingen die Wächter und Offiziere der Insel Royal den seltenen Gast.

Man fragte nach ihrem Begehr.

Sie verlangte, unverzüglich mit dem Gouverneur oder Herrn de la Richerie, welche beide sich damals, bis der Bau des Regierungsgebäudes in der Stadt vollendet war, auf der Insel Royal aufhielten, sprechen zu dürfen.

Eben kam Letzterer von einem Spaziergange zurück.

Mathilde eilte auf ihn zu. Ohne ihrer zerstörten Toilette zu gedenken, warf sie sich vor dem harten Manne auf die Knie, welcher — fast ohne auf ihre Worte zu hören — gierigen Blickes die enthüllten Reize des armen Kindes verschlang.

„Wo ist mein Vater, Herr? Um der ewigen Barmherzigkeit willen — was ist mit ihm geschehen? — Gnade für ihn! — Gnade, wenn er noch am Leben!“

Einer der Offiziere, welcher das Mädchen kannte, nannte de la Richerie deren Namen. Einen Augenblick war selbst dieser grausame Mann in Verlegenheit, wie er dem schönen Mädchen, deren Augen mit dem Ausdrucke der folterndsten Seelenangst auf seinen Gesichtszügen ruhten, die traurige Wahrheit mittheilen sollte.

Einer der rohesten Bursche der Garnison, ein Unter-Lieutenant, welcher,

von dem seltsamen Auftritte angezogen, herbeigeeilt war, erlöste seinen Vorgesetzten aus dieser Verlegenheit.

Mit der gleichgültigsten Miene von der Welt zeigte er über die Uferfelsen hinaus auf's Meer.

„Den werden jetzt schon die Haifische im Magen haben, Mademoiselle — ihn und den Andern, der gleichzeitig mit ihm die blauen Bohnen schlucken mußte!"

Bei diesen Worten flog selbst über de la Richerie's Antlitz, wie über das der Umstehenden, ein Zug der Mißbilligung und der Verstimmung. Welchen Eindruck mußte diese empörende Mittheilung auf das unglückliche Mädchen machen!

Alle hatten einen Schreckensschrei erwartet.

Allein Mathilde blieb stumm. Keine Muskel bewegte sich an ihrem Körper, keine Miene zuckte in ihrem Antlitz. Selbst die Augen blieben starr, regungslos, erloschen, in der früher angenommenen Richtung.

Sekundenlang verharrte sie in dieser entsetzlichen Ruhe. Sie glich einer Todten; selbst der Athem war unterdrückt und keine noch so leise Vibrirung bewegte den jungfräulichen Marmorbusen.

Aber plötzlich kam Leben in diese herrliche Gestalt zurück. Die Augen irrten einen Augenblick ruhelos hin und her; die zarte Hand fuhr — die kastanienbraunen Haare zurückstreichend — über die edle Stirn. Sie suchte ihre Erinnerung zu sammeln.

Jetzt sprang sie auf. Jetzt richtete sie ihre Augen, aus welchen wieder das Bewußtsein leuchtete, nach der Richtung, welche vorhin der Unter-Lieutenant angedeutet hatte. Ein Schauer durchzuckte ihren Körper; aber dies dauerte nur einen Augenblick. Im nächsten Momente eilte sie mit geflügelten Schritten dem steilen Felsenrande zu.

Die Männer suchten sie aufzuhalten und ihr zu folgen, allein zu spät.

Schon hatte Mathilde den steil abfallenden Uferrand erreicht. Sie sah mit begeistertem Blicke in die Tiefe. — Sah sie daraus ihren Vater, ihren Geliebte emportauchen? Bemerkte sie deren Winke, zu ihnen zu kommen aus der Welt des Lasters und der Verbrechen in die kühle, allen Schmerz lösende Fluth?

Die Wächter und Offiziere nahten indessen.

Mit einem verächtlichen Blicke bemerkte Mathilde deren Kommen. Sie trat auf die äußerste Felskante vor. Schwindelnde Tiefe, blaue Wasser unter ihr, über dem Haupte der ruhig lächelnde Tropenhimmel.

Noch einen Blick warf sie zu diesem empor, auch einen lächelnden, wenn sich gleich die Sonne in zwei schweren Thränentropfen wieder-

spiegelte, die an den langen Seidenwimpern glänzten. Ach, die Welt ist doch schön! und das herrliche Mädchen jung und des Glückes würdig!

Dann breitete sie wie sehnsüchtig die Arme weit, weit aus, als wollte sie die Erde und den Himmel und alle Kreaturen zum Abschiede an ihr reines, edles Herz drücken, und dann — —

„Vater, ich komme! — Antoine! Deine Braut eilt in Deine Arme!"

Und ehe diese Worte noch verhallt waren, schwang sie sich in elastischem Schwunge über den Abgrund — noch einen Augenblick schien sie, von den weiten Röcken getragen, in den Lüften zu schweben — dann tönte aus der Tiefe herauf ein dumpf klatschender Ton — die Wasser rauschten und brandeten.

Dann war Alles still, entsetzlich todtenstill.

Mathilde, das schönste Kind, das je der Erdball getragen, war mit ihrem Vater vereint und mit ihrem Geliebten. — —

Als Emile dies entsetzliche Ereigniß erfuhr, war er der Verzweiflung nahe. Zwei Menschenleben hatte er geopfert, um sein schändliches Ziel zu erreichen, und als er sich diesem nahe glaubte, opferte sich freiwillig ein drittes, um ihm dieses Ziel zu entreißen.

Was nun mit dem Elenden weiter geschah, können wir in Kürze berichten.

Er hatte als Preis seines Verrathes von der Verwaltungsbehörde ein nicht unbeträchtliches Geldgeschenk erhalten.

Um sich seinen folternden Seelenqualen zu entziehen, benutzte er diese Summe zum Ankauf von Branntwein. Das war das einzige Mittel, das ihn stundenlang seine Erbärmlichkeit vergessen machen konnte. Und wenn sich auf's Neue die Erinnerung regte, dann mußte wieder der Branntwein helfen, bis er dieselbe glücklich im Feuerwasser ersäuft hatte.

Dies Leben trieb er so lange, bis das Geld alle war, und er keinen Branntwein mehr bekam. Dann spionirte er wieder, bis er irgend Etwas anzuzeigen wußte, was ihm abermals für einige Monate den Genuß des Branntweins ermöglichte.

Nach und nach aber unterlag seine Natur den Einwirkungen dieses schädlichen Getränkes und jenen des nimmer ruhenden, ewig an der Seele nagenden Vorwurfes.

Ein zehrendes Fieber brachte den Schändlichen in's Hospital der Insel Royal, wo wir ihn nach so langer Zeit, die zwischen unserer ersten Bekanntschaft mit ihm und dem jetzigen Augenblicke verflossen, wieder gefunden haben, um seine, die Menschennatur schändende Geschichte zu vernehmen.

Auch hier im Hospitale hatte er sein altes Geschäft des Spionirens

und Denunzirens fortgesetzt und sich dadurch die Zuneigung des Doktor Chabassu und der trefflichen Krankenwärterinnen erworben. — — —

Kehren wir nun zu Lepaile zurück.

Als der Arzt sich seinem Bette nahte, fand er den Kranken noch immer in heftigem Delirium. Das Fieber hatte seinen Höhepunkt erreicht. Es war wenig oder gar keine Aussicht mehr auf einen günstigen Verlauf der Krankheit vorhanden.

So meinte wenigstens Doktor Chabassu, der es unter so bewandten Umständen auch für völlig unnöthig und überflüssig erachtete, mehr Zeit und Mühe auf den bereits Aufgegebenen zu verwenden, als ein flüchtiger Blick über die im Fieberfroste bebende Gestalt hin erforderte, und ebenso erschien ihm das Verabreichen von Medizin als eine völlig ungerechtfertigte Verschwendung.

Indem er diese seine Meinung gegen die Krankenwärterin äußerte, fügte er noch hinzu, daß der Kranke wahrscheinlich noch während der kommenden Nacht oder doch im Laufe des nächsten Tages sterben werde, und daß man dann sogleich den Leichnam in den anatomischen Saal bringen solle, da ein so vortreffliches Knochengerippe, wie das vorliegende, ihm Lust mache, den Kadaver zu seciren.

Damit entfernte sich der Arzt aus dem Krankensaale.

Aber die Nacht verstrich, ohne Lepaile den Tod zu bringen. Der folgende Tag verfloß — und der Kranke war noch am Leben. Zwei weitere Tage gingen hin — und Lepaile war noch immer nicht gestorben.

So täuschen sich manchmal Aeskulaps Nachfolger.

Daß sich aber Doktor Chabassu getäuscht, war ihm durchaus nicht angenehm. Bei jedem Besuche im Hospitale und bei jedem neuen Blicke auf das noch immer nicht leere Krankenbette Lepaile's verdüsterten sich mehr und mehr seine Gesichtszüge.

Der Bursche war ihm lästig. Warum wollte dieser auch nicht sterben? Nicht allein, daß Herr Chabassu nun einmal förmlich darauf versessen war, den ungewöhnlich kräftig gebauten Körper Lepaile's unter sein Secirmesser zu bekommen, so war es auch schon eine längst eingeführte Regel, daß kein dem Spitale überlieferter, besonders gravirter politischer Verbrecher dieses lebend verlassen dürfe. Lepaile's Fesseln sagten dem Doktor deutlich genug, weß Geistes Kind er vor sich habe. Und dessenungeachtet wollte der Halsstarrige nicht sterben! —

Als Lepaile aber am fünften Tage nach seiner Aufnahme im Hospitale — während welcher Zeit seine ungemein kräftige Natur mit dem lauernden Tode in stetem Kampfe gelegen und der Lebenswage Zünglein unaufhörlich

nach dieser oder jener Seite geneigt hatte — noch immer nicht todt war, als im Gegentheil nach dieser Zeit das Fieber etwas nachgelassen hatte und bereits einzelne lichte Momente aufblitzten in dem bis jetzt von Bewußtlosigkeit umnachteten Geiste des armen Kranken, und solchergestalt die ersten Strahlen der wiederkehrenden Lebenssonne das Ende der langen Fiebernacht verkündeten und den Morgengruß eines neu erwachenden Daseins brachten, da hielt es Doktor Chabassu für nöthig, indem er sich Vorwürfe machte über sein allzu großes Zutrauen in die Macht des gelben Fiebers, nunmehr sein Medizinkästchen zu öffnen und dem Kranken gewisse Mittel zu reichen, von welchen er nicht abermals getäuscht zu werden hoffen konnte.

Aber es war einmal bestimmt, daß Lepaile jetzt noch nicht sterben sollte.

Er trotzte zweien der gräßlichsten, geschicktesten und unbarmherzigsten Feinde des menschlichen Lebens: dem gelben Fieber — und einem gewissenlosen, im Dienste des Verbrechens stehenden Arzte.

Als die Krankenwärterin mit dem vom Doktor zurückgelassenen Medikamente an Lepaile's Bette trat, schien dieser scheinbar in sanften Schlaf versunken. Während der verwichenen Nacht schon war der bis jetzt phantasieerfüllte Halbschlummer in einen ruhigen, tiefen Schlaf übergegangen.

Jetzt aber schlief Lepaile nicht. Er war, eben als der Doktor den Krankensaal betreten hatte, aus einem stärkenden, erquickenden Schlummer aufgewacht und fühlte sich, völlig munter geworden, zum ersten Male wieder seit langer Zeit völlig Herr seines Geistes.

Nun hatte er aber schon früher, während seines Aufenthaltes in den verschiedenen Straforten Cayenne's, zu viel Ungünstiges von dem Doktor Chabassu vernommen, und der Blick, den er jetzt aus halbgeschlossenen Augen hervor auf die widerlich gemeinen, abstoßend brutalen Gesichtszüge dieses Mannes warf und der ihm dessen würdeloses Herablassen zu den Galeerensträflingen und dem Auswurf der Deportirten, zugleich aber sein entwürdigend rohes Benehmen gegen den übrigen, besseren Theil der Kranken zeigte, bestätigte zu sehr das Gehörte, als daß Lepaile nicht hätte mit gerechtfertigtem Mißtrauen jede Miene, jede Bewegung, jedes Wort des Arztes verfolgen und belauschen sollen.

Indem er dies also, halb in unbewußter Regung, halb aus Absicht that, und aus denselben Gründen sich fest schlafend stellte, entging ihm nicht, welchen unangenehmen Eindruck sein so wunderbar gebesserter Zustand auf den Arzt machte und ebensowenig, wie dieser, laut fluchend und halbleise flüsternd, der Krankenwärterin ein Pillenschächtelchen mit einem bezeichnenden, höhnisch-grausamen Blicke auf Lepaile hin überreichte.

Der noch unklare Verdacht, welchen Lepaile vom Beginn an gehegt, gewann dadurch an Stärke und ward nachgerade in seinen Augen zur Gewißheit. Er beschloß demzufolge von dem ärztlichen Henker keinerlei Medizin zu nehmen. Selbst wenn er sich getäuscht haben sollte und die ihm bestimmten Pillen zur Förderung seiner Genesung tauglich wären, wollte er doch lieber seine heroische Natur, die ohne fremde Hülfe sich den Umarmungen des Todes zu entziehen gewußt hatte, auch fernerhin auf ihrer eigenen Spur den Weg der Genesung suchen lassen, als sich einem Manne anzuvertrauen, dessen Hände von dem Blute unzähliger seiner Kameraden klebten.

Die Wärterin rüttelte Lepaile mit roher Hand aus dem scheinbaren Schlummer. Was kümmerte es diese, wenn durch Unterbrechung des heilenden Schlafes die nur halb erst besiegte Krankheit neuen Vorschub erhalten, neuen Boden gewonnen hätte! Um so besser dann. War sie doch im Begriff, zur Entschädigung des geraubten Schlummers den Unglücklichen in die Arme des ewigen Schlafes zu befördern.

Dieses entartete Weib reichte dem Erwachten mit völliger Ruhe die Pillen und wich nicht von seinem Lager, bis sie sich überzeugt, daß Lepaile die befohlenen drei Stück richtig verschluckt habe.

Dann wandte sie sich mit scheußlichem Grinsen ab, ihre zärtliche Fürsorge anderen Hülfsbedürftigen angedeihen zu lassen.

Aber sie hatte sich dessenungeachtet getäuscht. Lepaile hatte die Pillen nicht verschluckt.

Indem er sie in den Mund genommen und mit geschickter Zungenbewegung in den Raum zwischen Lippen und Zahnfleisch gebracht hatte, ließ er der Wärterin jene Muskelanstrengungen sehen, welche zum Hinabwürgen ungefeuchteter Pillen fast immer nöthig sind, und welche die alte Megäre auch richtig täuschten.

Als sich diese aber abgewendet hatte, nahm er die kleinen Giftkügelchen wieder aus dem Munde, sie in einer Seitentasche seiner Blouse sorgfältig verbergend.

Dasselbe Manoeuvre wiederholte er am Abende und am folgenden Tage, da er in vergeblicher Erwartung der gehofften Wirkung mit verstärkter Dosis bedacht wurde.

Das Staunen der Krankenwärterin war kein geringes, als sie den kranken Riesen dem verabreichten Gift ebenso, wie früher dem gelben Fieber, Trotz bieten sah.

Der zweite Tag nach dem letzten Besuche des Doktor Chabassu, wobei er ihr die Pillen hinterlassen hatte, war verflossen, diese selbst aufgebraucht

und noch immer lebte Lepaile, dessen Genesung rasche Fortschritte machte. — Allgemach faßte die vortreffliche Wärterin den Verdacht, daß der Kranke mittelst irgend eines teuflischen Kunststückes der Pillen sich entledige, ehe diese Wirkung thun könnten; und obwohl die etwas schwachsichtige Alte der Wahrheit nicht auf die Spur zu kommen vermochte, war es ihr doch klar, daß zur Erreichung ihres Zieles andere Mittel gebraucht werden müßten, welche von ihrem Freunde, dem Doktor Chabassu, zu erhalten ihr gewiß war.

Mit peinlicher Sehnsucht harrte sie daher dessen Wiederkunft entgegen.

Warum diese Frau, gleich ihren zu gleichem Dienste auf der Insel Royal verwendeten Schwestern, die ihr zur Pflege und Wartung anvertrauten kranken Mitmenschen mit solcher empörenden Grausamkeit behandelte, ja, wie wir sehen, sogar mit teuflischer Lust, mit raffinirter Bosheit sie quälte und folterte und Henkerdienste an ihnen verrichtete; warum gerade diese Frauen — welche einer Gemeinschaft angehörten, die in allen Ländern der Erde, wo sie zu Nutz und Frommen der leidenden Menschheit ihre Samaritanerdienste ausübt, den Ruf der werkthätigsten Menschenfreundlichkeit und ächten Christenliebe genießt und ihn, fast ausnahmslos, auch im höchsten Grade verdient — die Prinzipien ihres Ordens verleugneten und ihnen Schmach und Schande bereiteten; warum diese Weiber so handelten, wir vermögen es nicht zu erklären, ebenso wenig, wie wir bei Angehörigen des sonst so mitleidigen, so liebevollen und so aufopferungsfähigen zarten Geschlechtes diesen totalen Mangel an Mitgefühl, diese verruchte Hartherzigkeit überhaupt zu begreifen vermögen.

Ohne Zweifel waren diese Weiber zur Strafe und Abbüßung ihrer im Mutterlande verübten Sünden — wir wollen aus Achtung und aufrichtiger Verehrung für den vortrefflichen Orden, der wahrlich unschuldig an den Greueln einiger seiner unwürdigen Glieder ist, ihn nicht näher bezeichnen — nach den Inseln de Salut geschickt worden.

Wenn aber von dieser allerdings etwas harten Strafe eine Besserung der schon in der Heimath Sündigen erwartet worden, so hatte man sich einer argen Täuschung hingegeben.

Die Gesellschaft, welche diese Schwestern in Cayenne antrafen, und welche dieselben alsbald mit ihren unsittlichen und menschenfeindlichen Prinzipien ansteckte, das Klima, welches erschlaffend auf Herzens- und Geistesthätigkeit wirkt, das Beispiel des Niedern und der Gemeinheit, der Groll über ihre Verbannung, endlich der Einfluß ihres Gewissensrathes, des Almoseniers vom Hospitale, welcher ebensowohl wie Herr de la Richerie und Doktor Chabassu ein eifriger Vollstrecker des Testamentes vom 2. Dezem-

der war, und wie diese die weltlichen so die geistlichen Waffen gegen die Deportirten in Anwendung brachte; dies Alles hatte nachgerade die Krankenwärterinnen der Insel Royal zu dem gemacht, was sie jetzt waren, zu willenlosen Werkzeugen des großen Folter-Systems, zu grausamen, entmenschten Megären.

Um dies Bild zu vervollständigen, müssen wir hinzufügen, daß diese Frauen sich allgemach den Genuß geistiger Getränke — der allerdings in diesem feuchten und heißen Klima und bei der schädlichen Beschaffenheit des Trinkwassers in gewissem Grade geboten ist — derart angewöhnt hatten, daß fast kein Tag verging, an dem sie sich nicht in Zucker-Branntwein und Bordeaux berauscht hätten, wobei wir nicht ermangeln wollen, zu bemerken, daß viele ihrer abscheulichsten Thaten während ihres trunkenen Zustandes verübt wurden. — — —

Jene Schwester, welche Lepaile's Genesung mit so ungünstigen Blicken betrachtete, wartete vergeblich auf Doktor Chabassu's Besuch.

Dieser war plötzlich von einem heftigen Unwohlsein befallen worden, welches den ängstlichen und den Tod ganz ausnehmend scheuenden Mann bewog, ohne seiner ärztlichen Pflicht zu gedenken oder des Gouverneurs Urlaub nachzusuchen, sofort die Insel zu verlassen und sich auf das Wachtschiff zu begeben, welches weit außen in der Bucht kreuzte.

Daselbst hoffte er — entfernt von den Miasmen der Sümpfe und des Krankenraumes — einen heilsamen Einfluß der kühleren Temperatur und der frischen Nordbrisen.

An seiner Stelle übernahm ein Unterarzt die Leitung des Hospitals.

Dieser unvorhergesehene Zufall rettete Lepaile's Leben, denn zweifelsohne wäre es durch den Doktor auch fernerhin ernstlich bedroht gewesen; und dieser hätte wohl Mittel gefunden, sich des Unbequemen doch noch zu entledigen.

Nun hatte sich die Sache in Etwas geändert. Allerdings blieb die Behandlung im Spitale die gleiche; der Unterarzt war ein eben so roher und gefühlloser Bursche, wie sein Vorgesetzter Chabassu, er war sogar noch abgeschlossener, unzugänglicher, menschenfeindlicher als jener. Aber nicht bloß gegen die Gefangenen, auch gegen die Wächter und Krankenwärterinnen zeigte er diese Eigenschaften in gleichem Maße, und keinerlei Vertraulichkeit fand zwischen ihm und den letzteren statt.

Dabei bestand zwischen ihm und der alten Veronika, der Wärterin Lepaile's, seit langer Zeit schon ein besonders gespanntes Verhältniß.

Welchem Grunde diese feindselige Haltung entsprang, wollen wir hier nicht näher erörtern; aber es ist gewiß, daß Schwester Veronika lieber Le-

paile's Leben mit ihrem eigenen geschützt hätte gegen jede Gefahr, als daß sie, um dieses zu vernichten, den verhaßten Unterarzt zum Mitwisser und Helfer des vom Doktor Chabassu befohlenen Mordes gemacht hätte.

Mit tiefem Bedauern zwar und innerlich widerstrebend gab sie für jetzt also alle weiteren Versuche auf, den zum Tode Verdammten seinem bestimmten Schicksale zu überliefern. aber sie hoffte noch auf des Doktor Chabassu baldige Rückkehr, und daß dieser dann seine Beute sich nicht so leichten Kaufes entschlüpfen lassen werde.

Nach vierzehntägigem Aufenthalte im Hospitale, und nachdem er während dieser Zeit zwar keinerlei Medizin zu sich genommen, wohl aber Ruhe und Schutz vor den brennenden Sonnenstrahlen gefunden hatte, war Lepaile's Zustand bedeutend gebessert, die letzte Spur des Fiebers verschwunden und seine Genesung so weit vorgeschritten, daß er täglich den ihn wieder nach St. Joseph zurücksendenden Ausspruch des Arztes gewärtigen mußte.

Dabei waren auch seine Wunden so ziemlich geheilt, da der Unterarzt bei seinem ersten Besuche im Hospitale ihm die Fesseln hatte abnehmen und die wunden Stellen reinigen lassen. —

Lepaile hatte schon seit so langer Zeit das Lebensglück verloren, daß ihm eigentlich an dem Leben selbst auch nicht vielmehr gelegen war. Zu der Zeit, als er noch in den Katakomben gelebt, war er mit dem Leben fertig gewesen und erwartete den Tod ohne Hoffnung und ohne Furcht. — Seit er so plötzlich durch die Freundschafts-Erneuerung mit Bernard, durch die herzliche Theilnahme, welche er an dessen und Adelens Schicksalen nahm, wieder in den Kreis der Lebenden gezogen worden, hatte sich ihm eine Aufgabe geboten, welche zu lösen er seine Kraft, seine Kenntnisse, seine Zeit gerne und freudig verwendete. — Dadurch war die Lust zum Leben selbst einigermaßen zurückgekehrt. — Auch in Cayenne, inmitten all' der Leiden und der Gefahren, welche das Dasein vergällten und das Leben bedrohten, hatte er seine Existenz noch für nöthig erachtet zum Heile und Besten seiner Freunde. — Aber da er beim Beginne seiner Krankheit diese einem besseren Schicksale entgegengehen sah, sich selbst für unnöthig nicht sowohl, wie als gefährlich für ihr ferneres Loos erkannt hatte, war er — wie wir wissen — zum Sterben bereit gewesen.

Es ist indessen ein Anderes um den Geist der Menschen bei Beginn einer schweren Krankheit und ein Anderes zur Zeit der Genesung von derselben.

Nichts macht einem das Leben, das Licht, die reine Gottesluft, die herrliche Natur so lieb und so begehrenswerth, als der Gewinn des Spieles, dessen Einsatz all' diese vielleicht früher nicht genug gewürdigten Güter sind.

— Dann, wenn nach ängstlichem Ringen mit dem Tode dieser für eine neue Spanne Zeit den Kampf aufgegeben, wenn das Gefühl des drohenden Verlustes sich auflöst in das Behagen des gesicherten Besitzes, dann kehrt eine neue Lebensfreudigkeit, eine neue Hoffnungszuversicht in die Seele zurück, und man sieht allüberall des Lenzes Grün, wo man vor Kurzem ödes Spätherbst-Grau erblickte.

So war es auch mit Lepaile. Obwohl kein junger Mann mehr, fühlte er doch nach Ueberstehung seiner Krankheit neue Lust und Liebe zum Leben in sich. Dies war auch der Grund, welcher ihn sein Leben gegen die schmachvollen Angriffe auf dasselbe von Seiten seiner Wärterin und des Doktors hatte vertheidigen lassen.

Zu seiner Genesung hatte nicht wenig beigetragen, daß er sich mit Hülfe einiges ersparten Geldes jene Lebensmittel verschaffen konnte, deren Genuß dem Heilungs-Prozeß nicht widerstrebte, was — wie man leicht ohne Kommentar einsieht — mit den verabreichten Speisen, als Speck, gesalzenes Fleisch und getrocknetes Gemüse, durchaus nicht der Fall ist.

Die Wärterin hatte sich dabei allerdings oftmals seinen Wünschen widersetzt; oftmals aber auch denselben nachgegeben, da das gebotene Geld sie verführte, und sie die Hoffnung noch nicht aufgegeben hatte, den Vogel bis zu Herrn Chabassu's Ankunft im Netze behalten zu können.

Freilich hatte es mit dieser Hoffnung bald ein Ende und damit auch mit der Mäßigung in ihrem Betragen gegen Lepaile.

Der Arzt hatte angekündigt, daß der Genesene am nächsten Tage das Hospital zu verlassen habe.

Welche Genugthuung für Lepaile! Nicht daß er sich nach dem Bagno, der Sonnengluth, der schweren Arbeit und der empörenden Behandlung zurückgesehnt hätte, allein — so schlimm es dort war auf St. Joseph — hier im Spitale mußte es noch schlimmer werden, sobald Doktor Chabassu zurückgekehrt war.

Dies verhehlte sich Lepaile keinen Augenblick. Er schätzte sich glücklich, endlich der Macht dieses Feindes entfliehen zu können.

Ehe er dies aber bewerkstelligen konnte, an dem Tage, der seiner Entlassung aus dem Hospitale vorherging, hatte er noch die ganze Wucht des Zornes seiner Wärterin zu ertragen, und mußte er gezwungener Weise Zeuge einer empörenden Scene werden.

Unter seinen Leidens- und Krankheitsgenossen im Spitale waren seine beiden nächsten Nachbarn, im Bette zur linken Seite der Bürger Risteau

aus Anjou und in jenem zur rechten der Bürger Aridas, beide unrettbar am gelben Fieber darnieder liegend.

Sie waren erst seit einigen Tagen im Hospitale. Ihre Vorgänger in diesen privilegirten Sterbebetten, d. h. deren Leichen, waren eine Stunde vor ihrer Ankunft aus diesen gerissen und in's Meer geworfen worden. Nun kam die Reihe an Risteau und Aridas — und schon warteten neue Unglückliche, um die erledigten Plätze einzunehmen und die Uebergangs-Periode vom Bagno in den Magen der Haifische durchzuleiden.

Nur wenige waren ja von der Natur mit so enormen Kräften und so elastischer Widerstandsfähigkeit gegen Krankheit und Tod begabt, als Lepaile.

Da sich dieser schon so weit hergestellt fühlte, daß er das Bett zu verlassen vermochte, so hatte er, in wahrer Menschenfreundlichkeit keine Scheu kennend, sich bemüht, die Lage der beiden unglücklichen Kameraden, so viel immer möglich, durch Trosteswort und thätige Hülfe zu erleichtern und zu verbessern.

Mit seinem letzten Gelde verschaffte er ihnen kühlende Getränke und andere Erleichterungen. Stundenlang saß er an ihrem Lager, suchte sie körperlich und geistig aufzurichten und erwarb sich dadurch die uneigennützige Liebe dieser Sterbenden.

Bei alledem war Lepaile noch ziemlich schwach durch die überstandene Krankheit und seine Kräfte bedurften zur völligen Wiederherstellung nicht nur der Zeit, sondern auch der geeigneten, nährenden Speise.

An dem Tage, von welchem wir sprechen, hatte er zum Frühstück — wie es ihm der Arzt gestattet und angerathen hatte — ein weich gesottenes Ei verlangt.

Ein Ei! Dies ist lächerlich wenig für einen Riesen wie Lepaile, welcher noch überdies der Kräfteerneuerung bedarf. Es war aber Alles, was zu verlangen ihm sein zur Neige gehendes Geld noch gestattete. Und dieses wenige war doch mehr, als er erhalten sollte.

Die Schwester Veronika, an welche er sich mit seinem Anliegen gewendet hatte, schien im Anfange nicht zu hören. Als Lepaile aber seine Bitte wiederholt vorgebracht und das für das Ei bestimmte Geld ihr dargereicht hatte, ging sie, zögernden Schrittes und mürrisch vor sich hinbrummend, in den Küchenraum.

Nach wenigen Augenblicken kehrte sie zurück.

„Behaltet Eure lumpige Kupfermünze, Nummer Zweiundzwanzig! Es ist kein einziges Ei mehr vorhanden."

Damit reichte die abscheuliche Alte Lepail seine paar Centimes zurück.

„Kein Ei mehr? — So bringt mir Milch, wenn's beliebt!"

Schwester Veronika begnügte sich, als Antwort ihm den Rücken zuzuwenden, ohne eine Silbe zu erwiedern.

Was wollte Lepaile machen?

Es war nicht das erste Mal, daß man ihm solchergestalt Nahrungsmittel verweigerte. Er aß sein trockenes Stückchen verbrannten Maiskuchen und nahm dazu einen Schluck schlechten Wassers, ohne dasselbe mit Arrac oder Wein mischen zu können, da man auch diese Getränke ihm nicht verabreichen wollte.

Er erinnerte sich dabei eines Gespräches, welches vor wenigen Tagen stattgefunden hatte, als Herr de la Richerie das Hospital mit einem Besuche beehrt hatte.

Ein Kranker, gleich Lepaile von der Insel St. Joseph herübergekommen, beklagte sich bei diesem Henker-Obersten, daß man den Deportirten jedes Mittel entziehe, ihre Lage einigermaßen erträglich zu machen, ja, daß man es ihnen sogar verwehre, das ungesunde, trübe Wasser durch Beimischung von Zucker-Branntwein genießbar zu machen.

„Seitdem man", fuhr der Deportirte fort, „den politischen Gefangenen die Marketenderei, das Sechszehntel Maß Tafia und das Frühstück entzogen hat, ist die Sterblichkeit unter ihnen weit größer geworden. Der Zuckerbranntwein ist in der That das einzige Getränk, welches die schlechte Qualität des Wassers, das man uns bringt, einigermaßen verbessern kann!"

Herr de la Richerie, um dessen Lippen ein verächtliches Lächeln zuckte, begnügte sich mit der Erwiderung:

„Und was liegt daran, wenn Ihr verr....? Ihr müßt in Guyana Eure Schuld bezahlen!"

Diese Worte sind bezeichnend für die kalte, völlig gefühllose Grausamkeit der Tyrannen Cayenne's.

Während Lepaile noch dieser schönen Worte gedachte und sein frugales Frühmahl einnahm, trat Schwester Veronika wieder in den Krankensaal und nahte sich Lepaile's Bett, worauf sich dieser niedergelassen hatte.

In ihrer Hand hielt sie ein weichgesottenes Ei.

Die triumphirenden, boshaften Blicke der alten Hexe ließen in Lepaile keine Täuschung aufkommen über ihre Absicht.

Schwester Veronika trat dicht vor Lepaile. Dann ließ sie sich auf einen vor dem Bette befindlichen Stuhl nieder und begann mit allen Zeichen der Befriedigung das Ei zu verzehren, dem sie bald ein zweites und drittes folgen ließ.

Wenn sie aber von dieser Demonstration erwartet hatte, daß Lepaile in Aerger gerathe, so hatte sie sich arg getäuscht.

Ein schmerzliches Gefühl über die zu solcher Vollkommenheit ausgebildeten Frechheit war Alles, was sich in Lepaile's Seele regte.

Die Politik der Widersprüche, des Zwiespaltes zwischen Wort und That, des Unterschiedes zwischen gleißnerischen Versprechungen und der vollbrachten Thatsache, diese moderne Politik, welche, so schlecht auch je die Menschheit gewesen sein mag, sich doch nimmer, wie in unsern Tagen, unverhüllt hätte zeigen dürfen, hat — wie man sieht — auch in Cayenne, auch unter dem weiblichen Geschlechte, Verehrer und Nachahmer gefunden.

Wen sollte das Wunder nehmen? — Es ist dies eben die bequemste und entsprechendste Politik der Schurken aller Zeiten und jeder Zone!

Während die Alte noch ihre Eier verzehrte, erwachte der Bürger Aribas aus seinen quälenden Fieberträumen.

Es war der letzte Schlaf gewesen, der ihm vor Beginn des sogenannten „ewigen" zu Theil werden sollte.

Seine Züge hatten bereits jenen bezeichnenden Ausdruck angenommen, welcher Niemanden täuschen kann, der jemals Sterbende gesehen.

Aribas richtete seinen halb erloschenen Blick flehend auf Lepaile, und seine vertrocknete, am Gaumen klebende Zunge versuchte Worte hervorzustoßen, welche zwar unverständlich blieben, deren Sinn aber leicht zu errathen war.

Er begehrte zu trinken.

Lepaile hatte sich sofort erhoben. Er holte den Wasserkrug und das Trinkgefäß.

Gern hätte er dem Armen als letzte Labung Zuckerwasser verabreicht. Aber er hatte soeben gesehen, daß er selbst für Geld keine Vergünstigung mehr zu erlangen vermochte.

Plötzlich fiel ihm ein, daß der Bürger Risteau, sein anderer Nachbar, noch etwas Zucker besitze, welchen einzuschmuggeln ihm gelungen war.

Risteau war ebenfalls erwacht. Auch er war dem Tode nahe, und mit jener ächten Bruderliebe, welche selbst im letzten Lebensmomente nicht erlischt, gab er diesen Zucker bereitwillig an Lepaile, der ihn darum für Aribas gebeten hatte.

Währenddem war der Almosenier, welchem man das nahe Ende der beiden Deportirten berichtet haben mochte, eingetreten. In Begleitung der Schwester Veronika, die ihm entgegen gegangen, trat er in dem Augenblicke an Aribas Bett, als von der entgegengesetzten Seite Lepaile sich demselben näherte.

Aribas richtete sich beim Anblick des Almoseniers mühsam auf und fragte mit schwacher, ersterbender Stimme nach dessen Begehren.

Der Almosenier erwiderte mit einem salbungsvollen Tone, daß er gekommen sei, um seine Seele in den Stand zu setzen, vor Gott zu erscheinen, und ihm die Tröstungen der Religion zu reichen.

Aribas war Protestant. Dessenungeachtet wandte er sich mit ergebener Miene gegen den katholischen Priester. Das Wort Gottes war es ja, welches er erwartete, die Lehre Christi, welche in ihren Urprinzipien die gleiche, ewige bleibt, hier wie dort.

Welch abscheulicher Anblick aber erwartete den Sterbenden, als er seine Blicke auf die Gruppe vor seinem Bette richtete? —

Lepaile war im Begriff gewesen, den von Risteau erhaltenen Zucker unter das Wasser zu mengen, als die Schwester Veronika dessen ansichtig wurde.

Wie eine Wüthende stürzte sie auf Lepaile zu und versuchte, ihm den Zucker wegzunehmen, welchen er, entgegen den Vorschriften des Hospitals, auf unerlaubtem Wege erhalten habe.

Da Lepaile aber durchaus nicht geneigt war, sich durch diese Megäre berauben zu lassen, so entstand ein kurzes Handgemenge, in welches — sobald er dessen ansichtig geworden — sich auch der Almosenier, natürlich zu Gunsten der Krankenwärterin, mischte.

Lepaile ließ, als er dieses bemerkte, den Zucker fahren. Wie hätte er es wagen können, dem mächtigen Priester entgegenzutreten! Schon hatten sich einige Sträflinge, Emile Dussny an ihrer Spitze, um diesen gesammelt.

Dies war der Augenblick, da der sterbende Aribas seine Blicke auf die Gruppe der triumphirenden Krankenwärterin und deren Helfer richtete.

Ein Zug unbeschreiblicher Verachtung spielte bei diesem empörenden Anblicke um Aribas Lippen. Seine Augen entflammten sich — zum letzten Male. Seine Gestalt richtete sich empor und in einer Aufwallung gerechter Entrüstung ergriff er das neben ihm stehende Trinkgefäß und schleuderte es mit einer lauten Verwünschung seinen letzten Henkern in's Angesicht.

Dann sank er leise röchelnd zurück. Noch einmal hob sich seine Brust, seine Augen schlossen, seine Glieder streckten sich und dann — dann war es eine Leiche, welcher die wuthschnaubende Megäre laut fluchend zustürzte.

Aribas war für immer den Peinigungen seiner Henker entzogen.

Der Eindruck, welchen diese abscheuliche Scene auf Lepaile und die andern anwesenden Deportirten hervorbrachte, läßt sich eher fühlen als beschreiben.

Dieser Eindruck des Gräßlichen und Entwürdigenden sollte indessen noch erhöht werden.

Das Trinkgefäß, von erschlaffender Hand unsicher geworfen, war über die Köpfe, welchen es bestimmt war, hinweggeflogen.

Dessenungeachtet war das Verbrechen beabsichtigt gewesen und der Almosenier hielt den unbußfertig gestorbenen Ketzer eines letzten Gebetes an seiner entseelten Hülle nicht für würdig.

Da aber noch ein Sterbender zugegen war, so wendeten sich dieser Priester und diese Schwester, welche soeben die Heiligkeit des Todes geschändet hatten, an jenes andere Opfer.

Dies war Risteau, welchen die Aufregung der letzten Augenblicke dem Tode um Vieles näher gebracht hatte.

Seiner Schwäche ungeachtet hatte er aber noch die Kraft und die Besonnenheit, während jener Minuten der allgemeinen Bestürzung, die Aribas letzter Handlung folgten, Lepaile zu sich zu winken.

Als dieser zu ihm getreten war und sich, um die leisen Worte besser zu verstehen, zu seinem Munde herabgebeugt hatte, ließ sich der Unglückliche also vernehmen:

„Ich weiß, daß ich bald sterben werde. Du aber wirst das Krankenhaus bald verlassen; vielleicht auch wirst Du einst nach Europa zurückkehren und das Vaterland wiedersehen! Oh dann, dann bestelle jene Briefe, welche ich Dir übergeben werde. Sie sind für meine Frau und meinen Sohn bestimmt. Und wenn Du zurückkehrest in mein schönes Frankreich, so sage meinen Freunden, Risteau sei gestorben, wie er gelebt hat!"

Nachdem er diese Worte mühsam beendet, wollte Risteau die erwähnten Briefe unter der Decke hervorholen. Allein, ehe er Zeit hatte, dies zu thun, kamen der Almosenier und Schwester Veronika heran, um ihn zu belagern.

Er wies sie zwar auf das Entschiedenste zurück; denn wie konnte er Stärkung hoffen und Trost von einem Manne, dessen Art und Weise, Sterbende aufzurichten, sich eben an Risteau's Freund und Genossen gezeigt hatte!

Auch hätte er gern — da er sein Ende rasch herannahen fühlte — Lepaile sein Vermächtniß übergeben und seine letzten Wünsche anvertraut.

Allein der Almosenier ließ sich nicht so leicht zurückweisen. Ohne Unterlaß drang er, unterstützt von Schwester Veronika, mit bald salbungsreichen, bald heftigen Worten in den schon halb Bewußtlosen, dessen Seelenqual sich bei diesen nicht endenden Angriffen neben den bereits vom Tode eingegrabenen Linien auf dem erdfahlen Antlitz sichtbar machte.

Erst als Risteau in den letzten Zuckungen zurückgesunken war und ihm die Sprache versagte, ließen die Grausamen ab von ihm und machten es so Lepaile möglich, dem Sterbenden nahe zu kommen.

Was aber konnte dieser nun thun?

Schon deckte die Farbe des Todes Risteau's Antlitz. Tiefe Furchen des Grames lagerten auf den verzerrten Zügen. — Lepaile beugte sich über ihn mit der Frage, ob er seiner Familie nichts mehr wolle sagen lassen.

Risteau's Seele schien bei dem Namen des Theuersten, was er auf Erden zurück ließ, seines Weibes, seines Sohnes, zurückzukehren in den Körper, dem sie schon halb entflohen. Seine Lippen bebten und versuchten zu sprechen, aber kein verständlich Wort drang über dieselben; für einen Augenblick öffneten sich seine Augen — dann schlossen sich auch diese wieder, für ewig.

Der Almosenier, welcher diesem Vorgange lauernd und mit hämischem Lächeln beigewohnt hatte, näherte sich nun dem Todten, um die letzten Gebete zu verrichten.

Dann, nachdem kaum das Amen verklungen, suchte er unter dem Kopfpolster nach den Briefen, fand dieselben und bemächtigte sich ihrer.

Die Jesuiten von Angers waren es, welche der Frau Risteau den Tod ihres Gatten verkündeten.

Sie sagten ihr auch, daß sich derselbe mit der Religion ausgesöhnt habe. — — —

Diese Scenen waren nicht geeignet, Lepaile den ferneren Aufenthalt im Hospitale besonders wünschenswerth zu machen und so begrüßte er denn freudig die Stunde, welche ihn aus den dumpfen Krankenräumen führen sollte.

Seine Fesseln wurden ihm wieder angelegt. Zwei Wächter begleiteten ihn an's Ufer hinab und übergaben ihn ihren Kameraden im dort wartenden Boote.

In demselben Augenblicke wurden zwei Särge über die steilen Felsentreppen herabgetragen. Es waren Aribas' und Risteau's Leichname.

Das Boot, in welches man diese Särge brachte, stieß wenige Minuten später ab, als jenes, worin sich Lepaile befand; und dieser konnte noch sehen, wie sich der Nachen einige Klafter vom Ufer entfernte, wie in dessen Fahrwasser die Haifische folgten, wie dann die Särge geöffnet und die Leichen in das Meer geworfen wurden.

Sofort schenkte ihnen der nächste Hai die Ehre der Bestattung.

Acht Tage ungefähr, nachdem Lepaile zurückgekehrt war aus dem Krankenhause, um abermals die Leiden der Strafarbeitsanstalt St. Joseph durchzukosten, finden wir ihn gegen Abend, da die Sonne schon nicht mehr ferne dem Horizonte war, mit einigen Gefährten am Uferrande sitzen, woselbst sie einige von der Ebbe vergessene Austern auflasen und, ausruhend von dem schweren Tagewerke, welches sie eben beendet, mit Wollust die kühlere, vom Meere herwehende Abendluft einschlürften.

Der Tag war wie eine Anzahl seiner Vorgänger gewesen und — denn man befand sich erst im Beginne der großen trockenen Jahreszeit — eine noch größere Zahl seiner Nachfolger zu sein versprachen: von einer wahrhaft zerstörenden Hitze. Keine Wolke war am Himmel; kein Luftzug regte sich, bis gegen Sonnenuntergang der Seewind aufsprang. Sonnenbrand, brodelnde Luft, ausgedörrtes Land und faulendes Wasser — dies waren die charakteristischen Kennzeichen dieser Tage.

Lepaile hatte, dieser klimatischen Unannehmlichkeiten ungeachtet und trotz des unmenschlichen Arbeitszwanges, der schlechten Nahrung und der moralischen Leiden, welche allgemach wieder seine Seele zu verdüstern drohten, seine volle Gesundheit und Körperkraft wieder erlangt.

Und er bedurfte deren auch im vollsten Maße, um das ertragen zu können, was das Schicksal noch über ihn zu verhängen beschlossen hatte.

Lepaile war bisher bekannt geworden mit den schmutzigen Folterkammern des Castro, mit den Verließen des Château-Rouge, mit der Folter der Zwangsarbeit, der Kettenkugel, des gelben Fiebers und des Doktor Chabassu; es blieben also noch einige Folterarten, um ihn mit dem ganzen System der großen Schlachtbank Cayenne vertraut zu machen.

Auch diese noch unbekannte Folter sollte ihm nicht erspart bleiben.

Doch wir wollen dem Laufe der Begebenheiten nicht vorgreifen.

Während die Gefangenen, unter welchen Lepaile befindlich, sich der wohlverdienten Ruhe überließen, ward deren erst wenig belebtes Gespräch erregter und allgemeiner.

Der Gegenstand desselben war auch in der That interessant genug. Und dies nicht nur für die Deportirten allein, die freilich zunächst am Meisten betheiligt waren, sondern für Jedermann, der den Cayennischen Verhältnissen einige Aufmerksamkeit zollt.

Es handelte sich nämlich um einen vor wenigen Tagen unternommenen Entweichungs-Versuch, wie deren in neuerer Zeit vielfache ausgeführt wurden.

Erst heute hatten die Gefangenen von St. Joseph, abgesperrt von den übrigen Inseln, wie sie waren, durch einen neuerdings zum Bagno Verur-

theilten die Geschichte dieser Flucht vernommen, und es läßt sich denken, mit welcher Begierde dieser Gesprächsstoff aufgegriffen und nach allen Seiten erörtert wurde.

Hören wir der ungeschmückten, schlichten Erzählung der Thatsachen zu, wie sie jener Deportirte zum so und so vielten Male dem aufmerksamen Kreise seiner Zuhörer vortrug:

„Ihr wißt, Kameraden, daß die in der Stadt selbst detenirten ein freieres, verhältnißmäßig glücklicheres Leben führen, als wir Anderen hier auf den Inseln. Beneiden wir sie deshalb aber nicht. Es sind unsere Brüder, die mit in unseren Reihen gekämpft und geblutet haben! —

Viele arbeiten bei freien Colonisten in der Nähe der Stadt. Ihre Beaufsichtigung von Seiten der Behörden beschränkt sich auf ein Minimum. Sie sind einfach gehalten, sich alle acht Tage, Manche bloß innerhalb zweier Wochen einmal, bei der Polizei zu melden. Ihre Arbeitsgeber haben keine Haftung für sie übernommen. Bleiben sie nun auch zwei oder drei Tage von ihren Arbeitsorten fern, so sagen sie bei ihrer Zurückkunft dem Colonisten, sie seien krank gewesen. Niemand verlangt eine Rechenschaft über ihre Verwendung der Zeit.

Daß die Deternirten dessenungeachtet die ihnen scheinbar gebotene Gelegenheit zur Flucht nicht häufiger benutzen, hat seinen Grund, wie Ihr Alle wißt, in den fast unbesiegbaren Hindernissen, welche des Landes Beschaffenheit, die Wälder und Sümpfe, einem solchen Vorhaben entgegenstellen.

Mehr Aussicht auf Erfolg bietet in gewissen Beziehungen vielleicht das Meer. So glaubte mindestens der Bürger Perret von Begiers, den Manche von Euch kennen werden.

Er wußte sich, unbemerkt und unentdeckt, eine kleine Barke zu bauen, versah sie mit Vorräthen und ging damit an einem schönen Abende — gerade heute mögen es acht Tage sein — in See.

Vier andere Deternirte begleiteten ihn.

Die Nacht war mondhell, ruhig und windstill. Das Meer glatt wie ein Spiegel. Mittels der Ruder brachten sie ihr Boot in die Bucht hinaus.

Aber bald erhob sich ein heftiger Wind. Die See kam in Bewegung. Um Mitternacht gingen die Wogen so hoch, daß die Flüchtlinge nicht länger wagten, in das offene Meer hinauszuhalten. — Leider waren weder Perret noch seine Begleiter Seeleute. Sie ruderten gegen die Küste zurück — und dieser Mangel an Muth stürzte sie in's Verderben.

Sie folgten also dem Ufer und kurz vor Tagesanbruch stieß ihre Barke auf einen Felsen, ging in Trümmer und sank.

Perret selbst ertrank. Seine Gefährten erkletterten die Felsen, welche ihnen den Untergang gebracht. Das letzte zerschellte Brett, das letzte Rundholz riß die Strömung während der Dunkelheit fort.

Als der Tag graute und endlich die Sonne heraufstieg, fanden sich die vier Schiffbrüchigen auf einem kahlen Felsenriffe, vielleicht zwei Stunden oder mehr vom festen Lande entfernt. Unsere Inseln hatten sie längst hinter sich gelassen, so daß sie davon keine Spur mehr entdecken konnten.

Nichts war im weiten Umkreise zu entdecken als Meer und Himmel, und in beträchtlicher Ferne das Land. Nichts war von ihrem Boote, von ihren Vorräthen geblieben, als eine kleine Kiste, welche Zwieback enthalten hatte, den das Meer längst verschlungen.

Zu ihren Füßen erblickten sie die Leiche Perret's, welche die See auf den Felsen gespült.

Nicht lange hatten sie diesen gräßlichen Anblick. Die steigende Fluth machte bald die starre Leiche flott. Und dann kamen die Haifische — schaudernd wendeten die Unglücklichen ihre Blicke ab.

Nun stellt Euch die Lage der Bejammernswerthen vor! Ohne andere Nahrung, als einige wenige Austern, ohne Trinkwasser, ohne Aussicht auf Erlösung, duldeten sie volle vier Tage auf diesem Felsenriffe, geröstet von der Sonne des Tages, durchschauert von der Kälte der Nacht.

Kein Schiff kam in ihre Nähe; denn Schiffe sind hier selten und vermeiden überdies die Küste eben so ängstlich, als unsere armen Kameraden diese zu erreichen trachteten.

Ihre Lage wurde endlich so unerträglich, daß ihr durchaus ein Ende gemacht werden mußte.

Einer der Schiffbrüchigen, mit Namen Peche, war kein schlechter Schwimmer; aber die so große Entfernung vom Lande hatte ihm bis jetzt den Muth genommen, den Versuch zu wagen, es schwimmend zu erreichen, ferner sind zwei oder drei Austern täglich keine hinreichende Nahrung, um die zu solchem Wagniß erforderlichen Kräfte zu geben. Allein da andere Hülfe ausblieb und das Leben Aller noch durch ihn erhalten werden konnte, so ließ sich Peche am Abend des vierten Tages endlich in's Wasser hinab, stützte sich auf jene kleine Kiste, die dem Schiffbruche entgangen war und machte sich auf den gefährlichen Weg.

Sein Wagestück hatte glücklichen Erfolg.

Ein Wunder kann es vor Allem genannt werden, daß er bei dieser Fahrt den Hyänen des Meeres entging. Genug, er erreichte endlich

das Ufer und ging auf diesem — ungewiß, wo er sich befinde — fort, um menschliche Hülfe herbeizurufen.

Und nicht lange durfte er gehen, um wirklich einem Menschen zu begegnen. Ihr glaubt vielleicht, einem Indianer oder einem Maronneger — allein keinem von Beiden, wenn es auch allerdings ein Schwarzer war.

Der Mann, der Peche entgegenkam, war ein Priester.

Als dieser jenen endlich erreicht hatte, genügte ein Blick auf die durchnäßte und vernachlässigte Kleidung des Schiffbrüchigen, sowie auf dessen ausgemergelte Gestalt und leidende Gesichtszüge, um die Geschichte des schrecklichen Ereignisses auch ohne Worte klar zu machen.

Nichtsdestoweniger erzählte Peche, der sich vielleicht schon auf holländischem Boden glauben mochte, dem frommen Diener Christi, der ihn neugierig und theilnahmsvoll betrachtete, die Geschichte ihrer Entweichung und ihres Unglückes. Er sagte ihm, wie seine Freunde, bisher Gefangene Bonaparte's, nunmehr Gefangene des Oceans geworden seien.

Der fromme Mann schien im höchsten Grade von dem Gedanken ergriffen, daß mehrere seiner Brüder in Christo zwei Stunden von ihm entfernt vor Hunger und Durst sterben sollten.

„„Kommen Sie, mein Freund!"" sagte er zu Peche, „„folgen Sie mir — und bald werden Sie in Sicherheit sein!""

Und nun — hört wohl auf meine Worte, Kameraden! — nun führte der fromme Mann den Flüchtigen nach einem — französischen Militairposten, wo er zu den Soldaten — nachdem er ihnen seine Beute überantwortet hatte — sagte:

„„Hier kommt ein Flüchtling aus der Strafanstalt. Ich bin ihm begegnet und führe ihn zu Euch zurück. Ich habe meine Pflicht gethan; thut nun die Eure! Wenn Ihr diesen Menschen in Sicherheit gebracht habt, so nehmt eine Barke und sucht seine Kameraden, welche draußen auf dem Riff gestrandet sind.""

Damit entfernte sich dieser Elende, dessen Rath sofort von den Schergen befolgt wurde, so daß zwei Tage später die unglücklichen Flüchtlinge wieder in Cayenne eingebracht wurden, woselbst sie nun im Château-Rouge oben ihrer Strafe entgegenharren.

Dies, meine Freunde, ist die Geschichte des letzten unglücklichen Fluchtversuches, wie ich sie aus dem Munde eines der Schiffbrüchigen selbst vernommen habe." —

Nachdem der Erzähler geendet, herrschte minutenlanges, tiefes Schweigen in dem kleinen Kreise der Deportirten.

Jeder dieser Männer, auf den Inseln, auf dem Festlande, oder auf

einem Schiffe untergebracht, gleichviel wo er seine Fesseln tragen muß, fühlt sich als Bruder jedes seiner Mitgefangenen, leidet mit die Qualen und Schmerzen, erträgt mit die Folter, duldet den Tod mit, welcher Diesem oder Jenem beschieden ist.

Ein gelungener Fluchtversuch ist ein glückliches Ereigniß auch für die Zurückgebliebenen; eine mißrathene Entweichung ist Ursache des Schmerzes und der Trauer für Alle.

Wenn aber, wie im eben erzählten Falle, die Hand, welche helfen sollte, Unglückliche nur deshalb dem Hungertode entreißt, um sie dem Foltertode zu überliefern; wenn die Armen nur deshalb den Haien der Tiefe entgingen, um — verführt durch ein Priestergewand jenes Glaubens, dessen leitendes Prinzip die Nächstenliebe ist, dessen oberster Grundsatz lautet: „alle Menschen sind Brüder" — in die Hände noch blutdürstigerer Wesen zu fallen, dann gesellt sich zu dem Schmerze und der Trauer der Zorn und die Entrüstung.

Während sich Alle schweigend diesen Gefühlen überließen, war Lepaile, durch das Gehörte nicht minder betrübt, als seine Gefährten, dessenungeachtet aber augenscheinlich noch mit einem andern Gegenstande beschäftigt, schnell von dem Ufersande, darauf er geruht, emporgesprungen und auf einen Felsblock geklettert, der sich nicht weit von dort aus anderem von der Fluth ausgewaschenen Gerölle erhob.

Als er diesen erhöhten Standpunkt erreicht, suchte er sich mit vorgehaltener Hand vor den blendenden Sonnenstrahlen zu schützen und schaute unverwandten Blickes und regungslos in die Ferne.

Im Anfange hatten seine Gefährten dem seltsamen Beginnen Lepaile's keine Aufmerksamkeit geschenkt. Nach wenigen Augenblicken aber machte ein lauter Ruf von ihm die Uebrigen aufmerksam.

Schon während der letzten Worte der Erzählung hatte Lepaile von Zeit zu Zeit einen forschenden und unruhigen Blick nach der See hinaus geworfen.

Es war der südwestliche Uferhang von St. Joseph, woselbst sich die Gefangenen in diesem Augenblicke befanden, so daß sie sowohl das Festland, als einen Theil der Insel Royal sehen und den schmalen Meeresarm zwischen Ersterem und den Inseln du Salut überblicken konnten.

Die See glitzerte und funkelte im Abendsonnenstrahl, das Festland und die Inseln waren mit jenem goldig flimmernden Dufte übergossen, der Form und Farbe der Gegenstände zu verändern scheint und Alles mit einem glühenden, zitternden Zauberscheine umwebt.

Ein herrliches Schauspiel, in der That! und wohl werth, von einem für das Schöne empfänglichen Gemüthe bewundert zu werden!

Allein nicht die Pracht der ihn umgebenden Natur, nicht die Erhabenheit des Sonnenunterganges waren es, die Lepaile's Blicke da hinaus zogen auf das Meer voll Glanz, auf das Festlandsufer voll Gluth, auf den Horizont voll strahlender Glorie: in all' dieser bezaubernden, blendenden Wunderpracht war es ein dunkler Punkt, auf welchem starr und forschend sein Auge haftete.

Dieser, Lepaile's Auge fesselnde Gegenstand war eine, wegen der großen Entfernung in ihren Formen noch nicht näher zu unterscheidende, schwärzliche Masse, welche langsam in dem schmalen Fahrwasser zwischen den Inseln und dem Festlande, gerade wo letzteres, der Insel Royal gegenüber, eine Einbuchtung macht, dahertrieb.

Die See in der Nähe der Strafkolonie ist so todt, so wenig von irgend welchen Fahrzeugen besucht — mit Ausnahme der Wachtschiffe und der Boote der Gensd'armen, welch' letztere aber gewöhnlich zu bestimmten Stunden und in gewissen Richtungen, beides den Deportirten wohl bekannt, die Fluth durchfurchen — daß ein daselbst treibender Gegenstand, welcher Art immer, ein Schiff, ein Boot, ein Floß, die Aufmerksamkeit der Uferbewohner nothwendig erregen muß.

Und dies, was jetzt mit der Strömung langsam vom Lande fort gegen die offene See trieb, dabei sich mehr und mehr der Insel St. Joseph nähernd, dies war ohne Zweifel ein Floß.

Alle Deportirten, welche am Ufer von St. Joseph versammelt waren und sich nun auf Lepaile's Zuruf, gleich diesem selbst, auf Felstrümmer schwangen, um von diesen herab einen weiteren Umblick zu erhalten, stimmten darin überein, daß der noch sehr entfernte Gegenstand ein Floß sei, und wurden ferner darüber einig, daß hier abermals ein Fluchtversuch stattfinde.

Noch peinlich erregt durch die eben vernommene Erzählung der letzten, leider mißlungenen Entweichung, fürchtend für ihre unglücklichen Kameraden, die jetzt abermals ein so tollkühnes Wagestück unternahmen, war der Eindruck, welchen der Anblick dieses Floßes auf die Gefangenen machte, ein tief ergreifender.

Lautlos, fast den Athem anhaltend und ohne Regung schauten die Gefangenen unverwandten Blickes auf das nähertreibende Floß.

Soviel sich jetzt erkennen ließ, mochte dasselbe ungefähr dreißig Metres Länge und fünfzehn Metres Breite haben.

Augenscheinlich fand die Entweichung nicht von einer der Inseln, son-

dern vom Festlande aus statt. Wenigstens hatte Lepaile, der es zuerst bemerkte, das Floß — noch ein dunkler Punkt für ihn — weit hinter der Insel Royal, dicht am Festlandsufer auftauchen und in dessen schützender Nähe hintreiben sehen.

Woher sie aber auch kommen mochten, die Flüchtlinge hatten jedenfalls die letzte Tageshelle noch benutzen wollen, um vor einbrechender Dunkelheit an den Inseln und Klippen vorbei das offene Meer zu erreichen, indem sie sich das Schicksal ihrer unglücklichen Vorgänger zur Warnung dienen ließen.

Das Floß kam nur langsam vorwärts. Es folgte genau der Strömung, welche, hier kräftiger einsetzend, das Ufer verläßt und den Kanal zwischen St. Joseph und der Insel Royal durchfluthet.

Auf diese so rege theilnehmenden Zuschauer von St. Joseph machte dieses langsame Vorwärtsgleiten einen unsäglich peinlichen Eindruck. Kaum konnten sie ihre fieberische Ungeduld bezwingen, welche sich ihrer so gänzlich bemächtigte, daß sie unwillkürlich mit Händen und Füßen gewisse Bewegungen machten, die mit ihren Gedanken, das Floß vorwärts zu treiben, korrespondirten.

„Haben denn die Jungens keine Ruder, daß sie ihr Fahrzeug so unbedingt mit der Strömung treiben lassen?" unterbrach endlich einer der Deportirten die nachgerade unerträgliche Stille.

„Weiß der T...., was da der Grund sein mag! Jedenfalls hätten sie besser gethan, an unserer Nordseite vorüber das Freie zu suchen, statt zwischen den Inseln durchzufahren. Wie leicht können sie von den Posten der Insel Royal entdeckt werden!" meinte ein Anderer.

„Man kann noch nichts deutlich erkennen — auch blendet mich die Sonne — aber mir ist's, als ob ich eine große Menge von Köpfen und Gestalten auf dem Floße sähe!"

„In der That! — so ist's auch! — Und dort — seht Ihr — dort in der Mitte ragt etwas wie ein Mastbaum in die Höhe!"

„Wirklich, Du hast Recht! Ich begreife nur nicht warum die Männer keine Segel aufhissen und so den günstigen Wind benutzen."

Lepaile, der bis jetzt schweigend hinausgeblickt hatte, wandte sich bei diesen Worten an den, der so eben gesprochen.

„Warum, Kamerad? — Würden sie nicht durch den Glanz eines hellen Segels die Aufmerksamkeit der Wächter und Gensd'armen dort drüben auf sich ziehen? — Sie haben guten Grund, kein Segel zu nehmen — und, gebe der Himmel, daß sie auch ohne ein solches den Späheraugen entgehen!"

Jetzt war das Floß in den Kanal zwischen den beiden Inseln eingelaufen. Näher und näher kam es heran. In der ängstlichsten Spannung ruhten die Blicke sämmtlicher Gefangenen auf ihm. Als gälte es ihre eigene Befreigung, als hinge auch ihr Heil und Glück an diesem Fahrzeuge, so bang, so zwischen Hoffnung und Furcht schwebend, verfolgten ihre Blicke das Floß.

Plötzlich stieß einer der Männer einen lauten Schrei aus.

Mit bebender Hand deutete er hinüber auf das befestigte Felsen-Eiland.

Alle Blicke folgten sofort dieser Richtung.

Am Landungsplatze der Insel Royal zeigte sich eine auffallende Bewegung. Beinahe zu gleicher Zeit lösten sich acht tüchtig bemannte Boote vom Ufer und hielten in das Fahrwasser hinaus, dem noch immer langsam treibenden Floße zu.

Von gut geführten Riemen über die Fluth geschnellt, gewannen diese Boote bald an Geschwindigkeit.

Jeder Athemzug, der gepreßt und stockend der Gefangenen Brust entfloh, brachte die Verfolger näher und näher den Flüchtlingen.

„Allgütiger Himmel! sie sind verloren!" Mit diesem Weherufe wandte sich Lepaile von einem Schauspiel ab, welches in seinem Verfolge für die Zuschauer wie für die Betheilten gleich peinlich sein mußte.

„Warum die Leute auch jetzt noch keine Segel setzen! Nachdem sie doch einmal gesehen worden, fällt der früher bemerkte Hinderungsgrund weg. Jetzt bleibt ihnen nichts übrig, als jedes Mittel aufzubieten, der jagenden Meute zu entfliehen!"

„In der That! ich finde dieses Zögern, diese Säumniß unbegreiflich! Noch wäre vielleicht Rettung möglich, wenn sie den günstigen Wind benutzten, der den segellosen Booten nicht gleichermaßen zu statten kommt.

Noch einmal schauten Alle mit Furcht und Unbehagen auf die verfolgenden Boote, auf das verfolgte Floß.

Da ertönte mit einem Male ein lautes, fröhliches Lachen.

Es rührte von jenem Manne her, der den von Lepaile verlassenen höchsten Felsblock erstiegen und so die weiteste Aussicht hatte.

Das Staunen der Umstehenden über diese unzeitige Fröhlichkeit mischte sich mit Entrüstung und Sorge über den Geisteszustand des Lachenden, als dieser von seinem hohen Sitze herabrief:

„Ah, Kameraden! Ha, ha, ha! — dies ist ja gar kein Floß!"

„Wie? kein Floß? — Und was ist es denn?" — so tönte ein wirres Durcheinander von fragenden Stimmen.

„Was es ist? — Seht besser hin, Kameraden!"

Alle nahmen ihre erhöhten Plätze wieder ein. Alle schauten hinaus auf das näher treibende Floß — vielmehr auf jenen dunklen Gegenstand, den sie bisher für ein solches gehalten, der sich aber nun wirklich als etwas Anderes erwies. — Der Gedanke, daß es ein mit Flüchtlingen beladenes Floß sei, hatte bis jetzt Geist und Sinne der theilnehmenden Zuschauer so gänzlich beherrscht, daß nicht der leiseste Zweifel an der Richtigkeit dieser Voraussetzung in ihnen entstanden und Alles von diesem befangenen Standpunkte aus beurtheilt worden war. Sobald aber nun der Zweifel laut geworden und eine unbefangenere Beobachtung an die Stelle der bisherigen Bethörung trat, erkannten die Deportirten von St. Joseph, daß es ein mit grünem Pflanzenwuchse überdecktes Erdstück, eine Art von schwimmender Insel sei, was da gegen die See hinaustreibe.

Ohne Zweifel war dies Erdstück von den Ufern des Maranhon losgerissen und von der Küstenströmung fortgetrieben worden. Dieses kommt am Amazonenstrome und dessen Nebenflüssen nicht gerade selten vor. Die niederstürzenden Wassermassen der Regenzeit, die darauf über die Ufer tretenden, weithin das Land überschwemmenden Fluthen des Riesenstromes durchweichen die Erde, die kräftige Strömung untergräbt deren, oft nicht unbeträchtliche Stücke, und endlich reißt sie dieselben, mit Gestrüppen und Bäumen, mit Pflanzen aller Art überwachsen, mit Wurzeln und Schlingpflanzen durchbunden und überflochten, von dem Uferrande los — und der Strom führt grünende Inseln mit sich fort, hinaus in die See.

Dies war auch jetzt wieder mit dem vermeintlichen Floße der Fall gewesen. Gestrüpp und Buschwerk war in dieser großen Entfernung den Deportirten gleich menschlichen Gestalten und Köpfen erschienen und der noch aufrecht stehende Schaft eines oben abgebrochenen Baumes dünkte denselben der Mast des Floßes zu sein.

Als Lepaile und seine Gefährten nun ihren Irrthum erkannt hatten, verwandelte sich ihre gedrückte und bange Stimmung in das Gegentheil.

Ihr Geist, von einer ungeheuren Last befreit, gab sich willig einer ungebundenen Fröhlichkeit hin. Nun, da sie keine Brüder, keine Leidensgenossen als die Verfolgten wußten, kam ihnen die eifrige Jagd der acht Boote nach den Baumklötzen und Lianen im höchsten Grade komisch vor, und wie sich gern Extreme folgen, so suchten die Deportirten nun ihre Angst und Beklommenheit von früher durch ausgelassene Lustigkeit, durch ein volles Eingehen auf die ungemein lächerliche Situation ihrer Quälgeister, der Gensd'armen und Wächter, zu überbieten.

Noch hatten letztere in vollem Eifer der Verfolgung und durch höher

gehende Wogen verhindert, den Gegenstand derselben gehörig in's Auge zu fassen, dessen wahre Beschaffenheit nicht erkannt.

Sie ruderten aus allen Kräften darauf los und da das Erdstück immer näher gegen die Insel St. Joseph antrieb, so kamen auch die verfolgenden Boote immer näher an diese heran, so daß die am Ufer Stehenden bereits einzelne aus den Booten tönende Worte vernehmen konnten.

Jetzt endlich gewahrten die Verfolger ihre Täuschung.

Ein Schrei des Staunens, der Entrüstung und des Zornes tönte von einem Boote zum andern und fand seinen Wiederhall in einem lauten Gelächter, welches die Gefangenen von St. Joseph nicht länger zu unterdrücken im Stande wären.

Man stelle sich diese diensteifrigen Schergen vor, wie sie gierig ihre Opfer verfolgen, wie sie alle Kräfte anstrengen, um ihr Ziel zu erreichen, wie sie diesem näher und näher kommen, im Geiste sich schon die grausame Lust ausmalend, die ihrer dort wartet, und die Belohnungen, die ihnen nicht entgehen können; man stelle sich dies vor — und dann den niederschmetternden Augenblick, da ihre gierigen Augen statt des Floßes einen Erdklumpen, statt der Flüchtlinge eine grüne Masse von Lianen und Gestrüpp erblicken und hoch oben von dem Palmenstamme herab ihnen ein Affe zähnefletschend entgegengrinst, der eben seine erste, allerdings unfreiwillige Seereise macht; man beachte dies Alles, man sehe die unsäglich lächerlichen Geberden und Mienen des entrüsteten Staunens, man höre den sie begleitenden Schrei — und man wird es begreiflich finden, daß die Zuschauer von St. Joseph in ein lautes Gelächter ausbrachen.

Ebenso begreiflich aber ist, daß durch dasselbe — ziemlich deutlich drang es zu den Ohren der edlen Häscher — deren Zorn nicht vermindert wurde. Daß und warum diese Leute überhaupt zornig waren, obgleich ihnen Niemand etwas zu Leide gethan hatte, bedarf kaum der Erwähnung oder der Auslegung; das Bewußtsein, sich lächerlich gemacht zu haben, ist im Allgemeinen keine Quelle der Befriedigung und des Vergnügens, wohl aber bei gemeinen Naturen eine solche der Wuth und der Rache an ganz unschuldigen Gegenständen. — Die grüne Pflanzenpracht, sich schaukelnd auf der gelben See, erglühend im letzten Sonnenstrahle, schien mit tausend schelmischen Blumenaugen und aus Millionen üppiger Blätterlippen der Schergen zu lachen; der Spottvogel, der im grünen Busch des schwimmenden Eilandes sein Abendlied anstimmte, schien ihrer zu höhnen, und dann der Affe — nun gar der Affe! der hätte wirklich wissen können, um was es sich handle, so widerlich spöttisch grimassirte er gegen die edlen Herren, welche eigens seinetwegen und um ihn noch einmal vor Antritt der

weiten Reise zu begrüßen, eine so anstrengende Bootfahrt gemacht zu haben schienen!

Mit all diesen Dingen ließ sich aber nicht rechten; an ihnen ihren Zorn auszulassen, schien den Wächtern ungenügend und unpassend. Etwas Anderes war es mit den Deportirten; diese waren, wie nichts sonst in der Welt, geeignet, an ihnen die Scharte, welche der Gensd'armen Eigendünkel so eben erhalten, auszuwetzen, und nichts konnte, im Grunde genommen, Letzteren daher erwünschter kommen, als der Gefangenen Gelächter.

Wenn dies auch äußerlich den Zorn der Schergen zu hellen Flammen auflodern machte, innerlich frohlockten sie, endlich einmal wieder eine Gelegenheit gefunden zu haben, ihrer Grausamkeit Genüge thun zu können.

Ohne sich über ihr Vorhaben zu besprechen, ruderten die Schergen in ihren acht leichten Booten vermöge eines einmüthigen Gefühles gegen die Insel St. Joseph, den tückischen Erdfloß und dessen unglücklichen Bewohner ihrem Schicksale überlassend.

Das Lachen der Deportirten dauerte nur einen Moment. Fast eben so schnell, als es entstanden, war es wieder verstummt. Wenn die Armen auch nicht vermocht hatten, es in seinem Beginne zu unterdrücken, so war doch ihre ganze Lage nicht dazu geeignet, ihnen eine fortgesetzte Fröhlichkeit zu gestatten. Und nicht die Furcht, daß ihr Lachen von den Schergen vernommen werden könne, war es, die sie damit enden ließ, sondern die langgewohnte Verdüsterung ihrer Seelen, welche nach einem kurzen Augenblicke des Vergessens wieder in ihr volles Recht eintrat.

Jetzt gewahrten sie auch das Näherkommen der Gensd'armen; sie erriethen deren Absicht. Sie sahen die Scenen voraus, die nun folgen würden; aber sie erwarteten ihre Peiniger festen Fußes und mit vollkommen ruhigen Mienen.

Lepaile hatte sich von den Uebrigen etwas entfernt, nachdem er mit diesen seines Irrthums in Betreff des Floßes inne geworden. Ohne den Fortgang der Jagd mehr zu beachten oder das Gelächter seiner Gefährten zu theilen, hatte er sich mit übereinandergeschlagenen Armen an einen Felsblock gelehnt und vertiefte sich, während er seine Blicke auf das erhabene Schauspiel des Sonnen-Unterganges richtete, in jenes schmerzlich süße Sinnen und Träumen von vergangenen schönen Tagen.

Er gedachte dabei auch seiner Freunde Bernard und Adele, welchen zu Liebe er seine Heimath verlassen und von welchen er nun doch getrennt worden, und er wandte seine Augen, den Gedanken folgend, vom rothglühenden Westhorizonte weg gegen den Südosten, wo die unbestimmten Umrisse der entfernten Teufelsinsel im blauen Dufte des Abends verschwammen.

Plötzlich schreckte ihn ein wirres Lärmen, Waffengeklirre, Schreien und Rufen, in seiner nächsten Umgebung vom Ufer her ertönend, aus seinem Träumen auf.

Als er hinter dem Felsblocke hervor auf den freien, mit Flugsand überdeckten Platz trat, von wo er zuerst mit seinen Kameraden nach dem Floße ausgespähet hatte, fand er denselben mit Bewaffneten erfüllt, die drei oder vier an's Land gezogeren Booten entstiegen waren.

Die übrigen Fahrzeuge der Gensd'armen schaukelten noch draußen auf der seichten Binnensee, während deren Insassen aufmerksamen Blickes den Bewegungen ihrer gelandeten Kameraden folgten.

Was wollten diese! auf der Insel?

Weder die Gefangenen noch die Gensd'armen hegten in Betreff dieser Frage den geringsten Zweifel. Beide Theile wußten nur zu gut, was Letztere wollten. Wie sie aber diesen Willen in Ausführung bringen würden, darüber schienen die Schergen selbst noch nicht einig zu sein.

Selbst die rücksichtsloseste Grausamkeit bedarf doch eines Vorwandes, um sich geltend zu machen. Das Lachen der Gefangenen hatte so kurze Zeit gewährt, die heiteren Mienen derselben waren beim Anblicke der Wächter so gänzlich dem Ausdrucke des trübsinnigsten, finsteren Schmerzes gewichen, daß diese einen Augenblick in Verlegenheit waren, wie sie ihre beabsichtigte Rache motiviren sollten, um so mehr, da sie durchaus keine Lust verspürten, durch Erwähnung des eben vernommenen Gelächters, dessen Veranlassung und damit ihre eigene lächerliche Situation neuerdings in die Erinnerung der Zeugen ihres Unsternes zu rufen.

Fluchend und scheltend waren Wächter, Gensd'armen und Offiziere an's Land gesprungen. Indem sie sich am Ufer hin unter die dort befindlichen Deportirten vertheilten, suchten sie durch Blicke und Worte, durch Beschimpfungen und tödtliche Beleidigungen dieselben herauszufordern und so einen Vorwand zur Rache zu finden.

Sie brauchten darauf nicht lange zu warten.

Unter den Deportirten von St. Joseph befand sich ein junger Pariser, früherer Advokat, dessen erste Vertheidigungsrede der Sache der Freiheit gegolten und der in Folge davon eine Vergnügungsreise nach Guyana machen mußte.

Er war ein witziger, spottsüchtiger Kopf, wie ihn nur das Quartier Latin hatte großziehen können, und wenn dies ganz in der Ordnung sein mochte, so war es doch zu verwundern, daß er seine heitere Laune und seine Spottsucht aus dem Schiffbruche seines Glückes und seiner Existenz

gerettet und durch all die überschlagenden Wellen der Leiden und Drangsale hindurch unversehrt sich bewahrt hatte.

Jetzt stand er neben Lepaile, als dieser auf dem Schauplatze der Ereignisse erschien, und indem er sich an diesen wandte und einen bezeichnenden, spöttischen Blick auf die noch mit Gensd'armen gefüllten Boote und das nicht fern treibende Floß warf, sagte er:

„Ach! wenn die Presse frei wäre und wir einen Charivari hätten, das dort wäre ein unbezahlbarer Stoff zu einem köstlichen Artikel gewesen!"

Der Unglückliche mußte seine unüberlegten Worte theuer büßen!

Kaum, daß er die letzte Silbe ausgesprochen hatte, so stürzten sich schon Wächter und Gensd'armen, die in der Nähe waren und die laut gesprochenen Worte mit angehört hatten, auf den Spötter, auf Lepaile und noch einen anderen Deportirten, der ebenfalls dem Ersteren nahe gestanden, warfen diese drei Männer, deren zwei kein anderes Verbrechen begangen hatten, als daß sie ein leichtes Lächeln nicht hatten unterdrücken können, zu Boden und mißhandelten sie auf die empörendste Weise.

Die Augen aller übrigen Schergen, die sich sofort um die erwähnte Gruppe sammelten, strahlten in einer wilden Freude. Die Anführer derselben, weit entfernt, ihre blutlechzende Meute zurückzuhalten, feuerten dieselbe durch Blick und Worte an, das begonnene Werk der Rache zu vollenden.

„Die Daumschrauben!"

Dies waren nach einem kurzen Tumulte die ersten Worte, die von vielen Lippen zugleich gesprochen sich verständlich machten.

„Setzt diesen Hunden die Daumschrauben an!" riefen also Viele, und dies waren die weniger Grausamen, denn ein anderer, größerer Theil dieser Schergen überstimmte jene Worte sofort durch das Rufen nach einer kräftigeren und ihnen mehr zusagenden Folterart.

„An den Pfosten mit diesen Banditen! An den Pfosten!"

„Ja wohl, an den Pfosten! Deshalb sollen aber die Daumschrauben doch nicht erspart bleiben!" riefen nun wieder die Ersteren, und so vereinigten sich denn diese Elenden, und so verurtheilte denn diese ganze Bande von Unmenschen die drei unglücklichen Deportirten einstimmig zur Strafe des Pfostens, ohne daß Letztere ein Verbrechen, ein Vergehen oder auch nur ein Unrecht begangen, oder daß man dieselben vor ein Gericht irgend welcher Art gestellt hätte.

Lepaile, der so unvermuthet von den Schergen überfallen worden, war im ersten Augenblicke zu sehr über diese Niederträchtigkeit entrüstet, als daß er sich willig und ruhig hätte mißhandeln lassen sollen.

Er begann, seine Kraft zu gebrauchen, um einen Widerstand zu leisten,

der bei der Uebermacht seiner Gegner ein vergeblicher sein mußte. Einen Augenblick hatte er allerdings seine Feinde von sich abgeschüttelt; im nächsten Momente aber wurde er von allen Seiten bedrängt und in dem ungleichen Kampfe, der sich nun zwischen ihm und den Schergen entspann, ward er wieder zu Boden geworfen und ihm mit roher Faust ein Theil seines Bartes ausgerissen.

Der furchtbare Schmerz dieser schändlichen Operation raubte Lepaile beinahe die Besinnung. Dessenungeachtet vermochte er es über sich, keinen Schmerzenston laut werden zu lassen. Blutend, zerschlagen und zerschunden wurde er endlich, sowie seine beiden Leidensgefährten, an den Händen gefesselt. Ihre Füße waren, wie wir wissen, ohnedem mit Ketten belastet.

Sofort wurden auch die Daumschrauben angesetzt und — wie das unabänderliche Gesetz lautet — zugeschraubt, bis den Nägeln Blut entquoll.

Was die beabsichtige Strafe des Pfostens betrifft, so entstand jetzt darüber zwischen den Wächtern und Gensd'armen eine längere Debatte.

Obgleich nämlich die Mehrzahl derselben eine unabweisbare Lust in sich verspürte, diese Folter sofort vorzunehmen, so stellte sich diesem Vorhaben dennoch ein für heute nicht mehr zu beseitigender Hinderungsgrund entgegen.

Die Sonne war eben untergegangen. Verschwunden waren ihre letzten Strahlen am fernen, noch purpurn leuchtenden Horizonte und erloschen in der rosigen Meeresfluth, die vor wenig Augenblicken noch blitzte und glitzerte, als wäre sie mit Millionen Demanten übersäet. Die kurze Dämmerung der Tropenzone war hereingebrochen mit ihren fahlen, immer farbloser und dunkler werdenden Schleiern. Der volle Mond, zuerst ein weißer, kaum wahrnehmbarer Fleck am östlichen Himmel, gewann an Farbe, an Licht und Macht im selben Verhältnisse, als sich der letzte Tagesschimmer verzog.

Dies war ein schlimmer Umstand für die nach Vollstreckung ihrer Rache gierigen Henker. Die Nacht war es nicht, die ihnen dabei dienlich sein konnte. Es war der Tag, das Licht, die glühende Sonne, deren sie bedurften, um die Strafe des Pfostens nach hergebrachten und stets üblichen Regeln ausführen zu können. Der Sonnenbrand und die verzehrende, tödtende Hitze gehörten ja mit zu den Folterwerkzeugen der beabsichtigten Strafe.

Es blieb demnach nichts Anderes übrig, als die Ausführung dieser Folter auf morgen zu vertagen.

Es handelte sich nur noch darum, ob die drei dazu bestimmten Unglücklichen während der Nacht auf St. Joseph belassen oder nach der Insel Royal übergeführt werden sollten.

Nach kurzer Unterredung entschied man sich für Letzteres.

Lepaile, jener junge Pariser Advokat und der Dritte im Bunde, ein Lyoner Goldarbeiter, wurden in eines der Boote geschafft und nach der Insel Royal gebracht.

Der nächste Morgen war schon weit vorgerückt, als man die drei Unglücklichen aus jenen abscheulichen Verließen des Château-Rouge hervorholte, in welchen sie die Nacht zugebracht hatten.

Die Sonne lag, nicht wie ein fernes Gestirn, sondern gleich einer weitgebreiteten, flammenden Lohe im röthlich grauen, dichten und brandigtrockenen Dunstkreise über dem verengten Horizonte der Insel Royal.

Nicht Luft war es, die man athmete: es war Feuer, das die Lippen versengte und von der ängstlich keuchenden Lunge schnell wieder ausgestoßen wurde. Nicht des Himmels Azur trafen die Erquickung suchenden Blicke, noch die frische Farbe des Wassers oder das Grün der üppigen Vegetation; dort blendeten sie die gluthstrahlenden Flammengarben, welche in jedem Lufttheilchen der bebenden, wogenden Dunstmasse zu reflektiren schienen und so das ganze Firmament als den weitgeöffneten Rachen eines ungeheuren, rothglühenden Ofens erscheinen ließen; da war die weite unbewegte See in einen blitzsprühenden Spiegel verwandelt, über den das Auge nicht ungestraft schweifen durfte, und hier fanden die Hülfe suchenden Blicke verdorrtes, gelbes Laub, versengten Rasen, glühenden Sand und Felsen.

Es war einer der heißesten Tage, die je über Guyana's Küsten Vernichtung brütend lagen.

Die mit Salztheilchen geschwängerte Luft über den Wassern des Oceans, die feuchte Atmosphäre über dem Sumpflande war ebenfalls bleiern, still und unbewegt, aber sie war dem Athmungsprozeß weniger hindernd und erschwerend, als die durch den Sonnenbrand und Reflex von den glühenden Felsen aller Feuchtigkeit beraubte, brodelnde Gasmasse über der Insel Royal.

Nur wenige der Bewohner dieses Eilandes wagten es, die etwas kühleren Räume ihrer Behausungen zu verlassen, und die es dennoch wagten, konnten nur durch ein außerordentliches Ereigniß dazu bewogen werden.

Zu den Letzteren gehörte ein Theil jener Gens'darmen und Soldaten, welche gestern Lepaile und seine Leidensgefährten zur Strafe des Pfostens verurtheilt hatten.

Die Strafe sollte jetzt exekutirt werden.

Nicht weit vom Château-Rouge, auf einem völlig jeder Vegetation entbehrenden, öden und schattenlosen Felsplateau, war das Folterwerkzeug aufgerichtet.

Dieser Pfosten oder Pfahl, von hartem, roh zugehauenem Holze, hatte sieben Fuß Höhe und zwanzig Centimetres im Gevierte. Er war in den Felsboden eingerammt und durch Klammern und Blöcke befestigt.

Es mochte neun Uhr Vormittags sein, als sich die Pforte der Umfassungsmauer des Château-Rouge öffnete und die drei zur Folter Verdammten, an Händen und Füßen gefesselt, umgeben von einer Schaar der brutalsten und grausamsten Schergen, auf das Felsplateau hinausgeführt wurden.

Langsam nur rückte der Zug vorwärts. Die unerhörte Hitze machte jede, auch die leichteste Bewegung zur Qual. Der Boden brannte, daß man selbst mit gut besohlten Stiefeln den Fuß nicht ohne Schmerz auf ihn setzen konnte. Die unglücklichen Gefangenen, unbeschuht wie sie waren, ließen bei jedem Schritte von der Haut ihrer Fußsohlen etwas auf dem glühenden Gesteine zurück und bezeichneten ihren Weg durch zischende Blutspuren.

Sie waren allerdings dabei nur leicht bekleidet: Hemd und Beinkleider aus grobem Leinenstoffe. Auch hatte man ihnen den breitkrämpigen Strohhut gelassen; denn ohne diesen Schutz mußten sie binnen wenigen Minuten vom Sonnenstiche getödtet werden. Was wäre dann aus der Folter geworden?

Bei alledem waren die Gluthenstrahlen so kräftig, daß die davon getroffene Haut fast augenblicklich Blasen zog. Die Augen, allüberall geblendet und keinen Ruhepunkt findend, entzündeten sich. Die Stirn brannte und das Gehirn schien von dem siedenden Blute aus seiner Höhle gepreßt zu werden.

Die Wächter und Gensd'armen waren besser gegen die Sonne geschützt. Schwarze Sträflinge, welche an ihrer Seite hinschritten, hielten mächtige Sonnenschirme über die Häupter ihrer Herren, während sich diese, in leichten Baumwollstoff gekleidet, mit großen Federfächern Luft zufächelten.

Endlich war die Umgegend des Pfahles erreicht.

Der Henker, ein zur Zwangsarbeit verurtheilter, ehemaliger Galeerensträfling, begann unter den Befehlen des Kerkermeisters, eines gewissen Sonque, sein Werk.

Der Erste, welcher die Folter zu bestehen hatte, war Lepaile.

Die andern Beiden wurden während dessen auf die Felsen gelegt, wo man ihnen abermals die Daumschrauben aufsetzte und sie zwang, die

Qualen ihres Gefährten mit anzusehen, die Folterpein, welche auch ihrer wartete.

Zuerst wurde Lepaile vollständig entkleidet. Dies allein war schon eine unvergleichliche Qual unter einer so brennenden Sonne, in einer so glühenden Luft. Nur der Strohhut war ihm belassen worden.

Dann belud man ihn, neben den Ketten, welche er ohnedem schon trug, mit noch weiteren sechzig Pfund Eisen und stellte ihn aufrecht an den Pfosten.

Ein starker und ungemein fester, drahtartiger Strick wurde um seine Beine geschlungen und diese damit an den Pfahl befestigt; von dort lief diese Schnur am Pfosten in die Höhe und wurde mittels einer zweiten Schlinge um die Schenkel und das Holz gelegt und scharf angezogen; dann führte man diesen tief in das Fleisch schneidenden Strick zu den Hüften hinauf und schnürte damit die Taille des Unglücklichen, sowie gleichzeitig die Gelenke seiner hinter dem Rücken gefesselten Arme zusammen und befestigte ihn noch ein Mal an den Pfahl.

Ein zweiter Strick wurde als Gürtel um die Lenden gelegt, ging von da getheilt als Schleife unter den Achseln durch und über die Schultern, kehrte zu dem besagten Gürtel zurück, wo er wieder befestigt wurde und ging endlich über zwei, in der Höhe des Kopfes am Pfahle angebrachte Rollen, an welchen er mit seinen beiden Enden einen Augenblick schwebend blieb.

So am Pfahle befestigt, konnte Lepaile nicht eine Bewegung machen, etwa diejenige mit dem Kopfe ausgenommen, welchen er, halb von Sinnen durch den Sonnenbrand, unter den durchbohrenden Gluthstrahlen senkte.

Seine Peiniger, die Schergen, hatten sich etwas zurückgezogen von der Opferstätte, woselbst die Sonne auch ihnen gefährlich zu werden drohte. Einige hundert Schritte davon entfernt gewährte ihnen ein dort aufgeworfenes Erdwerk nothdürftigen Schatten.

Von dort schauten sie dem Fortgange des Folterwerkes, gleich einem anziehenden Schauspiele, zu.

Nun waren Sonque und sein Henkersknecht ein wenig von dem Pfahle zurückgetreten, hatten Jeder mit beiden Händen eines der über die Rollen herabhängenden Strickenden gefaßt und begannen langsam und in gewissen Zwischenpausen den Strick anzuziehen.

Die Gelenke der Arme und Beine des Unglücklichen knackten weithin vernehmbar.

Lepaile erbleichte. Kalter Schweiß rann von seiner Stirn. Seine Augen traten gewaltsam aus ihren Höhlen; seine Gesichtszüge verzerrten sich

und sein Mund verzog sich krampfhaft und mit dem Ausdrucke des entsetzlichsten Schmerzes.

Kein Laut aber kam über seine Lippen.

Auf's Neue zogen die Henker an.

Der Gürtel, durch den zweiten Strick gebildet und bei dessen heftigem Anziehen so viel als möglich nachgebend, verließ endlich die Stelle, wo er sich tief in das Fleisch der Lenden eingeschnitten hatte, und schob sich, Alles zusammenpressend, unter heftiger Reibung die nackte Brust hinauf.

Der ganze Körper war dabei auf's Aeußerste gestreckt, die Gliedmaßen dehnten sich und drohten aus ihren Fugen zu reißen, die Schlingen schnitten an Armen und Beinen bis auf die Knochen in's Fleisch, und wo der Gürtel sich über den Leib geschoben hatte, hingen blutende Hautfetzen hernieder.

Immer noch zogen die Henker an.

Keine Klage, kein Schrei! —

Höher hinauf zog sich der Gürtelstrick. Die Rippen hatten soviel als möglich nachgegeben. Der Strick war bereits bis über die Magengegend vorgedrungen. Gewaltsam preßten sich die inneren Theile zusammen. Das zum Herzen gedrängte Blut vermochte kaum mehr zurückzukehren. Der Athem stockte.

Lepaile, auf der höchsten Stufe des ertragbaren Schmerzes angelangt, warf unwillkürlich einen verstörten Blick aus halbverglas'ten Augen um sich.

Sofort hielten die Henker inne.

Der Blick des Gefolterten drückte einen zu heftigen Schmerz aus, als daß die Elenden hätten hoffen dürfen, das Leben Lepaile's lange genug zu erhalten, um die Tortur auf die ganze dafür vorgeschriebene Zeit auszudehnen, sobald sie jetzt den Strick noch einmal anzögen.

Die Folter hatte erst seit ungefähr zehn Minuten begonnen und sie muß, wofern sich der Henker keine Ungeschicklichkeit zu Schulden kommen läßt oder die Kräfte des Delinquenten nicht gänzlich schwinden, auf zwei Stunden ausgedehnt werden.

Würde man den Strick immerfort anziehen, so wäre auch die kräftigste Natur nicht im Stande, dieser Folter zu widerstehen, und ein schneller, wenn auch schmerzlicher Tod würde die Leiden des Gemarterten baldigst beenden.

Dies wäre um so mehr den Wünschen dieser Unmenschen entgegen, als diese zwei Stunden am Marterpfahle durchaus nicht hinreichen, um ihrer Rache und ihrer nach Befriedigung lechzenden Grausamkeit Genüge zu thun.

Jeder zu dieser Folter Verdammte wird zu sechzig Stunden, das ist, während funfzehn Tagen zu je zwei Stunden Vormittags und zwei Stunden Abends verurtheilt.

Allerdings wird der Unglückliche, der diese entsetzliche Marter zu ertragen hat, während der Zeit, da er nicht am Pfahle steht, statt in den Kerker zurückgeführt zu werden, in ein Krankenzimmer gebracht und dort sorgfältig gepflegt, auf daß seine Kräfte nicht vor der Zeit schwinden und so der Henkerlust ein frühes Ende gemacht wird.

Aus demselben Grunde zieht man, wie schon erwähnt, den Strick nicht weiter an, sobald das Aussehen des Gemarterten seiner Kräfte nahes Ende verkündet.

Man läßt den Unglücklichen am Pfahle festgebunden, ohne die Stricke auf's Neue anzuziehen, bis er sich hinlänglich erholt hat, um ein neues Zusammenpressen des Gürtels ertragen zu können.

Ferner ist man übereingekommen, den Strick nicht weiter anzuziehen, sobald der Gemarterte unter diesen furchtbaren Leiden um Gnade ruft. — Auch in diesem Falle bleibt der Arme am Pfosten festgebunden, bis die zwei Stunden verflossen sind, allein man schnürt ihn nicht auf's Neue zusammen.

Nur Wenige haben während der langen Zeit, daß diese wieder eingeführte Folter Frankreichs Gesetzgebung schändet, um Gnade gerufen, dadurch eine Stunde des Todeskampfes zu erleichtern. — Am Pfahle gestorben sind Viele. — —

Lepaile's Henker hatten also die Stricke etwas nachgelassen.

Sein brechendes Auge schloß sich einen Augenblick. Die von dem entsetzlichen Drucke befreite Brust hob und senkte sich krampfhaft. So stark er immerhin sein mochte, dieser Folter waren keines Menschen Kräfte gewachsen. Seine Sinne umflorten sich unter den entsetzlichen Qualen der Hitze, der Mitverbündeten des Henkers und der Gesetzgeber von 1851 unter Bonaparte.

Die glühende Sonne des Tropenhimmels fiel senkrecht auf den Gepfählten herab. Ein brennender Durst verzehrte ihn. Die Beklemmung mehrte sich mit jedem Athemzuge, mit dem er die entflammte Luft einschlürfte. Das Blut kochte in seinen Adern, die dumpf schmerzend zu bersten drohten.

All' dieser Leiden ungeachtet, die nicht einen einzigen Moment nachließen, hatte Lepaile's starker Wille bald wieder die Beherrschung über seine empörten Sinne erlangt.

Der Gedanke, unschuldig zu leiden, das Bewußtsein, als Märtyrer zu

dulden für das Recht, für die Moral, für die Freiheit und Wohlfahrt seines unterdrückten Vaterlandes, gab ihm, diesen blutbefleckten Scheusalen gegenüber, die sich an seinen Qualen weideten, die Kraft, einen Blick der tiefsten Verachtung auf sie zu werfen und einen Ausdruck der Ueberlegenheit und des ungebeugten Muthes auf seinem Antlitze zu zeigen.

Nicht sobald war dies von den Henkern bemerkt worden, als sie sich, einer bestialischen Regung der Wuth über diesen frechen Widerstand des kräftigen Mannes folgend, auf's Neue an die Stricke hingen, und ihr Werk wieder begannen, mit der Absicht, diese Kraft zu brechen.

Und es gelang ihnen.

Nach wenigen kurzen Minuten, an Schmerzensinhalt aber vielen Jahren gleich, hatte der Strick seine wunde Brust so kräftig zusammengedrückt, daß der Kreislauf des Blutes stockte, daß seine Sinne schwanden und das letzte Aufflackern der Lebenskraft ihm einen Schrei erpreßte, so gellend, so markdurchbebend, daß selbst die gefühllosen Henker, davon erschreckt, in ihrer schändlichen Arbeit inne hielten.

Seine Lippen wurden weiß, seine Augen schlossen sich, das Haupt senkte sich herab — er war ohnmächtig geworden.

Während dessen war noch keine halbe Stunde verflossen, seitdem Lepaile am Pfahle hing. Noch ein und eine halbe Stunde mußte er also dort verweilen. Um dies zu ermöglichen, ohne ihn zu tödten, eilten nun die Henker herbei, seine Stricke ein wenig zu lockern, und bemühten sich, ihn in's Leben zurückzurufen.

Allein es verfloß eine Stunde, ehe er wieder zum Bewußtsein gelangte.

Die zuschauenden Wächter und Gensd'armen hatten sich entfernt, als Lepaile in Ohnmacht fiel. Die Hitze war allzu groß, die Luft zu drückend und unbewegt, der geringe Schatten, den sie gefunden, zu wenig schützend, als daß sie es gewagt, länger diesen verderblichen Einflüssen der Tropensonne zu trotzen; auch war ja das Interessante des Schauspieles jetzt vorüber, wenigstens in so fern Lepaile der unfreiwillige Akteur war.

Was dessen Leidensgefährten betrifft, die nach ihm an die Reihe kamen, so stellten sich zu der neuen Folterscene auch neue Zuschauer ein: eine andere Abtheilung der Gensd'armen, die bis jetzt in den kühlen Räumen ihrer Kasernen ausgeruht.

Endlich schlug Lepaile wieder die Augen auf. Eine Röthe der Scham und des Zornes über seine Schwäche schoß ihm in die bleichen Wangen, als er aus den Spottreden der Henker entnahm — denn er selbst wußte nicht darum — wie lange er in Ohnmacht gelegen und daß ihn der rasende Schmerz bei deren Beginn einen Schrei erpreßt hatte.

Hier erkannte er zu seinem Mißmuthe die Stelle, wo der Wille des Geistes seiner Herrschaft über den Körper verlustig wird; er erkannte, daß er seine Stärke bisher überschätzt, und dies Erkenntniß that ihm weher, als der Sonnenbrand und der Schmerz seiner zerschundenen und gequetschen Glieder.

Nach Ablauf dieser letzten halben Stunde, die er — leicht gebunden — noch am Pfosten hatte verbringen müssen, band endlich Sonque sein blutendes Opfer los und streckte den jeder Bewegung Unfähigen auf den Boden hin.

So waren denn die ersten zwei Stunden dieser grausamen Folter überstanden.

Lepaile wurde in das Krankenzimmer des Château-Rouge getragen, um sich etwas zu erholen. Noch bedurfte er ja der Kräfte für weitere achtundfunfzig Stunden derselben Marter. — — —

Der junge Pariser Advokat und der andere Leidensgefährte Lepaile's erlagen dieser Folter binnen kurzer Zeit. Der Eine am zweiten, der Andere am fünften Tage.

Die während dieser Tage herrschende ungewöhnliche, selbst für Guyana außerordentlich starke Hitze trug wohl am meisten zu diesem betrübenden Ausgange bei.

Lepaile blieb am Leben; er siegte über die Folterpein, über den Sonnenbrand und die glühende Luft.

Während dieser funfzehn entsetzlichen Leidenstage aber erbleichte sein Haar, sein so starker Körper nahm den Keim einer langsam, aber sicher tödtenden Krankheit in sich auf und sein verdüsterter Geist den Gedanken der Rache, welche riesengroß erwachsend, fortan seine Schritte leiten sollte.

Indem wir nun Lepaile seinem traurigen Schicksale überlassen, kehren wir zu dessen Freunden Bernard und Adele zurück, die, nur durch einen schmalen Meeresarm von dem Schauerorte getrennt, auf welchem ihr treuer Kamerad, ohne daß sie es wußten, so unsägliche Leiden erdulden mußte, auf der Teufelsinsel ein verhältnißmäßig behagliches und ruhiges Leben führten.

Wir hatten sie auf dieser Insel verlassen, als es ihnen gelungen war, nach dreiwöchentlichem Aufenthalte daselbst, deren Boden soweit zu kultiviren, wie es ihnen für den Augenblick nothwendig erschien, und sich vor den

Späheraugen der Insel Royal geschützte Wohnungen zu erbauen, wie sie dem dortigen Klima und der jetzigen Jahreszeit angemessen waren.

Bernard's Hütte, der — wie wir wissen — zum Leiter dieser unfreiwilligen Colonisten ernannt worden war, befand sich etwas von den Wohnstätten Letzterer entfernt auf einem sanft ansteigenden Hügel, von dem man eine herrliche Aussicht über die kleine Lichtung vor dem Bananenwäldchen und über dieses selbst hinweg nach den Ufern des Festlandes, zur Rechten aber nach der fernen Insel St. Joseph, zur Linken über die unbegrenzte Fläche des Oceans hatte.

Die Insel Royal war auch von dieser erhöhten Stelle aus durch die dichten und hohen Bananenbäume verdeckt, so daß man nicht zu fürchten hatte, von dorther gesehen zu werden.

In dieser kleinen, aus Baumästen leicht erbauten Hütte, die sich dicht an eine uralte, prächtige Magnolia lehnte und überschattet war von riesigen, alten Orangen-, Citronen- und mit rothen Blüthen bedeckten Granatbäumen, lebten Bernard und Adele, von dem Bande der innigsten Liebe umschlungen, ein ruhig stilles Dasein.

Fast wie ein Traum kam ihnen nach all' den überstandenen Leiden und Mühseligkeiten dieses idillisch friedliche Leben, diese glückliche Zurückgezogenheit, dieses unbewachte Sichselbstgehören vor, und wenn die beiden Liebenden Abends nach Sonnenuntergang unter den alten Bäumen vor ihrer Hütte saßen, über die riesenblättrigen Bananen vor sich hinausblickten auf die Spiegelfläche der See, auf welche der volle Mond mit silbernem Stifte tausendfältig sein Bild zeichnete, wenn die Rosenbüsche, die blühenden Schlingpflanzen zwischen den mächtigen Baumstämmen, die Kreppmyrthen mit ihren großen, rothen Fackelblumen sich im leichten Abendhauche flüsternd hin und her neigten und der bezaubernde Duft aus all' den Tausenden von Blumen und Blüthen um sie her wallte und wogte, dann zog eine lange, nicht mehr gekannte Seligkeit ein in die jungen, edlen Herzen, und unter dieser unbeschreiblichen Feenpracht des tropischen Nachthimmels sanken sich die Liebeuden in die treuen Arme und vergaßen, was hinter ihnen lag in der Vergangenheit, was in der Zukunft vor ihnen drohen mochte, in dem überwältigenden Reize der Gegenwart.

Bernard hatte sich während dieser drei Wochen wieder völlig von seinem Leiden erholt, die Wunden an seinen Händen waren geheilt und vernarbt und jugendkräftig erstarkte sein geschwächter Körper wieder in der heilsamen Ruhe seines jetzigen Aufenthaltes und unter der sorgsamen Pflege seiner Geliebten.

Auch auf Adelens Wangen waren die dort so lange erblichenen Rosen

zurückgekehrt, ihre abgemagerte Gestalt bekam wieder Fülle und Rundung und ihre so schönen Gesichtszüge verloren nachgerade den Ausdruck des Schmerzes und der Trauer, welcher dort während so langer Zeit geherrscht hatte.

Daß indessen die Freude über ihre jetzige, so unerwartet günstige Lage keine ungetrübte war, braucht kaum erwähnt zu werden. Nicht nur war es das traurige Schicksal ihres treuen Freundes Lepaile, dessen Angedenken niemals in ihnen erlosch und dessen abgehärmte Leidensgestalt ewig vor ihrem Geiste schwebte, gleich einem mahnenden Gespenste der Nacht; nicht nur war es dessen trauriges Schicksal, was jedem ihrer Gedanken einen bitteren Beigeschmack gab: es war auch der Blick auf ihre eigene Zukunft, der Gedanke, daß sich eben so plötzlich ihr Loos wieder zum Schlimmen wenden werde, wie es sich unvorgesehen günstig gestaltet hatte, was sie das Glück der Gegenwart nicht recht genießen ließ und was, als quälende Erinnerung, wie als Furcht vor der Zukunft, stets störend in den Kreis ihrer kurz zugemessenen Freuden trat.

Nur wenn die Welt um sie im Abendschlummer ruhte und die Liebe, ungestört durch äußere Eindrücke, ihre ganze Herrschaft entfaltete und ihre volle Macht, dann schwanden alle schmerzlichen Gedanken vor der Seligkeit des Augenblickes. —

Was Bernard's Verhältniß zu seinen Mitgefangenen auf der Insel des Teufels betrifft, so hatte er sich gar bald deren Zuneigung und Freundschaft in hohem Grade erworben; und wenn er auch mit gar vielen dieser unruhigen und überspannten Köpfe nicht zu sympathisiren vermochte, wenn Bernard's legitimistische Anschauungsweise ihn sogar anfänglich bei Manchem verdächtig machte und von diesen seine jetzige, einigermaßen hervorragende Stellung mit seiner politischen Meinung in Verbindung gebracht wurde, so war seine offene, ehrliche Freundlichkeit gegen Alle, seine Fürsorge, seine aufopfernde, liebevolle Thätigkeit, seine biedere Gesinnung doch hinreichend, ihm binnen Kurzem die Herzen all' seiner Genossen in Achtung und Freundschaft zuzuwenden.

Die nothwendigsten Arbeiten waren geschehen. Um Platz zu gewinnen, waren Waldstrecken ausgerodet, für die dringendsten Bedürfnisse waren Felder bestellt, zum Schutze vor der Sonne des Tages und vor dem kalten Thau der Nächte waren Wohnstätten bereitet worden.

Was noch fernerhin an Arbeiten zu verrichten war, gehörte nicht mehr dem unbedingt Nothwendigen an. Man konnte sich damit Zeit lassen — und in Anbetracht der immer unerträglicher werdenden Hitze ließ man sich auch wirklich Zeit damit. Eine allgemeine Erholungspause, eine Zeit der Ruhe und des Rastens trat seine Herrschaft auf der Teufelsinsel an.

Darin wurden sie durch die Wächter und Gensd'armen nicht oft gestört.

Jeden zweiten Tag zeigten sich diese Quälgeister allerdings auf der Insel, so oft nämlich frische Lebensmittel unter die unfreiwilligen Colonisten vertheilt wurden. Aber niemals hielten sich diese Herren lange auf dem Eilande auf, und ihr Benehmen gegen dessen Einwohner zeigte einen großen Unterschied gegen die frühere Art und Weise ihres Betragens. Außer diesen regelmäßigen Besuchen war bis jetzt Niemand auf die Teufelsinsel gekommen, mit Ausnahme eines Marketenders, welchem der Admiral die Erlaubniß zu dem Handel mit den Colonisten gegeben hatte, und der im Anfange seltener, später aber beinahe jeden Tag von Cayenne herüberkam, den Gefangenen ihre kleinen Bedürfnisse besorgte und manche Annehmlichkeiten verschaffte.

Dieser Handelsmann, dessen Erscheinen jedesmal mit Jubel begrüßt wurde, war ein alter Neger. Mit großer Freundlichkeit und zu möglichst billigen Preisen verkaufte er Zuckerbranntwein, Caffee, weißes Brod und andere Lebensmittel, außerdem aber auch noch Tabak, Federn, Papier, Nadel und Faden u. dergl. an die Deportirten. —

Man sieht, daß die Gefangenen der Teufelsinsel wirklich mit einer für Cayenne ganz unbegreiflichen Milde behandelt wurden, und daß Herr Bonnard auf dieser Insel gewissermassen sein Mea culpa für die Grausamkeiten auszusprechen schien, welche noch auf den anderen Inseln, besonders auf St. Joseph gebräuchlich waren. — —

Da nun aber nicht alle Colonisten mit Geld versehen waren und auch keine Möglichkeit vorhanden, solches zu verdienen, so hatte Bernard eine Sammlung unter jenen seiner Kameraden veranstaltet, die entweder Geld mit herübergebracht vom Mutterlande, oder sich hier auf der Insel La Mère oder in der Stadt durch Arbeit welches verdient hatten. Jeder gab bereitwillig, was er entbehren zu können glaubte, und aus dieser gemeinschaftlichen Kasse wurden nun die oben angedeuteten Bedürfnisse angeschafft und ohne Unterschied an Alle vertheilt; auch an Jene, die kein Geld dafür hatten aufbringen können.

Die Mahlzeiten, zuweilen das Frühstück, immer aber die Hauptmahlzeit, die man nach Sonnenuntergang servirte, wurden ebenfalls gemeinschaftlich eingenommen. Deren Bereitung aber wurde der Reihe nach täglich von sechs anderen Mitgliedern dieser Genossenschaft besorgt, so daß der Dienst des Kochens Jeden nur in langen Zwischenpausen traf.

Zur Verbesserung und Vermehrung ihres Speise-Vorrathes blieben den Colonisten, neben den Erzeugnissen des Landbaues, noch zwei Mittel: der Fischfang und die Jagd.

Allerdings war letztere sehr schwierig, da die gewöhnlichen Mittel, deren man sich sonst zu derselben bedient, den Colonisten beinahe alle versagt waren. Und außerdem war es auf der kleinen Insel mit dem Wildpret sehr schlecht bestellt. Außer verschiedenen Arten von Eidechsen und Schlangen war dessen fast keines vorhanden. Und was diese erwähnten Thiere betrifft, so waren sie, wie man sich leicht denken kann, nicht eben leicht zu fangen; aber die Noth macht erfinderisch. Die Colonisten lernten bald den anfänglichen Abscheu und Ekel gegen diese Nahrung überwinden; sie fanden das Fleisch dieser Thiere zart, wohlschmeckend und gesund.

Der Fischfang war ebenfalls nicht besonders ergiebig; aber er war bei weitem gefährlicher als die Jagd. Denn das Meer ist — wie wir schon früher erwähnten — unter diesen Breitegraden mit gefährlichen Fischen bevölkert. Besonders aber die seichte See um die Inseln Cayennes wimmelt von Muränen und Haifischen, auf welche die französische Colonie eine besondere Anziehungskraft ausübt. Giebt es doch Tage während der Fieberzeit, an welchen man funfzehn bis zwanzig Leichname in das Meer wirft!

Um demnach fischen zu können und dabei einer Begegnung mit diesen befloßten Freunden der Europäischen Ordnung auszuweichen, hatten die Colonisten in einer schmalen, durch die schon erwähnten Felsenausläufer gebildeten Bucht auf der Südseite der Insel eine Art von Fischbehälter angelegt, welchen die Fluth füllte und aus dem bei eintretender Ebbe die zurückbleibenden Fische zu holen ohne große Gefahr möglich war.

Viele Fische blieben aber selten zurück, und unter diesen waren wieder manche wegen ihres schlechten Geschmackes, manche wegen ihrer gesundheitsschädlichen Eigenschaften nicht zu genießen. Am häufigsten fanden sich Meer-Barben. — Der ergiebigste Fang wurde jedesmal an Muscheln und Krabben gethan, welche in Masse auf den Felsen zurückblieben.

Aus den nämlichen, oben angeführten Gründen war es auch im höchsten Grade gefährlich, das Leinenzeug in der See zu waschen oder darin — so nothwendig und angenehm es auch immerhin gewesen wäre — zu baden.

Dies und der Mangel an gutem Trinkwasser waren die hauptsächlichste Ursache von Krankheiten, welche bald auch unter den Bewohnern der Teufelsinsel ihre Opfer suchten.

Sobald einer der Deportirten krank wurde, ließ Bernard, mit einer zu diesem Zwecke bestimmten Fahne ein Signal nach der Insel Royal geben; worauf denn nach einiger Zeit ein Boot mit dem Arzte herübersteuerte.

Dies war während des goldenen Zeitalters der Teufelsinsel; später ließ der Arzt oft Tage lang auf sich warten und fand dann häufig statt eines

Kranken eine Leiche. Doch mit dieser späteren, traurigen Zeit haben wir es jetzt nicht zu thun. — —

Bernard machte mit Adelen während der kühleren Morgen- und Abendstunden oft weite Wanderungen durch den Urwald und an den Seiten des Gebirges hinauf.

Diesen beiden schlossen sich manchmal einige andere Colonisten an, welche durch ihren Charakter und ihre Bildung am meisten mit jenen harmonirten, und bald knüpfte sich zwischen diesen vom harten Schicksale auf die kleinen Insel hingeworfenen Unglücklichen ein treues Freundschaftsband.

Fünf oder sechs Männer, aus den verschiedensten Theilen Frankreichs gebürtig, waren es, welche solchergestalt mit Bernard in innigere Beziehungen traten und welche dieser fortan bei allen Unternehmungen zu Rathe zog.

Die kleinen Streifzüge in das Innere, welche diese muthige Schaar unternahm, blieben nicht ohne Einfluß auf ihr künftiges Schicksal. Denn deren hauptsächlichster Zweck war, die Insel nach allen Richtungen hin kennen zu lernen und dadurch vielleicht die Mittel zu finden, mit welchen ein in Aller Seelen lebender Gedanke verwirklicht werden könnte.

Vom ersten Augenblicke an, als Bonnard erklärt hatte, er wolle den Gefangenen die Teufelsinsel zu eigen geben und auf dieselbe keine Wache setzen, war nämlich im Geiste Aller ein und derselbe Gedanke mächtig emporgewachsen: der Gedanke an Flucht.

Gefangene hegen überall und zu jeder Zeit diesen Gedanken, und wenn er sich manchmal in der Seele Hintergrunde verkriecht, weil er sogar keine Aussicht zur Realisirung hat, so nimmt er zu andern Zeiten wieder die ganze Seele ein, wenn die Umstände sein Inslebentreten einigermaßen möglich erscheinen lassen.

Und möglich schien eine Flucht aus den Straforten jetzt mehr als je zu sein. Wenn von der Insel La Mère, von dem Festlande, selbst von der Insel Royal Fluchtversuche unternommen worden und gelungen waren, so war ein solcher von der Teufelsinsel aus doch noch zehnmal leichter zu ermöglichen. Besonders da keine Wächter auf der Insel selbst stationirt und einzig und allein die Späherposten auf der Insel Royal und die Boote der Gensd'armen zu fürchten waren, welche von Zeit zu Zeit zwischen den einzelnen Inseln kreuzten.

Die Schwierigkeiten, die von Seiten der Aufsichtsbehörden einem Fluchtversuche entgegenstanden, waren demnach nur geringe und leicht zu überwinden. Allerdings hatte man alle Boote, jedes noch so kleine Fahrzeug von der Insel entfernt, aber diesem Uebelstande war ja mit gutem Willen

und einigem Glücke leicht abzuhelfen, da genug Bauholz auf der Insel vorhanden war, um ein Boot oder Floß damit herzustellen.

Ein Umstand trat indessen einem solchen Vorhaben sehr hemmend entgegen. Dies war, daß die Westseite der Teufelsinsel, wo das Ufer einige kleine Einbuchtungen bildete und sanft gegen die See abneigte, von der Insel Royal, selbst von einigen auf Landvorsprüngen des Festlandes errichteten Militairposten aus völlig übersehen werden konnte und daß demnach dort unmöglich der Bau eines Fahrzeuges zu bewerkstelligen war. Die Ostseite der Insel, woselbst man am unbeachtetsten gewesen wäre, war durch die schon öfters erwähnte Bergwand abgesperrt, und an der Süd- und Nordseite verlief sich diese halbe Wand in so steilen Ausläufern in die See; diese letztere selbst war so durchaus mit Klippen und Riffen übersäet, daß in der dort am ganzen Ufer hin und weit in die See hinaus schäumenden, ewig donnernden Brandung keine Möglichkeit gewesen wäre, ein Fahrzeug vom Stapel zu lassen.

So bestechend auch im ersten Augenblicke der Gedanke an Flucht gewesen, so wenig man sich auch daran gehindert glaubte: bald machte sich die traurige Ueberzeugung geltend, daß trotz der geringen Beaufsichtigung von Seiten der Behörden, trotz des Ueberflusses an Bauholz, trotz der Freiheit zu thun und zu lassen, was man wollte, dennoch keine Möglichkeit vorhanden war, aus all' diesen günstigen Umständen Nutzen zu ziehen, da die Natur selbst, steile Felsen und brandende Wogen, jeder Flucht unübersteigliche Hindernisse entgegenstellten.

Die Mehrzahl der Colonisten ergab sich, nachdem sie eine Zeit lang gehofft und während einer anderen Weile über das Fehlschlagen dieser Hoffnungen gelebt hatte, in ihr Schicksal, das doch ein bei Weitem günstigeres was, als das der übrigen Deportirten.

Nicht so war es mit Bernard und jenen fünf oder sechs gleichgesinnten Männern, die sich um ihn gesammelt hatten.

Diese Muthigen konnten und *wollten* die Hoffnung, durch eine Flucht sich für immer den Behörden Cayenne's zu entziehen, deren jetzige Milde gegen sie ihnen im Grunde unheimlich war und wie das Spiel der Katze mit der gefangenen Maus erschien, nicht aufgeben.

Bernard besonders drang, im Hinblick auf seine treue und hingebende Leidensgefährtin, stets von Neuem in seine Gefährten, kein Mittel unversucht zu lassen, was zur Förderung ihres Fluchtplanes möglicherweise dienlich sein konnte. Und indem er selbst mit gutem Beispiele voran ging, durchstreifte er oft Tage lang die Wälder und Berghänge der Insel, immer in der Hoffnung, eine Stelle zu entdecken, wo diese schreckliche Bergwand zu überschreiten sein möchte.

Dies war also der eigentliche Zweck der fast täglich unternommenen Streifzüge in das Innere. Aber leider waren diese oftmals mühseligen Wanderungen bis jetzt nicht mit dem gewünschten Erfolge gekrönt worden.

Dieser Berg, wie die ganze Insel des Teufels, waren unzweifelhaft vulkanischen Ursprunges; wenn auch, wie es so häufig der Fall ist, neptunische Mächte an ihrer jetzigen Gestaltung nicht unbetheiligt waren.

An vielen Stellen zogen sich dunkle Basaltsäulen an den zerklüfteten Bergwänden hinauf. Verwitterte Lava deckte den Boden und kolossale, wunderlich gestaltete Felsblöcke und Trümmer hingen über tiefen Abgründen, über schwarzen Bodenspaltungen, oder bedeckten, herniedergeschmettert und in Tausende von Stücken zerrissen, den Boden unter den steilen und nach allen Richtungen hin mit Höhlen und Löchern durchbohrten Abhängen.

Nur wenig Vegetation zeigte sich an diesen schwarzen, zerrissenen, unheimlich drohenden Bergwänden. Aber unter ihnen, auf dem von uralter Lava gebildeten Boden, prangte ein ungemein kräftiger, reicher Pflanzenwuchs.

An so vielen Stellen Bernard auch versucht hatte, den Berg zu übersteigen, immer mußte er unverrichteter Dinge zurückkehren.

Kahle, senkrechte Wände oder gräulich zerklüftete Felstrümmer hemmten stets seinen Weg. Oft auch verstieg er sich dabei dergestalt, daß seine Rettung aus dräuender Lebensgefahr schier einem Wunder glich und daß er nur nach den größten Beschwerden und mit Aufbietung all' seiner Kräfte wieder zurück zu gelangen vermochte in die Arme seiner Geliebten.

Dessenungeachtet gab er seine Versuche nicht auf.

Ein Resultat erzielten er und seine Gefährten dennoch, wenn auch freilich nicht das gewünschte, bei diesen Wanderungen: die Jagd war es, welcher sie bei ihren Streifzügen, als zweitem Zwecke derselben, oblagen, und welche ihnen gestattete, selten ohne reiche Beute an verschiedenen genießbaren und wohlschmeckenden Thieren zurück zu kehren. — — —

Seit zwei Tagen war die Hitze eine so ungemein heftige, daß die Bewohner der Teufelsinsel kaum wagten, ihre Hütten zu verlassen, wo sie sich, beinahe völlig entkleidet, durch genial erdachte Vorrichtungen Luft zufächelten, oder ihre Verstecke im dichten Urwalde, wo sie noch ausreichender gegen die Sonnenstrahlen und die drückende Schwüle geschützt waren, aufsuchten.

Seit zwei Tagen aber war auch kein Boot mit Lebensmitteln von Cayenne angelangt. Am gestrigen Tage hätte es eintreffen sollen, war aber — mochte nun Vergeßlichkeit oder eine andere Ursache daran Schuld sein — zum Schrecken der Colonisten ausgeblieben.

Die Lebensmittel, welche sie noch von früher hatten, waren durch die

Hitze völlig ungenießbar geworden, so daß die Gefangenen schon am vorhergehenden Tage sich von Gemüsen aus Herrn de la Richerie's Garten und von Waldfrüchten hatten nähren müssen.

Daß Bedürfniß nach Fleisch stellte sich aber am Abende des gestrigen Tages recht fühlbar ein, und da auch im Laufe des heutigen Morgens das ersehnte Proviant-Boot nicht erschien, so fand es Bernard für nothwendig, die unter seiner Leitung stehenden Deportirten zusammenzurufen und Berathung zu halten, auf welche Weise dem Mangel an Lebensmitteln am geeignetsten abzuhelfen wä.e.

Im Schatten der breitblättrigen Bananen hatten sich die Colonisten um die achte Morgenstunde eingefunden, und Bernard forderte jeden derselben auf, seine Meinung in Bezug der sie alle gleich nahegehenden Angelegenheit auszusprechen.

Was der Grund dieser absichtlichen oder unabsichtlichen Entziehung der nothwendigsten Lebensmittel war, konnten sich die Colonisten nicht enträthseln; aber klar war, daß sie auf die Dauer von Pflanzerkost allein nicht leben konnten, da die Folge von ausschließlich vegetabilischer Nahrung unausweichlich das Fieber gewesen wäre.

Die Deportirten hatten dabei, wie wir wissen, kein Mittel, nach den Inseln oder nach dem Festlande ihre Wünsche und ihr Verlangen zu erkennen zu geben, mit Ausnahme der Kranken-Flagge, mit welcher sie schon gestern Abends und heute Morgens, leider immer vergeblich, Signale nach der Insel Royal gegeben hatten.

Auf letzterer Insel schien Alles ausgestorben. Selbst der Ausspäher auf der Felsenspitze hatte seinen Posten verlassen. Nichts regte sich, nichts lebte dort; ein glühender, verlassener Felsblock im faulig gelben Wasser der Binnensee, lag die Insel Royal vor den Blicken der ängstlich nach ihr hinschauenden Gefangenen der Teufelsinsel.

Wir wissen, daß die mörderische Hitze der jüngsten Tage, welche sich auch auf der Teufelsinsel und den übrigen Eilanden empfindlich machte, auf der Insel Royal bis zu einem Grade gediehen war, der das Verweilen im Freien beinahe zur Unmöglichkeit machte. Diese Insel nämlich, näher am Lande liegend und durch eine vorspringende Zunge desselben vom kühlen Seewinde abgeschnitten, war fast gänzlich von Vegetation entblößt, so daß die durch unbewegte, trockene Lüfte herniederprallenden Sonnenstrahlen, von den glatten Felsen zurückgeworfen, ihre Gewalt verdoppelten und einen Gluthhauch erzeugten, der auf allem Lebenden, Vernichtung heischend, bleiern lagerte.

Wächter und Gensd'armen hatten sich vor dieser glühenden Luft zurück-

gezogen in die kühleren Räume ihrer Kasernen. Keinem fiel es ein, wegen der Deportirten der Teufelsinsel Gesundheit und Leben in die Schanze zu schlagen.

Auf der Teufelsinsel war die Hitze bei weitem weniger drückend, da die Luft von Salz und Wassertheilchen gesättigt und stets erneuert ward durch leichte, von Nordost wehende, durch die See gekühlte Brisen.

Es war wenigstens möglich, auf dieser Insel, besonders in den Morgen- und Abendstunden, der Gesundheit unbeschadet, Bewegung zu machen und leichte Arbeiten zu verrichten.

Die verschiedenartigsten Vorschläge, welche die von Bernard befragten Deportirten hören ließen, gingen doch alle dahin, daß man durch irgend welche Mittel suchen müsse, den Urwald und die See in Contribution zu setzen, um von diesen die nothwendige Nahrung zu erhalten.

Die verschiedenen Eidechsen und eßbaren Schlangenarten waren allerdings auf der kleinen Insel schon ziemlich selten geworden; die Fische hielten sich bei so großer Hitze mehr in der Tiefe des Meeres auf und versprachen keinen reichlichen Ertrag; die Vögel des Himmels konnten nicht erlegt werden und jene Seevögel, welche man zu fangen vermochte, hatten ein so zähes Fleisch und einen so thranigen Geschmack, daß sie nicht zu genießen waren.

Dessenungeachtet ward beschlossen, da die Noth gebieterisch dazu zwang, gegen Abend, wenn die Sonne weniger heiß herniederbrennen würde, oder jetzt, da die Hitze noch nicht zu drückend war, einen Beutezug unter der Anführung Bernard's zu unternehmen.

Noch ein anderer Uebelstand war eingetreten, der sich nachgerade bei weitem fühlbarer machte, als der Fleischmangel.

Dies war der Mangel an Trinkwasser.

Bis jetzt hatte man dessen weniger geachtet, da noch ein kleiner Vorrath desselben vorhanden gewesen. Nun aber, da dieser auf die Neige ging, ward man zu Aller Entsetzen dieses furchtbaren Nothstandes gewahr.

Zum Glück wußte ein alter Mann, ein früherer Bewohner der Antillen, für dieses Uebel Rath zu schaffen.

„Wenn mich nicht Alles täuscht, Kameraden, so könnte ich wohl für Wasser sorgen!“ rief dieser Mann, Namens Tavernier, nachdem er einen Augenblick nachgedacht hatte.

Alles drängte sich fragenden Blickes um ihn.

Tavernier wandte sich ruhig nach der Seite des Berges und sagte:

„Sofern ich diesen Boden richtig beurtheile, so müssen an den Felswänden dort oben Cactus und Agaven wachsen!“

Bernard, der mit jenen Bergabhängen wohl am besten vertraut war, beantwortete diese halbe Frage mit einem „Ja!"

„Dacht' es wohl, mein Freund! Und — sagt mir — habt Ihr nicht darunter von jener kugeligen, dickbäuchigen Art gesehen, die, gleich einem grünen Ballon, mit rothen Sternen verziert, am Felsboden haftet?"

„Allerdings, Kamerad, ist diese Pflanze dort in Menge vorhanden!" rief Bernard wieder.

„Nun, dann ist unserer Noth gesteuert! Seid getrosten Muthes, Freunde, und kommt mit mir! Ihr sollt Wasser haben, so viel Euer Herz begehrt!"

Mit diesen Worten verließ der alte Mann eiligen Schrittes den Berathungsplatz unter den Bananen und ging, gefolgt von den Meisten der Anwesenden, der Bergwand zu.

Indem sie in den dichten Schatten des Urwaldes eintraten und sie, Einer dem Andern folgend, in indianischer Weise den schmalen Pfad verfolgten, blieb Tavernier, als sie wohl zehn Minuten schweigend so fortgewandelt waren, plötzlich stehen, beugte sich lauschend vor und legte dann, sich nach seinen Gefährten umsehend, mit Ruhe heischender Miene einen Finger der rechten Hand an seinen Mund.

Alle blieben erwartungsvoll stehen.

Man befand sich auf einer kleinen, im Sonnenbrande dörrenden Lichtung, von welcher aus sich der Boden hob und in vielfachen Absätzen zur Bergwand hinanstieg.

Die linke Hand des alten Mannes deutete schweigend auf die entgegengesetzte Seite des freien Platzes, wo die dieser Richtung folgenden Blicke seiner Gefährten auf einem umgestürzten Eisenholz-Baumstamm die Gestalt eines häßlichen Thieres bemerkten, das aber Alle zu gut kannten, um nicht sofort die Absicht ihres Führers zu verstehen.

Das Thier, welches sie vor sich erblickten, war ein Leguan, eine Eidechsenart, welche durch ihre Größe gleichsam die übrigen Arten ihres Geschlechtes mit dem ungeheuren Krokodille verbindet.

Der Leguan hat nämlich, bei einer ungemein häßlichen Gestalt, oftmals eine Länge von mehr als sechs Fuß. Sein dicker, mit Schuppen bedeckter und auf dem Rücken, nach der ganzen Länge des Thieres, mit einem zackigen, scharfem Kamme bewehrter Körper spielt vom Grünlichblauen in's Gelbgrüne; doch verändert er diese Farbe auf eine ähnliche Weise, nur in einem etwas minderen Grade, wie das Chamäleon, je nach den verschiedenen, ihn beherrschenden Leidenschaften. Seine fünfzehigen Füße sind mit scharfen Nägeln bewaffnet, sein Mund ist mit vielen starken und spitzigen

Zähnen versehen. Im Kampfe oder in der Furcht sträubt sich sein Kamm, die unter dem Halse hängenden Hautlappen schwellen auf, und das große funkelnde Auge bekömmt durch die dann scharf hervortretende rothe Einfassung einen furchtbaren Ausdruck.

Gewöhnlich hat dieses Thier etwas ungemein Abstoßendes und Häßliches, im Zustande des Zornes aber etwas Gräßliches und Furcht Erweckendes, so daß es erklärlich ist, wie die mit seinen Eigenschaften wenig Bekannten den Leguan als ein gefährliches und schreckliches Ungethüm fliehen. Und doch ist dieser Leguan ein eben so unschädliches wie nützliches Thier, und selbst sein Biß ist, obgleich schmerzhaft, doch niemals gefährlich.

Jener Leguan, welchen die Colonisten der Teufelsinsel jetzt vor sich erblickten, war einer der größten Exemplare seiner Gattung. Er maß wohl etwas über sechs Fuß und schien in diesem Augenblicke sich sehr behaglich zu fühlen, da er seinen farbenschillernden Leib, halb schlummernd, im glühenden Lichtstrahle sonnte.

So häufig auch die Mehrzahl der Deportirten dieses Thier gesehen haben mochte, noch nie war es ihnen gelungen, sich eines solchen zu bemächtigen, da des Leguans Behendigkeit und die Schnelle, mit der er die höchsten Bäume erklettert, sein Einfangen unmöglich macht, der Mangel an Schießbedarf aber nicht zuließ, denselben aus der Ferne zu erlegen.

Die Gefangenen sahen daher gespannt dem Beginnen des alten Mannes zu, der jetzt sein Messer zog und damit einen jungen, geraden und langen Baumsprößling abschnitt. Dann drehte er aus Bast einen kleinen Strick, befestigte diesen an dem einen Ende der Stange, bildete daraus eine zusammenziehbare Schleife und verließ dann, also bewaffnet, und nachdem er seinen Kameraden noch einen Wink gegeben, sich ruhig zu verhalten, die Stelle, wo er seine Vorbereitungen getroffen hatte.

Mit langsamen und geräuschlosen Schritten durchmaß Tavernier die kurze Strecke, die ihn von seinem Opfer trennte, indem er möglichst laut eine eigenthümliche Melodie vor sich hinpfiff, deren Takt immer schneller wurde, je mehr er sich dem Leguan näherte.

Dieser streckte sich auf seinem Baumstamme und wandte, ohne nur den mindesten Fluchtversuch zu machen, seinen Kopf mit sichtlichem Wohlgefallen dahin, woher die Töne erschallten.

Jetzt war Tavernier ganz nahe an das Thier heran getreten, und indem er fortfuhr, immer schneller, lauter und durchdringender zu pfeifen, erhob er seine Stange, neigte sich gegen das Thier und kitzelte mit deren Ende zuerst sanft die Seiten und dann die Kehle des Leguans.

Durch diese Manipulation schien die Eidechse in einen wahren Taumel

von Entzücken zu gerathen, wälzte sich von einer Seite zur andern und schlief endlich unter dem Pfeifen und der Kitzelei wie bezaubert ein.

Noch eine kurze Zeit setzte der alte Mann seine sonderbaren Beschwörungs-Ceremonien fort; dann, als er sich überzeugt hatte, daß das Thier in jenem Zustande war, den er wünschte, bog er vorsichtig den Kopf desselben, immer noch pfeifend, von dem Baumstamme herunter, zog ihm die Schleife um den Hals und versetzte ihm, als er diese genügend befestigt hatte, mit einem Stocke einen so heftigen Schlag auf den Kopf, daß der Leguan betäubt von dem Baume auf die Erde herabfiel.

Mit lautem Jubel eilten nun Bernard und die Uebrigen aus ihrem Verstecke hervor, die erwünschte Beute in Empfang zu nehmen.

Allerdings wehrte sich jetzt der Leguan, den Tavernier sofort auf den Rücken geworfen hatte, der aber unterdessen wieder zu sich gekommen war, auf das heftigste und suchte mit funkelnden Augen und indem er den Kamm sträubte und den Hals, sowie den ganzen jetzt roth schimmernden Körper zornig aufblies, sich seines Feindes zu entledigen; allein ein gut geführter Messerstich Tavernier's machte diesem Kampfe ein schnelles Ende.

Einige der Colonisten beluden sich augenblicklich mit diesem kostbaren Wildpret, um es in die Küche zur Bereitung für die Abendmahlzeit abzuliefern. Das erlegte Thier mochte wohl über funfzig Pfund schwer sein, und da das Fleisch des Leguans ungemein schmackhaft ist — besonders jenes der weiblichen Thiere kommt an Zartheit und Geschmack dem Hühnerfleische sehr nahe — so freuten sich Alle dieser glücklichen Jagd.

„Ah!" sagte Tavernier, indem er sich den Schweiß von der glühenden Stirn wischte, „Ihr seht, meine Kameraden, daß wir noch lange nicht verloren sind! — Fleisch hätten wir nun erhalten, jetzt laßt uns eilen, Trinkwasser zu holen!"

Und wieder schritt der alte Mann, diesmal an der Seite Bernard's, der den Führer machte, seinen Gefährten voran durch den üppigen Wald, der sich bald, zur Höhe ansteigend, lichtete und endlich auf dem humusarmen Felsboden seine Pracht, seinen Reichthum und seine Mannigfaltigkeit verlor. Agaven nnd Cactus allein waren es, die mit ihren saftstrotzenden Formen und ihrem ewigen Grün den steinigen Boden bedeckten.

„Ah, da haben wir ja, was wir suchten!" rief Tavernier mit fröhlicher Stimme, als er diese Masse von kugelförmigen Cactuspflanzen vor sich erblickte. „Nun seht mir zu, Freunde, wie ich es mache, und folgt dann meinem Beispiele!"

Mit diesen Worten war der alte Mann an einen riesigen Cactusbaum herangetreten, der sich an der Seite einer gähnenden Felsspalte erhob.

Eine grüne Kugel, mit regelmäßig vertheilten Stacheln bewehrt und wohl zwei Fuß im Durchmesser haltend, erhob sich aus einem dicken und kräftigen Schafte, auf dem sie mit einem sehr schwachen und kurzen Stiele saß.

Tavernier schlug mit seinem Stocke diese Cactuskugel ab, worauf sich am Ende des Schaftes eine dreieckige, trichterförmige Oeffnung zeigte, welche sich alsbald mit dem frischesten und klarsten Nasse füllte.

„Da habt Ihr nun Wasser!“ rief der Alte, indem er mit seiner Hand aus dem grünen Fasse schöpfte. „Wollt Ihr noch mehr, he? Zapft nur an, Kameraden, da ist kein Mangel, wie Ihr seht!“

Und dem Beispiele Tavernier's folgend, hatte bald jeder der Colonisten einen Cactus geköpft und seinen Durst in dem frischen, nachströmenden Wasser gestillt.

Währenddem hatte der Alte die zerklüfteten Felsenwände vor sich mit einem aufmerksamen Blicke gemustert und dabei, mit übereinander geschlagenen Armen auf und nieder wandelnd, ein oftmaliges „Hm! hm!“ hören lassen.

Bernard war, nachdem er seinen Durst gelöscht und dafür gesorgt hatte, daß eine hinreichende Quantität dieses kalten und wohlschmeckenden Wassers in dazu mitgebrachten Gefäßen gesammelt und nach dem Hüttendorfe gebracht werde, zu Tavernier getreten, um ihm seinen und seiner Gefährten Dank für dessen von so gutem Erfolge gekrönten Rath auszudrücken.

„Unsinn, Kamerad!“ antwortete dieser, aber ohne seine Blicke von einigen Felsnadeln zu wenden, auf welche er schon seit geraumer Zeit geschaut; „habe ich nicht so gut Durst gehabt wie Ihr und die Andern? Und würde nicht jeder ehrliche Mann selbst seinen Feinden von solcher Qual helfen, geschweige denn seinen Freunden und Brüdern? — Also laßt's gut sein, Bürger, und sagt mir lieber, was Ihr da oben sehet — da — rechts, in diesen Felsennestern und auf diesen Klippen und Spitzen?“

Bernard sah in der bezeichneten Richtung zu der Bergwand hinauf und hob seine Rechte über die Stirn, um mit deren Schatten seine Augen vor den blendenden Sonnenstrahlen zu schützen.

„Nun — was seht Ihr?“

„Zerklüftete Felsen, Höhlen und Löcher, Blöcke und Säulen — beim Himmel! ich weiß nicht, was da oben eigentlich zu sehen wäre, Kamerad!“ entgegnete Bernard, nachdem er eine Zeitlang hinaufgesehen und sich überzeugt hatte, daß seine erste Idee, als ihn der Alte so sonderbar aufgefordert, der Gedanke nämlich, daß dieser da oben einen Weg über die Bergwand entdeckt habe, eine unbegründete gewesen.

„So — sonst seht Ihr nichts? Ich dachte doch, da oben schwarze Punkte sitzen und hin und wieder fliegen zu sehen, die mir fast wie Vögel erscheinen wollten!"

„Ja, da habt Ihr Recht! Das sind auch Vögel, aber ich begreife nicht — "

„Nicht? Nun, dann will ich's Euch erklären: diese kleinen Vögel da oben sind Teufelchen, so wahr mir Gott helfe!"

„Teufelchen —?"

Bernard sah etwas betroffen den alten Mann an und schüttelte dann mit einer mißbilligenden Miene den Kopf.

„A bah, Ihr dürft nicht glauben, Bürger, daß ich da einen schlechten Witz mache und Euch einreden will, daß — weil wir nun schon einmal auf der Insel des Teufels sind — ich da oben leibhaftige Teufelchen herumflattern sehe. — Nein, zum Witze machen bin ich zu alt und Cayenne ist kein geeigneter Ort dafür. — Diese Vögel da oben, welche zu Tausenden in den Felsenlöchern und Höhlungen nisten, sind Meerschwalben, die wir auf den Antillen, wo sie — besonders auf Guadeloupe — ebenfalls in großen Mengen vorkommen, Teufelchen nennen. Und daß ich Euch auf diese Thierchen aufmerksam gemacht, hat seinen Grund darin, weil wir in ihnen einen ergiebigeren Vorrath von Fleisch gefunden haben, als uns die ganze übrige Insel wohl bieten mag!"

Bernard hatte aufmerksam zugehört. Er freute sich dieser neuen, so unvermuthet entdeckten Nahrungsquelle, und drückte dem alten Manne, wie um Entschuldigung für sein Mißverstehen bittend, die rauhe Hand.

Tavernier hatte recht gesehen. Eine unzählbare Menge von Meerschwalben hatte die hohe Felswand zum Wohnsitze erkoren. Sie waren von jener Art, die man wegen ihrer Dummheit oder vielmehr Arglosigkeit, mit welcher sie sich fangen lassen, dumme Meerschwalben (Sterna stolida) nennt, die aber auf den Antillen mit dem Namen „Teufelchen" (Diablotins) belegt werden.

Unter den Seevögeln sind sie die genießbarsten, da ihr Fleisch am mindesten durch thranigen Fischgeschmack widersteht. Sie dienen daher auf Guadeloupe und andern französischen Inseln besonders deshalb zu einem vielverlangten Nahrungsmittel, weil die Geistlichkeit diese Wasserthiere für eine Fastenspeise erklärt hat.

Die Teufelchen haben die Größe eines jungen Huhnes. Ihre Farbe ist schwarzbraun, die Stirn weißlich; die großen Augen liegen weit hervor und erlauben ihnen, das wenige Licht der Nächte und dunkler Orte aufzufangen. Sie gehören daher eigentlich zu den Nachtvögeln, da sie das helle Licht des Tages blendet und in ihre Höhlen zurückscheucht.

Bernard war nun erstaunt darüber, daß er, der diese Felswände so oft schon besucht hatte, dieser Vögelchen niemals ansichtig geworden. Wohl aber mochte er sie oftmals, wie heute, gesehen haben, ohne ihnen, beschäftigt mit seinem Fluchtplane, Beachtung zu schenken.

„Aber wie, mein ehrlicher Freund!" wandte sich Bernard nun nach einer längeren Pause wieder an den Alten, „wie sollen wir dieser flüchtigen Thiere habhaft werden, um mit ihrem Fleische, das immerhin recht schmackhaft sein mag, im jetzigen Augenblicke aber jedenfalls sehr erwünscht käme, unsere Vorrathskammer zu bereichern?"

„Das überlaßt nur mir, Kamerad!" entgegnete der Alte. „Sagtet Ihr nicht vorhin, daß Ihr diese Felsen schon öfters besucht hättet und mit diesen Klippenwegen vertraut geworden seid?"

„So sagte ich allerdings!"

„Getrautet Ihr Euch, bei Nacht da hinauf zu steigen und mich und einige andere Männer zu führen?"

Bernard überlegte einen Augenblick.

„Wir haben jetzt Vollmond," sagte er nach einer kurzen Pause, „das ist unter diesem Himmel beinahe so viel, als in nördlichen Ländern der helle Tag, nur die Schatten freilich sind tiefer und undurchsichtiger — —"

„Und hier werden wir viel, sehr viel Schatten haben, in diesen Klüften und Schlünden. Vergeßt dies nicht, mein Lieber!"

„Immerhin! Dessenungeachtet werde ich Euch hinauf führen und Ihr sollt mit meiner Leitung zufrieden sein!"

„Nun gut denn! Heute Abend nach Sonnenuntergang! Was mich betrifft, so werde ich die nöthigen Vorkehrungen treffen und für Fackeln und Stangen Sorge tragen. Morgen wird die Colonie mehr Fleisch haben, als deren hungrige Magen während acht Tagen verzehren können. — Nun laßt uns gehen und bis zum Abend einen ruhigen Schlaf thun!"

Und beide Männer gingen langsamen Schrittes zurück durch den Wald, ihren kühlen und schattigen Wohnungen zu.

Die übrigen Colonisten hatten sich schon längst, beladen mit gefüllten Wassergefäßen, auf den Heimweg gemacht. — —

Bernard wurde in seiner Hütte von Adelen mit einem lauten Freudenrufe und mit einem heißen Kusse empfangen.

„Weißt Du schon, mein Freund, daß ich eine Ueberraschung für Dich habe?" rief das schöne Mädchen mit fröhlicher Stimme, mit lachendem Munde und indem sie in ihre niedlichen Händchen klatschte.

„Nein, mein Engel, dies weiß ich nicht, sonst hättest Du ja keine

Ueberraschung!" sagte Bernard, indem er Hut und Stock ablegte und das liebenswürdige Kind an seine Brust zog.

„Nun, rathe einmal, Horace!"

„A bah, was wird's sein! Ich bin ein ungeschickter Rather!"

„Denke, Du seiest noch ein kleiner Junge, und ich sei Deine Mutter oder Deine ältere Schwester und heute sei Osterabend und dies Gemach befände sich — im schönen Heimathlande!" setzte sie nach einer kurzen Pause, wehmüthig lächelnd und eine Thräne verbergend, hinzu.

„Du bist ein Kind, Adele!" sagte Bernard, seine Rührung unterdrückend.

„Immerhin, seien wir Kinder! Nun — willst Du nicht die Ostereier suchen, mein Herzchen?" sagte Adele wieder mit fröhlichem Tone, indem sie Stimme und Geberde einer alten Großmutter gegen ihren Enkel nachzuahmen suchte.

Bernard that ihr den Gefallen und schien in den Winkeln des kleinen Hüttenraumes zu suchen, fuhr aber gleich darauf überrascht mit einem lauten Freudenrufe empor, in jeder Hand ein weißes Ei haltend.

Seit langer Zeit hatte er ein solches nicht mehr gesehen, denn die Kost der Gefangenen wies einen solchen Leckerbissen nicht auf. Auch hier auf der Teufelsinsel hatten bisher Eier zu den unerreichbaren Luxusgegenständen gezählt.

„Ich bin in der That überrascht, mein süßes Mädchen; wie kamst Du zu diesen Eiern?"

„Weiß ich's denn, wenn sie das Osterlamm gebracht hat?"

„Ah, Schalk! So sollst Du meiner Frage nicht entgehen!" rief Bernard, indem er die Geliebte haschte und ihr einige Küsse auf die heißen Granatlippen drückte.

„Nun, nun! Sachte, mein gestrenger Herr und Gebieter! Ich will ja Alles beichten!" —

„Und ich will Dir ein milder Beichtvater sein!"

„Also höre mich! — Vor allen Dingen mußt Du nicht glauben, daß Ihr Männer allein für das Wohl der Gemeinde sorgen könnt!" sagte das schöne Kind mit einem allerliebst ernsthaften Tone, indem sie sich gerade aufgerichtet vor Bernard hinstellte. „O nein! auch wir Frauen besitzen Umsicht und Muth und — — doch gleichviel! Ich bin ja eigentlich gar nicht als Weib zu rechnen, da ich mich so ganz in diesen Männeranzug gewöhnt habe, daß ich — wie mir scheint — auch Eure Gefühle und Gedanken damit angenommen habe!"

„Nun also, mein junger Held! Was hast Du denn für das Wohl der Gemeinde gethan?"

„Ja, spotte nur! Du wirst dann abbitten müssen! — Als ich Euch Männer mit trüben Gesichtern fortschleichen sah, die Einen in den Wald, die Andern dem Berge zu, die dritten zum Meeresufer — da hielt auch ich's nicht mehr in meiner vereinsamten Hütte aus und suchte, wie Ihr gethan, nach Wasser und Lebensmitteln."

„Nun — und da hast Du diese Eier gefunden?"

„Errathen, mein Geliebter!"

„Ich begreife gar nicht — Hühnereier sind es einmal nicht — obwohl die Größe — — —"

„Aber, mein Lieber, das Osterlamm! Das Osterlamm wird doch keine Hühnereier — —"

„Ah, ich hab's! Wie konnte ich auch nicht sofort daran denken! Dein Osterlamm, meine Theure, verwandelt sich in — —"

„In?"

„Eine Schild — —"

„Kröte! Du hast's errathen. Dafür sollst Du auch einen recht langen Kuß haben!"

Und nun lagen sich die beiden Liebenden wieder in den Armen und herzten und küßten sich, als ob's auf der weiten Welt sonst nichts zu thun gäbe. Und Cayenne und Napoleon — und Schildkröten und Eier — Alles, Alles war vergessen in ihrer Liebe, die für sie Erde und Himmel und die ganze Seligkeit dazu in sich barg.

Nach einiger Zeit, während welcher sich ihre Gefühle wiede ein wenig beruhigt hatten, erzählte Adele ihrem aufmerksam zuhörenden Geliebten, daß sie in recht trüber Stimmung ihre Hütte verlassen habe und dem Gestade des Meeres zugewandert sei, um nach dem noch immer nicht sich zeigenden Proviantboote auszusehen.

Als sie nach vergeblichem Spähen wieder durch das Bananenwäldchen zurückkehren wollte, habe sie plötzlich am sandigen Gestade, dort, wo dieses weit genug vom Meere entfernt ist, um nicht mehr von der Fluth bespritzt zu werden, ein unförmliches, grünliches Etwas sich regen gesehen, das sie beim Näherkommen endlich als eine riesige Schildkröte erkannte.

Dieses Thier habe eine Höhlung im Boden wieder sorgfältig mit Sand bedeckt und sei dann langsam und schwerfällig dem Ufer zugekrochen.

Adele war nun sofort nach der eben von der Schildkröte verlassenen Stelle geeilt, hatte dort den Sand wieder hinweggeräumt und in einer wohl zwei Fuß tiefen Höhlung eine ganze Masse der schönsten und frischesten

Eier gefunden, welche sie an sich genommen und in mehrmaligen Gängen nach ihrer Hütte getragen hatte.

Nachdem Adele ihre Erzählung beendet, zeigte sie Bernard die eroberten Eier. Es waren deren mehr als hundert Stück. Dieser abermalige Proviantzuwachs kam Bernard sehr erwünscht und er konnte sich nun, nach alledem, was der heutige, glückliche Tag der jungen Colonie an Lebensmitteln beschcert hatte, wohl der Hoffnung hingeben, daß diese der Zufuhr von Cayenne aus wohl noch eine Zeitlang entbehren könne, ohne deshalb zu Grunde zu gehen.

Ungeachtet aber Bernard die Colonisten jetzt hinreichend versorgt wußte, konnte er sich des Gedankens an die schöne und große Schildkröte dennoch nicht entschlagen, deren Fleisch nahrhafter und gesünder als alles Uebrige, was sie von Lebensmitteln besaßen, wohl eine wünschenswerthe Bereicherung für ihre Küche gegeben hätte.

Das Fleisch des Leguans reichte nicht hin, um alle Colonisten damit zu betheilen, ebenso wenig die Eier. Und was die Teufelchen betrifft, so waren diese doch ebenfalls erst zu fangen und eine keineswegs so ausgiebige und gesunde Speise, als das Fleisch der Schildkröte.

Nach kurzem Ueberlegen entschloß Bernard sich, an den Strand hinunter zu gehen, um zu sehen, ob die Schildkröte vielleicht noch auf dem Trockenen wäre. Wahrscheinlich war dies zwar eben nicht, da beinahe eine Stunde verflossen war, seit Adele sie dort noch gesehen hatte; aber es war doch immerhin möglich und diese Möglichkeit verlockend genug, um Bernard zu veranlassen, abermals die Kühle seiner Hütte und des Waldschattens mit dem Sonnenbrande und der glühenden Luft zu vertauschen.

Adele ließ es sich nicht nehmen, ihren Geliebten zu begleiten und ihm die Stelle zu zeigen, woselbst sie die Eier gefunden hatte.

Bis jetzt hatten die Colonisten noch keine dieser großen und werthvollen Schildkröten zu Gesicht bekommen, welche in den westindischen Meeren leben und welche wegen ihres vortrefflichen, nahrhaften und gesunden Fleisches berühmt und auf der Tafel aller Länder als Haupt-Leckerbissen beliebt sind.

Manche dieser jetzigen Gefangenen, welche früher in glücklichen und angenehmen Verhältnissen gelebt hatten, mochten wohl in ihrem Vaterlande oder im benachbarten England hie und da eine köstliche Turtle sup gegessen haben, und sie mochten wohl damals nicht gedacht haben, daß sie unter solch' schrecklich veränderten Verhältnissen die Bekanntschaft mit der Spenderin dieser kräftigen Brühe in deren eigenen Heimath erneuern würden. —

Bernard konnte nicht umhin, derartigen Gedanken nachzuhängen, während er, Adelen an seiner Seite, dem Meeresstrande zuschritt.

Jetzt hatten die Beiden das Gestade erreicht. Die Sonne brannte dort, besonders in der jetzigen, vorgerückten Tagesstunde, so gewaltig, so niederschmetternd, daß Bernard, als er aus dem Waldesschatten auf den mit brennendem Sande überdeckten Uferraum trat, seine ganze Kraft zusammenraffen mußte, um dieser drückenden Hitze nicht zu unterliegen.

Er erlaubte Adele nicht, den Schatten der Bananen zu verlassen. So eilig wie möglich ging er selbst am Ufer in der von Adelen angedeuteten Richtung hin, und fand nach kurzem Ruhen zu seiner großen Befriedigung wirklich jenes schwerfällige Thier, die von Adelen zuerst gesehene Schildkröte, schon ganz nahe dem Wasser, wie sie eben in dieses hinab zu rutschen begann.

Nun war keine Zeit mehr zu verlieren.

War die Schildkröte erst im Wasser, dann blieb Bernard nunmehr geringe Hoffnung, ihrer habhaft zu werden; denn obgleich es verschiedene Arten giebt, diese Thiere auch im nassen Elemente zu fangen, so waren die Colonisten doch nicht im Besitze der dazu nöthigen Waffen und Netze, noch eines Bootes, um Jagd auf die schwimmende Schildkröte machen zu können. Das köstliche Fleisch zu erlangen, blieb Bernard daher nur ein Mittel, und dieses anzuwenden, war keine Zeit mehr zu verlieren.

Eiligen Laufes suchte Bernard die Stelle zu erreichen, wo die Schildkröte ihren schweren Körper über den nassen, noch vor ganz kurzer Zeit von der Fluth bedeckten Sand hinwälzte; einzelne kräftigere Wellen schlugen auch jetzt noch, rasch anwachsend, darüber hin und benetzten und überspritzten das Thier, welches diese kurz währenden Ueberfluthungen benutzte, um mit Hülfe der rückprallenden Wogen rascher vom Lande abzukommen.

Glücklicher Weise erreichte Bernard die Schildkröte, noch ehe dieser in dem seicht den Sand überspülenden Wasser die Möglichkeit gegeben war, schwimmend das Weite zu suchen.

Aber was wollte der eifrige Jäger nun mit dem Thiere beginnen? Er hatte weder eine Waffe, um dasselbe tödten zu können, noch war seine Kraft hinreichend, die wohl fünfhundert Pfund schwere Schildkröte in ihrer Flucht aufzuhalten oder sie, wie er es versuchte, auf dem losen Sande wieder auf das Ufer zurückzuschieben. Dabei hatte er sich noch vor den scharfen Zähnen des Thieres zu hüten, das, soweit sein kurzer Hals eine Bewegung des Kopfes erlaubte, damit zornig um sich biß.

Bernard war einigermassen rathlos und wußte durchaus nicht, was

nun beginnen, um sich die erwünschte Beute nicht entgehen zu lassen. Adele war zu weit im Schatten des Waldes zurückgeblieben, als daß er sie hätte herbeirufen können, und wenn dies auch möglich gewesen wäre, so wollte er das arme Mädchen doch um so weniger der über den brennenden Sande brodelnden Gluth aussetzen, da es ihm mit seinen schwachen Armen kaum eine ausgiebige Hülfe hätte leisten können.

Die Schildkröte schien aber die Gefahr, in welcher sie sich befand, wohl zu erkennen. Bernard's Entgegenstemmen ungeachtet fuhr sie fort, das Ufer hinab zu kriechen, gewann mehr und mehr die Fluth und drängte dabei Bernard vor sich her, der sich vergeblich mit den Füßen in den Sand bohrte, seinen Oberkörper gegen das Thier preßte und mit seiner vollen Kraft dessen Fortschreiten zu hemmen suchte.

Schon reichte das Wasser weit über Bernard's Knöchel und bespülte den unteren Theil der Schildkröte. Noch einige Augenblicke — und diese konnte zu schwimmen beginnen.

In großen Tropfen stand der Schweiß auf Bernard's Stirne. Seine Kräfte begannen nachzulassen und er kam nachgerade zu der Ueberzeugung, daß er sich ganz vergeblich anstrenge, daß er diesen Fleisch- und Fett-Coloß seinem Schicksale überlassen müsse.

„Hallo! Was macht Ihr da, Kamerad?“ tönte plötzlich eine rauhe Männerstimme vom Uferhange hernieder.

Bernard schaute überrascht empor.

Er war so sehr mit seinem Vorhaben beschäftiget gewesen, daß er bisher nur vor sich, auf die Schildkröte und das seichte Wasser geschaut und für die weitere Umgebung keinen Blick übrig behalten hatte.

Jetzt stieß er einen lauten Jubelruf aus, da er vor sich am Ufer, nur wenige Schritte entfernt, einen seiner Mitgefangenen bemerkte, der, wahrscheinlich um nach Austern zu suchen, den schützenden Wald verlassen hatte.

„Welch' glücklicher Zufall! Kommt schnell zu mir herab, Freund! und helft mir diesen Ausreißer da bändigen!“

Ehe aber Bernard dieses Verlangen noch ausgesprochen hatte, war jener Mann, bemerkend, um was es sich hier handle, schon an seine Seite geeilt und vereint bemühten sich nun beide Männer, das mächtige Thier zu ergreifen und auf den Rücken zu legen.

Was Bernard allein nicht zu bewerkstelligen vermochte, gelang ihren vereinten Kräften.

Vorsichtig den Kopf des Thieres vermeidend, faßten sie es bei den kurzen Füßen, stemmten sich gewaltig gegen dessen wuchtigen Körper, schoben dasselbe etwas am Ufer hinauf und mit einem plötzlichen Rucke es auf

einer Seite emporhebend, gelang es ihnen, dasselbe umzuwenden und au den Rücken zu werfen.

„Nun zapple nur zu, Bestie!" rief der zu so gelegener Stunde erschienene Helfer, indem er sich mit seiner großen Hand die schweißtriefendes Stirne abwischte. — „Jetzt kannst du uns nimmer entkommen und mußt deinen naseweisen Besuch am Lande mit deinem Fleische bezahlen!"

Beide Männer bemühten sich nun, das Thier am Ufer hinauf zu ziehen. Dies war indessen nicht so leicht auszuführen. Die Hitze war zu groß, um länger währende Anstrengungen zu erlauben.

Erschöpft und im höchsten Grade ermattet, wie sich beide Männer nach wenigen Augenblicken fühlten, kamen sie daher überein, das Thier, welches sie auf seinem Rückenschilde wenigstens so weit fortgeschleift hatten, daß die züngelnden Wogen dasselbe nicht mehr zu erreichen vermochten, einstweilen am Ufer liegen zu lassen, und es später, vor wiederkehrender Fluth, mit Hülfe einiger Kameraden daselbst abzuholen.

Während die Beiden nun das Thier sich selbst überließen, möglichst schnell dem Walde zueilten, erzählte Bernard seinem Gefährten, auf welche Art er von der Anwesenheit dieses köstlichen Wildprets Kenntniß erhalten, wie sein junger Bruder, der dort unter den Bananen seiner warte, die Schildkröte überrascht und wie er deren Eier erbeutet habe.

„Eine ausgiebige Hülfe in unserer Fleischnoth, in der That!" entgegnete der Andere — „die ganze Colonie erhält mit dem Fleisch und Fett dieser Bestie eine prächtige und gesunde Mahlzeit! — Ich muß mich aber jetzt nur über uns Alle wundern, daß keiner bisher dieser Nahrungsquelle gedachte. Giebt es doch genug solcher Amphibien in diesen Meeren!"

„Das mag sein; aber ohne ein Boot zu besitzen ist für uns das Meer nicht vorhanden, und auf diese Insel ist, wenigstens seit wir sie bewohnen, keines dieser Thiere gekommen."

„Das hat auch seinen guten Grund! Nur in den Monaten April und Mai kommen die Weibchen an's Land, um dort ihre Eier in den Sand zu legen und sie dann durch dessen Gluthhitze ausbrüten zu lassen. Daß jetzt noch, in so vorgeschrittener Jahreszeit, eine Schildkröte zu gleichem Zwecke das Trockene suchte, ist ein abnormer Zufall, dem wir aber immerhin dankbar sein dürfen. Hätten wir indessen überhaupt dieser Thiere gedacht, so hätte es vielleicht doch ein Mittel gegeben, ihrer selbst im Meere habhaft zu werden!"

Die Beiden hatten nun den Wald erreicht, fanden nach wenigen Schritten Adelen, die im Schatten einer riesigen Banane der Rückkehr ihres Geliebten geharrt, und ließen sich sofort, erschöpft und in Schweiß ge-

badet, an der Seite des schönen Mädchens nieder, um sich etwas zu erholen und auszuruhen, ehe sie ihre Hütten aufsuchten.

„Ihr scheint mit den Schikdkröten und deren Lebensweise sehr vertraut zu sein, Kamerad?" fragte Bernard seinen Gefährten, nachdem er Adelen mitgetheilt hatte, auf welche Art sie sich den Besitz der Schildkröte gesichert hatten.

„Allerdings!' — entgegnete jener, ein ehemaliger Handelsmann aus Toulon. „Ich hatte in meiner Jugend Gelegenheit, auf vielfachen Reisen diese Meere und deren Bewohner ziemlich genau kennen zu lernen. Was ich darüber nicht selbst erfahren, wurde mir durch Seeleute meiner Bekanntschaft mitgetheilt, so daß ich mehr als irgend ein Anderer diese Küsten und Inseln, deren Vegetation und deren Thierleben kenne."

„Und fürchtet Ihr denn nicht" — mischte sich jetzt Adele in das Gespräch — „daß die alleingelassene Schildkröte Euch noch entfliehen könne?"

„Gewiß nicht, mein Junge! — Einmal auf den Rücken gewendet, helfen dem Thiere all' seine Anstrengungen, wieder auf die Füße zu kommen, zu Nichts; die schweren Schilde hemmen seine Bewegungen, die kurzen Füße lassen es nirgend Halt gewinnen. Es bleibt unserer Schildkröte schon nichts Anderes übrig, als ruhig zu warten, bis wir ihr den Garaus machen."

„Wenn Ihr aber lange damit wartet, so wird das arme Thier auf dem trockenen Sande verschmachten, in der schrecklichen Sonnengluth braten. Ihr solltet doch Mitleid mit ihm haben und es nicht allzu lange leiden lassen!" sagte Adele wieder, indem ihre Worte fast wie ein leiser Vorwurf klangen.

„Ach, was der Bursche mitleidig mit der Bestie ist! He — aber mit uns hättest Du kein Bedauern, wenn wir jetzt, in dieser Hitze, das Thier nach Hause schleppen sollten! Indessen sind die Schildkröten nicht so gar sehr empfindlich und vom Verschmachten und Braten kann bei ihnen schon gar keine Rede sein. Es wird wenige Thiere geben, die ein so außerordentliches Vermögen besitzen, ihr Leben trotz Mangel an Allem lange zu fristen, wie die Schildkröten. Wißt Ihr denn, wie man diese Thiere von hier aus den Tafeln der europäischen Feinschmecker zuführt? He? — Nicht wahr, dies wißt Ihr nicht! Nun, ich will's Euch sagen. Man nagelt sie einfach auf dem Verdecke des Schiffes an, begießt sie täglich einigemale mit Seewasser und bringt sie auf diese Weise nach Verlauf mancher Woche lebend, frisch und gesund nach Europa. Ihr seht also, mein Junge, daß diese Bestien einen starken Puff vertragen können und nicht wegen ein wenig Hitze und Durst gleich zu Grunde gehen!"

„Aber sagt mir nur, Freund, wie man in den Besitz dieser Massen von Schildkröten gelangt, die in aller Herren Länder täglich verspeist werden?" fragte Bernard, dem es nicht unerwünscht war, durch eine belehrende Unterhaltung die so träge schleichende Zeit täuschen zu können.

„Gefangen werden sie, mein Kamerad, gefangen! Freiwillig spazieren diese Bestien nicht die Fallrepstreppe hinauf auf's Verdeck, um sich dort mit den Branken festnageln zu lassen! Möchte ihnen auch etwas schwer werden, dies Hinaufsteigen! — Aber der Arten, ihrer habhaft zu werden, giebt es mehrere. Entweder wartet man ab, bis die Schildkröten-Weibchen, Eier zu legen, an's Land kommen, und behandelt sie dann so, wie wir's so eben mit unserm Patienten gethan. Besonders die Ascensions-Insel ist für diesen Fang ein geeigneter und oft besuchter Ort; denn auf dieser unbewohnten ruhigen Insel feiern die Schildkröten vorzugsweise ihre oft vierzehn Tage dauernden Hochzeiten und kommen dann dorthin zurück, um deren Sande ihre Eier anzuvertrauen. Oder man harpunirt sie, auf eine ähnliche Art, wie man dies mit anderen, großen Seethieren thut. Zu dieser Jagd laufen jährlich von den Antillen, besonders von Portroyal auf Jamaica, eine Masse Boote aus, die stets reich mit Beute beladen zurückkehren. Diese Boote sind klein, nur für zwei Personen bestimmt, und steuern solchen Orten zu, wo die See mit obenauf schwimmendem Seetange überdeckt ist, der den Schildkröten zur Nahrung dient. Die Harpune, deren man sich für diese Thiere bedient, besteht aus einem über 8 Fuß langen, hölzernen Schafte, an dessen einem Ende eine scharfe, starke eiserne Spitze, von etwa 7 Zoll Länge, leicht befestigt ist. Dieser Stachel ist für sich an eine lange Leine fest gemacht, während das Tau, welches mit dem Schafte verbunden ist, um Vieles kürzer ist. Hat der Harpunierer nun eine Schildkröte aufgefunden, so wirft er mit seiner Waffe nach ihr, durchbohrt sie und zieht sofort den Schaft wieder zurück, während der scharfe Stachel, der sich fast augenblicklich von der Stange löst, dem verwundeten Thiere im Rücken bleibt. Mit diesem flieht das Thier und zieht das Boot an der Leine der kleinen Harpune mit sich fort. Das ist dann eine wilde Jagd über die glatte See hin, die indeß niemals lange dauert, da die Schildkröte bald ermattet und verblutet und von den glücklichen Jägern in's Boot gezogen wird. Man nennt diese Jagd Varrer, von Varre, dem Spanischen Namen jener Harpune. — Bei einer dritten Methode, diese Thiere zu fangen, bedient man sich großer, starker Stellnetze, welche man zum Theile mit Seetang füllt. Die nach Nahrung suchenden Thiere verwickeln sich in deren Maschen und da sie nicht sehr lange, ohne Athem zu schöpfen, unter Wasser bleiben können, so findet man

sie beim Heben der Netze darin erstickt. Auf diese Weise werden ebenfalls die Carrelt-Schildkröten gefangen, deren Schilder keinen unwichtigen Handelsartikel für die Antillen bilden. — Nun, meine Freunde, habe ich Euch die verschiedenen Methoden mitgetheilt, deren man sich bedient, die grünen oder Riesen-Schildkröten zu fangen."

„Meinen Dank für Eure Erzählung, Kamerad!" — sagte nun Bernard, als jener seine lange Rede beendet hatte. „Indessen ist, wie mir scheint, keine von diesen Fang-Arten für uns hier anwendbar, und Ihr sagtet doch eben vorher, daß Ihr wohl ein Mittel wüßtet, mit dessen Hülfe wir die Schildkröten auch aus dem Meere uns zur Beute holen könnten."

„Hm — ja, dies sagte ich! Und es verhält sich auch in der That so. Nur gehören dazu gewisse Vorbereitungen, die einige Zeit erfordern. Es ist dies eine sinnreiche Jagd, die ich meine, und sie war früher bei den Eingeborenen der Antillen gebräuchlich. Jetzt wissen wohl nur wenig Menschen mehr darum, und diese Jagd-Methode ist verloren gegangen und verschollen, wie so vieles Andere!" —

„Nun, und in was besteht, oder bestand sie?"

„Kennt Ihr die Remora?" fragte der mittheilsame Gefährte Bernard's zurück.

„Die Remora? — Was ist dies?"

„Ein Fisch, mein Kamerad, ein gar sonderbarer und eigenthümlicher Fisch, der wegen seiner merkwürdigen Eigenschaften schon den Alten als ein wunderbares Thier bekannt war. — Die Remora oder der Sauger ist zwar nur ein kleines Fischchen, vermag sich aber mittels eines an seinem Kopfe befindlichen Schildes, der eine Art von Saug-Apparat enthält, auf das Festeste den größten Gegenständen, Fischen oder Schiffen, anzuhängen und veranlaßte so früher das Märchen, die Schiffe in ihrem Laufe aufhalten zu können; woher sich auch der Name „Schiffshalter" schreibt. Außer dieser seiner Eigenschaft, sich an Allem unlösbar festsaugen zu können, hat dieser Fisch noch das Eigenthümliche, daß er von keinem anderen Thiere berührt, geschweige denn gefressen wird. Er begleitet Tage lang den Hai, den Würger der Meere, spielt um diesen herum oder saugt sich an ihm fest, ohne daß dieser auch nur den Versuch machte, nach ihm zu haschen. — Dieser Remora nun bedienten sich einstmals die Einwohner der Antillen zur Schildkrötenjagd auf eine ähnliche Weise, wie die Jäger des Mittel-Alters den Falken zur Reiherjagd benützten. Sie hielten diesen Fisch, der nicht viel über eine Spanne lang wird, in eigenen Behältern und machten ihn, wenn sie auf die Jagd zogen, mittels einer starken und langen Leine am Boote fest, ohne ihn indessen früher in's Weite zu lassen, ehe sie der erwünschten Beute

ansichtig geworden. Sobald sie nun der Schildkröte auf einige hundert Schritte nahe waren und diese, ihren Feind erblickend, eilig fortzuschwimmen begann, ließen sie die Leine los, die Remora fuhr pfeilschnell auf das fliehende Thier zu und saugte sich fast augenblicklich an ihm fest. Nun ließen die Indianer die Leine ablaufen, so weit sie eben reichte, und folgten mit ihrem Canoe der durch ein an der Leine befindliches, auf dem Wasser schwimmendes Korkholz angedeuteten Richtung der untergetauchten und fliehenden Schildkröte. Auf diese Art verfolgten sie ihr Seewildpret so lange, bis es ermattet war und sie dasselbe mit leichter Mühe mittels der an der Remora befestigten Leine nach sich und dem Lande zu ziehen konnten. Dies kleine Fischchen hält mit so unbegreiflicher Stärke fest, daß auf diese Weise — wie Oviedo erzählt — Schildkröten von solchem Gewichte gefangen wurden, daß sie ein einzelner Mann, und wäre er noch so stark gewesen, nicht forttragen hätte können.*) — Eine solche Remora, deren es in dieser See unzählige giebt, wäre nun leicht gefangen; einer eigentlichen Abrichtung, die bei einem Fische ohnedem nicht statthaft ist, bedarf es ebenfalls nicht, und eben so wenig ist es nothwendig, die Jagd im Boote zu bewerkstelligen, da man ja auch vom Ufer aus die Remora nach sich zeigenden Schildkröten schießen lassen kann und, falls mehrere Männer an der Leine ziehen, nicht nothwendig hat, deren Ermattung abzuwarten, um sie an's Ufer zu ziehen. — Dies war mein Gedanke, bezüglich einer von uns möglich zu machenden Jagd auf Schildkröten!"

---

*) Aus einer Stelle des Lobo scheint zu erhellen, daß in einem weit von den Antillen entfernten Lande derselbe Fisch zu demselben Zwecke benutzt wird. „In Abyssinien," sagt dieser Schriftsteller, „haben die Meer-Schildkröten einen gefährlichen Feind, Sapi genannt, welcher ihnen, wie das Frettchen den Kaninchen, nachstellt. Der Sapi findet sich zwischen den Klippen des Meerufers, ist zwei Palmen lang, hat an dem Halse eine drei Finger breite Schuppe und hält sich mit dieser an den Felsen fest, fast wie ein Blutegel. Die Fischer setzen den Sapi in einen eigenen Behälter mit Seewasser. Sie binden ihn mit einer langen Leine am Schwanze fest. Da, wo sie Schildkröten vermuthen, lassen sie den Sapi los. Dieser greift sofort die Schildkröte an, saugt ihr das Blut aus und läßt sie nimmer wieder los. Hierauf zieht der Fischer die Leine mit dem Sapi und der Schildkröte nach sich."

Nimmt man das Unbestimmte in dieser Beschreibung hinweg, so zeigt das Ansaugen, die große Schuppe am Halse und endlich die, mit der Beschreibung der Schildkröten-Jagd auf den Antillen übereinstimmende Methode der Abyssinier, daß der Sapi höchst wahrscheinlich derselbe Fisch wie die Remora ist, und daß zwei sehr verschiedene und sehr weit auseinander wohnende Menschenracen auf gleiche Erfindungen, und zwar höchst sonderbare Erfindungen, zu gerathen vermögen.

„Auch ich halte dieselbe für leicht ausführbar, Kamerad!“ — rief Bernard, der von der Sorge, den seiner Leitung anvertrauten Colonisten Nahrung zu verschaffen, ganz erfüllt war. — „Mehr noch, ich glaube, mit Hülfe dieses Fischchens ließe sich auch auf andere, größere Fische Jagd machen, und wir könnten damit unseren Genossen eine ausgiebige, immerwährende Nahrungsquelle eröffnen!“

„Da habt Ihr Recht! Und — besser als das ewige gesalzene Fleisch und ranziger Speck sind Schildkröten und Fische jedenfalls. Ich werde trachten, heute Abend noch ein paar dieser Sauger zu fangen!“

„Bravo, Mann! Thut dies. Wir Andern werden unterdessen nicht minder für das Wohl der Colonie besorgt sein, indem wir Seeschwalben fangen. Und so hoffe ich denn zu Gott, daß durch unser Aller vereinte Thätigkeit bald dem Nahrungsmangel, und zwar für immer, abgeholfen sein wird!“

Nach diesen Worten erhob sich Bernard, um mit Adelen seiner Hütte zuzuwandern, während ihr Gefährte noch im Schatten des Waldes zurück blieb, dort die heißen Mittagsstunden zu verträumen.

Es war wieder Abend geworden. Die Sonne neigte sich dem fernen Horizonte zu, dessen Trennungslinie von dem Wasser, da dieses wie der Himmel in rother Gluth strahlten, kaum zu erkennen war.

Bernard und seine Gefährten, erquickt von dem Wasser aus den Cacteen, gestärkt durch den Genuß des Leguanfleisches, der Schildkröten-Eier und der saftigen Waldfrüchte, waren dem Strande zugeeilt, um die dort noch immer auf dem Rücken liegende Schildkröte der ihr zugedachten Bestimmung zuzuführen.

Nachdem sie nun das kräftige Thier mit einigen Schlägen auf den Kopf getödtet hatten, zogen sie es mit einer um dessen vordere Füße geschlungenen Leine vollends den Uferrand herauf und begannen dort die mächtigen Schilder zu lösen und das Fleisch bloß zu legen.

Ein waidgerechter Jäger, der sich unter den Gefangenen befand, hatte es übernommen, das Thier aufzubrechen, und nachdem dies geschehen und der Fleischkoloß im Seewasser, da anderes in genügender Menge nicht vorhanden war, ausgewaschen worden, wurde er in schmale, möglichst gleich große Streifen zerschnitten, deren jeder Deportirte einen erhielt.

Mit dieser köstlichen, für mehrere Tage Nahrung gebenden Beute beladen, zogen die Colonisten dann fröhlich und heiter, wie seit lange nicht

mehr, ihren Hütten zu, um dort das Fleisch sofort zu braten, da sie es in rohem Zustande in diesem Klima unmöglich bis zum nächsten Tage frisch hätten erhalten können.

Währenddessen war die Sonne niedergesunken. Bernard stand vor seiner Hütte und schaute das Verglühen der Abendröthe, das in gewaltigen Zuckungen erfolgende Scheiden zwischen Luft und Wasser, und wie dieses mehr und mehr dunkel und schwer herniedersank und sich mit einer fast schwarzen Linie abhob vom noch rothleuchtenden Horizonte, während sich die Himmelswölbung gegen den Zenith hinauf schon mit Millionen hellstrahlender Gestirne schmückte.

Und nach wenigen Augenblicken, da er begeistert von der Majestät dieser sich rasch folgenden Scenen des hehren Nacht-Anbruches seine Augen senkte vom Himmelsdome auf die in Dunkel gehüllte Erde und auf seine nächste Umgebung, trafen seine Blicke zwei heller strahlende Sterne, als jene oben am tiefblauen Firmamente waren: die Augen seiner Geliebten, und deren volle Arme umschlossen ihn inniger, als die Lüfte die Wasser des Oceans, als die Dunkelheit die ruhebedürftige Erde.

Ein langer, seelenvoller Kuß vereinigte die Lippen der Liebenden, als sie durch rasch näher kommende Schritte und den rothen Schein von Fackeln aufgeschreckt wurden aus dem süßen Taumel seliger Vergessenheit.

Es war der alte Tavernier, der in Begleitung jener fünf anderen Freunde Bernard's kam, die diesem auch auf seinen früheren Streifzügen stets gefolgt waren.

Ihre jetzige Absicht war, ihn zur verabredeten Jagd der Meerschwalben abzuholen.

„Hallo, Kamerad! Auf zur Jagd! — Wir haben keine Zeit mehr zu verlieren, wenn wir das Licht des schon hoch stehenden Mondes auch noch auf dem Rückwege benutzen wollen!" rief Tavernier, indem er aus der Gruppe der seltsam bewaffneten Jäger hervortrat, die, von rothem Gluthscheine übergossen, unweit der Hütte unter Kreppmyrthen und Magnolien hielten, und in dieser grellen Beleuchtung seltsam kontrastirten mit ihrer, theils in duftigen, durchsichtigen Schatten gehüllten, theils vom mildblauen Lichte des Mondes überstrahlten Umgebung, während, gleichsam zur Vermittelung dieses rothen und blauen Lichtes, Miriaden hellglühender Insekten, gleich so viel elektrischen Funken, durch Bäume und Buschwerk schwirrten.

Bernard, von dem Reize dieses Bildes bezaubert, reichte dem Herantretenden stumm seine Rechte, während Adele, die beim Nahen der Männer erschreckt von ihm weggeeilt war, wieder zögernden Schrittes aus dem Dunkel

der Hütte hervorkam, um Bernard den Hut und eine Art Bergstock zu bringen, der, mit einer starken Eisenspitze versehen, von ihm selbst vor einiger Zeit zum Gebrauche bei seinen Gebirgswanderungen angefertigt worden war.

„Ihr seht, ich habe Alles vorbereitet, was zu unserer Jagd nothwendig ist. Da habt Ihr die Hakenstangen, da die Netze und dort die Fackeln. An muthigen Männern, das Wagstück zu unternehmen, ist auch kein Mangel, und nur Euch, den Führer in diesen Felsen-Labyrinthen, erwarten wir noch, um das Werk zu beginnen. Also vorwärts zur Jagd!"

Bei diesen Worten Tavernier's stimmten all' die Jäger mit kräftiger Stimme in den Jagdruf ein und begannen dann eines jener munteren Jägerlieder zu singen, die, allen Nationen eigen, in Cayenne aber wohl noch niemals vernommen worden.

„Geht nur voran, Tavernier! ich will noch mein Messer holen!" rief Bernard, indem er schnell in die Hütte eilte, dort Adele, der er, ihrer Bitte ungeachtet, nicht erlaubte, ihn zu begleiten, nochmals an sein Herz drückte und dann mit dem Versprechen, vor Mitternacht wieder zurück zu sein, eiligen Schrittes seinen Jagdgenossen folgte. — —

Die Luft hatte sich etwas abgekühlt. Die glühende Hitze war mit dem Sonnenbrande entschwunden, die drückende Schwüle, welche den Tag über bleiern über den Gefilden gelegen, hatte etwas nachgelassen, und wenn man die Nacht auch keine kühle nennen konnte, so brachte der mit salziger Feuchtigkeit gesättigte Ostwind doch eine angenehme und belebende Frische mit sich.

Die Menschen fingen an, sich von ihrer Erschlaffung zu erholen; neue Kraft kehrte in die Glieder, neuer Muth in die Herzen zurück, und die Stimmung der sieben Jäger, welche auf dem wenig betretenen Pfad durch den Hochwald schritten, war eine frohe, fast übermüthige, welche man bisher bei den Gefangenen Cayenne's wohl vergeblich gesucht hätte.

Bernard schritt an der Seite Tavernier's seinen Gefährten voraus durch das mächtige Dunkel des Waldes, in welches der Strahl des vollen Mondes nicht zu dringen vermochte und welches nur wenig durch das rothe Licht der Fackeln erhellt wurde.

Bei alledem hätte man dieses Dunkel ein durchsichtiges und klares nennen mögen, da es dem staunenden Auge wohl gestattete, die einzelnen Theile dieser mächtigen Waldwirrniß zu unterscheiden.

Die ungeheuren Stämme der Palmen, Cypressen, immergrünen Eichen und Pekannußbäume ragten gleich Riesenpfeilern gegen den Nachthimmel empor und wurden in einer Höhe von hundert und funfzig bis zweihundert

Fuß von einem undurchdringlichen, fast schwarz erscheinenden Laubdache überwölbt. Zwischen diesen mächtigen Stämmen erhoben sich in ebenso kolossalen Formen die immergrünen Myrthen und Lorbeer-Arten; auf ihren durch das Dunkel glänzenden, silbergrauen, mächtigen Stämmen wiegten sich die runden Häupter der saftig grünen Magnolien mit ihren weißen Riesenblumen im Abendhauche; die stachelige Jucca hob ihren hohen, mit weißen Kelchen geschmückten Blüthenstengel in die Lüfte, und dort, wo das Streiflicht der Fackeln den üppigen Rasen des Bodens traf, blickten tausendfarbige und vielgestaltige Blumen aus dem heimlichen Dunkel unter den Büschen und Sträuchern, welche den Wald nach allen Seiten hin undurchdringlich machten. An den Stämmen der Waldriesen stiegen mächtig starke Weinreben zu der grünen Kuppel empor, schlangen sich von Baum zu Baum, senkten sich wieder, gleich dem Tauwerke eines Schiffes, zu deren Wurzeln herab und boten den zierlichen, blumengeschmückten Schlingpflanzen aller Art, die sich an ihnen hinaufschlängelten, eine Leiter zu den luftigen Höhen, von wo diese — eine fliegende, vom Winde hin und her bewegte Pflanzenwelt — in phantastischen Formen herniederhingen.

Es konnte nichts Imposanteres geben, als den düsteren und zugleich prächtigen Anblick dieses Urwaldes, und die heilige Ruhe, die nun — da das Gezeter und Gekrächze der vielen Papagei-Arten verstummt, da selbst das melancholische Abendlied des glühendrothen Kardinals verhallt war — in diesem Riesendome herrschte, machte den Eindruck des Ganzen noch erhebender und feierlicher. Die Stimmung der nächtlichen Wanderer kam bald in Einklang mit ihrer Umgebung, und als nun die Sänger der Nacht, der Whip-poor-will und der schlanke Spottvogel, das tiefe Schweigen unterbrachen und in den Wipfeln der uralten Bäume ihre süß klagenden Weisen anstimmten: da war keiner unter diesen unglücklichen, vom Schicksale so hart verfolgten Männern, der nicht sanftere und mildere Gefühle in seiner von Haß und Bitterkeit erfüllten Brust erstehen fühlte und mit der Sehnsucht nach der Heimath zugleich den Zauber glücklicher Jugend-Erinnerungen in sich erwachen fühlte.

Erst als die Jäger das Ende des Urwaldes, gegen die Bergwand zu, erreichten, löste sich der mächtige Bann seiner tiefergreifenden Majestät und einzelne Worte wurden wieder zwischen den bis jetzt schweigend dahin Wandelnden gewechselt.

Die Fackeln waren unterdessen niedergebrannt; man hatte deren aber jetzt auch nicht mehr nöthig. Der sich lichtende Wald ließ das Licht des Mondes voll auf den einsamen Pfad fallen. Bald wichen die Bäume gänz-

lich zurück und der Fuß der Jäger betrat die zerklüftete Felsenwelt des Bergabhanges.

Dort ruhten sich die Männer einen Augenblick von ihrer angestrengten Wanderung aus, indem sie sich zwischen stacheligen Yuccas, mächtigen Aloen und zarten Mimosen auf einzelnen Felsblöcken niederließen und einen Blick über die im vollen Mondlicht erglänzenden, grotesken Felsformationen, auf die steil sich erhebende Bergwand warfen.

„Ein prächtiges Licht für unsere Jagd!" sagte Tavernier nach einer Weile, da sie schweigend so dagesessen und ihren Betrachtungen nachgehängt hatten. „Ein prächtiges Licht und eine prächtige Jagd dazu wird's geben — aber wo, zum Donnerwetter, ist denn Eure heitere Laune geblieben, Kameraden? — Ist das eine Jägerstimmung? Schüttelt die Grillen ab, meine Freunde, und verderbt Euch nicht muthwillig diese Stunden des Genusses und der Freiheit, während welcher wir vergessen wollen, daß wir ja doch immer Gefangene und aus der Heimath Verbannte sind!"

Und während dieser alte Mann so sprach und damit seine Gefährten aufzumuntern gedachte, hatte er gerade durch seine Worte der allgemeinen Stimmung Ausdruck gegeben, und sich selbst und seinen Kameraden das, was ihnen fehle, recht klar und anschaulich gemacht.

„Die Freiheit! die Heimath!" — diese beiden Worte von dem irdisch-mächtigsten Klange waren gleich Zündern in die schmerzerfüllten Herzen der Deportirten gefallen und machten die dort verborgenen Gefühle mächtig aufflammen, gewaltig empor lodern.

„Und warum sind wir noch Gefangene? Warum sind wir noch so entfernt von der theuren Heimath?" rief einer dieser Männer mit tief grollender Stimme. „Sind wir nicht fast unbewacht auf dieser Insel? Hat man uns nicht die Flucht fast absichtlich leicht gemacht? Aber der Muth fehlt uns, eine Entweichung zu versuchen, weil sie möglicherweise mißlingen könnte und weil dann unser jetziger erträglicher Zustand in die alte Sklaverei mit ihren unerträglichen Folterqualen umschlagen würde!"

Ein allgemeines Gemurmel, halb Beistimmung ausdrückend, halb Ablehnung des Vorwurfes der Muthlosigkeit, tönte von Mund zu Mund. Nur Bernard und Tavernier blieben still und Ersterer fragte jetzt mit ruhiger Stimme, wie es sein Kamerad denn zu machen gedenke, um die Flucht zu bewerkstelligen.

„Haben wir denn nicht schon hundert Mal darüber gesprochen?" entgegnete dieser. „Haben wir es denn nicht für möglich erkannt, ein Boot zu bauen?"

„Ganz richtig, mein Freund!" sagte Bernard. „Haben wir es aber

nicht auch für unmöglich gefunden, dieses Boot in's Wasser zu setzen? Ja, wenn diese Brandung in Süd und Nord nicht wäre, oder diese entsetzliche Bergwand hier vor uns, fürwahr! längst schon wäre ein Boot gebaut und unsere Flucht bewerkstelligt. Keiner von Euch wünscht sehnlicher, dieses Land zu verlassen, als ich; keiner auch hat mehr Zeit und Mühe geopfert, alle sich etwa dafür bietenden Möglichkeiten aufzusuchen. Ihr wißt, daß ich diese unglückliche Felswand nach allen Richtungen durchforschte, um einen Uebergang gegen die Ostseite zu entdecken, allein vergeblich. Wenn Gott nicht ein Wunder thut, so ist von dieser Insel keine Flucht zu bewerkstelligen!"

Diese Worte Bernard's waren leider nur zu wahr, um eine Entgegnung zuzulassen, zu niederschmetternd, alle Hoffnung vernichtend, um nicht überhaupt jedes Gespräch verstummen zu machen.

Schweigend und trübsinnig blickten die Gefangenen in die vom Mondlichte überflutheten Baumwipfel unter sich, bis Bernard, um den Gedanken eine andere Richtung zu geben, Tavernier aufforderte, nun mitzutheilen, wie sie sich bei der beginnenden Jagd zu verhalten hätten.

„Schon aus den Vorbereitungen, die ich getroffen habe, Kameraden, könnt Ihr die Art und Weise der uns erwartenden Jagd entnehmen!" sagte Tavernier, indem er zugleich eine lange Stange, ein Netz und eine Fackel, welche Gegenstände er bis jetzt, gleich wie es seine Gefährten gethan, auf dem Rücken getragen hatte, vorzeigte. „Diese acht Fuß langen Stangen, zu welchen ich möglichst biegsame Baumzweige verwendete und deren Ende ich, wie Ihr seht, mit einem stark gekrümmten Eisenhaken versehen, dienen dazu, die kleinen Teufelchen, welche wir in den Höhlungen und Löchern der Felsen finden werden, hervorzuziehen. Diese Netze, welche ich aus Bast und Lianen zusammengeflochten habe, wird je Einer von uns vor diese Höhlen halten, während ein Anderer mittelst der Hakenstangen die jungen Vögelchen über die glatten Felskanten hinunter in sie hineinschiebt. Und da wir keine Hunde haben, deren man sich auf Guadeloupe gewöhnlich zum Aufspüren der Teufelchen bedient, und doch auch nicht jede Höhlung und jedes Felsloch untersuchen können, ob und in welcher Anzahl es von den Vögelchen bewohnt ist, so habe ich hier aus Kautschuck und Maisstroh Fackeln verfertigt, welche wir erst anzünden, wenn wir in der Höhe dort oben, wo sich, wie es scheint, die meisten Höhlungen befinden, angelangt sind und mit deren hellem Scheine wir sofort die alten, über ihre Brut wachenden Meerschwalben aufscheuchen, welche dann — wie Ihr sehen werdet — geblendet von dem starken Lichte, betäubt von dem Harzgeruche und dem Qualme der Fackeln, wie toll und besessen um die Felsen streichen und uns selbst ihre

Nester verrathen werden. — Was mich betrifft, so habe ich schon manche solche Jagd mitgemacht und kenne alle den Erfolg sichernden Handgriffe genau; Ihr Andern wißt nun ebenfalls, um was es sich handelt, und braucht überdies nur meinem Beispiele zu folgen. Das Schwierige und Gefahrvolle dabei bleibt der Weg zu den Nestern, welche sich die Teufelchen, so dumm sie immerhin sein mögen, doch stets an möglichst unzugänglichen Stellen bauen. Es wird daher gut sein, Kameraden, wenn Ihr Eure Stangen und Netze wieder auf den Rücken bindet, damit Ihr beim Erklimmen der Felsen die Hände frei habt und durch nichts in Euren Bewegungen gehemmt seid!"

Die Jäger befolgten sofort den Rath Tavernier's, die Fang-Geräthschaften wurden auf dem Rücken befestigt und, von Bernard geführt, machte sich nun die kleine Schaar abermals auf den Weg.

Lautlos und schweigend, jedes unnöthige Geräusch vermeidend, gleich Schatten der Unterwelt, folgten diese rüstigen Männer dem voranschreitenden Bernard über wüstes, zertrümmertes Felsland, in weiten Bogenlinien gegen die Höhe des Berges hinansteigend.

Es war ein Bild unheimlicher Oede, das sich ihren Blicken darbot. Halbverwitterte Lavaschichten, Basaltsäulen, zerrissene Felsformationen zeigten sich überall vor ihnen, und weit zurück ließen sie bald die letzten Spuren von Vegetation, da selbst die Cacteen und Aloen, welche weiter unten zwischen den Felstrümmern wucherten, nach und nach seltener wurden und endlich ganz verschwanden.

Jetzt mußten sie über einen mächtig breiten Strom alter Lava hinüber, der aus einer Seitenschlucht herab sich in's Thal senkte; jetzt stellten sich ihrem weiteren Vordringen ungeheure, in fast lothrechten Schichten aufgethürmte Massen derselben Substanz entgegen, welche sie nur mit unsäglichen Anstrengungen zu erklimmen vermochten; nun mußten sie über scharfes, zersplittertes Steingerölle hinweg auf Händen und Füßen einen steilen Abhang hinaufkriechen, und jetzt wieder war es eine, wenn auch schmale, doch unermeßlich tiefe Schlucht, welche ihren Weg sperrte und über die sie, mit der Gefahr vor Augen, von der entgegengesetzten Seite abzugleiten und in die gräuliche Tiefe zu stürzen, springen mußten.

Das klare Licht des Mondes erlaubte den Jägern zwar auf den kleinen Plateaus hin, oder über die hell erleuchteten Berghänge hinauf, ungefährdet ihren Weg zu finden, aber wenn sie in eine von steilen Wänden gebildete Schlucht kamen oder zwischen gigantischen Felsblöcken hindurch, deren undurchdringliche Schatten den gefährlichen Boden verhüllte, ihre Bahn verfolgen mußten, dann war es in Nacht und Dunkelheit einzig und

allein Bernard, der seine Gefährten aus diesen Gefahr und Tod dräuenden Felslabyrinthen zu führen vermochte, da er auf früheren Wanderungen diese Partie des Gebirges schon durchstreift hatte und bei seinem guten Orientirungsvermögen auch in der Dunkelheit den Pfad zu finden wußte.

Höher und höher stiegen die muthigen Jäger die Bergwand hinauf. In Schlangenwindungen fortschreitend, um vorspringende Felsecken herum, über Abhänge hinunter, an steilen Bergwänden empor, durch Schluchten und Erdrisse, über Steingerölle und ausgebrannte Felszerklüftungen, folgten sie ihrer Bahn, deren Ziel, die von den Teufelchen bewohnten Felslöcher, noch hoch über ihnen in die Nacht hineinragte und ihrer Anstrengungen, es zu erreichen, zu spotten schien.

Nach einer halbstündigen Wanderung etwa, als die muthigen Jäger eben aus einer tief dunklen Schlucht empor auf eine kleine mit schwarzen Basalttrümmern übersäete Felshalde gelangt waren, hielt Bernard plötzlich seine Schritte an und bedeutete seinen Gefährten mit kurzen Worten, daß sie hier etwas rasten sollten, ehe sie ihren Weg fortsetzten.

Da die ermüdeten Männer alle wohl damit zufrieden waren, ließen sie sich in dieser traurigen Umgebung, im Angesicht der schwarzen und zerklüfteten Ruinen dieses ausgebrannten Vulkanes, auf Felsblöcke nieder und athmeten mit Wollust die hier schon etwas kühlere und frischere Bergluft ein.

Bernard aber eilte, ohne ein Wort zu sagen, in die Schlucht zurück, welcher sie so eben entstiegen waren, und verschwand in wenigen Augenblicken aus dem Gesichtskreis seiner Gefährten.

Erstaunt schauten diese ihm nach und dann fragenden Blickes einander an.

„Heda! — Wohin eilt Ihr, Bernard?" rief Tavernier von seinem Felssitze aufspringend und dem Entschwundenen verblüfft nachstarrend.

Aber keine Antwort kam auf seine Frage aus dem finsteren Schlund zurück.

„Was zum Teufel ficht den Mann an, daß er uns hier so mir nichts dir nichts verläßt, ohne nur den Grund seines sonderbaren Betragens anzugeben?" brummte Tavernier vor sich hin, als er, vergeblich auf Bernard's Stimme lauschend, vom Eingange der Schlucht zurückgekehrt war.

„Sollte er vielleicht irgend Etwas verloren haben, was er jetzt suchen geht?" meinte Einer der Jäger, indem er nach seinen eigenen Geräthschaften griff, um sich zu überzeugen, ob er selbst Alles beisammen habe.

„Ja wohl, verloren! Dies würde er dann ohne Beleuchtung in der finsteren Schlucht gerade finden können! — Er muß wohl einen anderen Grund haben, aber welchen? — He, Bernard — zum Teufel — Bernard!

So gebt doch wenigstens Antwort, wenn Ihr uns hört!" rief der Alte wieder, indem er neuerdings den Eingang der Schlucht betrat.

Aber auch diesmal erhielt er keine Antwort.

Nur das Echo hallte in langgezogenen Tönen die Frage zurück.

Eine gewisse Unbehaglichkeit hatte sich nachgerade der Gefährten Bernard's bemächtigt. Sie konnten sich den Grund dieser plötzlichen und eiligen Entfernung ihres bisherigen Führers nicht erklären. Ebenso wenig, warum dieser nicht wenigstens ihren Zuruf beantworte.

Da indessen möglicherweise die Stimme Tavernier's in der stark geneigten und vielfache Windungen beschreibenden Schlucht verhallte, ohne zu Bernard's Gehör zu bringen, so harrten sie noch einige Minuten, um dessen Rückkehr zu erwarten und huben dann, als diese nicht erfolgte, mit vereinten Stimmen an, in die Schlucht hinab Bernard's Namen zu rufen.

Mit donnerähnlichem Wiederhall schlugen ihre eigenen Worte zu ihrem Gehör zurück; aber vergeblich lauschten sie auf Bernard's Stimme, vergeblich warteten sie viele Minuten lang seiner Antwort oder seiner Rückkehr; nicht er selbst erschien, nicht seine Stimme ließ sich vernehmen. Alles blieb öde und ruhig und todt um sie her, kein Leben schien in diesen weiten Felsgebieten zu herrschen, als ihr eigenes.

Schweigend kehrten die Männer zu den Felsblöcken zurück, welche sie vor Kurzem verlassen hatten.

Tavernier schritt mit auf dem Rücken verschränkten Armen auf dem kleinen, ebenen Platze vor dem finster drohenden Schlunde auf und ab, von Zeit zu Zeit stehen bleibend, als horche er auf von dort her sich vernehmlich machendes Geräusch.

Eine Viertelstunde verging, ohne daß in der Lage der „Teufelsjäger" wie sie sich vor Kurzem noch im Spaße genannt hatten, irgend eine Veränderung eingetreten wäre.

Bernard war und blieb verschwunden.

Die Unbehaglichkeit der kleinen, auf dem Felsplateau verweilenden Schaar begann sich in Angst und Besorgniß zu verwandeln.

Was auch die Ursache gewesen sein mochte, die Bernard zu einer so plötzlichen Entfernung aus ihrer Mitte veranlaßt hatte, diese Ursache mußte eine schlimme, eine für die Zurückgebliebenen vielleicht, wie für Bernard schreckliche sein, da er seine Kameraden gewiß nicht für so lange Zeit verlassen hätte, ohne ihnen den Grund davon mitzutheilen, wenn er nicht durch dessen Verschweigung ihnen vielleicht unnöthige Furcht hätte ersparen wollen. Daß ihn aber diese Ursache so lange entfernt hielt, schien dafür

zu sprechen, daß eine Gefahr, die er vielleicht befürchtet, wirklich eingetreten sei.

Freilich konnten Bernard's Jagdgefährten nicht enträthseln, welcher Art die diesem drohende oder vielleicht schon umgebende Gefahr sei, daß aber eine solche vorhanden, daran, fürchteten sie, sich keinen Zweifel mehr gestatten zu dürfen.

Dabei fiel es jetzt Manchen von ihnen auf, was sie vorher unbeachtet gelassen hatten, daß Bernard's Aussehen, als er sie verließ, ein verstörtes war, und daß dessen Gesichtszüge den Ausdruck von Befangenheit, wenn nicht von Angst, gezeigt hatten.

Tavernier, der zuerst über Bernard's Betragen einigermaßen erzürnt gewesen, war der Erste, der jetzt seinen Befürchtungen in Betreff ihres Führers Worte lieh und die Ueberzeugung aussprach, daß diesem irgend ein Unglück zugestoßen sein müsse.

Alle diese Männer hatten Bernard seit lange lieb gewonnen, und der Gedanke an eine ihnen unbekannte Gefahr, welcher er zum Theile, vielleicht ihretwegen, ausgesetzt wäre, war ihnen Allen im höchsten Grade peinlich und drückend.

Dies um so mehr, da sie nicht wußten, wie sie ihm in seiner Noth zu Hülfe kommen könnten. Denn wer konnte sagen, wo sich Bernard in diesem Augenblicke befinde? Konnte er nicht, aus irgend einem Grunde zurückkehrend auf dem früher von ihnen Allen beschrittenen Wege, von dem richtigen Pfade abgekommen sein, konnte er sich nicht verirrt haben in dem endlosen Felsenlabyrinthe oder — die Haare standen ihnen bei diesem Gedanken zu Berge — konnte er nicht gar in eine dieser Klüfte und Erdspalten gestürzt, von einem dieser drohend an den Felswänden klebenden, durch irgend einen Zufall losgelösten Lavablocke erschlagen worden sein?

Die Ungewißheit, in der sich diese Männer befanden, der bange Schrecken, den ihnen der Gedanke an Bernard's mögliches Schicksal einflößte, wurden ihnen nachgerade unerträglich.

Sie beschlossen, diesem Zustande um jeden Preis ein Ende zu machen.

Allerdings war Einer und der Andere der Meinung, daß Bernard binnen Kurzem vielleicht ungefährdet zur Stelle zurückkehre, wo er seine Kameraden verlassen habe, und daß dann erst, wenn er diese nicht mehr hier fände, jene Gefahren für ihn eintreten könnten, die sie eben von ihm abzuwenden wünschten.

Die Vertreter dieser Meinung waren ferner der Ansicht, daß Bernard sie vielleicht bloß deshalb verlassen habe, um einen besseren und näheren

Weg nach jenen Felsennestern aufzusuchen, nach welchen sie noch vor Kurzem gestrebt, deren sie aber jetzt beinahe vergessen hatten.

Während diese Männer sich also in Betreff der zu ergreifenden Maßregeln beriethen, war Tavernier wieder zu der Schlucht zurückgekehrt, welche jetzt, da der Mond schon tief am Himmel stand und seine Strahlen nur noch spärlich die Landschaft beleuchteten, noch finsterer und düsterer erschien, als vordem.

Plötzlich glaubte Tavernier ein Geräusch, wie das herannahender Schritte aus der Schlucht herauf zu vernehmen. — Eine freudige Regung durchzuckte ihn, eine schwere Last begann sich von seiner Brust zu lösen.

In größter Spannung den Athem an sich haltend und in die Felsenöffnung hinab lauschend, winkte der alte Mann mit der Hand seinen Gefährten zu, sich stille zu verhalten.

Das ferne, undeutliche Geräusch schien sich zu wiederholen.

„Hallo, da unten! — Seid Ihr's, Bernard?“ rief Tavernier jetzt in den Schlund hinab.

Eine augenblickliche regungslose Stille trat ein.

Dann war es den oben lauschenden Männern, als ob sie einen fernen, halbunterdrückten Schrei vernähmen — ein eigenthümlich knisternder, scharfer Ton hallte durch die Felswindungen — jetzt wiederholte sich, schwächer noch, als vorher, der ferne Schrei — und nun erhob sich ein erst ganz fernes und schwaches, dann durch den Wiederhall immer mehr anwachsendes und näher kommendes Prasseln, Krachen und Schmettern, das endlich gleich dem Donnerruf des jüngsten Tages zu den Ohren der entsetzt von der Schlucht-Mündung zurückprallenden Männer schallte und ihnen das Bersten des Erdinnern zu verkünden schien.

Zugleich mit dem zu unerhörter Stärke anwachsenden Donnergetöse fuhr aus der Schlucht ein eisigkalter, scharfer Luftzug zischend und pfeifend über Tavernier und seine Gefährten hin. — —

Bernard hatte, indem er seine Kameraden zu der steilen Höhe der Felswand führen wollte, welche in Löchern und Höhlungen eine große Zahl jener Meerschwalben barg, zu deren Fange die Jäger ausgezogen waren, einen von ihm schon früher öfters zurückgelegten Weg eingeschlagen, den er zwar niemals völlig bis zu jener Höhe verfolgt hatte, von dem er aber mit Recht annehmen konnte, daß auch die kleine, ihm noch unbekannte Strecke zwischen dem letzten, von ihm früher betretenen Punkte und den Felsennestern durch keine unübersteiglichen Hemmnisse versperrt wäre.

Diese Voraussetzung war nun allerdings auch keine irrige; allein

Bernard, der rüstig und guter Dinge den Jägern vorausgeschritten war und in der Ueberzeugung, daß er den Weg vollkommen genau kenne, mancher kleineren Kennzeichen nicht sonderlich Acht gehabt hatte, fand sich plötzlich zu seiner Bestürzung inmitten eines ihm völlig unbekannten Felslabyrinthes und konnte sich bald nicht mehr verhehlen, daß er diesen Pfad — wenn ein unwegsames Felsgewirre überhaupt so zu nennen war — noch niemals betreten habe.

Bei alledem verließ ihn seine anfängliche Bestürzung bald wieder, da er bedachte, daß er ja auch in dieser Richtung hin die Bergwand erreichen könne und daß auch der von ihm früher eingeschlagene Weg nicht weniger über Felstrümmer und Boden-Einschnitte führe, als der jetzt gewählte. Die nicht mehr sehr ferne Wand vor sich, konnte er den Weg nicht leicht verfehlen, und ebenso wenig zweifelte er, daß die Schwierigkeiten der Bodengestaltung zu überwinden sein dürften.

Als er aber mit seinen Genossen in jene oft erwähnte tiefe Schlucht eingebogen hatte und, in dieser hinschreitend, sich deren Ausgang näherte, kam ihm diese plötzlich wieder bekannt vor. An gewissen einzelnen Merkmalen, an Felstrümmern, die in besonderer Weise geordnet am Boden lagen, erkannte er, daß er diese Schlucht schon besucht haben müsse, und als er, aus deren engen Wänden heraustretend, das kleine Felsplateau vor sich erblickte, ward es ihm mit einemmale klar, daß es dieselbe Schlucht sei, welche er jüngst bei einer von anderer Richtung her unternommenen Bergwanderung betreten habe, daß er aber damals nicht weiter als bis auf jenes Felsplateau gekommen sei, da sich hinter demselben ein schauerlich tiefer und viele Klafter breiter, an seinen Rändern mit Lavamassen überdeckter Erdspalt ausdehne.

Bernard machte sich nun lebhafte Vorwürfe, daß er nicht schon früher, da er des irrig eingeschlagenen Weges ansichtig geworden, seine Kameraden zurückgeführt habe auf den rechten Pfad, denn daß hier ein weiteres Vordringen unmöglich sei, wußte er nur zu gut. Nun hatten sie durch seine Schuld einen weiten und ermüdenden Weg zurück zu machen, um wieder die Bernard bekannte Bahn zu erreichen.

Aergerlich über sich selbst konnte sich Bernard doch nicht entschließen, seine Kameraden von dem begangenen Fehler zu unterrichten, und er beschloß, allein eine Strecke des eben beschrittenen Weges wieder zurück zu gehen, um vielleicht irgend einen Seitenpfad zu finden, der sie dem erstrebten Ziele zuführen könne.

Demzufolge machte er seinen Gefährten den Vorschlag, auf der kleinen Felsfläche etwas zu rasten, und ohne eine Silbe über sein Vorhaben zu

verlieren — da er einerseits hoffte, in wenig Minuten wieder zurück zu sein, andererseits aber seinen Kameraden keine unnöthige Sorge verursachen wollte — bog er wieder in die dunkel dräuende Felsschlucht ein und durchmaß sie mit eiligen Schritten.

Er war in schnellem Abwärtsschreiten so rasch weiter gekommen durch die mannigfachen Windungen dieser zerrissenen Klüfte, daß er schon jenseits derselben durch einen von Basaltsäulen gebildeten, schauerlichen Hohlweg schritt, als Tavernier oben an der Schluchtmündung seinen Namen in diese hinab rief, und obgleich ihm dieser Ruf undeutlich und schwach nur vernehmlich ward, so hielt er doch einen Augenblick seine Schritte an und rief zurück, daß er binnem Kurzem wieder bei seinen Gefährten sein werde.

Bernard's Stimme verhallte aber in den vielen Rissen und Gängen des zerklüfteten Berges, ohne zu dem Gehör Jener zu gelangen, die oben auf der Felsebene sehnsüchtig seiner Antwort harrten.

Nach allen Seiten um sich spähend, mochte Bernard vielleicht fünf Minuten auf dem früheren Wege zurückgeeilt sein, als er zu seiner Linken, das ist auf der Seite der Bergwand, einen Lavastrom bemerkte, der sich, von der Höhe des Berges herabfallend, mit einer anderen Lavaschicht vereinigte, auf welcher Bernard, seit er die Schlucht verlassen, fortgeschritten war.

Diese seitwärts zur Höhe führende Bahn hatte Bernard beim früheren Bergansteigen nicht bemerkt oder darauf nicht besonders geachtet; da er ihrer aber jetzt ansichtig wurde, stieß er einen Freudenruf aus, denn auf dieser Lavaschicht, die sich ohne große Krümmungen in mächtig breitem Strom hinauf zur Höhe zog, hoffte er die Nester der Teufelchen ohne große Schwierigkeiten erreichen zu können.

Um sich davon zu überzeugen betrat er den neuen Pfad und schritt eilig auf ihm fort, bis er eine Stelle erreicht hatte, von wo er den Lavastrom in allerdings ziemlich steiler, aber vollkommen gerader Richtung an der Seite der völlig lothrechten Wand emporsteigen sah, so daß er nicht länger zweifeln konnte, endlich den zum Ziele führenden Weg gefunden zu haben.

Sofort kehrte Bernard zurück, um seinen Kameraden den Grund seiner Entfernung mitzutheilen und sie auf den glücklich entdeckten Weg zu führen.

Darüber mochte wohl mehr als eine Viertelstunde verflossen sein, als Bernard sich wieder der Schlucht näherte, auf deren anderer Seite die Kameraden seiner warteten.

Es war dunkler geworden. Der Mond begann sich hinter den Baum-

massen und Höhenzügen des Festlandes zu verbergen. Das Sternenlicht des südlichen Himmels reichte zwar hin, den freien Weg über die Felsen und an den offenen Berghängen hin genügend zu erhellen, aber auf dem tiefen Grunde zwischen den steilen, zerrissenen Felswänden der Schlucht herrschte völlige Nacht und Finsterniß.

Nur langsam und vorsichtig, oft die Richtung mit den Händen suchend und dabei so manches Mal an Felstrümmer und vorspringende Ecken sich stoßend, konnte Bernard vorwärts schreiten.

Auf seinem früheren Durchschreiten der Schlucht hatten er und seine Gefährten sich auf deren linker Seite gehalten, da diese durch den Reflex des die oberen Theile der Wand hell bestrahlenden Mondlichtes minder dunkel war, als die entgegengesetzte Seite.

Aus dem gleichen Grunde hatte er zuerst beim Hinabgehen die nämliche Seite gewählt, obgleich gerade auf dieser der Weg sehr durch herabgestürzte Felsblöcke und Bodenunebenheiten erschwert war.

Jetzt aber, beim abermaligen Hinaufsteigen, waren alle Theile des tiefen Schlundes gleich finster, und da er zuerst bemerkt zu haben glaubte, daß die rechte Seite des steilen Pfades weniger mit Felstrümmern überdeckt sei, als die linke, so suchte er auf dieser hin die nicht mehr sehr lange Strecke bis zum Ausgang der Schlucht zurückzulegen.

Er mochte ungefähr den dritten Theil dieser Strecke zurückgelegt haben, als er plötzlich, eben um einen Felsvorsprung biegend, einen scharfen, eisigkalten Lufthauch über sich hinströmen fühlte.

Wenn es auch immerhin auf der Höhe des Berges und in dieser unheimlichen Schlucht kühler war, als unten im Thale und am Seegestade, so war diese scheinbare und für die durch verzehrende Hitze so viel leidenden Deportirten so ungemein erquickende Kühle doch nur eine sehr relative, da eine Temperatur von 23 oder 24 Grad R., wie sie an jenem Abende hier oben herrschte, den Bewohnern der gemäßigten Zone gewiß nicht kühl erschienen wäre.

Der Luftstrom, der jetzt über Bernard hinsauste, war aber so entschieden eisig kalt, daß er selbst einem Bewohner des nördlichen Sibiriens Frösteln und Zähneklappern verursacht hätte. Um so mehr mußte er diese Wirkung auf Bernard hervorbringen, der sich plötzlich aus einer Temperatur von + 24 Grad R. in eine solche von — 5 oder 6 Grad versetzt fühlte.

Sein Körper schauerte gewaltsam in sich zusammen. Sein Athem stockte fast unter der Wirkung dieser schneidenden Kälte. Seine Glieder bebten und schlotterten und unwillkürlich blieb er stehen.

Ueberrascht, erschreckt fast, wandte Bernard seine Blicke nach jener

Richtung, woher der Eishauch wehte. In der allgemeinen Dunkelheit konnte er natürlich nichts erkennen. Er streckte seine bebenden Hände aus, um sich zu orientiren, aber dies Alles mehr in einer unbewußten Regung, als indem er einem leitenden Gedanken folgte. Denn eine Art von schreckhaftem Grauen hatte sich seiner bei diesem so unerwarteten und so unerklärlichem Zufall bemächtigt.

Indem er, der vorantastenden Hand folgend, bald an der Seite der rechts die Schlucht begränzenden Felswand anlangte, bemerkte er, daß diese hier plötzlich zurückwich, daß sie eine nicht sehr große Nische bildete und daß in dieser wieder eine mit scharfen Kanten eingerissene, etwa mannshohe und vielleicht eben so breite Oeffnung sich befand, aus welcher dieser eisige Lufthauch strömte.

Dies Alles war das Werk eines Augenblicks, und fast in demselben Momente, ehe Bernard noch von seinem Staunen sich erholen konnte, tönte vom oberen Eingange der Schlucht her jener Ruf Tavernier's, dessen Worte aber Bernard nicht verständlich wurden, da sie mit tiefem Grollen und Dröhnen hundertfältig von den Wänden und Felsvorsprüngen wiederhallten.

Ein Brausen und Sausen, aus allen Ecken und Winkeln tönend, hinauf und hinab in der grausigen Schlucht, erhob sich dabei um Bernard, so daß dieser, einigermaßen erschreckt, darin kaum mehr die Wirkung des Echo's zu erkennen vermochte.

Aber es war auch mehr als das bloße Echo.

Ueber Bernard's Haupt krachte und knisterte es, als ob die überhängenden Felsen bersten wollten.

Von einer unbestimmten Furcht erfaßt, war Bernard gegen die Felsnische zurückgesprungen, indem er unwillkürlich einen Schrei des Schreckens ausstieß.

Drückend, als wäre sie von unsichtbaren Gewalten zusammen gepreßt, lag dabei die wärmere Luft der Außenwelt auf ihm, während zur Seite, tief aus dem Innern der Erde, eisiger Hauch ihn umwehte.

Es war Bernard zu Muthe, als läge er in einem wüsten Fiebertraum. Seiner Anstrengungen ungeachtet konnte er in diesem Momente — und es war nur ein kurzer Moment, da sich Alles dies ereignete — einer Gedanken noch nicht völlig Herr werden. Die tiefe, völlig undurchdringliche Dunkelheit, die ihn umgab, die unbegreiflich kalte Luft, dazu das Heulen und Brausen, das Knirschen und Knistern, das ihn, wie ein Wald von unheimlichen Tönen, von allen Seiten umstarrte und bedrückte; dies

Alles verwirrte seinen sonst so klaren Geist, so daß er in einem stumpfen Schrecken dem Kommenden entgegen harrte.

Und es kam — es kam mit der Schnelle der Fallkraft, es kam mit der Wucht der Bergstürze, es kam mit dem Schrecken des Weltunterganges.

Stärker und schärfer knisterten die Felsen über Bernard's Haupte. Es war ihm, als erdrückte ihn die niederpressende Luft.

Mit einem zweiten, ängstlicheren und bangeren Schrei drückte er sich an die kalte, mit Eiskrystallen überzogene Felswand der Nische.

Und ehe sein Schrei noch verhallt war, gellte ein greller, markdurchbebender Ton aus der Höhe herab. Ein schneidender, zischender Luftzug fuhr hernieder, eine gewaltige, schwere Masse donnerte diesem nach zur Erde, Staub und Sand, Felsblöcke und Erdtrümmer stürzten von allen Seiten über und um Bernard zusammen, Prasseln und Schmettern schallte durch die wiederhallende Felsschlucht.

Und dann war Alles still, todt und ausgestorben. Nur die Lüfte bebten und wallten noch auf und nieder, endlich beruhigten sich auch diese.

Kein Laut war mehr zu vernehmen, als das leise Rieseln des dem Felssturze nachrollenden Sandes.

„Beim höchsten Gott! dort drinnen hat sich ein schweres Unheil zugetragen!" rief Tavernier, als er und seine Gefährten sich von dem ersten Schrecken über das so plötzlich und unerklärlich aus der Tiefe der Schlucht heraufschallende, donnernde Getöse erholt, als sie sich wieder aufgerichtet hatten von dem Felsboden, auf den sie der aus der Schlucht heraufströmende, gewaltige Windhauch geworfen hatte.

„Ein Felsblock muß sich gelöst haben! Die Wand muß eingestürzt sein!" riefen die Männer in wilder Hast durcheinander, während sie sich um den Eingang der Schlucht drängten und entsetzten Blickes hinabstarrten in die schwarze, eben noch vom Donner erfüllte, jetzt so unheimlich stille Oede.

„Was es auch gewesen sei, wir müssen trachten, das grausige Räthsel zu lösen!" rief Tavernier wieder, indem er die auf seinem Rücken befestigte Fackel hervorholte und mit Stahl und Stein Feuer zu schlagen suchte. „Oh, daß die Lösung eine andere, minder gräßliche sein möchte, als ich befürchte!"

Die andern Männer folgten Tavernier's Beispiel und bald loderten die mit großer, rother Flamme brennenden Fackeln auf.

„Ich habe mich nicht getäuscht, es war Bernard's Stimme, welche die beiden Schreie ausgestoßen, es waren seine Schritte, welche ich vor diesen vernommen hatte! Der Unglückliche liegt nun wohl zerschmettert am Grunde dieses entsetzlichen Schlundes. Wäre dem nicht so, so würde er jetzt schon längst ein Lebenszeichen von sich gegeben haben!" sagte Tavernier mit trauriger Stimme, während er, seinen Gefährten voran, dem Eingange der Schlucht zuschritt.

Langsam und schweigend, die Fackeln hoch über ihre Köpfe haltend, den Ausdruck des Schreckens und der Trauer auf ihren Zügen, durchwandelten die sechs Männer, gleich Gespenstern der Mitternacht durch die schwarzen Schatten der düsteren Schlucht gleitend, ihre traurige Bahn. Ueber ihren Häuptern schwebte eine vom rothen Schein der Fackeln getroffene, hellleuchtende Wolke — der diesen entströmende, dichtgeballte Qualm, — und indem die Männer weiter vorschritten, zertheilte sich der zurückbleibende Theil dieser Wolke zu phantastischen Nebel-Gestaltungen, die, langsam zerfließend, an den schroffen, nur spärlich vom Fackelschein gestreiften Wänden hin und her wogten.

Jetzt nahten die schweigsamen Gestalten jener Stelle, an welcher der Felssturz stattgefunden hatte.

Ein mächtiger, wohl drei Klafter im Durchmesser haltender Felsblock, umgeben von einem wirren Haufen Steintrümmer, Erdklumpen und Lavastücken, überzogen zum Theil und umhüllt mit noch immer herniederrieselndem Sand und Staub, versperrte die Schlucht fast vollkommen, so daß nur auf der linken Seite derselben noch ein schmaler Durchgang offen blieb, kaum groß genug, um je zwei Männer zu gleicher Zeit hindurchzulassen.

Die nächtlichen Wanderer hielten ihre Schritte an.

Daß dies die Stelle sei, an welcher der Felssturz niedergegangen, daran war keinen Augenblick zu zweifeln, und ebenso wenig konnten die Freunde Bernard's jetzt noch darüber einem Zweifel Raum geben, daß hier die Grabstätte ihres unglücklichen Kameraden sei.

Das Geschick, welches dem jungen Manne so plötzlichen und entsetzlichen Tod gesendet, hatte zugleich Sorge getragen, seine letzte Ruhestätte mit einem mächtigen, gigantischen Felsmonumente zu bezeichnen.

Traurig umstanden die ernsten Männer dieses Grabmal ihres Freundes. Sie konnten sich nicht mehr der Hoffnung hingeben, daß er dem herniederschmetternden Tode entgangen sei, indem sie Bernard's Stimme in jenem Schreien erkannt hatten, konnten sie auch nicht mehr zweifeln, daß er hier gewesen sei, als der Fels herabstürzte. Dessenungeachtet machten sie noch einen letzten vergeblichen Versuch, ihre traurige Ueberzeugung zu widerlegen,

und riefen, nach allen Seiten hin sich durch die Schlucht und die angrenzenden Felspartien zerstreuend, mit mächtiger Stimme Bernard's Namen.

Aber keine Antwort wurde ihnen auf diesen traurigen, bald in Hoffnungslosigkeit ersterbenden Ruf.

Nur das Echo antwortete, und dieses Echo brachte ihnen sofort die Erklärung der Veranlassung und nächsten Ursache des eben stattgehabten entsetzlichen Ereignisses.

Von ihren Stimmen geweckt, donnerte hundertfältiger Wiederhall von den hohen, zerrissenen und in zahllosen Wendungen sich vor und zurück schiebenden Wänden der Schlucht. Und in diesem, sonst vor jedem von außen einströmenden Luftzuge abgeschlossenen Hohlwege, ward durch die von der Gewalt der Stimmen erzeugten Vibrirung der Lüfte ein und der andere, nur noch lose an den Wänden klebende Stein berührt, gelockert und — indem vielleicht nur ein kleines Sandkörnchen von dessen Stützpunkte fiel — aus dem Gleichgewicht gebracht, so daß er dann krachend und splitternd von der Höhe herabschmetterte.

Die erschreckten Männer, denen unter solchen Umständen der längere Aufenthalt in dieser Grabesschlucht gefährlich und todbringend erschien, sahen nun ein, daß sie selbst es waren, die, durch ihren wiederholten einstimmigen Ruf in die Schlucht hinab, den vielleicht seit Jahren schon gelockerten und zum Verlassen seiner Stelle nur noch eines geringen Anlasses bedürfenden Felsblock von seiner wankenden Unterlage gelöst und in die Tiefe geschmettert hatten. Nicht als ob sie der Ansicht gewesen wären, daß die durch ihre Stimmen erzeugten Luftvibrirungen mächtig genug gewesen seien, einen solchen Felskoloß zum Wanken zu bringen, aber sie waren stark genug gewesen, ein kleineres Felsstückchen zu lösen, diesem waren von der Höhe der Wand herab Sand und Gerölle gefolgt und war dadurch wahrscheinlich dem mächtigen Felsblocke die Unterlage geraubt worden, so daß er nach längerem Hin- und Herschwanken den letzten Halt verlor und in die Tiefe stürzte.

Mochten die Freunde Bernard's nun mit ihrer Erklärung Recht haben oder mochte ein anderer Umstand den Felssturz veranlaßt oder dazu mitgewirkt haben, gleichviel, wie dem sei: die entsetzliche Thatsache ließ sich nicht läugnen, das Geschehene nicht ungeschehen machen — und Bernard mußte, ohne daß man mit Aussicht auf Erfolg auch nur nach seinen Gebeinen hätte suchen können, unter dem Steindenkmale der mörderischen Schlucht gelassen werden.

Nachdem die Freunde des Unglücklichen sich noch einmal im Kreise um den Felsblock gesammelt und — Jeder in seiner Weise — ein Gebet für

den Verblichenen zum Himmel gesandt hatten, traten sie ernst und düster den Heimweg nach ihren Hütten an, die Jagd nach den „Teufelchen" verwünschend, die ihnen ihren treusten Kameraden, dem fernen Vaterlande einen seiner besten Bürger geraubt hatte.

Tiefe Nacht, lautloses Schweigen umgaben Bernard, als er, aus einem Zustande der Betäubung und völliger Bewußtlosigkeit erwachend wieder die Augen aufschlug.

Wie lange er in diesem Zustande gewesen, konnte er sich nicht klar machen, ebensowenig wie er sich während der ersten Momente des wiedererwachten Lebens zu erinnern vermochte, wie er in diese Lage gekommen, oder zu enträthseln, wo er sich befände.

Das Gefühl einer eisigen Kälte, die ihn durchschauerte und seine Glieder in ihren starren Banden hielt, war der erste Eindruck, der sich in ihm geltend machte.

Mit diesem Kältegefühl kam die Erinnerung an den eisigen Luftzug zurück, den er vor einer gewissen Frist in der Felsenschlucht verspürte, und an diese Erinnerung reihten sich sofort andere, so daß er bald ein völlig klares Bild seines Thuns und Fühlens bis zu dem Augenblicke des Felssturzes vor Augen hatte.

Was von diesem Momente an mit ihm geschehen, war ihm vollkommen unbekannt.

Er versuchte, sich nun vom Boden zu erheben. Dies wollte ihm nicht sogleich gelingen, da seine Glieder steif und im Anfange keiner Regung fähig waren. Dabei drückte ihn eine gewisse, nicht unangenehme Mattigkeit, eine schwer zu bekämpfende Schlafsucht nieder, und es bedurfte seiner ganzen Willenskraft und des Bewußtseins, daß er sich in dieser ungemeinen Kälte solcher Mattigkeit nicht hingeben dürfe, ohne verloren zu sein, um seinen Körper zu zwingen, den Schlaf abzuschütteln, die Steifheit der Gliedmaßen zu überwinden, und sich, welche Anstrengungen es auch kosten möge, vom Boden empor zu raffen.

Indem ihm dies endlich gelang und er, aufrecht stehend, mit den Händen herum tastete, um seine Umgebung und den Ort, wo er sich befinde, kennen zu lernen, konnte er seine Arme nicht ganz ausstrecken, ohne zu beiden Seiten und über seinem Haupte an glatte, eiskalte Flächen zu stoßen, und vor sich fühlte er, nur wenige Schritte von sich entfernt, eine zackige, zerrissene Steinmasse.

Er fühlte sich von Felsen und Eiswänden völlig eingeschlossen.

Ein Schauder durchrieselte seinen Körper, als er dessen gewahr wurde. Lebendig begraben! — Entsetzlicher Gedanke, der ihm fast neuerdings das Bewußtsein raubte.

Bernard wußte, daß er gegen die Felsnische zurückgewichen war, als der Druck der zusammengepreßten Luft und ein unbestimmtes Ahnungsgefühl ihn vor der nahenden Gefahr warnten; er wußte, daß aus dieser Nische eine schmale Spalte in einen ihm unbekannten, mit eisiger Luft erfüllten Raum führte, und da er sich nun von solcher Luft umgeben fühlte und vor sich den zackigen Felsblock bemerkte so ward ihm klar, daß dieser, von der Höhe der Wand herniederstürzend, ihn durch den dadurch verursachten Luftdruck zu Boden geschmettert habe und daß er dabei in jenen Raum gefallen sei, aus dem zuerst der kalte Lufthauch strömte.

Wo befand er sich? — Was sollte aus ihm werden? — diese Fragen drängten sich eisiger noch an seine Seele heran, als die kalte Luft an seinen Körper.

Plötzlich erinnerte er sich, daß er sich mindestens über die eine dieser Fragen leicht Aufklärung zu verschaffen vermöge, da er ja eine Fackel sowie Feuerzeug bei sich habe und mit Hülfe dieser beiden Dinge leicht seine Umgebung beleuchten, das Terrain, worauf er sich befand, untersuchen könne.

Ohne noch einen Augenblick zu zögern, schlug er Feuer und entzündete die Fackel.

Dann musterte er seinen Aufenthalt.

Es war in der That so, wie er vermuthet hatte. Vor ihm, gegen die Schlucht zu, lag ein ungeheurer, jeden Ausgang versperrender Felsblock. Zur Rechten und zur Linken bemerkte er niedere, mit Eiskrusten überzogene Steinwände. Der Boden, auf dem er stand, und die zackige Decke, welche fast sein Haupt streifte, waren ebenfalls aus Eis gebildet, oder mit solchem überzogen.

Als er sich umwandte, um auch die letzte Seite einer Besichtigung zu unterwerfen und dabei mit tiefem Grauen befürchtete, auch hier, wenige Schritte vor sich, eine Fels- oder Eiswand zu erblicken, ward er zu seinem freudigen Erstaunen gewahr, daß die beiden Seitenwände, einen langen Gang bildend, so weit er die Dunkelheit durchdringen konnte, in das Innere der Erde fortliefen.

Hier bot sich ihm vielleicht ein Ausweg.

Mit dem Gefühle wiedererwachter Hoffnung die Fackel mächtig schwingend, daß sie in helleren Brand gerathe, eilte er, so schnell ihn seine Füße zu tragen vermochten, in dem Eiskorridor fort, ohne auch nur ein einziges Mal nach dem ihm verschlossenen Weg zur Oberwelt zurückzublicken.

Der Gefühle, die seine Brust durchtobten, waren mannigfaltige. Furcht und Hoffnung, der Gedanke an das Leben und an Adelen und jener an den schrecklichsten Tod und die Trennung von seiner Geliebten, kämpften in seiner Seele um die Oberhand.

Bald aber und je weiter er fortschritt, um so stärker erwachte der alte Muth, der ihn so oft durch Gefahren und Leid getragen, wieder mächtig in seiner Seele, und mit der fast sicheren Ueberzeugung, daß ihn dieser Eisstollen zu einem rettenden Ausgange führen werde, verdoppelte er seine Anstrengungen und beschleunigte seine Schritte, um diesen sobald als möglich zu erreichen.

Was ihn dabei erschreckte, war, daß die Kälte, je weiter er vordrang, um so mehr zuzunehmen schien.

Er mochte vielleicht acht Minuten so fortgeeilt sein, als sich plötzlich die Eiswandungen erweiterten und die Decke sich höher und höher wölbte.

Dabei senkte sich der Boden ziemlich steil abwärts und nur mit äußerster Vorsicht konnte Bernard diesen gletscherartigen Abhang hinabschreiten. An dessen Fuße angekommen, bemerkte er vor sich, so weit das Licht der Fackel den Umkreis erhellte, eine spiegelglatte Fläche — die Eisdecke eines nicht unbeträchtlichen Wasserbeckens.

Ueber seinem Haupte wölbte sich, in Dämmerung verschwimmend, eine ungeheure Crystall-Kuppel, von welcher in den phantastischsten Formen Eisgebilde, im rothen Scheine der Fackel seltsam flimmernd und glänzend, herniederstiegen.

Staunen hemmte Bernard's Schritte. Er glaubte sich in einen Traum versunken und diesen mächtigen Eispalast ein Gebilde seiner Phantasie.

Hier, in einem der heißesten Länder der Erde, im Innern eines in dörrender Hitze glühenden Berges, ein gefrorner See, mit Eiskrusten überzogenes Gestein, und mächtige Schnee- und Eis-Gebilde, wohin sein Auge schaute!

War dies nicht in der That wunderbar genug, um Bernard an der Wirklichkeit des Gesehenen zweifeln zu machen?

Aber er hatte keine Zeit zu langen Betrachtungen.

Seine ungewisse und schreckliche Lage, die Furcht, in diesen Eisgewölben sein Leben beschließen zu müssen, ließen ihn keinen Augenblick ruhen noch rasten.

In geflügelter Eile überschritt er den See. Die Kälte sowohl, welche rasche Bewegungen erforderte, um das Blut in Circulation zu erhalten, wie das Bedürfniß, Gewißheit über sein Schicksal zu erhalten, trieben ihn zu diesem eiligen Schritte, zu diesem alle Hindernisse überspringenden Laufe an.

Bald hatte Bernard die spiegelnde Eisfläche hinter sich. Der Boden hob sich wieder, übereiste Felsgesteine waren über ihn hingestreut und hohe, mit Crystallen überkleidete Wände thürmten sich nach wenigen Schritten vor ihm auf, die ungeheure Eishöhle von allen Seiten begränzend.

Sollte diese Höhle keinen anderen Zugang haben, als jenen, durch welchen Bernard sie erreicht hatte? — dann war er verloren.

Er eilte mit beflügelter Hast an den Vorsprüngen und Einbiegungen der hohen Wände hin, sorgsam das Licht der Fackel nach allen Seiten wendend und in jeden Winkel spähend, ob nicht dort ein verborgener Gang ausmünde.

Lange war sein Forschen vergeblich.

Er hatte jetzt die schmalste Seit der Höhle erreicht. Hier waren, vor tausenden von Jahren vielleicht, die Wasser, welche den See gebildet und welche durch eine unbegreifliche Macht zum plötzlichen Stillstand gebracht und zu Eis verwandelt worden, hereingeströmt in die gewaltige Höhle.

Aus einem dunklen Felsschlunde heraus stürzte sich in mächtigem Bogen ein Wasserfall — gefroren jetzt wie der See unten, gefroren im Sturze, Welle an Welle, wie sie herausgesprudelt aus ihrem schwarzen Bette in lustigem Sprunge, um für ewig zu erstarren.

Bernard hatte in diesem Momente keinen Sinn für dieses wunderbare und prächtige Schauspiel der Natur. Er betrachtete jetzt diesen Eisfall nur von dem praktischen Standpunkte aus, sich seiner zur Flucht aus der Wunderhöhle zu bedienen.

Er versuchte an einer Stelle, wo viele Felstrümmer und Blöcke aus den gefrorenen Wellen hervorragten, mit deren Hülfe die glatte Wölbung zu erklimmen.

Nachdem ihm dies einige Male mißlungen, gelang es ihm endlich, die Höhe des Wasserfalles zu erreichen.

Eine dunkel dräuende Schlucht, deren mit mächtigen Eiswellen überdeckter Boden langsam emporstieg und deren Felsdecke sich immer mehr und mehr senkte, im gleichen Verhältnisse, wie sich die Wände verengten, nahm ihn in ihren finstern Schatten auf.

Nachdem er eine lange Strecke auf dem platten Boden fortgewandelt, glaubte Bernard zu bemerken, daß die Luft weniger kalt sei, als bisher. Der Eiscrystalle an den Wänden waren immer weniger geworden; die Eismassen unter seinen Füßen ließen streckenweise den Felsboden zu Tage treten; Alles kündigte an, daß diese wunderbare Eisregion bald ihr Ende erreiche.

Zu gleicher Zeit aber war die Felsenspatte so enge und niedrig geworden,

daß Bernard nicht mehr aufrecht durch sie fortschreiten konnte. Indem er sich auf die Knie niederließ, versuchte er auf Händen und Füßen weiter zu kriechen. Die Fackel hielt er dabei mit vorgestreckter Hand weit vor sich, um seinen gefährlichen Pfad zu erleuchten.

Nur mit größter Anstrengung konnte er noch vorwärts dringen. Die zackigen Seitenwände scheuerten seinen Körper, die Decke berührte fast seinen Kopf. Er mußte sich nun beinahe flach auf den Boden strecken, und gleich einer Schlange fortkriechen, wenn er diesen Weg überhaupt noch verfolgen wollte und nicht vorzog, zurück zu kehren.

An letzteres dachte Bernard nicht, durfte er nicht denken, denn dort hinter ihm lauerte der Tod in seiner schrecklichsten Gestalt — vor ihm war vielleicht noch Möglichkeit zur Rettung.

Was Bernard besonders in dieser Hoffnung bestärkte und ihn nicht fürchten ließ, daß die Felsspalte sich plötzlich völlig schließen werde, war ein ihm entgegenströmender warmer, aber durchaus nicht dumpfer oder moderiger Lufthauch.

Dieser schien ihm, mit der äußern Atmosphäre in Verbindung stehend, das Ende dieser unterirdischen Höhlungen zu verkündigen.

Bernard hatte sich nicht getäuscht.

Nur wenige Klafter noch zog sich diese enge Spalte fort. Dann erweiterten sich deren Wände wieder, die Decke hob sich — und bald war es wieder ein breiter und geräumiger Felsgang, den Bernard mit völlig aufgerichteter Gestalt durchschreiten konnte.

Die Luft wurde immer wärmer, deren Strömung immer heftiger.

Plötzlich erblickte Bernard, um eine Felsecke biegend, vor sich einen graudämmerigen Schein, welcher, je mehr er auf ihn zueilte, daher größer und heller ward.

Es war das Sternenlicht der Außenwelt, das ihm dort freundlich winkte und das er mit einem lauten Jubelrufe begrüßte.

Nach wenigen Augenblicken hatte Bernard nun das Ende des Ganges erreicht.

Eine große, geräumige Höhle führte ihn auf ihrem etwas steil ansteigenden Boden zur Oberwelt empor.

Mit namenlosem Entzücken warf Bernard seinen ersten Blick, begleitet von einem stillen, aber tiefgefühlten Dankgebete, zu dem sterngeschmückten Himmelsdome empor, und mit nicht minderer Wollust athmete er endlich wieder, der aus dem Grabe Erstandene, die freie, frische Gottesluft der Oberwelt.

Erst nach einer ganzen Weile, während welcher Bernard in stummer Freude wieder das Gefühl des Lebens in sich einsog, richtete er seine Blicke vom Himmelszelte hernieder auf seine nähere Umgebung, um zu erforschen, wo er sich befinde.

Die Höhlen-Mündung, unter der er stand, führte auf ein kleines Felsplateau, welches, nur wenig erhöht über der Thalsohle eines ungeheuer hohen Bergkessels, ziemlich steil in jene abfiel.

Dieser Kessel mochte funfzig Klafter breit und vielleicht doppelt so lang sein, und wurde von senkrechten, schroffen, himmelhohen Felswänden gebildet, die, von allen Seiten steil in die Tiefe fallend, nach keiner Richtung hin einen Ausgang zeigten oder auch nur den Gedanken an die Möglichkeit, sie ersteigen zu können, aufkommen ließen.

Bernard's Haare sträubten sich neuerdings zu Berge, als er mit einem raschen Blicke diesen kahlen und öden, von jeglicher Vegetation entblößten Ort durchforscht hatte, der keinen andern Zugang zu haben schien, als jene Höhlen und Gänge, durch welche er gekommen.

Das Sternenlicht war mächtig genug, diesen Schauerort zu erleuchten und die zackigen Felsblöcke, die vom Grunde auf, gleich Nadeln und Spitzen, in die Höhe starrten, sowie die verwitterten Gesteinsschichten der Wände erblicken zu lassen.

Einen Augenblick war Bernard, niedergeschmettert von diesem Anblick, in sich zusammengesunken. Muthlosigkeit, Verzweiflung drohten seine Seele zu umnachten.

Aber nicht lange dauerte dieser Zustand.

Er riß sich gewaltsam aus dem Banne seiner schreckhaften Befürchtungen empor. — Hatte das Schicksal wirklich beschlossen, ihn zu verderben, auf so grausame, durch die Folter des Hungers und des Verschmachtens tödtende Art zu vernichten, so wollte er wenigstens keinen Versuch unterlassen haben, diesem entsetzlichen Loose zu entfliehen.

Noch immer brannte seine Fackel. Er schwang sie, die Flamme anfachend, durch die Lüfte. Dann versuchte er, das kleine Felsplateau hinabzusteigen.

Nach wenigen Schritten zog er, im höchsten Grade überrascht, seinen erhobenen Fuß zurück.

Was war das? — Durfte er seinen Augen trauen? — Hier, in dem ödesten Thalkessel einer unbewohnten Insel, zeigten sich die Spuren menschlicher Thätigkeit! — In den kahlen Felsen des Plateau-Abhanges waren Stufen — nicht natürliche Absätze — sondern von Menschenhand gemeißelte Stufen erkennbar.

In gerader Linie und in gleichen Zwischenräumen führten sie in den Thalgrund hinab.

Bernard's Staunen wurde noch erhöht, als er an der Seite dieser Steintreppe in den Felsen gegrabene sonderbare Schriftzeichen und rohe Bilder der Gestirne und Mensch- und Thiergestalten erblickte.

Dies war aber noch nicht Alles.

Als Bernard die Stufen hinabgestiegen war und, mit seiner Fackel vor sich her leuchtend, das schmale Thal durchschreiten wollte, hemmte er plötzlich mit einem nicht zu unterdrückenden Ausruf der Verwunderung seine Schritte und schaute starren Blickes auf einen vor ihm befindlichen Gegenstand.

Im flackernden, rothen Lichte seiner Fackel zeigte sich, nur wenige Schritte von Bernard entfernt, ein kolossaler, roh zugehauener Felsblock, auf welchem Piedestale ein eben so scheußliches wie fratzenhaftes Götzenbild von immenser Größe und unbeschreiblich anwidernder Gestalt thronte.

Vor diesem abscheulichen Steinbilde befand sich ein ungefähr mannshoher, trogartig ausgehöhlter Granitblock, dessen Bestimmung als Opferstein, seiner Gestalt nach, wie im Hinblicke auf die großen, dunklen Blutflecke und Streifen, die seine Seiten bedeckten, nicht zu verkennen war.

Ein breites, blitzendes Messer lehnte an einer der Kanten dieses Steines.

Wäre man noch im Zweifel gewesen über die Bedeutung von Stein und Messer, so hätte ein Blick auf den Boden in der nächsten Umgebung des Götzenbildes hingereicht, jede Ungewißheit darüber zu beseitigen.

Der Felsboden und die darauf umherliegenden Blöcke waren mit menschlichen Gebeinen und Todtenköpfen, zum Theile in symmetrischen Reihen geordnet, überdeckt.

Bernard schauerte bei dem Gedanken, daß hier an dieser Stelle, vor vielleicht nicht gar zu langer Zeit, Menschenopfer stattgefunden.

Daß dem so sei, durfte er nicht zweifeln; und da er verschiedener Erzählungen und Sagen über die Teufelsinsel und deren frühere Benutzung von Seite der Caraiben gedachte, so gelangte er zu der Ueberzeugung, daß das vor ihm aus Nacht und Dunkel dräuende Götzenbild die Bildsäule des Teufels, des furchtbaren Hyrouke sein müsse.

An dem Piedestale dieses Teufelsbildes lehnten einige goldene, langhalsige Opferkrüge, mehrere Schalen von gleichem Metall und andere derartige Geräthschaften.

So eilig Bernard auch gewesen und so sehr es ihm darum zu thun war, den Felskessel in allen Richtungen nach einem zweiten Ausgange zu durchsuchen, so war doch der ihm so unerwartet gebotene Anblick der Teufels-

bildsäule ein zu sonderbarer und überraschender, als daß er nicht längere Zeit verweilt hätte, um ihn in sich aufzunehmen.

Endlich gedachte er wieder seines hülflosen Zustandes und der Nothwendigkeit, Alles aufzubieten, diesem ein Ende zu machen.

Er ging daher, ohne länger zu säumen, nach der, jenem Höhlenausgange entgegengesetzten Seite des Kessels, und begann dort mit der sorgfältigsten Aufmerksamkeit die Felswände zu durchforschen.

Während Bernard dies that, schien die Bildsäule des Teufels plötzlich Leben zu bekommen.

Ein leises Knistern und Knirschen ließ sich von dort her vernehmen.

Bernard, gänzlich mit der Lösung seiner Aufgabe beschäftigt, vernahm weder dieses, noch wurde er eines dunklen Schattens gewahr, der sich in der Nähe der Bildsäule regte und dann von dieser sich loszulösen schien.

Dieser dunkle Schatten umkreiste langsam und oft Minuten lang still stehend das Teufelsbild, sichtbarlich immer bemüht, sich auf jener Seite desselben zu halten, auf der auch, in weiterer Entfernung, Bernard sich befand.

Zwei feurige Augen folgten jeder Bewegung des jungen Mannes.

Plötzlich stieß dieser einen lauten, vielfachen Wiederhall weckenden Jubelschrei aus.

Er hatte entdeckt, was er suchte. Freudigen Blickes schaute er auf einen, wie es schien, von Menschenhand in den Felsen gehauenen oder mindestens erweiterten Höhleneingang, der, hinter einem breit vorstehenden Felsblocke sich bergend, in einen die östliche Seite des Berges durchschneidenden Gang zu führen schien.

Mit raschem Blick erkannte Bernard, daß ihn dieser Gang nicht nur nothwendiger Weise aus diesen einsamen Höhlen- und Felsenlabyrinthen führen müsse, sondern daß auch wahrscheinlich — sofern er sich nicht in der Richtung der bis jetzt durchschrittenen Höhlungen geirrt habe — jenseits dieses Felsganges das Ostufer der Insel sich befinde, daß er also auf diese Weise endlich sein so lange angestrebtes Ziel, wenn nicht über den Berg, so doch durch denselben erreichen könne.

Forschenden Blickes schaute er in den Gang hinein. Wenn ihn nicht Alles täuschte, so mußte dieser sehr gerade und kurz sein; denn in nicht zu großer Entfernung glaubte er dessen Ende zu gewahren und die Sterne des östlichen Horizonts durch eine entgegengesetzte Oeffnung schimmern zu sehen.

Auch war es ihm, als vernähme er das donnernde Rauschen der Brandung.

In dem Momente, als Bernard völlig in den Felsgang treten wollte und noch einmal einen Blick zurückwarf gegen die Bildsäule des Teufels, sprang aus deren Schatten eine schwarze, beinahe völlig nackte Gestalt und durchmaß lautlos und mit flüchtigem Schritte den schmalen, sie von Bernard trennenden Raum.

Bernard war nichts weniger als furchtsam. Aber so plötzlich, so durchaus unerwartet war in dieser schaurig öden Umgebung die gespenstische Erscheinung vor seinem starren Blicke aufgetaucht, daß er in der ersten schreckähnlichen Ueberraschung einen lauten Schrei ausstieß und seinen Händen die leuchtende Fackel entgleiten ließ, welche zischend und qualmend auf dem glatten Felsen verlöschte.

Völlige Dunkelheit herrschte um Bernard unter dem Schatten des vorspringenden Felsblockes.

Sein Schreckensschrei wurde fast im nämlichen Augenblicke von einem laut gellenden Rufe beantwortet, welchen die schwarze Gestalt ausgestoßen, und der eben so gut ein Klagegeheul, einen Freudenschrei oder das Kriegsgeschrei der Indianer bedeuten konnte.

Dann sah Bernard, keine Spanne weit von sich entfernt, zwei feurige Augen aus dem Dunkel hervortreten — die Umrisse einer mächtigen Gestalt lösten sich aus der Finsterniß — der heiße Athem dieses Wesens streifte Bernard's Stirne.

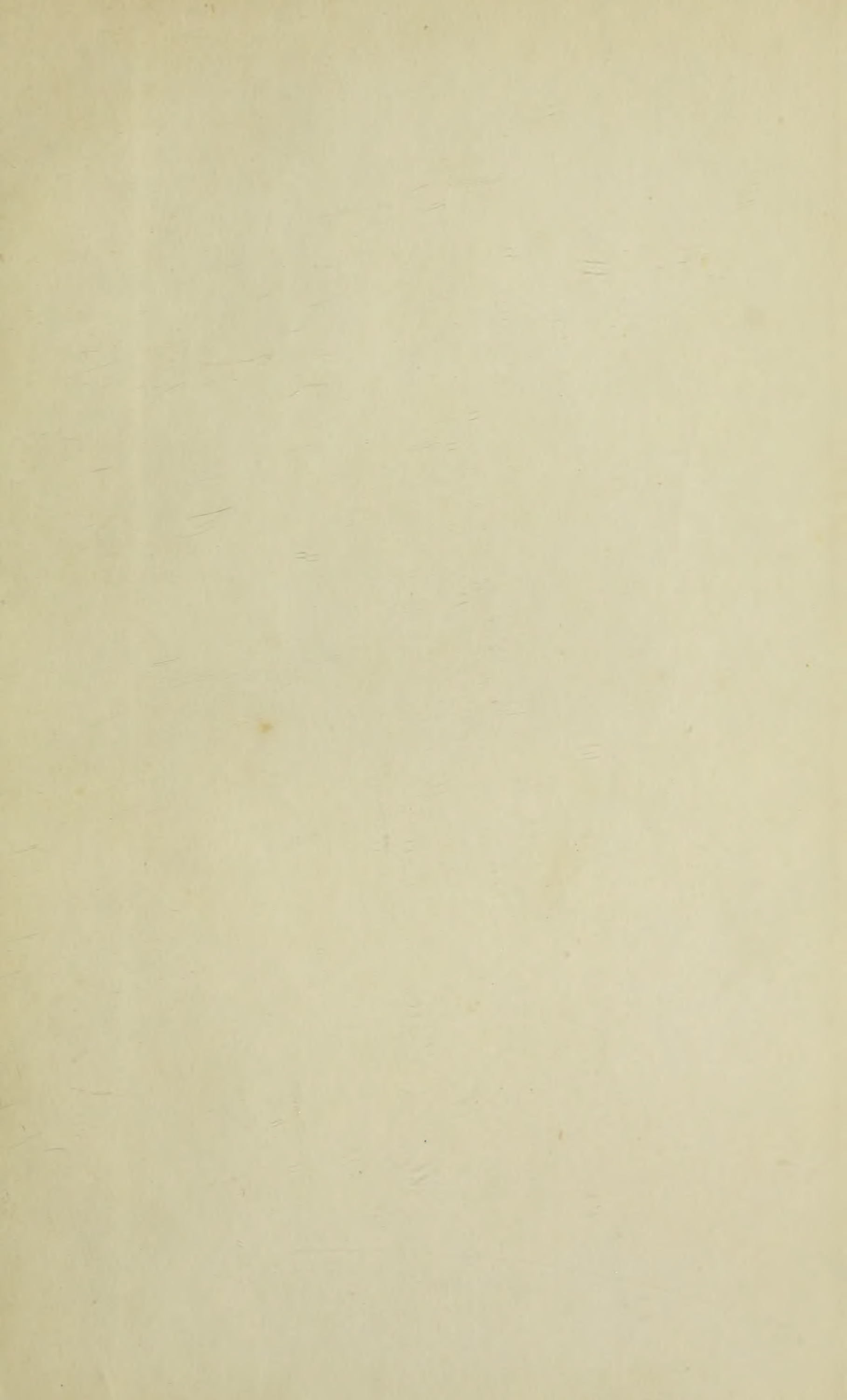
Von einem unbestimmten Grauen erfaßt, entwand sich Bernard der nach ihm greifenden Hand des Schwarzen und entfloh mit geflügelten Schritten in die Finsterniß des Felsganges hinein.

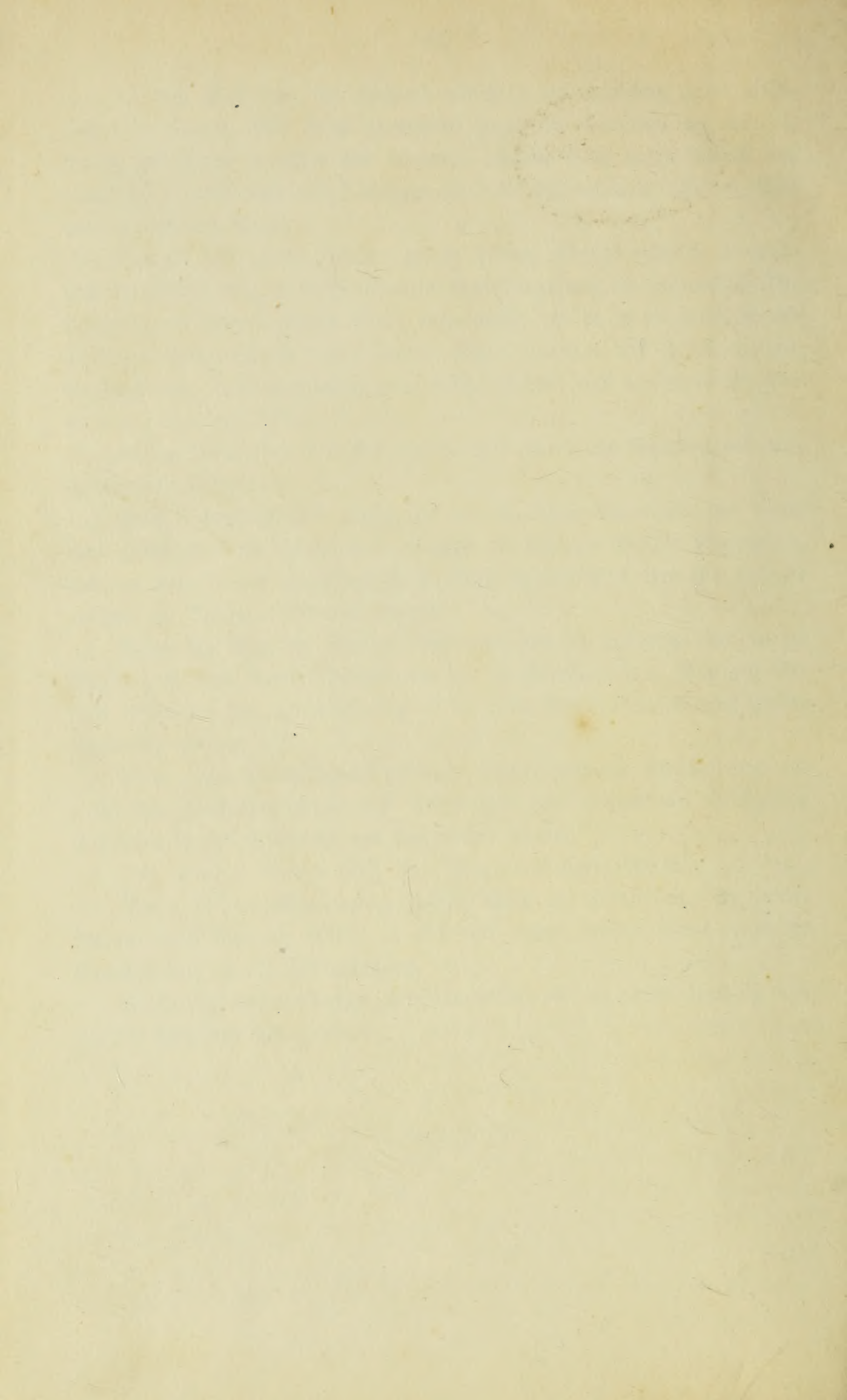
Die schwarze Gestalt hielt einen Augenblick überrascht an.

Dann blitzten ihre weißen Zähne durch die Dunkelheit, ihr lautes Lachen durchtönte die Stille — und mit einem raschen Satze folgte sie Bernard nach in die Felsenhöhlung. —

Finsterniß und Schweigen herrschte wieder in dem tiefen Felskessel und um die Bildsäule des Teufels.








KARL TAFERNER
Hietzing No 50

